SIEBENBÜRGER WOCHENBLATT (1849-1944: KRONSTÄDTER ZEITUNG).(HRSG.: JOHANN GÖTT.) 1848…

Digitized by Google

Josef Kolbe

Digitized by Google

D ALT=

Digitized by Google

Josef Kolbe

Digitized by Google

D ALT-

Digitized by Google

Josef Kolbe

Digitized by Google

D ALT=

Digitized by Google

Blätter

für **Josef Kolbe**

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 1. **Montag den 3. Januar** **1848.**

Die Aeolsharfe auf dem Brodfeld.

Eine Vision in der Neujahrsnacht.

Es schweigt im Busen das Herz der Natur
Und ist so finster und kalt,
Und schaurig des Winters tödtende Spur
An Leichensteinen wiederhallt,
Und bang aus des Lenzes Jubelaccorden
Ist nun ein dumpfes Grablied geworden. —

Und in die Trauerweisen stöhnt
Die Windsbraut ihr rasendes Lied;
Sie schüttelt ergrimmt, daß sie laut erdröhnt,
An des Eises Kette Glied für Glied,
Und zeigt an derselben mit Furcht und Bangen
Den schaffenden Aem der Natur uns gefangen. —

Und auf das Brodfeld ein magischer Traum
Den begeisterten Sänger führt;
Da glänzt ihm entgegen ein Sternensaum
Eine Harfe, mit Eichenlaub geziert;
Und golden schäumen durch Blumenbogen
Des Feldes duftige Aehrenwogen.

Und es lebet und webet und strebet der Geist
Des Sommers in tausend Gestalten;
Wohin auch der Blick, der freudige, kreist:
Er steht nur Pracht sich entfalten!
Und aus des Winters Leichengewand
Urplötzlich Sommer und Lenz erstand. — —

Und es bleibt vor des Lebens unendlichem Buch
Der Sänger verwundert stehn —
„Wo ist des Winters Gradestuch,
„Das jetzt nur mein wachendes Auge gesehn?
„Ein Dämon sucht, ich möchte drauf schwören,
„Mir eiligst Sinn und Verstand zu bethören." —

Und wie es noch lauscht sein gieriges Ohr,
Ob Niemand das Räthsel ihm löst,
Schnell aus dem Eichlaub es blitzt empor
Und elektrisch durch Äste und Wurzeln stößt;
Und es wagt in des Feldes goldkörnigem Segen
Kein Blättchen sich mehr, kein Halm zu bewegen. —

Und in die betende Stille braust
Aus der Harfe ein deutsches Lied — —
Ha! wie es gewaltig die Eiche durchsaust!
Ha! wie es durch Mark und Bein mir glüht!
Und den Erdball erfüllt mit vulkanischem Beben,
Als wollte es kühn aus den Angeln ihn heben!! —

Und süß aus dem himmlischen Wunderbau
Spricht also die Laute mich an:
„Es hat sich für den Brooser Gau
„Eine neue Welt nun aufgethan! —
„Und aus des Winters schweren Banden
Ist siegend der Lenz des Gesetzes erstanden!"

Da glühte mein Auge, da pochte mein Herz
In seliger Wonne und Lust! —
Ich rieß ihn heraus den brennenden Schmerz,
Der lange durchstach meine deutsche Brust,
Und Thränen, die jetzt noch mein Auge netzen
Sie dankten dem Throne, den Landesgesetzen! —

Und was die Saiten der Laute schwang,
Es war nicht die Woge der Luft — —
Es war der Ahnen Geistersang,
Emporgetaucht aus der Todtengruft! —
Und immer noch mahnt uns ihr Ruf aus der Erde:
Gebt Acht! daß nicht wieder es Winter werde! " —

J. F. Geltch.

NATIONAL-BIBLIOTHEK WIEN

Digitized by Google

Wohlfeile Geschichtsbilder fürs deutsche Volk in Siebenbürgen.

Der Preißliche Verein für Siebenbürgische Landeskunde hat für ein Volksthümliche Geschichte unseres Sachsenvolkes einen Preis ausgeschrieben. Bis jetzt ist sie jedoch nicht gelöst worden. Kein Wunder! denn die Aufgabe ist schwer wegen der Auswahl, Darstellung und Sprache. Mit der Zeit wird sich hoffentlich auch für dieses wünschenswerthe Geschäft der geschichtliche Kopf, das deutsche Herz und die geeignete Feder finden: alle drei Erfordernisse in Einer Person vereinigt, worin aber die Hauptschwierigkeit liegen mag.

Dieses Verfahren des Vereines spricht aber sehr nachdrücklich für nachstehenden Plan zur Herausgabe wohlfeiler Geschichtsbilder fürs deutsche Volk in Siebenbürgen. Durch diese Preisaufgabe nemlich hat der Verein anerkannt, daß es heilsam und wünschenswerth sei, wenn wir Sachsen unsere Geschichte wüßten, fühlten und liebten. Der Verein also hält Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse für ein Volksbedürfniß! Von eben dieser Ansicht wird der Verein bei Stellung dieser Aufgabe sicherlich ausgegangen sein. Wie aber dieser Vorschlag gemacht wurde, ging er sogleich durch, und dieses ist mir merkwürdig erschienen. Bei einigen Aufgaben nämlich, die ebenfalls gestellt worden, entschied sich zwar die Annahme ebenfalls leicht, jedoch durch Mehrheit der Stimmen, gezählt oder nicht gezählt. Wieder bei anderen entschied die Minderheit, bei andern sogar Einzelne, deren Ansehen und in sie gesetztes Vertrauen hinlänglich wog, um die Schaale sogleich sinken zu machen. Alles in der Ordnung! denn im Geisterreich sind numerische Abstimmungen, curiatim oder viritim, immer mißliche. In Geistesgebieten nämlich legen die Stimmenden nicht wie sonst durch die Verschiedenheit ihrer Einsicht auch ein verschiedenes Gewicht ein: der Eine einen Zentner, der Andere nur ein Loth, und doch haben Beide, im juridischen Sinne, eine gleiche Stimme. Darin nun aber war mir die Annahme des Vorschlages zu einer Volksgeschichte eben merkwürdig, daß es dabei weder eine Minderheit, noch eine Mehrheit gab, nicht einmal ein Häuflein unentschiedener Fledermäuse, sondern Alle — sage Alle — sprachen sich zugleich dafür aus, ohne Geplänkel, sogar ohne Redseligkeit. Es geschah auf einmal! Die Hunderte waren Ein Herz, Ein Mund und darin das gleiche Wort: Es sei!! —

Diese Erscheinung, je näher man sie betrachtet, um so erfreulicher wird sie. Denn, fragt man nach diesem Verein? Wer ist er? Des hierländischen deutschen Volkes Blüthe, dessen hellste Köpfe, dessen wärmste Herzen, die dazu eine offene Hand haben: nicht blos Wissende, sondern auch Liebende, nicht blos Liebende, sondern auch Wissende. Der Verein ist also ein von selbst angeschossener Volkskrystall, ein Mikrokosmus, eine Repräsentative, eine aus dem Volke wie aus dem Grunde des Meeres herauf geschwommene Perlenmuschel. Wenn also, folgere ich, von einem Vereine solcher Männer ein Geschichtsbuch fürs sächsische Volk einmüthig beantragt worden ist; so muß die gestellte Aufgabe aus klaren und warmen Ueberzeugungen ihrer Nothwendigkeit hervorgegangen sein. Die Geister der Verstorbenen wollen aus den Gräbern herauf beschworen werden, um neuerdings Platz zu nehmen wirksam unter den Lebenden. Fürwahr, in den geschichtlichen Erinnerungen, in den Anschauungen der Vergangenheit ruht die Macht, die jetzt Bekümmerten zu trösten, dem kurzen Athem Luft zu geben, um uns jugendfrisch zu erheben. Denn in allen Kriegs- und Friedenszeiten ist durch unsre ganze Geschichte immerfort das Golschnürchen des Gefühls der Menschenwürde wenn auch oft in sehr hartes Gestein eingesprengt. Kein Blatt in unserer Volksgeschichte ist ohne linea. Denn am Baume unseres Volkslebens brach Fürstentreue, Bürgerthum, ebis Verfassung und Uebung freien Denkens in immer neuen Knospen hervor, wenn gleich Frost und Hitze von außen eben so oft auf das entsprossene Leben, als Sonnenstich und Reif tödtlich fiel, sie abstreifte und fallen machte. Das Bürgerthum hat sich in unserem Volk ein Gewächs ausersehen, das die zäheste Natur beweisen hat. Vieles Ungemach, viele Widerwärtigkeiten hat dieser Baum überwunden und wenn selbst Aeste abgehauen wurden, trieb der Stamm auch der Wurzel ein neues, ersprießendes, junges Leben hervor. Mögen Unglücksvögel auch jetzt, wie vor Jahrhunderten, nahen Untergang verkündigen, diese falsche Propheten werden von ihrem Zweiglein, auf dem sie heiser mit gestrecktem Halse krächzen, fallen, maustodt, aber der Baum wird fortleben, wie er fortgelebt hat, als daßelbe Lied nun verstummte Raben sangen. Es spricht aus ihnen, was sie unehret, Zaghaftigkeit und Kurzsicht. Sie machen aber auch andere muthlos und arbeiten darum, wenn auch unbewußt an der schmählichen Uebergabe der Festung, die sie doch lieber sollten vertheidigen helfen: denn Muth verloren, Alles verloren! Wer jedoch lieber den Tod erleidet, als die Waffen streckt, kann nicht überwunden werden. Darum fahre fort, Zion, ehrlich treu und frei: Gott verläßt den Deutschen nicht! —

Weil nun die vom Verein gestellte Aufgabe eines geschichtlichen Volkbuches für Sachsen noch nicht gelöst ist, und vor Erscheinung des Codex diplomaticus auch

Digitized by Google

schwerlich gelöst werden wird; so mag ein Nebenmittel zur geschichtlichen Erwärmung des Volkes, wie deren hier eins vorgeschlagen wird, nicht unbeachtet auf die Seite gelegt werden. Sei das Volksbuch auch schon fertig, so fährt ein Kahn mit zwei Rudern doch schneller als mit einem, und kann man ein Segel noch aufstecken, so geht es um so geschwinder. Bis also das beantragte Volksbuch erscheinet, oder selbst für den Fall, wenn es schon erschienen ist, bringe ich bescheidentlich die Herausgabe von wohlfeilen Geschichtsbildern für das sächsische Volk hiemit in Vorschlag, in der Meinung, auch sie würden auf dasselbe Ziel steuern, welches das beantragte Volksbuch erreichen zu sollen die wahrscheinliche Bestimmung hat.

Ich schlage Bilder vor, aber recht wohlfeile. Denn was theuer ist, hat das Loos, nur Wenigen in die Hände zu kommen. Alle Erziehungsmittel aber müssen niedere Preise haben, damit sie von Vielen, wenn möglich von Allen benutzt werden können. Vermögliche Leute sind zu betrachten wie Gesunde, die des Arztes nicht bedürfen. Den andern aber, welche mittellos sind, den mit und ohne Schuld Armen, soll auch hierdurch das Evangelium gepredigt werden, oder die frohe Botschaft, daß unter uns Sachsen, Arme und Reiche, Vornehme und Geringe Glieder desselben Leibes, und Kinder einer gleichen Mutter sind.

Ein solches Bild, wie ichs meine, koste also wenig, kaum etwas mehr als gar nichts. Fänden sich freilich Volksfreunde, die ihrer Seits ein Vergnügen sich draus machten, hiebei die Seligkeit des Gebens zu schmecken; so könnten solche Bildchen auch gar nichts kosten. Hier wird doch die Hoffnung auf Geldeinbuß frei herausgesagt, während manch andre Versprechungen auf Gewinst aus dem Topf der spätern Erfahrung nur Nieten ziehen. Im Grunde hat Keiner von uns etwas zu verschwenden, was er nicht zu seines Volkes Nöthen besser anwenden könnte. Es betrachte sich nur Keiner von uns, als Robinson auf einer Insel, sondern als Glied einer Kette, die durch die Eltern mit der Vergangenheit, und durch Kinder mit der Zukunft zusammenhängt. Leiblich aber auch geistig! Denn selbst der, welcher keine fleischerne Kinder hinterläßt, kann Gesinnung, Lehre, Wissen vererben. Diese Verbindung mit der Zukunft hat im Leben eines Volkes Kraft und Wirkung. Wer daher auch als Hagestolz an der leiblichen Fortdauer seines Volkes nicht arbeitet, kann durch geistige Zeugung Kinder haben, die seinen Stamm erhalten. Wollten daher z. B. einige junge Herrn einiger edelhaften Ziererbengelei fürs Gemeinwohl entsagen, wie dem täglichen Tragen von Glace-Handschuh, die nur solche tragen mögen, die Geschwüre an den Händen haben, oder denen durch die Poren französisches Leimwasser dringt: wollten unsre Weiber andere Lappalien, wie z. B. den noch eckelhaftern Steißröcken entsagen oder den Reifröcken, die keine Jungfern schon um des Verdachtes willen, tragen sollten; so käme schon ein beispringendes Geld zur allgemeinen Wohlfahrt heraus, ohne sich Bedürfnisse in Bitterkeit versagt zu haben. Schon höher steht der Mann; der, wohlthätiger Zwecke wegen, Muth hat, in der älteren Mode mit dem Rocke zurückzubleiben, so lange er ganz ist: und achtungswerther ist das Frauenzimmer, wenn es sein Hochzeitskleid abträgt, ohne es, nach einem halben Jahre schon, einer Trödlerin auf den Arm zu hängen. Aber Muth gehört dazu und der gebührt den Männern, besonders wenn sie Bärte tragen: Liebe zu Mann und Kind gehört beim Weibe dazu, um sich über das Naserümpfen der Klatschweiber durch ein gutes Bewußtsein hinüber zu setzen, zumal wenn sie affectirt, ihre Bestimmung, d. i. wogende Brust, wo Gott in der Mutterliebe dem Säugling ein Polster gebettet hat, ungescheut zur Schau tragen. Solche Geber und Geberinnen, die aus Versagungen, um höherer Zwecke willen, Geld erübrigen für die Armen, die sie für eignes Blut halten, verschaffen sich hierdurch einen Lohn, die Veredlung: denn solche Erziehungsmittel üben in der Selbstbeherrschung, welche der Anfang der Lebensweisheit ist. Wer vollends selbst Bequemlichkeiten und Gewohnheiten entsagt, um durch Ersparung sein Volk lieben zu können, vor dem und vor der, ihr Herrn, zieht den Hut ab. Du aber Diogenes lösche nun die Laterne aus! Du hast Menschen gefunden! Strömte einmal die Gesinnung des Zeitgeistes in solcher Richtung; so hüpfe und klatsche dann, Armuth und Elend du warst es und wirst es nicht mehr sein! Es braucht aber keines so pathetischen Anlaufes, keines so großen Opfers dieses Bilderwesen, und die Kosten sind leichter als man meint, erschwungen. Wer aber weder im Großen noch im Kleinen etwas für Hebung der Volksgesinnung thun oder leiden mag, dem zürne ich deswegen doch nicht: denn er ist Patient, und bedarf selbst noch der Arzneimittel. —

Um aber die Möglichkeit der Wohlfeilheit solcher Bilder darzuthun, können dazu folgende eingeholte Erkundigungen dienen. Wenn die Auflage aus 1000 Exemplaren besteht, so kostet:

	W. W.
a.) Die Zeichnung angenommenermaßen	5 fl.
b.) Der Druck des Bildes nach Erkundigung	5 fl.
c.) Das Papier pr ½ Bogen Nro. 1	6 fl.
d.) Auf verschiedene Sachen	40 kr.
Zusammen	16 fl. 40 kr.

Digitized by Google

Diese 16 fl. 40 kr. machen 1000 Kreuzer, also beträgt das einzelne Bild für sich einen einzigen Kreuzer Papiergeld.

Nun sind noch die Unkosten des Textes übrig:

	W. W.
a) Der Satz des Textes, nur ungefähr	5 fl.
b.) Druck des Satzes nach Analogie	6 fl.
c.) Das Uebrige wie bei Kostenüberschlägen gewöhnlich, Versendung u. s. w.	5 fl. 40 kr.
Zusammen	16 fl. 40 kr.

Diese 16 fl. 40 kr. machen wieder 1000 Kr. W. W. und erhöhen also die Kosten des einzelnen Bildes auf 2 kr. W. W. Die ganze Geschichte, wenn sie ein einzelner ex propriis allein trüge, was ich jedoch Niemanden anmuthen mag, beträgt also 33 fl. 20 kr. W. W.

Die Hälfte der Bilder könnte, vor dem Verkaufen, illuminirt werden. Gummigutti, Waschblau ꝛc. ꝛc. ist wohlfeil und auch gut genug dazu. Die andere Hälfte der Bilder, die ausgegeben würden, ohne illuminirt worden zu sein, fiele den Kindern zur Illuminirung heim. Ein Freund von mir und zugleich ein Freund der guten Sache, der so was aus Erfahrung beurtheilen kann, berechnet die Illuminirung per Stück hoffentlich doch zu hoch, ebenfalls zu 1 Kreuzer W. W. Sollte es in unsrer Kinderwelt so viel Patriotismus sich nicht finden, daß sie es um ½ kr. thäten? Uebung im Großen macht doch geschwinde und hurtig! Es käme demnach ein illuminirtes Bild sammt Text auf 1 kr. C. M. oder mit den Absatzkosten 1 Groschen W. W. zu stehen. — Tausend Exemplare sind nicht viel. Werden mehr gedruckt, also etwa 2000 oder 3000, so stellt sich der Preis viel tiefer. Lieber Leser oder Leserin, berechne dies dir selbst zu deines Herzens Freude! —

Mir freilich sind die Volksbilder auch so noch theuer genug. Stärbe es in meiner Macht, so müßten sie noch wohlfeiler werden. Denn darauf ist los zu arbeiten, daß der Allerärmste unter uns sich diese Bilder kaufen kann. Ist das Glück so günstig, der Sache Sympathien zu erwecken, so klebt nach einigen Jahren an jeder Thüre ein solches Bild, im Haus, im Stall ꝛc. ꝛc. meinetwegen auch anderswo noch, wo man gewöhnlich zu Betrachtungen mehr als sonst geneigt ist. Bilder, wo sie hängen, was sie darstellen, reizen zur Anschauung — der Text kommt hiermit der Erklärung zu Hülfe, und nach und nach wenn auf allen Wegen uns solche Bilder begegnen, sammelt sich selbst der Müssiggang und die Langeweile einen Schatz historischer Kenntnisse aus seines Volkes Leben, ohne es beabsichtigt zu haben. Erscheint dann endlich das ersehnte Volksbuch, das der Verein für Landeskunde beabsichtiget, und wird gelesen, so reihen sich an den Faden dieser Geschichte alle diese Bilder wie Perlen an. Jeder dieser einzelnen bildlichen Darstellung weist dann die Erzählung des Volksbuches, welches der Verein ausgeschrieben hat, den geschichtlichen Zusammenhang an, und verwebt sie mit Erwägung der Ursachen und Folgen zu einem belebten Ganzen. Diese Bildchen aus der Kindheit schon angeschaut verbreiten dann mit ihrer Farbenmischung aus der mythischen Kinderwelt zauberhaften Liebreiz und Mährchenduft darüber, wie Morgenduft auf Thautropfen.

Papier ist zu haben, versteht sich um Geld. Die lythographische Presse wird pressen. Das Alles und sonst noch wird sich leicht machen. Aber mit den Zeichenkünstlern wird man sein Kreuz haben. Denn diese geben ihre Kunst zu gemeinen Bildern ungern her. Sie fürchten sowohl sich, als ihre Kunst gemein zu machen oder zu entweihen, wenn nicht ein goldener Rahmen ihre Arbeit ehrt. Es käme aber viel darauf an, wenn diese Herren auch die andere Seite des sogenannten Gemeinmachens betrachten wollen. Die Zeichenkunst ist allerdings eine göttliche Kunst, das meine ich auch, aber warum? weil sie eine allgemeine Wirkung hat; wie Musik, daher von allem Volk verstanden wird, von Türken und Tartaren, von geschulten Leuten und von ungeschulten. Sie Beide sind Menschenkunst und Menschenlust, ohne Nationalität, ein Gut der Menschheit, ein Weltgut. Wollen die Zeichner im Lande der Sachsen ihre Kunst in dieser göttlichen Art und Bestimmung treiben, so mögen sie sich in den allgemeinsten Dienst begeben, und durch Hebung eines Volkes der großen Menschheit dienen. Der Meister wird den Meister auch im Rohen sogar erkennen. Selbst in Studien offenbart sich der Genius.

Der Zeichner aber solcher Bilder hat zweierlei Aufgaben. Er soll erstlich eine gegebene Geschichte in die Scene für sich, als Bild setzen und kann zweitens dieselbe auch ausführen, nämlich das zuvor im Kopf empfangene Bild nun auch auf das Papier bringen. Ueber Beides nur wenige Worte. Zuerst über die Auffassung. Ich verstehe darunter denjenigen Moment, wo sich eine Begebenheit charakteristisch darstellt. Denn die Zeichenkunst kann eine Handlung nur als einen Moment, als einen Augenblick darstellen. Diesen charakteristischen Augenblick, der die ganze Begebenheit symbolisch repräsentirt, nenne ich Moment der Auffassung. Die erste Aufgabe des Zeichners wäre also, aus einer gegebenen Geschichte das Moment sich zu denken. Es ist dies die poetische Seite ihrer Aufgabe.

Digitized by Google

Das Original ist vor aller Zeichnung zuvor nur auf der Netzhaut der Phantasie. Von diesem dem Künstlerauge allein anschaubaren Urbild copirt es nun, als Abbild davon, die künstlerische Hand.

Da diese Unternehmung nur als Volkssache gelingen kann, zur Volkssache aber nur dadurch wird und sich gestaltet, wenn die Bilder wohlfeil sind; so dürfen schon aus diesem Grunde nur wenige Personen in den Bildern erscheinen. Die Auffassung eines bezeichnenden Momentes ist hiedurch zwar dem Künstler in idealer Hinsicht erschwert, aber die Ausführung des Bildes in technischer Hinsicht erleichtert. Letztere macht unter den Bedingungen der Wohlfeilheit keinen Anspruch auf Vollendung. Federzeichnungen werden uns genügen müssen. Ueberdies ist die Hermannstädter Lithographie auf keinen andern Druck eingerichtet. Zeichnungen in anderer Manier bleiben vermuthlich pium desiderium. Sonst könnte man seine Zuflucht auch nach Klausenburg, Pesth und Wien nehmen. Anfangs wenigstens genügen also auch Federzeichnungen. Der Text darunter gedruckt, ist hingegen ganz in unserer Gewalt, und sie ersetzt, was der Zeichnung etwa fehlt. Freilich wäre besser besser— aber man muß auch hier, um nicht über der Berathschlagung die That zu versäumen, genügsam sein, und die liebe Nationaleitelkeit auf der Seite lassen — also nicht mehr wollen, als man kann. Nur die Correctheit der Zeichnung ist sehr wünschenswerth. Hierin dürfte grob nicht gefehlt sein. Aber auch hierinnen nur mäßige Forderungen! Sind sie, wenn auch etwa nur so gut gezeichnet, wie in den Jahrmarktsbuden die gewöhnlichen Soldatenbilder, so genüge es — wenigstens vor der Hand. Manches Gute ununterbleibt, weil man nur Besseres will.

Den Preis für eine einzelne Zeichnung 5 fl. W. W. habe ich allerdings gering, aber nur aus Achtung für die Künstler nicht höher angenommen. Ich rechne auch blos die technische Arbeit, und die dazu verwendete Zeit. Dazu nur einen halben Tag. Solcher halben Täge werden sich wenn die sonstige Klage über geringe Beschäftigung gegründet ist, bei ihnen in einem Jahre doch wohl 2, 3 oder 4 finden. Größere Opfer verlangen wir nicht. Geht auch das tägliche Brot voraus, so wird ein Liebhaber dieses Volkes, das auch dieses tägliche Brot gibt, so viel Zeit für die Poesie in der Prosa des sonstigen Broterwerbs finden. Hiemit soll aber kein Senfpflaster auf theilnamlose Seelen gelegt werden, sondern ein Zeichner gibt sich hiedurch für sich und seine Kunst die Weihe, je mehr er lucida intervalla der Uneigennützigkeit, des Gemeinsinnes und der idealen Lebensansicht er im betäubenden Werktagsleben hat. Diese Volksbilder werden überdies auch dem Künstler in sogenannter reeller Hinsicht nützen. Denn sie werden manche intressante Begebenheit aus der Dunkelheit ziehen, und vielleicht veranlaßt und regt diese kleinlich erscheinende Beschäftigung einen und den andern Künstler an ihre Pinsel der Historienmalerei zu leihen, welche bei uns noch brach liegt, wüste und unangebaut. Diese Aussicht ist freilich zunächst nur fürs Publikum erfreulich: jedoch öffnet sich eben hiedurch auch für die Künstler eine gewisse Aussicht. Wenn solche Bilder nämlich allgemeiner unter das Volk kommen, so erweckt vielleicht und vermuthlich ein und das andre hier und da in Jemanden die Lust, dasselbe Bild, was ihn schon als Groschenarbeit anspricht, sich in Oel dazu malen zu lassen. Möglich ists, sogar nicht ohne Wahrscheinlichkeit. Die einzelnen ausgegebenen Volksbilder dieneten gewissermaßen zu Probeskizzen, welche einlüden, die gefälligeren Bilder für sich zum Privatbesitz als Cabinetsstücke sich malen zu lassen. Wer daher in dieser einen Art der Uneigennützigkeit sich um diese Gunst des Volks bewürbe, könnte sie leicht in den andern nützlich belohnt finden. Ist also bei den beantragten Volksbildern den zeichnenden Künstlern weniger Gelegenheit gegeben, ihre ganze Kunst an den Tag zu legen, und dies sogar mit Verzichtleistung, so wäre dies denn später vielleicht und um so mehr der Fall, wenn sie dann als historische Oelmaler die Palette in die Hand nehmen. Dann hieße es: hic Rhodus, hic salta. Eben so wäre es auch mit dem Preise für die Privatarbeit. Ein Privatmann, der aus Liebhaberei sich ein Volksbild in Oel malen ließe, kann und wird auch für das arme Volksbild die Rechnung ergänzend bezahlen. *) Noch muß ich ein ebleres Motiv den, vielleicht doch nicht so difficultirenden, Künstlern an das Herz legen, die Kunst selbst. Ein solches Volksbild macht zwar an die Kunst nur bescheidene Forderungen, so bescheiden wie fünf Papiergulden nur sein können — aber wie großartig ist die Wirkung! wie edel der Zweck! wie sicher der Erfolg! Die vollkommensten Oelgemälde sind immer nur Privatgut. Wie selten werden reiche und kostbare Gemäldegallerien besucht; wenige Menschen sehen sie und erfreuen und erheben sich daran; während Groschenbilder ein Gemeingut sind für Arme und Reiche, für Städter und Bauern, für Jung und Alt alle Tage, an allen Orten u. s. w.

Zum vorletzten müssen wir nun doch auch von den

*) Wenn eine bereits erschienene Menge von den beantragten Volksbildern eine große Auswahl gestattet, so wäre zur Ausschmückung des Conssaales, eine Anzahl in Oel zu malen, die rings an den Wänden hingen, damit die Sitzenden unter den Augen ihrer Ahnen rathschlagten.

Digitized by Google

Gegenständen reden, die diesen Volksbildern zum Grund liegen sollen. Wenn sie für das sächsische Volk und aus dessen Geschichte sein sollen, so können sie nicht ohne Wahl, oder aus der allgemeinen siebenbürgischen Geschichte genommen werden, sondern es kann die Auswahl, nur nach und zu unserem Zwecke, allein solche Gegenstände und Begebenheiten betreffen, wo Sachsen, im Einzelnen oder Ganzen, dabei betheiligt gewesen, wo sie also mithandelten, in wie weit mithin diese Begebenheit für oder wider uns, durch oder mit uns geschah. Was dem sächsischen Bewußtsein hingegen schon ehedem fremd war, oder uns auch jetzt noch kalt läßt, eignet sich zu diesen Darstellungen, wie sie beantragt werden, gar nicht. Denn dieser Vorschlag beabsichtiget nicht ein blosses Wissen, und will nicht eigentlich das blosse Geschichtsstudium befördern. Mir ist hier die Geschichte nur Erziehungsmittel, nicht Mittel des Unterrichts. Ein Gevatter von mir nennt einen solchen wichtigen Unterschied einen großen Schiedunter! Als solche anziehenden Momente führe ich einige Begebenheiten an, wie sie mir eben jetzt, ohne genaue Auswahl, einfallen: Die Union in Kapolna — der Ueberfall der rückkehrenden Mongolen in Rodna — Weißens letzter Kampf bei Marienburg — des Fürsten Bathori Gabor Einzug in die betrogene Hermannstadt — Die Schlacht auf dem Brodfeld, wo sich die Sachsen die Ehre des ersten Angriffs erbaten (welches wäre da eigentlich der Moment?!) die Belagerung des berüchtigten Thurmes in Mühlenbach — die Fürstenmörder werden vom Spitalsthurm in Mediasch herabgestürzt — der Polenkönig bestätigt die Statuten in Krakau ꝛc. ꝛc. Je mehr solche Bilder speciel, je mehr local, je mehr temporell, je mehr personell sie sind, desto besser! So heiliget sich durch sie für uns manch Ort und gleichgültige Zeit, ein vergessener Name und Geschlecht! Alles daher, was Muth gibt, Selbstvertrauen stählt, die Gesinnung veredelt, Gemeinsinn weckt, das Ehrgefühl schärft, Thatendurst entzündet, Hochsinn verleiht, fürs Volk begeistert, zur Fürstentreue entflammt, das Land preist: das ist und sei Gegenstand dieser volksbildlichen Darstellungen. Nicht der Erfolg einer That — die Seelengröße darin, wenn auch unterliegend, ist der Ehrfurcht werth, des Andenkens und der Thränen der Dankbarkeit. Unsere bürgerliche Nation kann, immer nur in der Innerlichkeit seiner Ideale erhaben, und nie als Masse großartig oder durch Erfolge erstaunlich, sich aus solchen äußerlichen oft unbedeutenden Begebenheiten eine schöne Bildergallerie aufstellen, einen Stammbaum, dran viele Lorbeerreifer und Ehrenkränze hangen. Solche Geschichten, die ohne diese Bilder lange noch im Staube der Archive lägen, kämen durch dieselben in das Bewußtsein ihrer Nachkommen, aus Licht der Oeffentlichkeit, und machten dadurch auch die Enkel zu Erben gleicher Gesinnung und Tugenden. Solche Scenen brauchen nur herausgesucht, abgebildet und durch Text erläutert zu werden, um Gecken vor Entartung zu bewahren, Memmen zu ermannen, Träge beflügeln, Unentschlossene bestimmen, Kalte erwärmen und zu gleicher Strebung begeistern zu können. Wenn z. B. der Kronstädter Hänsel bei Malborghetto abgebildet und mit Texterklärungen versehen in jeder sächsischen Kneipe hängt, hebt sich sicher das Nationalgefühl: denn es dringt sich unwiderstehlich der Gedanke auf: dieser war mein Nationsgenosse! und hierin liegt zugleich die Aufforderung, ihm bei gegebener Gelegenheit gleich an Bravheit zu sein. Wie der Thron von oben durch Adelsverleihung, Orden und sonstige Auszeichnungen nicht nur den betreffenden Einzelnen belohnen, sondern dadurch auch Andre zu gleicher Vortrefflichkeit entzünden und bestimmen will, ebenso wollen diese Volksbilder unsere Todten allein nicht blos ehren, sondern auch die Lebenden dadurch zugleich zu gleichen ehrenwerthen Handlungen bestimmen. Es arbeiten also diese Bilder, durch Veredlung und Begeisterung des Volkes, der Regierung helfend in die Hände. Es ist derselbe Zweck nur in anderer Art, und in einer uns Unterthanen allein thunlichen und zustehenden Weise.

Sollte unter Vielen auch manches Bild der gelieferten in der Erfindung, und Darstellung oder sonst zum Theil verfehlt werden, so thut das der Sache im Ganzen doch keinen unersetzbaren Abbruch: ist doch im wirklichen Leben Carrikatur und Verzeichnung nicht selten, ja mehr als genug. Es kann also immerhin auch derlei mitlaufen, was besser hätte erfunden, gewählt, gezeichnet oder beschrieben werden können. Warten wir, bis wir ganz Vollkommenes liefern können; so würde das Warten uns, wie alten Jungfern zu lange dauern. Wer nur dann ins Wasser gehen will, wenn er bereits schwimmen kann, wird ewig auf dem Trocknen bleiben.

Weil bei Entwickelung eines Vorschlages, der ohne Theilnahme im großen nicht ausgeführt werden kann, alle Züge dieser Unternehmung zur Sprache kommen müssen, um dafür zu gewinnen; so kann füglich hier auch die Besprechung des Textes nicht übergangen werden. Hierinnen will ich jedoch mich vor der Rolle eines Schulmeisters hüten. Die sauern Trauben, des 1834 Jahres sind mir noch, für meine Person, im frischen Gedächtniß. —

Die erste Frage betrifft die Untersuchung nach der Hauptsache. Nämlich, ist der Text sie, oder das Bild? Keines von beiden. Denn die Begebenheit ist sie, welche für uns Jetztlebenden eine unsichtbare ist. Denn sie,

Digitized by Google

als die Hauptsache, wollen wir durch Wort und Bild zur Anschauung der Gegenwart bringen. Text und Bild sind also nur Hülfsmittel, Erklärungen in doppelter Art. Es würde aber zweckläßig ein Fehlgriff sein, den historischen Text zur bloßen Erklärung des gelieferten Bildes zu machen weil ein Bild schon durch sich spricht. Der Text erzählet also für sich die Begebenheit, aus welcher dann das Bild den charakteristischen Moment darstellt.

In welchem Style spreche der Text? Da ist nur eine Antwort möglich: im populären. Wohl! aber populär bedeutet nicht blos gemeinverständlich. Sonst müßten die Kinderschriften von Ebimani und Consorten auch populär sein. Da ist aber im zweihenkeligen Hochzeitskopf unendliche Brühe gekocht bei zu wenig Fleisch. Populär heißt volksthümlich der Gesinnung nach, im Innern, und dem Aeußeren nach in der Darstellung durch Worte. Die Sache werde also beim Namen genannt, in keinen verschlungenen Sätzen, wo lange Perioden wie Schachtelchen in andern Schachtelchen stecken. Zur Erläuterung, wo es sonst ganzer Prozessionen von aufmarschirenden Worten und Sätze bedurfte, läßt die populäre Darstellungsart über die Gegend einen Blitz leuchten, einen derben Jug, ein Bild, und einen Witz.

Die eigentliche Erzählung der Begebenheit greife jedem Urtheile und der Empfindung des Lesers nicht vor. Curtius, Rufus, Livius, und Jul. Caesar haben den Römern, musterhaft auch für uns, erzählt. Es soll erzählt werden, daß mans sieht. Eindruck und Wirkung, die man beabsichtigt, erfolgt dann von selbst, wie man im Regen naß wird. Man portraitire nur die Begebenheit wahr und lebendig, dann tritt, ohne vorzusagen oder vorzufühlen, aus Bild und Text, nach Zeit, Ort, und Persönlichkeit die Begebenheit lebendig hervor, und wirkt Entsetzen und Verachtung, Dankbarkeit und Begeisterung im Leser und Seher, wie es die Verstorbenen verdienen. Rottek, der Gefeierte, ist hierinnen auch nicht mein Mann. Voller Gedanken zwar und sinnvoll, äußert er aber zu viele. Demjenigen, der ein Urtheil sich selber bilden will, dem wird es bei Rottek unwohl dabei, weil bei dem Leser die Freude, eigene Gedanken und Gefühle zu erfinden, beinahe unmöglich gemacht wird. Darum sind Chroniken geeigneter zum Muster für uns, darum besonders, weil sie weniger kokettiren als dermalen gewöhnlich durch Schriftsteller der Neuzeit geschieht. Man schreibe also in ihrer Art, jedoch so wie diese Chroniſten schreiben würden, wenn sie jetzt lebten. Wo aber eine Begebenheit das Bewußtsein des Volkes schon ganz und gar durchdrungen hat, thäten Uhlandsche Verse auch gute Wirkung. Auf die Letzt sind alle gedruckte Texte besser als ungedruckte.

Zum Schlusse noch etwas über den Absatz oder die Verbreitung dieser Bilder unter das Volk. Alles sonstige würde sich machen. Wir haben dermalen viele Zeichenkünstler im Lande. Ein Glück für uns und unser Vorhaben. Hoffentlich werden sie sich erwärmen lassen. Sind sie freilich Eiszapfen, so werden sie, auch in Backofen geworfen, nicht brennen. Den einfachen Thaler, den ich, fürs Volk ein Knauser, ihnen bestimmt habe für ein Bild, mögen sie sich, durch das Bewußtsein einer Thalthat, zur bürgerlichen Verdienstmedaille ehren. Lithographische und andere gedruckte und gepreßte Pressen haben wir auch. Ebenfalls nicht umsonst: nur sei der Hunger nach Erwerb nicht einem nimmersatten Wolfsmagen ähnlich, der, wenn auch satt, immer noch Lämmer zerreißt. Männer in unserer Geschichte wie zu Hause heimisch, fehlen Gottlob auch nicht. Einer der edelsten in Hermannstadt hat sich über die Unternehmung bereits beifällig geäußert. Seine Mitwirkung, wenns gefällig wäre, gälte fürs Gelingen als sichere Bürgschaft. — Also ist noch nur Bedachtnahme auf Absatz übrig. —

Der gewöhnliche Weg wären die Buchhandlungen dann an die einzelnen Leser aller unserer deutschen Zeitungen, mit einer Anzeige und Aufforderung, ein Probeblatt in jedes Couvert. Vielleicht macht dann Jemand Bestellungen. Wer einen Gulden W. W. spendirt, macht 20 Kinder vergnügt wie Könige, oder schenkt sie ins Wirthshaus, Rathhaus, Schule. Ein zweiter Weg, der zum Absatz führet, sind die Bilderbuden. Eigends dazu bereitet, oder den schon vorhandenen überantwortet. Für den gemeinen Mann bestimmt, dürfen auch Dorfwege nicht verschmähet werden. Sollten endlich etwa 20 solcher verschiedenen Bilder erschienen sein, so könnten sie eigentliche Bilderumträger dem Landvolke ins Haus bringen. Ein wenig Dressur und sie perorirten wie Professoren, ja diese werden über diese Geschichten noch mehr erzählen, als jene wissen. Statt vielleicht zu betteln, bringen sie Phantasie, Gedanken, Gefühle und Gesinnungen, also Segen in die aufgesuchten Häuser, machen also reich, und für diese Gabe giebt ihnen der Hauswirth gerne für die Nacht ein Obdach, zu Mittag einen Bissen Brot. Es würde nur die Art der walachischen Bilderträger nachgeahmt, wie sie, ihre Heiligen auf dem Rücken von Dorf zu Dorf, von Haus zu Hause gehen.

Jemanden, der dieses Geschäft einleitet, ordnet und lenket, brauchten wir doch auch. Ich jedoch bin nicht dazu. Ein Anderer muß und wird sich schon finden lassen. Ist nur die Idee dieser Volksbilder zeitgemäß und entscheiden sich

Digitized by Google

Einzelne rein durch sich, was um so besser ist dafür, machen also aus eigenem Beruf sich dieses Geschäft zur selbstehrenden Aufgabe, so können wir einer organisirten Centralisation entbehren. Denn Einer besorgt dieses Bild, der Andere ein anderes, ein Dritter ein drittes. Abredungen unter wahrhaft Theilnehmenden sind bald getroffen, ohne Protokoll und den Herrn Präses und andere Förmlichkeiten, die schön sind jemehr sie leisten. Alles was sein soll, macht sich wohl. Die Jugend ist die Zukunft des Lebens, Diese hilft! Ich gebe mein Wort darauf. Denn sie schmückt hiedurch sich und den Vordern den sächsischen Ahnensaal, wo Dankestbränen für Monumente gelten.

Das Format ist ein halber Bogen Nro. 1. Auf die obere Hälfte kommt das Bild als Quartblatt, auf die untere Hälfte der Text. Erfahrung wird das Weitere lehren. Die Rückwand bleibt leer. Die ist zum Ankleben. Glückauf!

Vaterlos 15, 16. Dec. 1847.

Die Csangó Magyaren
in der Moldau.

von

M. K.

a) Statistische Daten über die Anzahl und Verminderung dieses Volkes.

Das benachbarte Fürstenthum Moldau hat einen Flächeninhalt von mehr als 725 □ Meilen. Ist demnach fast so groß wie das Königreich Griechenland mit 737 □ Meilen und nicht viel kleiner als der Kirchenstaat mit 812 □ Meilen. Die Moldau übertrifft aber an Größe den Schweizer-Bund, dessen Flächeninhalt nur 700 □ Meilen und eben so das Königreich Hanover, das nur 691 □ Meilen enthält. Würtemberg, Sachsen, Belgien und Holland sind noch um Vieles kleiner. Die Moldau ist demnach von Flächenraum aus betrachtet nicht so unbedeutend als man glaubt. Rücksichtlich der Bodenergiebigkeit und glücklichen Lage in geographischer und merkantilischer Hinsicht übertrifft dieses Fürstenthum die meisten Länder Europas und rücksichtlich seiner Einwohner ist es mit Ungarn und Siebenbürgen das meist verwandte des ganzen Erdballs.

Nach den früheren wenn auch nicht zuverläßlichen doch der Wahrheit gewiß nahe kommenden Erhebungen der Finanzbehörde im Jahre 1838 betrug die Bevölkerung der Moldau 1,228,715, die Familie pr 5 Kopf gerechnet. Diese Multiplikationsziffer mag nun offenbar zu groß sein, dagegen aber auch die Aufnahme wieder nicht ganz richtig, und so dürfte sich allenfalls eine Unrichtigkeit mit der andern ausgeglichen haben.

Berghauß rechnet die Bevölkerung der Moldau auf 1,430,000 Seelen und andere noch höher, aber es fehlen die Daten dafür. Jedenfalls ist die Bevölkerung dieses Fürstenthums in großer und fortwährender Zunahme und seit 9 Jahren, wo die obige Zählung geschah, mag sich mancher Zuwachs ergeben haben, so daß man die Volkszahl nach der letzten im Jahre 1845 vorgenommenen richtigsten Zählung, die jedesmal nach einem Cyklus von 7 Jahren erneuert zu werden pflegt, gewöhnlich auf 1 $\frac{1}{6}$ Million Seelen annimmt.

Diese Menschenmasse besteht: aus der herrschenden Nation, den Moldau-Walachen, dann aus Ungarn, Armeniern, Juden, Lipovanern, Zigeunern, sehr wenigen Deutschen und andern Nationalen die nur sporadisch und in geringen Anzahl sich des Handels wegen hie und da als Fremde oder Schutzgenossen der verschiedenen Consulate niedergelassen haben.

Das numerische Verhältniß dieser Nationen zu einander läßt sich sehr schwer oder gar nicht angeben, und man scheut sich beinahe and den unverläßlichen Daten irgend eine annähernde Folgerung zu ziehen. Bei der Aermlichkeit der statistischen Daten scheint es uns dennoch Pflicht, wenigstens dessen zu erwähnen, was vorhanden ist.

Es liegen uns nämlich Geburtstabellen der Moldau von 1843 vor, nach welchen das Verhältniß der Geburten folgendes war.

Moldau-Walachen wurden geboren	21,029

Evangelische und Katholiken, die wir unter die einzige Rubrik Ungarn bringen wollen, da der Evangelischen und Deutschen nur sehr wenige sind und fast alle Katholiken in der Moldau aus Ungarn bestehen, wurden in den gedachten Jahren geboren 1,615

Armenier	193
Juden	1,302

Die Erhebungen von den Zigeunern rücksichtlich der Geburten, da sie nach den Religionen geschehen, werden unter der orthodoxen, wie sich die griechisch-katholische hier nennt, begriffen sein; die Nachrichten von den Lipovanern, die überhaupt fast in allen geographischen und statistischen Werken, deren wir freilich aus neuerer Zeit nur wenige verläßlichere über die Moldau aufzuweisen haben, mit Stillschweigen übergangen werden, fehlen ganz, ungeachtet diese Sekte eine sehr intressante und in dem übrigen Europa wenig bekannt ist, weßhalb wir ihr auch später einen besonderen Artikel widmen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 2. Montag den 10. Januar 1848.

Wunsch für 1848.

Ein wahres, echtes deutsches Herz
Das wünsch ich allen Menschenbrüdern,
Zumeist des Sachsenvolkes Gliedern:
Ein wahres, echtes deutsches.

Das deutsche Herz — ein Biederherz
Es kann nicht mit der Ehre spielen,
Nicht schlagen, ohne warm zu fühlen,
Das deutsche Herz — ein Biederherz.

Das deutsche Herz — ein off'nes Herz
Es kann das Wort nicht lang verhalten:
Frei läßt es seine Rede walten:
Das deutsche Herz — ein off'nes Herz.

Das deutsche Herz — ein treues Herz,
Es bleibet durch das ganze Leben,
Gott und dem Fürsten treu ergeben:
Das deutsche Herz — ein treues Herz.

Das deutsche Herz — ein muthig Herz,
Es tritt dem Feinde kühn entgegen,
Und fürchtet keinen Kugelregen
Das deutsche Herz — ein muthig Herz.

Das deutsche Herz — ein frohes Herz
Es will sich grämlich nicht verschließen,
Wo reine Freudenströme fließen:
Das deutsche Herz — ein frohes Herz.

Das deutsche Herz — ein edles Herz
Es will dem Feinde gern verzeihen,
Will brüderlich sich Brüdern weihen:
Das deutsche Herz — ein edles Herz.

Das deutsche Herz — ein Freundes Herz
Es will den treuen Freund umschlingen,
Will gern für ihn ein Opfer bringen:
Das deutsche Herz — ein Freundes Herz.

Das deutsche Herz — ein menschlich Herz
Es will mit Allen sich vertragen,
Wo je nur Menschenherzen schlagen:
Das deutsche Herz — ein menschlich Herz.

Das deutsche Herz — ein Christenherz
Es wird nicht stolz in guten Tagen,
Wird auch in bösen nicht verzagen
Das deutsche Herz — ein Christenherz.

Kein solches Herz — kein deutsches Herz,
Ein solches Herz sei Allen eigen,
So weit die deutschen Laute reichen:
Ein deutscher Mann — ein deutsches Herz.

Die Csangó Magyaren in der Moldau.

von

B. B.

(Fortsetzung.)

Nach dem Verhältniß der Geburten würden sich die Walachen zu den Ungarn auf die wir uns hier beschränken wie 13 : 1 verhalten, oder jeder 14. Mensch in der Moldau müßte ein Ungar oder ein Deutscher, ein Katholik oder ein Evangelischer sein, was jedenfalls zu viel ist. Nach diesem Verhältniß würden bei einer Bevölkerung von 1,228,715, nämlich der vom Jahre 1838, die Evangelischen und Katholiken ungefähr 87,765 betragen und wenn wir auch 17765 für die unter dieser Summe mit begriffenen Nichtungarn und Nichtkatholiken annehmen würden, so ist die Zahl der in der Moldau angesiedelten Ungarn mit 70,000 für jetzt noch immer viel zu hoch angeschlagen,

Digitized by Google

Aus älteren Werken, wie Sulzer, Wolf, Engel, Ungarisches Magazin, Timon, Bentö's Miklovia u. s. w. können wir die gewesene Anzahl der ungarischen Bevölkerung in der Moldau nicht einmahl errathen, denn die Angaben sind so verschieden, daß man auf den ersten Blick ihre Unrichtigkeit einsieht. Man erfährt aber daraus, daß die ungarische Bevölkerung in der Moldau vor Zeiten ungleich zahlreicher gewesen sein müsse, als gegenwärtig.

Wir wollen indessen doch beispielweise etwas von diesen alten Schriftstellern anführen. So sagt z. B. Szegedi in seiner Synopsis vitae Belae IV. in den §. §. 4 und 5 es gebe folgende von lauter Ungarn bewohnte Dörfer und Märkte in der Moldau, als: Forrofalva, Tamasfalva, Damafalva, Szabofalva, Zsidofalva, Kiczko, Kalugerpatak, Gorczfalva; — Saß-Vásár, Bakó, Tatos, Sófalva, Terebes, Kabnár, Hußvaros, Galacz, Berlat, Baja, Remethi, Szuczava, jetzt in der Bukovina, Foksan, Eßperecz und noch andere Dörfer und Märkte würden von Ungarn jedoch jetzt nur untermischt aus Walachen bewohnt. Er erwähnet auch des ansehnlichen Csöbörcsök in Beßarabien.

Aus einem Schediasmate Geographico historico Taurini hat Bentö in seiner Miklovia Bd. II. S. 10 den Brief eines gelehrten Ungarns abdrucken lassen, in welchem nachstehende ungarische Ortschaften in der Moldau aufgezählt werden, als: Großesch, Totrusz und Okna, mit bedeutenden Ueberresten der einst in größerer Menge dort ansäßig gewesenen Ungarn, deren Sprache schon stark mit der walachischen gemengt sei, Fokschan, wo noch sehr viele Ungarn wohnten; — Bakau und im gleichnamigen Distrikt sehr viele ungarische Dörfer; — Roman und Gallatz, wo Ungarn mit Walachen vermischt wohnen, ebenso an der Donau und im ganze Lande zerstreut. Ihre Sprache hat viel von der walachischen angenommen. Dies- und jenseits des Pruth gäbe es auch viele altungarische Dörfer. Die ungarische Sprache in den letztern sei aber so sehr mit dem Tartarischen und Walachischen vermischt, daß die Bewohner dieser Dörfer das rein Ungarische kaum mehr zu verstehen vermögen.

Fürst Cantacuzen hat im Jahre 1718 eine Karte von der Moldau herausgegeben, auf welcher alle ungarischen Ortschaften als solche verzeichnet sein sollen. Der berühmte Pray erwähnt dieser Karte in seinen Annalen; mir ist sie leider nie zu Gesicht gekommen.

Im Jahre 1743 lies Fürst Constantin Manrocordato vier Jesuiten aus Ungarn nach Jassi kommen, um den in seinem Fürstenthum zerstreuten Ungarn den Religionsunterricht in ihrer Muttersprache zu ertheilen. Der Vorsteher de propaganda fide, der ihren kirchlichen Einfluß fürchtete, ruhte nicht, bis sie die Moldau verlassen hatten. Von diesen Patres würden wir gewis zuverläßlichere Nachrichten über den Stand der Dinge vor 100 Jahren erhalten haben, als wir jetzt besitzen, wenn sie nicht der Gewalt hätten weichen müssen; ungeachtet dessen hatten sie in kurzer Zeit theils selbst, theils durch fleißiges Nachforschen erfahren, daß eine gute Anzahl Ungarn folgende Oerter bewohnten: als Gorczofalva, Tatros, Szófalva, Forrofalva, Kalogar-Pataka, Terebes, Bakov, Szabófalva, Kiczko, Damafalva, Zsidofalva, Tamásfalva, Kutnár, Jassi, Stoiczin. Von der Existenz des letztern Dorfes sollen die Fratres de propaganda fide gar nichts gewußt haben, und es ist dies ein Beweis, wie viel auf ältere statistische Angaben zu halten ist. Ferner Huss-vásár, Gébörcsöt, Nesterfejérvár (die beiden letztern in Beßarabien) Gallatz, Barlat, Baja, Szoczava (jetzt in der Bukovina) Remt oder Remecz, Foksin, Agzud und Eßperez. Ich habe die Namen so hergeschrieben, wie ich dieselben im 3. Bande des ungarischen Magazins S. 92 in der Note 1. gefunden, und überlasse es gerne einem jeden Leser, Vergleichungen zu machen, die Namen mit den bestehenden in walachischer Sprache zu constatiren und die eigentliche Zahl der ehemals ungarischen Dörfer aus den bereits aufgezählten, und aus den noch nachfolgenden zu ermitteln.

Der Pfarrer aus dem Szeklerdorfe Csikdelne Peter Jöld hat im Jahre 1766 eine Reise nach der Moldau gemacht, welche Stephan Schönwießner in 3. Bd. des ungarischen Magazins von Seite 99 bis 110 veröffentlichte. Aus dieser Reise erfahren wir S. 99, daß es dazumal 62 ungarische Dörfer mit 9 katholischen Pfarrern in der Moldau gegeben habe. Die Angabe der Seelenzahl ist er uns schuldig geblieben.

Schönwießner erwähnt S. 91 eines Manuskriptes vom J. 1693 über denselben Gegenstand, aus welchem er leider nur den Jöldischen Bericht commentirt, dieses Manuskript aber weder seinem ganzen Inhalte nach mittheilt noch den Verfasser nennt. S. 93 l. c. in der Note 4 werden aus diesem Manuskripte folgende ungarische und katholische Ortschaften des Bakover Kirchsprengels (Bisthums) aufgezählt, als: Lukatsfalva jetzt nur mit 15 Häusern; Comanfalva mit 9 Häusern; Bölczök mit 15 Häusern; Godzafalva mit 15 Häusern; Albalu und Szalonecz mit 25 Häusern; Forrofalu mit 80 Häusern; Ilfalu mit 22 Häusern; Bogdanfalva mit 25 Häusern; Parchan mit 5 Häusern; Hidegkut mit 11 Häusern; Terebes mit 25 Häusern; Tamest und Damofalu mit 389 Seelen; Szabofal, Lokost und Steczkof mit 310 Seelen; Serata sonst auch Salbata

Digitized by Google

genannt mit 40 Menschen; Amadui mit 44 Menschen; Strunga mit 4 Häusern. Alle diese Dörfer, bemerkte der Verfasser des M. S. von 1693, sind durchaus ungarisch und katholisch. Von Roman sagt dieses M. S., daß der Marktflecken zwei katholische Kirchen habe und von Sachsen, Ungarn, Armeniern und Walachen bewohnt werde und von Bacov S. 98, daß es der Sitz eines katholischen Bischofs sei, mit 115 Häusern im südlicheren Theile der Stadt, die von lauter Katholiken bewohnt wären. In Jassi wohnten vor Zeiten viele Ungarn über 1000 und mehr, jetzt seien sie aber bis auf 300 zusammengeschmolzen (S. 100 in der Note 10), und hätten eine hölzerne Kirche. Ferner sagt er auch, daß es noch 65 katholische Häuser wahrscheinlich zum Unterschied von andern Nationsverwandten hier gegeben habe, denn sonst ist ungarisch und katholisch oder umgekehrt für die Moldau synonim. Von Herlo auf S. 101 wird auf diesem M. S. berichtet, daß es vor Zeiten über 300 von Ungarn bewohnte Häuser gezählt, daß aber jetzt die Schismatiker 2 steinerne und 2 hölzerne Kirchen nebst 200 Häusern daselbst besäßen. Bazlo wäre zum größern Theil von Ungarn bewohnt gewesen, jetzt aber von Walachen und Armeniern, und die Häuserzahl der Walachen übersteige 200, die der Armenier 100, während die der Ungarn bis auf 6 gefallen. Tekucz, früher ein ungarischer Marktflecken mit einer katholischen Pfarre und Kirche, ist jetzt von Ungarn ganz entblößt, wird aber von 4000 Walachen in 500 Häusern bewohnt. In Karacónkó wohnten früher lauter Ungarn, besitzen jetzt aber nur 3 Häuser, während die Walachen sich bis auf 3000 vermehrt haben. Von Tatros wird S. 104 berichtet, daß in diesem Marktflecken zur Zeit nur 36 den Ungarn gehörige Häuser wären. Hier wird auch erwähnt, daß Szuczava einst stark von Ungarn bewohnt war. Merkwürdig ist die Notiz von Huß, wo sich damals noch mehr Ungarn als Walachen befanden und die Zahl der Katholiken sich überhaupt auf 682 belief.

Nach Engels Geschichte der Walachei S. 44 und 46 wird die Zahl der in der Moldau wohnenden Ungarn aus Sulzer (?) auf 6000 Familien angeschlagen, die in 26 Dörfern lebten während in eben diesem Werke nach Ignaz Reicevich 1782 die ungarische Volksmenge 12000 Seelen betrug.

Graf Joseph Kemény in seiner lehrreichen Abhandlung über das Bisthum und das Franziskanerkloster zu Bakov in der Moldau, abgedruckt in Kurz's Magazin Bd. II. Hft. I., macht uns mit einem Visitationsbericht des Erzbischofs von Marcianopel Marcus Bandini v. J. 1646 bekannt, in welchem folgende römisch-katholische Pfarreien in der Moldau, deren Pfarrkinder natürlich lauter Ungarn waren S. 62 in der Note aufgeführt werden: Huß, Baslo, Barlad, Gallatz, Bogdana, Sztanfalva, Manfalva, Gerczhafalva, Bölcsösf, Ujfalu, Latros, Luczkófalva, Szalonez, Forrofalva, Paskan, Bogdanfalva, Hidegkut, Terebes, Bakov, Roman, Tamasfalva, Jsidofalva, Remcz, Damafalva, Szabofalva, Lökösfalva, Szteczkofalva, Baja, Szutsava, Herlö, Kutnar, Sztrunga und Fözö — wahrscheinlich Jászi. — Also 33 ungarische Pfarren, die mitunter so schlecht bestellt waren, daß oft in geistlichen Sachen ganz unwissende Glöckner oder Organisten das Amt eines Seelsorgers versahen, an deren Wandel die Pfarrkinder sich nicht nur nicht erbauten sondern häufig den größten Anstoß nahmen. Wenn man das Zöldische Verhältniß der Pfarrer zu den Dörfern 9:62 annimmt, so müssen zu 33 Pfarren 227 Dörfer gehört haben.

Diese Nachricht aus dem Bandinischen Bericht dürfte vielleicht die älteste statistische Notiz über die Magyaren in der Moldau sein, und wenn man sie mit den späteren Ueberlieferungen in Parallele bringt, so sieht man deutlich, wie furchtbar die ungarische Bevölkerung dort abgenommen haben, zugleich auch wie groß sie einst gewesen sein mußte, wenn man sich die Summe der Pfarrkinder aus 33 Pfarren denkt. Zum Schlusse dieser Behauptung will ich noch einer Stelle aus dem Berichte des Erzbischof Peter Parcevich v. J. 1670 an die Kardinäle des Collegiums de propaganda fide erwähnen, in welcher er sagt, daß in dem Dorfe Forowan von den Bewohnern aus 60 katholischen Häusern nur ein 60jähriges altes Mütterchen allein zurückgeblieben ist. (S. Abhandlung über das Bakover Bisthum a. a. O. S. 72.)

Auch jetzt wohnen noch in den verschiedenen Bezirken der obern und untern Moldau sehr viele Ungarn, deren Anzahl wir nach den neuesten Erhebungen folgendermaßen und zwar aus dem Bakover Kreise sogar specifisch anzugeben im Stande sind. Die Namen der Ortschaften sind walachisch.

In dem Bezirke Bakov befinden sich folgende ganz ungarische Dörfer: Komanestie mit 150 Familien und einer Kirche; Pustiana mit 120 Familien und einer Kirche; Prasestie mit 300 Familien und einer Kirche; Osobitzi Kalugur mit 150 Familien, einer Kirche und Pfarre; Marzimianungur mit 30 Familien; Drosenj mit 120 Familien und einer Kirche; Ketrisch mit 80 Familien und einer Kirche; Walenj mit 60 Familien, einer Kirche und einem Priester; Kleja mit 250 Familien, einer Kirche und einem Priester; Sumuschka mit 60 Familien; — Walere mit 40 Familien

Digitized by Google

und einer Kirche; Waleamare mit 260 Familien und einer Kirche; Taraone mit 300 Familien, einer Kirche und einem Priester; Wallsaka mit 350 Familien, einer Kirche und einem Priester: Groseſtie mit 200 Familien, einer Kirche und einem Priester; Tyſeſtie mit 80 Familien, einer Kirche und einem Priester; Leſpiz mit 60 Familien und einer Kirche; Trotuſch mit 100 Familien, einer Kirche und einem Priester; Bruſtura mit 100 Familien und einer Kirche; Radumireſti mit 80 Familien und einer Kirche. In der Kreisſtadt Bakov ſelbſt wohnen über 200 katholiſche Familien, welche größtentheils Ungarn ſind, aber nicht zu den alteingewanderten, die auf den Dörfern und in den Märkten leben, gezählt werden.

In den Diſtrikten von Botoſchan, Herlen, Niamz, Roman, Putna und Wahlui befinden ſich über 31,000 meiſt ungariſche Katholiken in Dörfern mit bis 600 Ungarn, — das Dorf Ghicieſti zählt ſogar 800 ungariſche Bauern, — ſo daß die Geſammtzahl der in der Moldau wohnenden Ungarn aus mehr als 50,000 Seelen beſteht. — Dieſe Angaben ſind aus ziemlich glaubwürdiger Quelle geſchöpft.

(Fortſetzung folgt.)

Der Sklavenhändler.

Von Pfyffer.

Es gibt Leute, welche thun, als wenn ſie gar nicht wüßten, was Juſtitia für ein Ding ſei. Dieſe bekommen gewöhnlich die Ruthe von der Nemeſis.

Altes Buch.

Auf der Inſel Candia, nahe dem Vorgebirg Ketimo, lebte in einer reizenden Einſamkeit ein reicher Landbeſitzer, Namens Guras, mit ſeinen beiden Kindern Dionys und Cydonia. Er war nicht nur in ſeiner Heimath, ſondern auf allen Inſeln des ägäiſchen Meeres, ſelbſt im Peloponnes, bekannt, und zwar hauptſächlich aus dem Grunde, weil er jährlich mehrere Schiffe mit Proviant verſah und deßhalb allgemein in dem Rufe eines ſehr rechtlichen Mannes ſtand.

Er hatte ſeine Gattin auf eine beſonders unglückliche Weiſe verloren und die Erinnerung an dieſelbe, welche immer gleich lebhaft blieb, preßte ihm, wenn er ſich allein befand, manche Thräne, manchen Schmerzenslaut aus. Während einer kleinen Geſchäftsreiſe, welche Guras nach der Bai von Mirabel machte, wurde ſein Haus von türkiſchen Raubern überfallen, welche nicht nur plünderten, ſondern auch ſeine Frau mit Gewalt zu entführen ſuchten. Allein ſie war nicht blos ein Weib von vollendeter Schönheit, ſondern ſie beſaß auch männliche Kraft und die muthige Entſchloſſenheit einer Heldin. Auf einen Wink entfernten ſich Dionys und Cydonia, denn einerſeits konnten ſie ihr bei dieſem blutigen Geſchäft nichts nützen, anderſeits wären ſie ſelbſt ſehr gefährdet geweſen, denn die Türken raubten nicht nur Frauen und erwachſene Töchter, ſondern auch Kinder, um ſie auf den Sklavenmarkt zu bringen. Der Kampf war furchtbar und dauerte lange; Guras Gattin, welche zwei Räuber niedergeſchoſſen hatte, blutete aus mehreren Wunden und vertheidigte ſich nur noch ſchwach und mit dem letzten Aufwand der Kräfte, und von den Knechten, welche zu ihrer Hilfe herbeigeeilt waren, befand ſich keiner ohne ſchwere Wunden.

Allein auch die Räuber waren in keinem beſſern Zuſtande, und obſchon an Zahl weit überlegen, dennoch unfähig, den Kampf fortzuſetzen, ja dieſer war für ſie ganz nutzlos geweſen, denn keiner vermochte die gemachte Beute mit ſich fortzuſchleppen. Als ſie aus der Ferne Stimmen vernahmen und Guras Heimkunft befürchteten, ließen ſie ihre Todten und ſchwer Verwundeten zurück und flohen, ſo ſchnell es ihnen möglich war, in die benachbarten Wälder.

Guras kam wirklich bald darauf nach Hauſe. Erſtaunen ergriff ihn, als er bereits in einiger Entfernung bemerkte, daß etwas Schauderhaftes vorgefallen ſein müſſe. Er ſah, wie einige ſeiner Knechte mit zerriſſenen Kleidern und blutbedeckt, unter lautem Jammer, ihrer Wohnung zuwankten. Er hörte das Fluchen der am Boden umherliegenden Räuber, und wie er mit vor Angſt pochendem Herzen ſich ſeiner Wohnung nahte, tönte ihm aus derſelben das Wehklagen ſeiner Kinder entgegen. Mit Beben überſchritt er die Schwelle des Hauſes, in welchem ſonſt nur das reinſte Glück und der unſchuldigſte Frohſinn herrſchten, und als er einen zagenden Blick in ſein Zimmer geworfen, ſtand er da gleich einer Bildſäule, todesbleich, ſtarr, kaum mehr athmend, und aus der Ohnmacht, welche ihn anwandelte, rief ihn bloß der herzzerreißende Jammer der Kinder und der Anweſenden wieder zum Bewußtſein. Auf dem blutgetränkten Bette lag ſeine Gattin, die er über Alles liebte, kalt, beinahe leblos, in den letzten Zügen. Die Kinder preßten ihre vom Blut gerötheten Hände an die Lippen und überhäuften ſie mit den Aeußerungen der rührendſten Zärtlichkeit. Zwei alte Frauen reinigten ſorgſam ihre Wunden und ſuchten das Blut zu ſtillen, während Thränen des Schmerzes ſich damit vermiſchten.

Es war, als wenn die Sterbende nur noch ihren geliebten Gatten erwartet hätte, um dann aus dieſer Welt

Digitized by Google

zu scheiden, denn kaum hatte er sich verzweiflungsvoll über sie hingebogen und sie bei den zärtlichen Namen genannt, die er ihr sonst zu geben pflegte, als sie eine Bewegung mit der rechten Hand zu machen suchte, die Augen, in welchen sonst die Wonne des Himmels erglänzte, setzt matt und gebrochen öffnete, in ergreifendem Tone den Namen „Guras" seufzte und dann starb.

Dieser wurde vor Schmerz fast wahnsinnig, — er war seiner Gattin stets mit der innigsten Liebe zugethan gewesen, und jetzt hielt ihn an ihrem Todtenbette nichts aufrecht, als der Gedanke, sich an der Räuberbande, in so weit solches möglich, zu rächen. Mit Blitzesschnelle eilte er hinaus auf den Kampfplatz, um darüber von den verwundeten Türken etwas Näheres zu vernehmen. Es waren nur noch Zwei, welche athmeten: der Eine weigerte sich ungeachtet aller Versprechungen und Drohungen, zu sprechen, und wurde von dem ergrimmten Guras gleich einem Wurme zertreten, — der Andere war dem Tode so nahe, daß er nur noch unzusammenhängende Worte hervorbringen konnte. Indessen war er noch gut bei Sinnen und auf die Frage: wer ihr Gebieter sei und sie auf Raub und Mord ausgesendet habe, erwiederte er ziemlich verständlich: „Hassan den Muclar."

„Ah!" rief Guras mit wuthgepreßter Stimme, „Hassan den Muclar, diesen Namen, den Gott verfluche, kenne ich. Das ist der Seelenverkäufer von Canea*), der Schurke, welcher meine unglückliche Gattin, schon ehe sie mit mir verehelicht war, rauben und dem Pascha in Candia**) verhandeln wollte. Der Elende scheint ein gutes Gedächtniß zu haben, allein ich werde meine Pflicht auch nicht vergessen, und ich schwöre bei meinem Patron dem heiligen Georg, und bei dem blutigen Schatten der Gemordeten, ich will mich, so Gott mir nicht in den Arm greift, an ihm rächen, furchtbar, entsetzlich rächen." —

Wenn man mit dem damaligen Rechtszustand Candiens vertraut ist, so muß man sich über den Racheschwur eines, sonst gutmüthigen redlichen Mannes nicht wundern. Ein Pascha war in diesem schönen, aber unglücklichen Lande ein ebenso unumschränkter Herr, als sein Gebieter, der Sultan. Die Hauptsache bei dem Jahresbericht des Statthalters über seine Administration waren die klingenden Beilagen. Waren diese in Ordnung — von der Art und Weise, wie sie erpreßt wurden:, nahm der Hof keine Notiz — so durfte der Pascha sich frei bewegen. Für ihn hatte das meistens von dem Koran oder Gebrauch hergeleitete Gesetz nur dann einigen Werth, wenn es seinen Zwecken frommte. Am meisten wurden die ehemaligen Herren der Insel, die Griechen, mißhandelt, und es war für einen solchen immerhin sehr gefährlich, ein schönes Weib, eine schöne Tochter oder Reichthum zu besitzen. Daß Guras mehrere Jahre unverfolgt und glücklich verleben konnte, hatte er vor Allem dem einsamen, von der Hauptstadt entfernten Wohnsitz zu danken.

Daß er unter solchen Umständen gegen Hassan den Muclar bei der türkischen Justizbehörde keine Klage anhängig machte, läßt sich schon aus dem Gesagten begreifen, allein es muß noch bemerkt werden, daß eine Beschwerde, selbst von Bestechungsmitteln begleitet, hier sehr gefährlich gewesen wäre, indem Hassan bei dem Pascha viel zu gut angeschrieben stand und demselben seiner Leistungen wegen gleichsam unentbehrlich war. Er versah nämlich den Harem seines Gebieters mit dem Schönsten, was er in dem ganzen griechischen Archipel aufzutreiben wußte. List und Geld besaß er selbst, und wenn Anwendung von Gewalt nöthig war, so konnte er immer auf den Beistand seines Herrn rechnen.

Aus diesen Gründen schwur Guras Rache, aber er wollte sie keinen Miethlingen überlassen, — sein Innerstes drängte ihn, — er mußte sie persönlich an seinem Todfeind, dem Mörder seiner Gattin, ausüben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine Bai auf Candia.

**) Hauptstadt der Insel gleichen Namens.

Attila.

Mit diesem Titel geziert, ist vor Kurzem bei Gustav Heckenast in Pesth ein historischer Roman in 3 Bänden erschienen, der einen jungen Siebenbürger Sachsen aus Mühlenbach Joseph Martin zum Verfasser hat. Der Sammeltitel „Geschichten des Ostens" scheint uns denselben als Vorläufer einer größeren Reihenfolge von hier sich zugetragenen Begebenheiten ankünden zu wollen.

Vorerst freuen wir uns recht herzlich, daß ein junger Sachse aus Siebenbürgen den Muth gehabt hat, sein Schneckenhaus vom Rücken zu schütteln, und auf dem reichbesetzten europäischen Kampfplatze der Belletristik zu erscheinen, um sich die goldenen Sporn in der Romanliteratur zu verdienen. Obwohl wir ihn für turnirfähig zu einem solchen Riesenkampfe halten, so glauben wir ihn doch noch nicht in die Reihe der Bajarde setzen zu dürfen, d. h. wenn auch ohne Furcht so doch nicht ohne Tadel.

Digitized by Google

Das schöne Dichtertalent des Herrn M. (Josi) ist uns schon bekannt aus seinen Gedichten und kleineren Erzählungen. Ein großes Zeitgemälde vor dem geistigen Auge des Lesers aufzurollen, sich in diese Zeit so hineinzudenken, daß bei den selbst geschaffenen Begebenheiten und Personen nichts Anachronistisches zum Vorschein kommt, Charaktere im Einklang dieser Begebenheiten folgerichtig durchzuführen, die tief begründeten Handlungen sowohl als auch das Seelenleben der eingeführten Personen naturgemäß zu schildern u. s. w., — das ist schon ein unendlich schwereres Stück Arbeit, und beruht, wenn es allen Anforderungen entsprechen soll, auf mehr als blos auf einer lebhaften Einbildungskraft und einer geschickten Darstellungsgabe. Und ist noch obendrein in ein solches Zeitbild ein Stück Geschichte und geschichtliche Personen verwebt, so ist die Aufgabe, wenn man die historische Treue nicht gerade mit Füßen treten und mit dem so süß zu schlürfenden Roman auch etwas herb schmeckenden Ernst der Geschichte seinen Lesern beibringen will, eine nur um so schwierigere, denn geschichtliche Begebenheiten und Personen gehören der Geschichte, die sind kein Eigenthum des Dichters, er darf mit ihnen folglich auch nicht nach Belieben schalten und walten, und sich dieselben so zuschnitzen, wie er sie gerade braucht oder wie er sie haben will, daß sie hätten sein sollen. Er muß also seine Phantasie der Geschichte unterordnen und sich derselben anschmiegen. Zu seinen Zwecken kann er sich hingegen Personen erfinden, dieses Vorrecht hat er im geschichtlichen Roman. Wie schwierig die Umseglung solcher scharfen Klippen ist, wie beengend für die Phantasie des Dichters, das ist eine anerkannte Sache. — Ob nun unser Dichter die Schwierigkeit dieser Aufgabe in seinem „Attila" genügend gelöst, ob er alle diese Klippen glücklich umschifft — darüber wollen wir mit ihm nicht streng zu Gerichte sitzen, denn er scheint überhaupt mehr sein Augenmerk auf das Grelle und Hyperleidenschaftliche gerichtet und sich in derlei Ausmahlungen besser als in einer strengeren Andequemung zur Geschichte gefallen zu haben, so daß er über dieser Farbenmischung oft der Wahrheit und dem Schönheitssinn, und bei einer rapiden Heraufbeschwörung der Katastrophen dem ruhigen und wohlbegründeten Entwickelungsgange der Begebenheiten zu nahe getreten ist.

Wir dürfen also in seinem Attila, der zum Verwundern nicht so sehr in den Vordergrund tritt wie der Gothenfürst Walamir, nicht jene geistige Größe verkörpert suchen, die zwischen Napoleon und Cäsar gleichsam in der Mitte steht, und Bewunderung und Erstaunen erregt, — nicht jenen Aetius, den nur der ungemessenste Ehrgeiz zur Größe leitete, die ihm mit Recht den Beinamen des letzten Römers gibt, sondern nur Abklatsche von diesen Charakteren, die in die jeweiligen Situationen hineingepaßt werden. Wir finden nicht jene Honoria, deren Charakter nach James, in der Vorrede zu seinem Attila, Alle, die auf sittliche Reinheit und Größe sehen, aneckelt, und die er deßhalb ganz aus dem Spiele seines Romanes lieb, sondern eine in einer einzigen Viertelstunde zur aufopfernsten Liebe gegen Walamir umgewandelte Dame der zügellosesten Lust, die sich aus Gram verschmähter Liebe in Wälder und Höhlen mit einer Horde verläuft, und auf den Trümmern von Aquileja als Märtyrerin ihrer so urplötzlich platonisch gewordenen Leidenschaft an der Pest stirbt. Wie so rasche Umwandlungen auf natürlichem Wege mit einer Messaline geschehen können, ist schwer zu begreifen.

In Eugenius finden wir dagegen nicht den begünstigten Kämmerling dieser Honoria, welche die sichtbaren Folgen ihres vertrauten Umgangs mit ihm in klösterlicher Haft büßen mußte, sondern einen keuschen Joseph und würdigen Schwiegersohn des Aetius, der in reinster Liebe gegen die zarte, liebliche und doch so heroisch endende Digna entbrannt ist. Es hätte dieser Held können anders getauft werden und jede Störung wäre beseitigt worden, die der Name nothwendig hervorbringen muß.

Walamir der Gothenfürst liebt das Hunnenmädchen Ildiko. Obgleich seine Leidenschaft für sie gewaltig ist, nimmt er doch keinen Anstand sie zu seinen Zwecken zu mißbrauchen, und Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um sie für die Ermordung Attilas zu begeistern. Es ist unbegreiflich, wie ein edler Mann wahr lieben und den Gegenstand seiner heftigsten Gefühle auf die Schlachtbank führen und dieses Wesen dem unvermeidlichen Verderben preisgeben kann! Warum hat der liebende Held die That nicht selbst vollbracht? — das wäre doch viel einfacher gewesen, als sie von der schwachen Faust eines fanatisirten Mädchens zu erwarten — und durch die Unnatürlichkeit seines Beginnens eine Art von Abscheu im Leser hervorzurufen.

Vergleichen wir dagegen den Attila des James als Charakter mit dem Marlin'schen und die motivirte Handlung Attila's mit der Ildiko's, den Walamir mit Theodorus, so müssen wir eingestehen, daß wir dort, wenn auch oft trockene Resultate eines triftichen Nachdenkens, genaue Kenntniß des menschlichen Herzens und der Zeit, — hier aber nur das Bemühen nach Herbeiführung erschütternder Momente wahrnehmen. Weil nun Hr. M. noch zu viel Dichter für einen besonnenen Romanschriftsteller ist, so gelingen ihm auch die leidenschaftlichen und erschütternden Momente ausnehmend gut und nehmen das

Digitized by Google

ganze Gefühl des Lesers in Anspruch, selbst wenn man überzeugt ist, daß ihre Herbeiführung nicht auf natürlichem Wege geschehen ist. Dieses Feuer wird sich aber in der Folge schon abkühlen und der überlegenden Ruhe Platz machen. Sehr gelungen müssen wir die eingewobenen Kämpfe des Heidenthums mit dem Christenthum nennen und die hohe Begeisterung für letzteres; überhaupt Alles, wo es nur auf dichterische Ausschmückung ankömmt. Dagegen vermissen wir tieferes Studium des römischen Alterthums, Schilderung der hunnischen Sitten und Gebräuche, wozu Feßler's „Gemälde aus den alten Zeiten der Hunnen" prächtig hätte benützt werden können und wofür wir gerne die Schlächterei am Grabe des Attila hingegeben haben würden.

Als Anachronism müssen wir erwähnen: die Anwesenheit der Avaren (459) unter den verbündeten Völkern Attila's, B. I. S. 15, — die Ermordung Bleda's, die Attila, B. I. S. 74, noch als Jüngling vollführt haben soll, während dieselbe um das Jahr 444—445 geschehen ist, zu welcher Zeit Attila wenigstens 39 Jahre alt war, — den ganzen Regententitel Attila's, B. I. S. 105, in welchem er als König von Gottes Gnaden aufgeführt wird. Höchst unwahrscheinlich ist es unter Anderem auch, daß der historische Storch von Aquileja sein Nest mit den Jungen im Schnabel weggetragen haben soll. Wer jemals ein Storchennest gesehen, wird die Unmöglichkeit zugeben, und darum läßt auch Feßler nur das Junge im Schnabel, Jams aber die Jungen auf dem Rücken der Alten wegtragen. Schlüßlich müssen wir noch bemerken, daß der Hr. Verfasser, dem es doch als begabten Dichter an Wörterreichthum und bezeichnenden Epithetons nicht fehlen wird, das Feilen seines Manuscripts mit größerer Strenge hätte vornehmen wollen, denn so schön und richtig gewählt auch die Beiwörter — verwittert, wetterzerschlagen und tadellos — sein mögen, so ist ihre Wiederholung hart aufeinander doch unangenehm.

Für Leihbibliotheken ist dieser historische Roman übrigens eine recht gute Acquisition und wird dem Herrn Verfasser recht viele Leser und Bewunderer verschaffen, wenn auch der zartere weibliche Theil durch die Beschreibung und Uebersetzung der Valentinianischen Orgie nicht sonderlich erbaut werden wird.

Das besprochene Buch ist bei W. Nemeth in Kronstadt zu kaufen.

Berichtigende Worte zu dem Nachworte: „Einiges über den Verfall der Sittlichkeit im sächsischen Volke!"

In dem Nachworte zu dem Aufsatze: „Einiges über den Verfall der Sittlichkeit ꝛc." in Nr. 50 der Blätter für Geist ꝛc., sagt Ihr Berichterstatter unter Anderm, „Unsers Wissens existirt im Vaterlande ein solches Institut (Pastoral-Versammlungen) nur noch im Medwischer Kapitel." Dieß ist ein Irrthum des Berichterstatters. In dem Hermannstädter Kapitel (und wie ich glaube in vielen andern Kapiteln) versammeln sich schon seit sehr lange her die Mitglieder desselben zur Besprechung der in dem Nachworte angedeuteten Gegenstände und zwar außer den bei uns monatlichen, ja mehr als monatlichen „Kapitular-Conventen," deren Gegenstände die Kapitular Administration und die Ehepro zesse sind. Eine solche Versammlung hat zuletzt am 14. dieses Monats zu Hermannstadt im Kapitularsaale Statt gefunden und findet öfters auf Anordnung des Herrn Kapitels-Dechanten Statt. Es sind solche Versammlungen nichts Neues, denn die Capitels Conventе haben von jeher neben der Schlichtung von Ehe prozessen und Verhandlung anderer Allotria auch diesen höhern und wichtigern Zweck gehabt. — Wir nennen zwar diese Versammlungen nicht Pastoral-Versammlungen, sondern nach dem alten Sprachgebrauche schlechtweg Kapitels-Versammlungen — aber der Name trägt zur Sache nichts bei.*) Auch pflegen wir, in Hermannstadt wenigstens, dabei nicht lange Reden zu halten, sondern vielmehr der Sache geradezu auf den Leib zu gehen — aber durch Unterlassung von Abhaltung langer Reden wird der Sache eben so wenig geschadet als durch Belegung derselben mit

*) Die Abweichung von dem alten Sprachgebrauche würde nur dann gerechtfertigt sein, wenn außer den Mitgliedern des Medwischer Kapitels auch Mitglieder anderer Kapitel zu dieser Versammlung in Reichesdorf einberufen worden wären — was aber laut des „Nachwortes" nicht der Fall gewesen zu sein scheint. Ein solcher Convent von Pastoren aus verschiedenen Kapiteln wäre allerdings etwas Neues und würde von uns mit Freuden begrüßt werden. — Noch zweckmäßiger würde ein solcher Convent sein, wenn auch Beamte der verschiedenen Stühle dazu geladen würden. Nur im redlichen Zusammenwirken des weltlichen und geistlichen Standes liegt die Hoffnung einer besseren Zukunft für unser Volk. Der Zusammenfluß der weltlichen und geistlichen Abgeordneten zum Consitur und zum Ober-Consistorium bietet zu solchen Conventen die schönste Gelegenheit in Hermannstadt zweimal des Jahrs.

Anmerk. d. Eins.

Digitized by Google

einem andern Namen. Ich will jedoch hiemit gegen das Reden halten auch bei dieser Gelegenheit keineswegs einen Tadel, noch weniger aber mich über die Rede des geehrten Redners in Reichesdorf mißfällig ausgesprochen haben, welcher ich im Gegentheil ihrem ganzen Inhalte nach beipflichte. — Es folgt hieraus, daß nicht nur diejenigen ihre Pflicht und Schuldigkeit thun, welche über die Erfüllung ihrer Pflichten berichten oder berichten lassen, sondern daß es auch noch Andere gibt, welche ihre Pflichten nach bestem Wissen und Gewissen üben, ohne öffentlich darüber zu berichten oder berichten zu lassen. Auch kann keineswegs aus dem Umstande, daß der Eine für gut befindet über Alles was er Gutes thut, öffentlich Bericht zu erstatten oder Bericht erstatten zu lassen, gefolgert werden, daß ein Anderer, welcher hierüber nicht Bericht erstattet oder erstatten läßt, das Gute zu thun schlechterdings unterlassen müsse.

Weiter unten heißt es im Nachworte: — „wenn ein solches segensreiches Institut zuerst im General-Kapitel entstand."

Für diejenigen geehrten Leser Ihres geschätzten Blattes, welche mit unserer Kirchenverfassung nicht vertraut sind, finde ich mich zu der Berichtigung veranlaßt, daß es in unserer Kirchenverfassung wohl ein Mediwischer-, aber kein General-Kapitel gibt. Ein General-Kapitel wäre entweder ein solches, welches alle Individuen des sächsischen Clerus in sich begriffen — das ist aber in dem Mediwischer Kapitel bekanntlich nicht der Fall — oder wenigstens ein solches Kapitel, welches alle andern Kapitel vertrete — das ist aber bekanntlich auch nicht der Fall, sondern das Mediwischer Kapitel vertritt simpliciter sich selbst, wie jedes andere Kapitel nur sich selber vertritt. Ich glaube, daß die Mitglieder des Hochehrwürdigen Burzenländer Kapitels, denen ich hiemit allen meinen freundlichsten Gruß entbiethe — dieser meiner letztern Behauptung ohne Anstand beistimmen werden.

Ein Mitglied des Hermannstädter Kapitels — doch nicht im Auftrage des Kapitels. —

Mannigfaltiges.

Der Nationalhaß zwischen den Russen und Polen datirt sich von der früheren Eroberung Rußlands durch die Polen. Noch bedienen sich die Bewohner Moskau's des Namens „Lach" (d. i. Pole) als eines Schreckbildes für die Kinder, denen, wenn sie nicht artig sind, die Mutter zuruft: „gleich kommt der Lach und holt dich." Damit möchte es jedoch jetzt dasselbe Verhältniß haben wie mit der „Bluchére." Die lieben Pariserinnen nannten nämlich im Jahre 1815 so die Ruthe, womit sie ihren lieben Kindern drohten. Wahrscheinlich denken sie heute nicht mehr an den wackern Blücher, und haben seitdem sicher Gelegenheit genug gehabt, zu einer beliebigen Auswahl anderer zarten Umschreibungen und Bezeichnung — der Ruthe.

* * *

Dr. Martius erzählt in seinen kürzlich erschienenen „Erinnerungen" von einem Erlanger Gelehrten folgenden ergötzlich Zug: „Er war sehr empfindlich gegen die Kälte und verwahrte sich dagegen auf ganz besondere Art. Er hatte nämlich in seinem Zimmer ein Gerüste mit Staffeln errichtet, worauf er sich mit seinem Studiertische immer höher gegen den Plafond hin, in wärmere Luftschichten, retirirte, je kälter es ihm wurde."

* * *

Die Schnürbrüste waren in Rußland noch ganz unbekannt, als Peter der Große während der Reise nach Pommern mit einigen hannoverschen Damen tanzte. Betroffen sagte der Monarch nach dem Balle zu seinen Begleitern: „Wie teufelsharte Knochen haben doch die deutschen Frauenspersonen!"

* * *

(Die Ohrfeige.) Die Sprache der Grobheit ist die Ohrfeige. Gormaz ohrfeigt den Vater des Cid; die Königin Elisabeth ohrfeigt mit ihrer jungfräulichen Hand den geliebten Essex; der Dey von Algier ohrfeigt den französischen Gesandten. Wahrlich, an die Ohrfeige knüpft sich ein Stück Weltgeschichte. Die Ohrfeige ist die eigentliche Manifestation der Grobheit, das Bestreben der absoluten Grobheit, mit einem Objekt in die innigste Berührung zu kommen. Die Ohrfeige ist noch ein Ausdruck jener gemeinsamen Sprache, welche die Menschheit verband, bevor sie im Lande Sinear baulustige Gedanken bekam. Eine Ohrfeige ist noch heutzutage die deutlichste Sprache. Es gibt Personen, die keine andere Sprache reden, und es gibt Menschen, die leider keine andere Sprache verstehen. Die Ohrfeige ist in der Grobheit dasselbe, was der Kuß in der Liebe ist; nur daß man in der Liebe mit einem sanften Kuß anfängt und in der Grobheit mit einer unsanften Ohrfeige aufhört. Um so gewaltiger aber in unserer Welt die Grobheit als die Liebe ist, um so schätzenswerther ist die Ohrfeige als der Kuß, vor dem sie noch die Aufrichtigkeit voraus hat; denn es gibt Judasküsse, aber keine Judas-Ohrfeigen.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Remeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 3. Montag, den 17. Januar 1848.

Der Sklavenhändler.

(Fortsetzung.)

Nicht lange nach dem schrecklichen Ereigniß, welches wir erzählten, wurde Dionys mit Marco Lapethos, einem Jüngling von Therasia, einer der Inseln im ägäischen Meere, bekannt. Obschon der letztere um ein paar Jahre älter war und mehr Lebenserfahrungen besaß, als jener, so hinderte dieses dennoch nicht, daß beide einander lieb gewannen und einen Bund der Freundschaft schlossen, welcher während ihres ganzen Lebens sich treu bewährte. Marco war ein schöner Jüngling; auf seiner hohen Stirne thronte Geist, aus seinen Augen blitzte Entschlossenheit, in seinem ganzen Wesen äußerten sich Behendigkeit und Kraft.

Sein Vater befehligte ein ihm eigenthümliches Schiff, einen feinen Segler, wie es deren im griechischen Archipel wenige gab. Zwar verführte er meistens Handelswaaren und Reisende von einer Insel zur andern, allein wenn eine günstige Gelegenheit sich zeigte, so nahm seine kleine Helena plötzlich eine gar martialische Miene und Gestalt an, und der Baßgeiger — so nannte man einen auf dem Vordertheil aufgestellten, langen Fünfunddreißigpfünder — spielte dann so munter auf, daß mancher Türke sich dabei zu Grund tanzte, oder der unwiderstehlichen Schönen gleich einem Bezauberten nach Therasia, Polyandros oder einer andern Insel folgte.

Solcherlei Dinge lassen sich aber, wenn man dabei auch noch so umsichtig zu Werke geht, nicht ganz so im Stillen abthun, ohne daß das Publikum davon Notiz nimmt, und es ist daher begreiflich, daß Peter Lapethos deßwegen manchmal in Verlegenheit kam, und sich Unannehmlichkeiten zuzog. Allein die Justiz, welche dort, wie bei uns, mit verbundenen Augen zu Gericht sitzt, hört sehr gut und weiß am Klange Gold- und Silberstücke, kleinere und größere Münze zu unterscheiden, was dem Lapethos, sowie überhaupt manchem andern Industriellen sehr zu statten kam.

Allein einst hatte es der kühne Schiffskapitän mit einem türkischen Beamten zu thun, welcher auf gewöhnliche Weise nicht zu befriedigen war; er verlangte mehr als jener hätte geben können. Es kam vom Wortwechsel zu Thätlichkeiten, wobei der Türke allerdings vielmehr erhielt, als er erwartet hatte. Lapethos hatte ihn zwar nicht todtgeschlagen, aber in einen Zustand versetzt, der ihm möglich machte, während desselben seine beste Habe an Bord zu bringen und mit seiner Helena einen sichern Ankerplatz aufzusuchen.

Bei dieser übereilten Abreise hatte er jedoch ohne sein Wissen etwas auf der Insel zurücklassen, das ihm lieber war, als seine gesammte Habe, nämlich den Sohn Marco. Da dieser die meiste Zeit an Bord zubrachte, wenn das Schiff vor Therasia lag, so glaubte er, er befinde sich sicherlich in seiner Kajüte, achtete nicht weiter auf ihn und lichtete die Anker. Als er sich aber von allenfallsigen Verfolgern in Sicherheit sah, fragte er einen der Matrosen: was denn Marco fehle, daß er sich nicht sehen lasse? Allein weder dieser noch die andern Schiffsleute wollten ihn gesehen haben. Der alte Lapethos war in Verzweiflung; bei den Türken gilt der Grundsatz der Solidarität und er wußte sonach, daß man statt des entkommenen Vaters den Sohn der Rache aufopfern werde. — Er ließ wenden und den Baßgeiger nach Therasia hinschauen, da trat einer seiner Getreuen zu ihm, stellte ihm das Nutzlose eines Versuchs, den Marco mit Gewalt zu befreien,

Digitized by Google

vor und bat, man möchte ihn an der Küste von Polyandros ans Land setzen, er wolle von da aus im Geheimen nach Therasia zurückkehren und denselben mit List befreien.

Lapethos sah die Nichtigkeit dieser Gründe ein, der Vorschlag wurde angenommen, der geheime Sendling kam glücklich nach Therasia und entdeckte bald den jungen Marco obschon sich dieser bei einem Freund seines Vaters verborgen hielt.

Die Gefahr, in welcher dieser schwebte, war wirklich nicht unbedeutend, denn der übel zugerichtete Türke fand in Folge des Hasses seiner Nation gegen die Griechen und vermöge seiner Goldspendungen Hände genug, um sich derselben Behufs seiner Rache bedienen zu können. Wäre Marco oder ein sonstiger Angehörige der Lapethos ihnen in die Hände gefallen, er wäre ganz gewiß eines qualvollen Todes gestorben. Er mußte um jeden Preis die Insel verlassen; aber wie? darin lag die Schwierigkeit. —

Des Harrens und der peinlichen Unsicherheit müde, da keine Schiffsgelegenheit sich finden ließ, bemächtigten sie sich bei dunkler Nacht einer kleinen Barke und setzten damit, ungeachtet die See hoch ging, Kurs nach Candia.

Das Glück begünstigte die beiden Waghälse; sie landeten jedoch ohne ihre Barke unweit dem Cap Retimo, indem diese, von dem Sturmwind auf die Klippen geworfen, an denselben zerschellte. Ungeachtet der schäumenden Brandung erreichten sie schwimmend das Ufer, und der Zufall wollte, daß Guras Knechte, in jener Gegend mit Holzfällen beschäftigt, die vor Ermattung beinahe entseelten Schiffbrüchtigen entdeckten, erquickten und dann mit sich nach Hause brachten.

Von daher datirte sich die Bekanntschaft und Freundschaft zwischen Dionys und Marco; sie waren in all ihrem Sinnen und Trachten, in Liebe und Haß immer gleich.

(Fortsetzung folgt.)

Die Csangó Magyaren in der Moldau

von

(Fortsetzung.)

Wenn jetzt noch 50,000 Ungarn in der Moldau leben und wir die successive Verminderung, — die sich am auffallendsten in Husch darstellt, welches zwar 2000 Katholiken aber keinen Ungarn mehr zählt, und deren im Jahre 1693 doch noch 682 vorhanden waren — erwägen, so müssen zur Zeit Bandinis noch ungleich mehr Ungarn daselbst ansäßig gewesen sein. Da aber auch schon dieser geistliche Berichterstatter von der Verminderung der ungarischen Bevölkerung in diesem Fürstenthume spricht, so kann man wohl ohne Uebertreibung annehmen, daß vor einigen hundert Jahren gewiß mehr als 100,000 Ungarn die Moldau bewohnt haben mußten, — und das ist schon ziemlich viel für eine heterogene Völkerschaft in einem Lande wie die Moldau.

Dieser Umstand ist sehr wichtig und dürfte bei Aufstellung der geschichtlichen Hypothesen, über das Dasein dieser fremdartigen Nationsfraktion, sogar entscheidend sein.

Wir wenden uns also nun, nachdem wir das Faktische über die Anzahl und den Verfall dieses kleinen Magyarenvolkes zu erörtern versucht haben, zu dessen Geschichte.

b. Geschichte der Csangó Magyaren in der Moldau.

Die meisten älteren Schriftsteller sind der Meinung, daß die ungarische Bevölkerung der Moldau von der Zeit sich datire, als sich die hussitische Glaubenslehre in Ungarn und Siebenbürgen zu verbreiten angefangen habe und die Anhänger derselben durch die Verfolgungen der Könige, Päpste und Bischöfe gedrängt, sich hier niederzulassen genöthiget sahen und auch freundliche Aufnahme fanden. Diese Auswanderung soll theils unter Kaiser Siegmund im Jahre 1420, theils unter König Mathias Corvinus im Jahre 1460 geschehen sein, — was aber eben so unmöglich und unwahr als unerwiesen ist.

Eine solche Auswanderung und Ansiedlung in Masse müßte jedenfalls der Gegenstand eines sehr wichtigen geschichtlichen Momentes, sowohl für Ungarn als auch für Siebenbürgen und die Moldau gewesen sein. Allein weder eine Urkunde, noch irgend ein gleichzeitiger Schriftsteller oder Chronist aller dieser Länder spricht davon. Im Gegentheil haben wir urkundliche Beweise: daß die hussitische Lehre vor 1400 aus der Moldau nach Siebenbürgen eingeschleppt und weit verbreitet wurde, — S. in Felmer Eder's Obser. crit. p. 94 und in Tud. Gyözt. 1830 IV. p. 26 den Befehl des siebenbürgischen Bischofs Georg Lépes vom Jahre 1430. — ... daß es, nach einer päpstlichen Bulle Eugens IV. vom Jahre 1444, in den sieben Szeklerstühlen nicht einmal Hussiten gegeben. S. Kurz Magazin II. B. I. Heft p. 50 ent-

Digitized by Google

halten in der Abhandlung des Grafen Joseph Kemény über das Bisthum Bakov in der Moldau. Es mußte demnach zu jener Zeit und schon lange vorher eine kompakte katholische Bevölkerung in der Moldau bestanden haben, aus der sich eine Sekte ausscheiden und Apostel zur Verbreitung ihrer Lehre in so großer Anzahl nach Siebenbürgen aussenden konnte, so daß sogar der siebenbürgische Bischof die Verfolgung und Ausrottung derselben durch den päpstlichen Legaten Jakob Marchia auf Anordnung des Baseler Concils geschehen lassen mußte. S. den angeführten Bischofsbefehl vom Jahre 1430.

Das einzige Wahrscheinliche was aus dieser Tradition entnommen werden kann, ist allenfalls das, daß sich sowohl die siebenbürgischen als moldauischen Hussiten, die zum größten Theile aus lauter Magyaren bestanden haben mögen, zusammengethan und die Stadt Huß in der Moldau im Jahre 1460 gründeten, aber später wieder sämmtlich zur katholischen Religion zurückkehrten. Das bezeuget das Schönwießnerische Manuscript vom Jahre 1693 und der Reisebericht des Pfarrers Jöld nebst andern Schriftstellern.

Wider die Annahme, daß die ungarische Bevölkerung in der Moldau durch Hussitenflüchtlinge wäre begonnen worden, streiten übrigens auch noch andere historische Daten und nicht blos negative Beweise.

Wir wissen mit Bestimmtheit aus Engel's begründeter Angabe in seiner Geschichte der Moldau S. 109, daß das Sereter römisch-katholische Bisthum schon durch Urban V. im Jahre 1370 errichtet wurde. Wegen des Woiwoden Latko allein, der damals zur römischen Kirche übertrat, ist dies sicher nicht geschehen, sondern der vielen in der Moldau bereits ansässig gewesenen Katholiken, die zum größten Theil aber auch aus Sachsen bestunden.*) Zur Aufhellung dieser Spezial-Geschichten wäre übrigens sehr zu wünschen, daß die Kirchenruinen in der Moldau, so wie auch die hie und da noch vorfindlichen Steinmonumente näher untersucht, öffentlich bekannt gemacht und sorgfältiger überwacht werden möchten. Es sollen sich auch schriftliche Ueberlieferungen besonders in Huß noch vorfinden, die zwar sorgfältig aufbewahrt, aber auch eben so streng verheimlicht werden, daß der Wissenschaft kein Nutzen daraus erwachsen kann.

*) Es wird übrigens auch irgendwo gesagt, daß die katholische Mission der Franziskaner in der Moldau schon zu Ende des XII. Jahrhunderts angefangen habe. Für wen? ist leicht zu beantworten: nämlich für katholische Ungarn.

Wir wissen aus der früher angeführten kritischen Abhandlung des Grafen Joseph Kemény über das Bakover Bisthum, daß dasselbe durch Bonifaz IX. im Jahre 1401 errichtet wurde und ein von dem Sereter Bisthum abgesondertes, mit demselben in keiner Verbindung gewesenes war, und nur deßhalb gegründet wurde, weil das Sereter Bisthum nicht zureichend für die große Ausdehnung der Moldau und für die eben dort schon ansässig gewesenen, aber zu sehr zerstreuten römisch-katholischen Seelen war. S. a. a. O. p. 25 und 29. Das geschah Alles, bevor noch von Huß in Europa die Rede war, und doch gab es damals schon so viele Katholiken in der Moldau. Daß aber diese große Menge römisch-katholischer Seelen in der Moldau aus fast lauter Ungarn bestand, unterliegt aus spätern Ueberlieferungen, wie wir schon in dem statistischen Theil dieser Abhandlung wahrgenommen, und aus der kritischen Abhandlung über das Bisthum von Bakov durchaus gar keinem Zweifel. Aber auch dieser Umstand ist noch für die Nationalität der damaligen Moldauer Katholiken von Bedeutung, daß schon im XIV. und XV. Jahrhundert die Franziskaner der ungarischen Provinz, die in der Regel aus lauter Ungarn bestehen, laut päpstlicher Bullen in der Moldau und Walachei an Verbreitung und Erhaltung der römischen Glaubenslehre ununterbrochen gearbeitet und auch Klöster dort besessen haben (obige Abhandlung S. 59 und 60); ihre Wirksamkeit konnte aber doch nur dann von einigem Erfolge gekrönt werden, wenn sie von ihren Pfarrkindern verstanden wurden. Ferner ist in dem Schreiben, welches Petrus Parcevich, Erzbischof von Marcianopel, apostolischer Vicar und Administrator des Fürstenthums Moldau an die Congregation de propaganda fide nach Rom aus der Csik am 2. Juli 1670 schreibt, des Beweises in Hülle und Fülle enthalten, daß die Moldauer Katholiken von jeher lauter Ungarn waren. Er unterstützt deßhalb auch seine Bitte um ungarische Seelsorger für dieses Land mit nachfolgendem Grund: „Primo propter linguam et nationem; notum enim est Eminentiis Vestris omnes Catholicos per Provinciam Moldoviae diffusos esse Hungaros petentes sui idiomatis Sacerdotes" S. die oftberührte Abhandlung Seite 71 — also wegen der Sprache und Nation, da es den Eminenzen ohnehin bekannt sei, daß alle in der Moldau zerstreuten Katholiken Ungarn seien.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kirchen- und Schulangelegenheiten.*)

Die Pfarrer-Candidation in Rätsch.

Der Volksfreund hat in der Nummer 51, v. J. einem „Unterwäldler" (Satellit 103. v. J.) Veranlassung gegeben, seiner schadenfrohen Laune auf eine sehr ungeschickte und betrübende Weise Luft zu machen. Wir nehmen es uns heraus, auch ein Wörtchen zur Belehrung des in die betreffenden Verhältnisse nicht eingeweihten Lesepublikums und zur bessern Orientirung des Unterwäldlers ein Wörtchen mitzusprechen. Wir sind damit gar nicht gemeint, den belobten Volksfreund in Schutz zu nehmen — gewiß nicht — wir überlassen das billig seinem Herrn Collegen, dem würdigen Veteranen (eigentlich Invaliden) des Siebenb. Boten, auch müssen wir bezüglich jenes Artikels in Nro. 51. des Volksfreundes offen gestehn, daß wir, wie wir den Artikel des Unterwäldlers höchst ungeschickt finden, indem er gerade geeignet ist die gegentheilige Wirkung von dem, was er beabsichtigte, hervorzubringen, auch die Erwähnung der Candidation zum Rätscher Pfarrer von dem Volksfreunde aus verschiedenen Ursachen höchst taktlos finden, aber es handelt sich hier um wichtigere Interessen — und diese wollen wir, so viel an uns liegt, wahren. Der Unterwäldler begeht die größte Ungerechtigkeit, wenn er die Hermannstädter (die Bezeichnung „Theologen" ist ganz unpassend, weil bei einer Pfarrcandidation und Pfarreibesetzung alle Stände und Classen des respectiven Stuhls betheiligt sind) der Anmaßung beschuldigt, sie nähmen die ausschlüßliche Candidation ihrer Candidaten zu Pfarreien im Reußmärkter-Stuhle (nicht im Unterwälder-Capitel, da die Pfarreien des Reußmärkter Stuhles nur einen Theil des Unterwälder-Capitels ausmachen) als ein Recht in Anspruch. Das können sie nach dem dermaligen Bestande unserer Kirchenverfassung und laut des Candidations-Normativs nicht, wissen, daß sie es nicht können, und sind auch nicht so anmaßend ein Recht in Anspruch zu nehmen, das sie nicht besitzen. Der Unterwäldler hat Recht, und die Hermannstädter geben dieß zu, daß das Reußmärkter Domestikal-Consistorium in Ermangelung einheimischer qualificirter Candidaten ein Recht hat, die fehlenden Kandidaten so gut aus Mediasch, Schäßburg, und anders woher, sogar aus Mühlbach, als aus Hermannstadt zu nehmen — aber das belobte Domestikal-Consistorium hat dieß bisher nicht gethan, es hat seine Candidaten ohne Ausnahme aus Hermannstadt genommen und da man sich bei der Candidation zur Pfarre in Rätsch zum erstenmal bewogen fand, davon abzuweichen, so fühlte man sich in Hermannstadt allerdings unangenehm berührt. Das alte freundschaftliche Verhältniß, die seit Jahrhunderten zu beiderseitiger Zufriedenheit bestehende freundschaftliche stillschweigend eingegangene und gewissenhaft beobachtete Uebereinkunft schien für immer gestört zu sein — und man erholte sich von seiner Bestürzung erst, als man über den Vorgang im Reußmärkter Dom. Consistorium genau unterrichtet ward. Dieser Vorgang war aber folgender: Da der hochachtbare und hochwohlgeborne Herr Königrichter von Reußmarkt in Folge eines in seiner Familie eingetretenen Todesfalles in Hermannstadt abwesend war, so bildete sich das zur Candidation nach Rätsch zusammenzutretende Dom. Consistorium aus folgenden sechs Candidatoren: weltlicherseits die Herrn: Stuhlrichter Löw, (führte zugleich das Präsidium) Assessor Henrich und Judicial-Secretair Bock, — geistlicherseits die Herren: Binder, (Dechant des Unterwälder Capitels und Pfarrer zu Urwegen,) Filtsch, Stadtpfarrer zu Mühlbach und Severinus Pfarrer zu Omlasch.

Nachdem man übereingekommen war, daß man vor allem Andern die Reußmärkter Candidaten zu berücksichtigen habe, beantragte Präsidium, man solle wie bisher nach den Reußmärktern die noch nöthigen Candidaten aus Hermannstadt nehmen. Dechant Binder und Stadtpfarrer Filtsch trugen darauf an, daß auch die Mühlbächer Candidaten berücksichtigt werden mögen und zwar so, daß 2 Reußmärkter, zwei Hermannstädter und zwei Mühlbächer Candidirt werden sollten, weil auch die Mühlbächer zum Capitularnexus gehörten. Diesem wiedersprachen entschieden die Herren Löw, Hennrich und Severinus, aber der jüngste der drei weltlichen Candidatoren, Herr Bock, wendete sich der Mühlbächer Partei zu, und so standen denn drei Stimmen für die Ausschließung der Mühlbächer Candidaten den andern drei Stimmen für die beantragte Neuerung entgegen. Präsidium machte das in dem Falle von Stimmengleichheit ihm zustehende Recht des votum praeponderans geltend, die Herren Binder und Filtsch (pro aris et focis kämpfend) wollten dieß nicht gelten lassen

*) In Zukunft werden wir alle jene Artikel, welche Kirchen und Schulangelegenheiten besprechen, unter dieser Hauptrubrik mittheilen. Ein gleiches Verfahren werden wir mit den Naturhistorischen Aufsätzen beobachten. Die Red.

Digitized by Google

Präsidium trug hierauf an, man solle ohne Nennung der Candidatoren, welche für den einen und den andern Vorschlag gestimmt, der schiedsrichterlichen Entscheidung des Neußmärkter Ortspfarrers, Herrn Wendel überschicken. Auch dieses genehmigten die Herren Binder und Fritsch nicht und drohten sich alsobald zu entfernen, und die Sache der Entscheidung des Ober-Consistoriums anheimzustellen. Da gab um des lieben Friedens willen die Mehrheit der für die Ausschließung der Mühlbächer Candidaten und Emporhaltung des alten usuellen Rechtes (denn in Betracht daß ein votum praeponderans allerdind dem Präsidio rechtlich zustand war die Mehrheit der Stimmen wirklich auf dieser Seite) der vigorösen Minorität nach und es entstand folgende Candidation:

Philp, nicht academischer Prediger in Neußmarkt, Wendel, acad. Candidat der Theologie, (die Candidaten v. Neußmarkt.) Philp, Laubenprediger in Hermannstadt, Brukatsch, Gymnasiallehrer in Hermannstadt, (die Candidaten der Hermannstädter.) Matz, Prediger in Mühlbach, Battenfeiler, Rector in Mühlbach, (die Candidaten der Mühlbächer.)

Als man diesen Vorgang in Hermannstadt erfuhr, mein Herr Unterwäldler! erholte man sich hier von seinem Schrecken, denn man sah ein, daß man nur die Pfarre von Rätsch, nicht aber die freundliche Gesinnung des Neußmärkter Officiolates verloren hatte, und daß man in Zukunft mit ähnlichen Verlusten wahrscheinlicherweise nicht bedroht werden werde. Ja, mein Herr Unterwäldler! das erwarten, das hoffen wir! nicht ich wiederhole es — als ein Recht: das uns zustehe, sondern in Folge des langjährig bestehenden freundschaftlichen Verhältnisses, des gegenseitigen Wohlwollens, das zwischen Hermannstadt und Neußmarkt besteht, und hoffen es mit desto größerer Zuversicht als die Vorgänge in dem Neußmärkter Domestical-Consistorium klar und männiglich kund geben, daß die Officiolats-Beamten von Neußmarkt noch immer dem Grundsatz beipflichten, den einst Herr Stuhlrichter Löw im Ober-Consistorium geltend machte und der frühere Pfarrer von Neußmarkt, Dietrich, also aussprach: „So lange uns (Neußmärktern) die Sonne über Hermannstadt und nicht über Mühlbach aufgeht, wollen wir unsere Candidaten aus Hermannstadt nehmen." — Sehn Sie, mein Herr Unterwäldler! hierin liegt das Geheimniß! darum nehmen die Neußmärkter ihre Candidaten aus Hermannstadt, darum und weil der Neußmärkter Stuhl nach Hermannstadt und nicht nach Mühlbach gravitirt, und weil die Interessen der Neußmärkter in Hermannstadt und nicht in Mühlbach sich konzentriren, und ihre Söhne in Hermannstadt und nicht in Mühlbach zu tüchtigen Männern und aufgeklärten Patrioten gebildet, und wenn sie Staatsdienste suchen, hier Anstellung, Brot, Ehre und einen ehrenvollern Wirkungskreis finden, und ihnen wenn sie als Theologen Anstellung suchen, nicht nur ein elendes Gehalt von 100 fl. zu Theil, sondern auch zugleich wie den Söhnen Hermannstadts ein Promotionskreis von 20—30 Ortschaften eröffnet wird, darum mein Herr Unterwäldler! und weil in der grenzenlosen Noth der verflossenen Jahrhunderte Neußmarkt und der ganze Unterwald an dem mächtigen Hermannstadt und nicht an Mühlbach eine Helferin, Retterin und mächtigen Bundesgenossen gefunden hat, stets bereit mit Waffen, Geld und seinem Einflusse beizustehn, wo und wann es die Noth erheischt — darum und weil die Neußmärkter in Mühlbach nichts suchen, da für sie daselbst nichts zu finden ist — darum wagen wir es zu hoffen, daß es beim Alten zwischen uns und Neußmarkt bleiben werde — aber nicht weil wir ein Recht dazu zu haben meinen.

Dieß sind die Ansichten, welche die Hermannstädter von dem Verhältnisse haben, in welchem Hermannstadt zu Neußmarkt in kirchenverfaßlicher Beziehung steht; dieß sind die auf gegenseitiges Wohlwollen, gegenseitiges Bedürfniß und altherkömmliches usuelles Rechtes und Billigkeit gegründeten Erwartungen und Hoffnungen der Hermannstädter.

Erlauben Sie mir nun mein Herr Unterwäldler, daß ich auch Ihre — ich sage „Ihre" nicht „der Mühlbächer" denn Sie werden gleich sehen, daß Mühlbach Ihren unüberlegten, egoistischen, unverständigen Artikel besavouiren muß. — Ansichten, Erwartungen und Hoffnungen näher beleuchte.

Sie wagen es zwar nicht den Neußmärktern das Recht direkte abzusprechen die benöthigten Candidaten herzunehmen, wo es ihnen beliebt — aber Sie geben doch indirekte deutlich zu verstehen, daß den Mühlbächern ein Unrecht geschehe, wenn die Neußmärkter im Falle des Bedarfs ihre Candidaten anderswoher nähmen, wenn Mühlbach daran einen schönen Ueberfluß habe. Worauf gründen Sie diesen Anspruch, auf ein Recht, daß Mühlbach seit so viel und so viel Jahrhunderten nicht beansprucht hat! Antwort: darauf, daß Sie gefliessentlich, und wie sie wahrscheinlich meinen, höchst pfiffig, des politischen Unterschiedes nicht Erwähnung thun, welcher zwischen Mühlbach und Neußmarkt besteht. Jeder welcher Ihren Artikel liest, ohne mit der politischen und kirchlichen Eintheilung des Sachsenlandes bekannt zu sein, muß empört sein über die Anmaßung der Hermannstädter „Theologen", vermöge welcher diese verlangen, daß man die academischen Prediger

und Schullehrer des Unterwälder Capitels zu Gunsten der Hermannstädter derartigen und qualificirten Individuen ausschließe. Aber diese Ungerechtigkeit besteht für denjenigen nicht, welcher weiß daß das Unterwälder Capitel aus den Pfarreien der Ortschaften des Mühlbächer Reußmärkter und Broser und zum Theil des Hermannstädter Stuhls (Omlás) und obendrein noch aus der Zekascher Surrogatie (bestehend aus sächsischen Ortschaften im Unter-Albenser Comitat) zusammengesetzt ist; — der da ferner weiß daß in diesem Unterwälder Capitel drei verschiedene Domestical-Consistorien (abgerechnet die Surogatie) zu den Pfarreien des Unterwälder Capitels Candidiren, das heißt: die Ortschaften der resp. Stühle die respect. Domestical-Consistorien; — der da ferner weiß, daß diese verschiedenen Domestical-Consistorien zwar laut des Candidations-Normativs verpflichtet sind die Anmeldungen der Unterwälder-Capitelsmitglieder überhaupt, ohne Rücksichtnahme auf den Stuhl, in welchem ihre Ortschaft liegt, zu berücksichtigen, aber wenn diesem Gesetze Genüge geleistet worden, im Falle des Bedarfs die Candidaten nehmen mögen, woher es ihnen beliebt. Es findet was der Unterwälder nicht zu wissen scheint, oder nicht wissen will, ein großer Unterschied statt zwischen Capitel- und Promojons-Kreis auch ist es bis auf unsern Unterwäldler noch Niemanden eingefallen die Prediger und Schullehrer nicht irgend eines Capitels, wie unser Unterwäldler sagt, denn das Capitel hat keinen Prediger und Schullehrer, sondern die Prediger und Schullehrer des Promotionskreises in den resp. Dörfern Marktflecken und Städten zum Capitel zu zählen; der da ferner weiß, daß diese akademischen Prediger und Schullehrer zwar Anspruch haben zu Pfarren des resp. Promotionskreises, nicht aber des Capitels schlechthin Candidirt zu werden, mithin die academischen Schullehrer und Prediger der Kirche und der Trivial- und lateinischen Schule zu Mühlbach sehr gegründeten Anspruch haben zu Candidationen auf Ortschaften des Mühlbächer-Stuhles, das ist, auf Kelling, Langendorf, Mühlbach, Petersdorf, Deutsch-Pian und Reichau, nicht aber zu Candidationen in das Unterwälder Capitel im Allgemeinen, welches Recht sie erst erlangen, wenn sie durch eine dieser Hinterthüren in das Unterwälder Capitel eingeschmuggelt worden sind, gleich den Hermannstädtern, welche das nämliche Recht erlangen auch auf Ortschaften des gesegneten Mühlbächer Stuhls candidirt zu werden, wenn sie durch Hilfe unserer Freunde in Reußmarkt in das Unterwälder Capitel eingeschmuggelt worden sind. Aus dieser kurzen Exposition dürfte erhellen, daß die academischen Prediger und Lehrer in Mühlbach eben so wenig ein Recht haben die Candidation auf eine Pfarre des Reußmärkter Stuhls zu beanspruchen, als die akademischen Candidaten der Hermannstädter, und daß die Mühlbächer die Candidation des Herrn Mätz nach Rätsch nicht ihrem Rechte sondern dem Umstande zu verdanken haben, daß die beiden in dem Domestikal-Consistorium zu Reußmarkt bei der Candidation anwesenden hochwürdigen Herren ihres Ursprungs und Ausganges vergessend die Candidaten der Mühlbächer fast mit Gewalt durchsetzten.

Niemand kann deshalb die beiden geistlichen Herren zur Rechenschaft ziehn — sie haben gethan wozu der Eine als Stadtpfarrer von Mühlbach verpflichtet war, der Andere von süßen Hoffnungen angeregt wurde; — Niemand darf es sich herausnehmen das Domestical-Consistorium von Reußmarkt zur Rede zu stellen, es hat gethan, was es zu thun ein unbestrittenes Recht hatte; Niemand wird es den Mühlbächern verargen, daß sie Himmel und Erde aufgeboten ihren Candidaten in die Wahlliste und dann auf die Pfarre zu bringen, sie haben für ihre Leute gesorgt, was ihre Pflicht ist, wie wir es in ähnlichen Fällen auch thun sollten, aber leider oft zu thun unterlassen. Aber nicht in der Ordnung ist es von dem Unterwäldler ein solch übermüthiges und schadenfrohes triumphgeschrei anzustimmen. Thut doch der gute Mann als hätten die Mühlbächer die Reußmärkter in die Tasche gesteckt und wären nun sicher, diese würden wie bei Rätsch in alle Zukunft nach ihrer Pfeife tanzen und sich ungemein beglückt und beseligt finden ihre benöthigten Candidaten aus Mühlbach holen zu dürfen.

Sehn Sie, mein Unterwäldler! dieß war ungeschickt denn dieß muß die sehr verständigen und sehr achtungswürdigen Herren von Reußmarkt, die bei Candidationen ein Wörtchen mitreden und ohnehin wissen, wo ihnen die Sonne aufgeht und wo es Abend wird schamroth und aufmerksam machen auf die Fabel des Adlers, der mit einem andern minder edeln Vogel eine Mésalliance geschlossen hatte. — Es ist aber dieß ihr schadenfrohes Triumphgeschrei um so ungeschickter und für Reußmarkt um so beleidigender, als die Mühlbächer den Reußmärktern mit dieser Geschichte eigentlich ein allerliebstes Näschen gedreht haben. Wer war der Candidat, welchen die Hermannstädter für Rätsch aufstellten, welchen sie nach Rätsch promovirt wollten haben? — Nun, es war der Laubenprediger Philp in Hermannstadt, der zwar durch seine langjährigen Dienste und anerkannten Verdienste unser Einer geworden ist, und den wir mit Anerkennung seiner Verdienste zu den Unsern zählen — aber seiner Herkunft nach ein Reußmärkter — der Sohn des jetzt lebenden wür-

Digitized by Google

digen Reußmärkter Predigers ist. Was haben also die Mühlbächer durch ihre Rührigkeit gethan? — Sie haben einen Sohn Reußmarkts bei Seite geschoben und ihren eignen Sohn und Schützling pussirt. Auch das wollen wir den Mühlbächern nicht verargen, — Was geht Mühlbach der Sohn Reußmarkts an? — Das Hemde ist auch den Mühlbächern näher als der Rock, aber ungemein ungeschickt ist es, mein Herr Unterwäldler! daß Sie so öffentlich und hohnlachend dieses den Reußmärktern gedrehte Näschen vor die Nase halten.

Verwundert frägt der denkende Leser: Woher denn so plötzlich dieser neue Spectakel? Was hat sich denn zugetragen, daß sich diese Verhältnisse auf einmal umkehren sollen? Seit Jahrhunderten haben — der Unterwäldler gibt dieß zu — die Reußmärkter ihre Candidaten aus Hermannstadt genommen und haben sich nach dem Geständnisse der Reußmärkter selbst trotz der vielen schönen Häuser, welche die bisherigen Hermannstädter in Reußmarkt nicht gebaut haben, und in Zukunft die Mühlbächer Candidaten (wahrscheinlich zu Nutz und Frommen der Reußmärkter) in Mühlbach bauen werden, ganz wohl dabei befunden — warum sollen sie nun plötzlich Rechtsumkehrteuch machen und ihre Candidaten aus Mühlbach holen? Geht den Reußmärktern die Sonne vielleicht jetzt in Mühlbach auf? oder ist in Mühlbach ein neues Licht aufgegangen? oder hat dieses Licht vielleicht von jeher geleuchtet und blieb den Reußmärktern bis zu diesem Zeitpunkte verborgen? Hat irgend ein Unterwäldler über Nacht die Interessen der Reußmärkter mit Jahrmarktsgelegenheit von Hermannstadt nach Mühlbach versetzt? oder hat vielleicht der Böse im Bunde mit unserem Unterwäldler das Unkraut des Hasses und der Feindschaft zwischen das seit Jahrhunderten befreundete Hermannstadt und Reußmarkt gesäet? Oder ist das Licht der Wissenschaft und Aufklärung ausgeputzt worden! oder ist Hermannstadt aus der Nähe Reußmarkts entrückt worden? — Das Alles ist nicht geschehn und die Ursache der entsetzlichen Ungerechtigkeit, welche die Reußmärkter den Mühlbächern durch Herbeiholung ihrer Candidaten aus Hermannstadt zufügen, und der Anmaßung der Hermannstädter, welche diese sich zu Schulden kommen lassen, indem ihre Candidaten lüsterne Blicke nach den Fleischtöpfen des Unterwaldes werfen — ist eine ganz geringfügige, aber nicht zufällige sondern bei Haaren herangezogene, das ist: die Mühlbächer haben etwa ein Dutzend Pfarramts-Candidaten und nur sechs Pfarreien zu vergeben. Hinc illae lacrimae! — Es war nicht immer so. Das Hermannstädter Gymnasium, gegründet vor Jahrhunderten, von den zu Hermannstadt versammelten „deutschen Herren" unter denen verfassungsmäßig doch auch Mühlbächer Herrn gewesen sein müssen, für Hermannstadt und die sieben Stühle, zu denen sich doch auch Mühlbach zählt, genügte seit Jahrhunderten für die Stühle: Bros, Mühlbach, Reußmarkt, Leschkirch, Großschenk, Reps. — Da fiel es einigen patriotischen Mühlbächern über Nacht ein: auch wir wollen „Athen" sein, flugs wurden mehrere academische Lehrer angestellt und einige lateinische Classen errichtet. Man hatte Geld, den Lehrern wirklich mehr als 50—100 Gulden zu geben. Bis hieher ging Alles gut — aber wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. Mühlbach, das sonst nie mehr Candidaten hatte, als es bedenken konnte, ja sogar oft Hermannstadt um Aushilfe anging, sah in wenigen Tagen ein hübsches Candidatenhäuflein in seinen Mauern herangewachsen und der Mühlbächer Stuhl, der unmittelbare Promotionskreis für Mühlbachs Candidaten wies im Normativ noch immer nicht mehr als sechs Pfarreien auf. Da war die Noth in Mühlbach groß, und man suchte einen Ausweg für die Candidaten. Zuerst liebäugelte man mit Bros. Nicht vergebens! Mühlbach schließt mit Bross eine Art Union ins Geheim und die von Hermannstadt in den Broser Stuhl beförderten Pfarrer und zwar befördert mit dem ihnen vorbehaltenen Rechte der Candidation im Hermannstädter Stuhl, bieten die Hand dazu. Damit war aber nicht viel gewonnen, denn Bross gewährt nur zwei Promotionen und diese bleiben überdieß trotz der in Geheim geschlossenen Union zwischen Bros und Mühlbach problematisch. Natürlich richtet Mühlbach nun sein Augenmerk auf Reußmarkt, und sucht hier dasselbe Manœuvre wie mit Bros einzuleiten.

Daher der Spectakel! Darum soll Reußmarkt mit dem alten durch die ganze Vergangenheit mit ihm eng verbundenen und befreundeten Hermannstadt brechen, es bruskerweise (was wie wir die Reußmärkter kennen, nicht deren Art ist) wider den Kopf stoßen, um den Candidaten Mühlbachs, das als Gegnersatz nichts gar nichts als die falsche Freundlichkeit des Siegers gegen den fein überlisteten Gegner, zu bieten hat, Brot zu verschaffen.

Das heißt denn doch den Reußmärktern viel zugemuthet! daß heißt, sie behandeln, als wären sie auf den Kopf gefallen. Das sind sie aber nicht und darum getrösten wir Hermannstädter uns eines fernern freundlichen und gegenseitigen Wohlwollens mit den Reußmärktern und der gewünschten Aufrechthaltung des freundschaftlichen Verhältnisses, das seit Jahrhunderten ungestört zwischen uns stattgefunden hat, und auch in Zukunft stattfinden wird, obgleich der böse Feind sehr wachsam und geschäftig ist über Nacht Unkraut unter die Saat zu säen. —

Digitized by Google

Dieß wäre eine Seite dieses saubern patriotischen Ergusses eines Unterwäldlers. Aber er bietet auch eine zweite ernstere und betrübendere dar. — Wir wollen nicht die Ignoranz des Unterwäldler hervorheben, diese erregt bei seinem kecken Unterfangen in Dingen, von denen er nichts versteht mitsprechen zu wollen, nur Mitleiden. „Ihr wißt schon, der Unterwald war immer ein für sich bestehendes Ganze" schämt sich der Unterwäldler nicht in die Welt hinein zu behaupten. Hört es ihr Landsleute, die Ihr von Város bis Daraus „unus populus" sein solltet, und auch der Meinung waret, daß Ihr es seid — ein Unterwäldler hat über Nacht eine neue sächsische Geschichte, eine neue Staatsverfassung erfunden! „Ihr wißt schon, der Unterwald war immer ein für sich bestehendes Ganze!"— Es ist zu erbärmlich! um ein Wort darüber zu verlieren.— Du armer Unterwald, Bros, Neumarkt und Mühlbach — was wäre aus Euch geworden, und was wäret Ihr gegenwärtig, wenn Ihr Euch nicht in den Jahrhunderten der Drangsale wie Ranken um die Stadt Hermannstadt geschlungen, und diese Euch damals zugerufen hätte: Ihr seid fremdes Element bei uns und wir müssen geschieden sein und geschieden bleiben!" Oh, es ist zu erbärmlich so was von einem Manne hören zu müssen, der Bildung und Wissenschaft hinlänglich zu besitzen glaubt um in Nationalangelegenheit ein Wort mitsprechen zu können. Aber empörender ist es und erfüllt das Herz des patriotischen Sachsen mit Trauer und Wehmuth von einem Sachsen hören zu müssen: „Ihr waret immer und seid jetzt noch fremdes Element bei uns!" Geschieden waren wir und müssen es bleiben! — So spricht ein Sachse zum Sachsen! ein Unterwäldler zum Hermannstädter! wagt es in diesen Zeiten, wo neue fast unbesiegliche Gefahren die sächsische Nationalität bedrohn, und Einheit und ein festes Stehen Mann für Mann mehr als jemals Noth thut, öffentlich auszusprechen! — Ja sitzt nur und tagt, Ihr „deutschen Herren," auf dem großen Ringe in Hermannstadt in dem Hause, das man das sächsische Nationalhaus nennet, und deliberirt und müht Euch ab, wie Ihr den alten durch Regulation und Wahl- und Candidationsnormative und Consistorialsverfassung zerfetzten Nationalrumpf für eine Zeitlang noch zusammen flicken möget, damit er nicht schon heute in Stücken zerfalle, die unsere Feinde leicht in die Tasche stecken und zu ihrem Hausgebrauche davontragen mögen! Seht da! die Unterwäldler wollen von den Hermannstädtern nichts mehr wissen und nennen sie „fremdes Element!"— Oh! ruft deutsche Colonisten herein! ruft sie über Hals und Kopf in's Land!— nicht damit wir ein paar Dutzend deutschsprechende Kinder mehr bekommen! nein! sondern damit wir doch Jemanden haben mögen, von dem wir uns zum Trotze sagen können: siehe, da ist verwandtes Blut! — denn der Sachse selbst ist dem Sachsen fremdes Element! Oh! singt nur schöne Lieder herüber aus dem Unterwalde von Sachsentreu und Einigkeit und Volksbewußtsein und wie die schönen Dinge Alle heißen — ein einziger solcher Brief eines einzigen Unterwäldlers spricht lauter als alle Euere Liedersammlungen! — Oh! in diesem frechen häßlichen vatermörderischen Briefe des „Unterwäldlers" liegt die ganze Geschichte unserer Nation: Um ein elendes Linsengericht verkauft der Sachse sein Erstgeburtsrecht.

Mannigfaltiges.

In L. kaufte ein Ehepaar für sich zwei Särge, damit ihre Kinder bei ihrem Tode nicht so viele Anslagen hätten. Die Särge benützten sie einstweilen, den einen als Mehlbehälter, den andern zum Aufbewahren gebackener Pflaumen. Nun starb der Mann. Man leerte den Sarg mit Mehl aus und legte den Todten hinein. Seine weit von L. vorheiratete Tochter kam erst an dem zum Begräbniß bestimmten Tage an. Sie begehrte des Vaters Leiche zu sehen, da sie ihn nicht mehr lebend gesehen hatte. Allein der Sarg war geschlossen und man hörte nicht auf ihre Bitten. Der Leichenzug ging nach dem Gottesacker. Hier angelangt öffnete man auf das durchdringende Geschrei der Tochter, ihren Vater noch einmahl zu sehen, den Sarg und — siehe da! gebackene Pflaumen waren die Leiche.

* * *

Die prachtvolle Basilika oder Bonifaciuskirche welche der König Ludwig in München bauen ließ, ist vollendet. Sie ist mit einem reichen Bilderschmuck ausgestattet und gehört in architektonischer Hinsicht zu den gelungensten Bauwerken, welche der König aufführen ließ. Mit ihr ist die Benedictiner-Abtei, eine Gruft für die königl. Familie und ein Gebäude für Kunstausstellungen verbunden. Der Bau wurde in 12 Jahren vollendet.

* * *

Luthers Trauring befindet sich gegenwärtig im Besitz eines Einwohners in Prag.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Remech. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 4. Montag, den 24. Januar 1848.

Die romantischen Historiker und Die historischen Romantiker

von

F. M.

Volentem ducit, nolentem trahit.

Beide Arten mögen allerdings zu ein und demselben Geschlecht gehören, der Wirkung nach gleich schädlich sein, — aber der Gattung nach sind sie sehr von einander unterschieden.

Der romantische Historiker, zu deutsch etwa: der anmuthsvolle Geschichtsforscher hat das Unglück, daß, wenn er auch Wahrheit erzählen will oder wenigstens zu erzählen meint und mit noch so absoluter Unfehlbarkeit über weit hinter uns liegende Ereignisse und geschichtliche Charaktere wie über Dinge von gestern abspricht, es ihm gerade derjenige Theil, der solche Sachen aus Lernbegierde liest, um irgend etwas Neues zu erfahren, schon von vorn hinein nicht glaubt und auch nicht glauben kann, weil diese Species historischer Schriftsteller es viel zu tief unter ihrer Würde hält, auch nur den mindesten Beweis für das ausgesprochene Orakel anzuführen und sie sich auch nicht die Mühe gibt, nach Beweisquellen und Wahrheit zu forschen, indem es ihr genügt aus dem ersten besten Geschichtsbuch sich ein Zeitbild zu schaffen und die Staffagen mit sicherer und kecker Hand hinein zu zeichnen, wenig darum bekümmert, ob es auch Portraite sind, wenn nur das Ganze schön aussieht und sich gut anhört — —. Wenn nun ein solches Beginnen der Wissenschaft gerade keinen absoluten Schaden bringt, so verwirrt es doch den gewöhnlichen Geschichtsleser oder Geschichtsfreund; im günstigsten Falle geht es ganz wirkungslos vorüber — und war unnütz. — Einen solchen romantischen Historiker lernen wir zu unserem nicht geringen Verdrusse in dem als Dichter sehr begabten Herrn Joseph Marlin in seiner historischen Skizze „Fürst Sigmund Bathori und Siebenbürgen zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts" kennen, und wir gestehen, daß es uns sehr leid thut, dieses ausgezeichnete vaterländische Talent auf dieser Bahn zu finden, da wir, wenn es so fortgeht, an der begonnenen Reinigung des historischen Augiasstalles ganz verzweifeln müssen.

Die Zeichnung der in dieser Skizze vorkommenden Charaktere hat neben vielem Treffenden so viel Falsches und weder durch die Natur, noch Geschichte Gerechtfertigtes, daß dieser Mangel nur aus Unbekanntschaft mit den Geschichtsquellen, folglich aus vernachlässigten ernsthaften und kritischen Geschichtsstudien resultiren kann. Das Studium der historischen Charaktere dürfte aber bei den schriftstellerischen Zwecken des Hr. M., denke ich, die Hauptsache sein, wenn er durch seine Romane nützen und die Geschichte Siebenbürgens nicht noch mehr verzerren will; — denn faßt er die historischen Charaktere, wie er hier gethan, schon falsch in ihrer Totalität auf, so werden sie noch um so viel mehr von ihrer Wahrheit verlieren, wenn er sie durch das Prisma der einzelnen Lebensmomente betrachtet und handelnd vorführt. Wir wollen beispielsweise nur Einiges zur Rechtfertigung unserer Behauptung herausheben.

So schildert z. B. Hr. M. den Siegmund Bathori als ehrgeizig, thatenlustig und herrschsüchtig, ja sogar als einen Freund und Gönner der Künste! — weßhalb er viele Italiener in das Land herein zog und sie als Gesellschafter und Künstler stets um sich hatte.

Digitized by Google

Aus Wolfgang Bethlen's Geschichte von Siebenbürgen und aus dem gleichzeitigen Similtanus, so wie aus andern dieser Epoche sich annähernden Schriftstellern und Chronisten lernen wir aber in eben diesem Siegmund während seiner Spannung mit Balthasar einen wetterwendigen und unthätigen, tückischen Jüngling kennen, der jede ernsthafte Beschäftigung scheut, der ungeachtet seiner zur Schau getragenen kleinfeindlichen Manie nicht zum Regieren, sondern nur zur übertriebenen Verschwendung, zum zügellosen Umgang mit verworfenen Weibern, italienischen Sängern und Marktschreiern, überhaupt nur zur Vergeudung der Landeseinkünfte taugt und für derlei entehrenden Tand das Jahr hindurch eben so viel verschleudert als die Erhaltung seiner Soldaten kostet. Die Unzufriedenheit mit seiner Lebensweise wurde laut; seine treuen Räthe waren genöthigt ihn zu warnen und ihm wegen der Rivalität Balthasars die großen Gefahren zu Gemüth zu führen, denen er sich durch die Fortsetzung seines Lebenswandels aussetzen würde. Feige, trieb er nun verstohlen und des Nachts was er sich nicht frei und am Tage zu thun getraute; das Zerwürfniß mit Balthasar wurde indeß immer feindlicher und welche blutige Folgen daraus entstanden, lehrt die Geschichte. Die gestattete Ermordung Paul Gyulai's und Johann Galfi's, seines väterlichen Freundes und Beschützers seiner Jugend, ist wahrhaft empörend und wirft den stärksten Schlagschatten auf den sittlichen Charakter dieses 20jährigen Ungeheuers (1592). Wäre der wackere Hauptmann der Leibwache Stephan Lázár nicht gewesen, Siegmund hätte im Juni 1594 nach seinen ver, eitelten Plänen, nämlich den Bruch mit der Pforte herbei, zuführen, alle ihm zuwiderhandelnden Senatoren meucheln lassen, — so weit hatte er sich schon in 2 Jahren ver, vollkommt! —

Es ist beinahe nicht zu glauben, daß Siegmund auch während dieser Zeit als er dem Lande eine unheilvolle Krise mit aller Anstrengung zu bereiten bemüht war, fortwährend von einem Trosse der nichtswürdigsten Spanier und Italiener, theils Musikern, Tänzern, Fechtern, theils aber auch Possenreißern, Pastetenbäckern, Wurstmachern und Hanswürsten aller Art umgeben war, und an ihren erschlaffenden Vergnügungen einen solchen Gefallen fand, daß er jede andere Gesellschaft mied, sich mit ihnen ganz absonderte und oft zwei oder drei Tage keiner der Räthe über Staatsgeschäfte mit ihm sprechen konnte. Dieß ist ein sicherer Beweis, daß ihn die Regierung anekelte, aber durchaus keiner seine Thatenlust, für seinen Wissenschaftsdurst und Kunstsinn, denn die ihn umgebenden Italiener waren ganz anderer Art als jene, welche vor 100 Jahren am Hofe des großen Mathias lebten, — ein Beweis, daß er für sein Land und Volk keine Sympathien hatte und daß er nur der Büttel fremder Zwecke gewesen. Je mehr er sich aber den Eingebornen entzog und sich von den sittenlosen Fremdlingen beherrschen ließ, desto tiefer sank er in der Liebe und Achtung seines Volks und der Nimbus des Bathorischen Namens verlor immer mehr und mehr von seinem alten Glanze. Wäre es da wohl ein Wunder gewesen, wenn die Stände in Thorda einen entscheidenden Schritt zur Rettung des Vaterlandes gewagt hätten? Es sollen auch in der That ernsthafte Debatten wegen Aenderung der Regierungsform gepflogen worden sein, — nur war man über das wie nicht einig.

Dies Alles wußte Siegmund — und aus Furcht und Egoismus, so wie auch aus Zorn, daß es seine Lieblingsidee an der Consequenz der Landesstände scheitern sah, scheint er den Einflüsterungen seiner italienischen Umgebung williges Gehör gelichen zu haben, die ihm das Leben eines geistlichen Fürsten so angenehm und behaglich schilderte, daß er sich entschloß, das Vaterland zu verlassen und lieber in Italien ein sibaritisches Leben zu führen, als sich hier so großen Beschränkungen und beschwerlichen Regierungssorgen zu unterziehen. — Heuchelei und Muthlosigkeit diktiren ihm Worte der Liebe in die Feder, vermöge welchen er Balthasar und die Stände von seinem Entschlusse in Kenntniß setzt und seine Entsagung noch dazu den Anstrich von Seelengröße, der Ruhe des Landes zum Opfer gebracht, verleiht. Wie schnell er wieder Entschluß auf Entschluß ändert und endlich die Blutscene unter dem siebenbürgisch-ungarischen Adel in Klausenburg herbeiführt, ist bekannt, — aber noch lange nicht erörtert genug.

Um indessen seiner chamäleonischen Natur die Krone aufzusetzen, vielleicht auch zur Sühne des schuldlos vergossenen Blutes wird er auf einen Augenblick sogar ein tapferer Krieger und schlägt den Sinan Pascha im Herbst des Jahres 1595 an der Donau auf's Haupt. Diese Thatsache ist erwiesen, folglich wahr, aber wir dürfen nicht vergessen, daß hier der tapfere Michael, Woiwod der Walachei, der bis noch unbesiegte Vorkämpfer gegen die Türken, die Hauptperson gewesen, daß er sich lange allein offensiv und defensiv herumgeschlagen und nur der Uebermacht nicht gewachsen war. Wenn Hr. M. diesen Michael unbedingt wild, mordlustig und einen Würger nennt, so hat er Engel's Geschichte der Walachei gewiß nicht mit Aufmerksamkeit gelesen und auch Erdélyország' történetei' tára B. I. von 1837 S. 234 nicht beachtet.

Uebrigens hielt Siegmund im Anfange des Jahres 1596 einen förmlichen Triumphheinzug in Prag wegen dieses

Digitized by Google

seines einzigen Sieges. Mehrere siegreiche Feldzüge S's gegen die Türken und ein ihn ununterbrochen begleitendes Kriegsglück wie Hr. M. behauptet, kennt die Geschichte nicht, vielmehr hat die fruchtlose Belagerung Temesvar's und die große Schlappe bei Kerestes, wo in 3 Tagen drei unglückliche Schlachten gekämpft wurden, die kriegerischen und siegestrunkenen Fittige Bathori's so plötzlich gelähmt, daß er der Regierung schon wieder überdrüssig war, und das Land während seiner Anwesenheit in Prag im Jahre 1597 ohnweiters dem Kaiser Rudolph übergeben wollte.

Szamosközi ein gleichzeitiger Schriftsteller, der Alles frühere so ziemlich bestätigt, sagt in dieser Beziehung, der hauptsächlichste Grund der Prager Reise sei gewesen, daß er sich der mühevollen Regierung um jeden Preis entschlagen wollte, um mit dem Auswurfe der Italiener, einer sonst so berühmten und edlen Nation, ein schwelgerisches und müßiges Leben führen zu können, was auch die Ursache gewesen, daß er sich von seiner Gemahlin gänzlich scheiden ließ, und daß er sich bei dem Tausche, den er mit Land und Volk vor hatte, die Bedingung machte, daß ihm der Kaiser den geistlichen Purpur in Rom verschaffe.

Diese wahrhaft kindische Leidenschaft ging bei ihm so weit, daß er seine ganze Lebensweise auf italienischen Fuß einrichtete, aufgeschlitzte Wämser, Pluderhosen und gestickte Schuhe trug und das einen reiferen Knaben entwürdigende Puppenspiel trieb, daß er sich eine Groccia von Purpur anfertigen, die Schleppe von zwei Knaben nachtragen ließ, und so angethan das ehrwürdigste Kleid profanirend in seinem Palast herumspazierte. — Einen solchen Charakter zu epitheisiren ist freilich schwer, das rechte Wort vielleicht dafür noch nicht gebildet, — und darum hat auch Graf Mailath theilweise ganz recht, wenn er in seiner Geschichte Ungarns B. 4 S. 169 sagt: „Sein (Sigmunds) Leben ist so thöricht, daß ein Charakterstück unmöglich ist," — allein es ist nicht nur thöricht, es ist auch schlecht und schmachvoll.

Es dürfte beinahe schon zu viel des Angeführten sein, um daraus zu erkennen, daß Siegmund B. weder ehrgeizig noch thatenlustig, und noch weniger ein Beförderer der Künste und Wissenschaften sein konnte, — er, der von Kunstschätzen das Gold und Silber herunterreißt, der das Bild des Hunyad verkaufen ließ und dessen Schwert einem gewöhnlichen Kriegsmann schenkte, er, der die wichtigsten Pergamentrollen zu Hauf bringen und verbrennen läßt, hatte für solche Dinge durchaus keinen Sinn und gar keine Pietät.

(Schluß folgt.)

Der Sklavenhändler.

(Fortsetzung.)

Cydonia war das Ebenbild ihrer seligen Mutter, eines jener reizenden, stolzen und doch unschuldvollen, zarten Wesen, wie selten ein Land sie schöner aufzuweisen hat, als die griechischen Inseln. Jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen waren von einem unnennbaren Zauber begleitet, und doch war Alles natürlich, frei und ohne Kunst; die Mutter war größtentheils selbst ihre Lehrerin gewesen und diese hatte bei ihrer Ausbildung mehr auf das Nothwendige und Nützliche, auf Veredlung des Herzens und Verstandes, so wie auf die Eigenschaft einer guten Hausfrau, als auf solche Dinge Rücksicht genommen, welche bloß einen relativen Werth haben.

Seit dem Tode der Mutter war Cydonia schnell vom unbeachteten Mädchen zur Jungfrau herangereift. Seit dem unglücklichen Ereigniß hatte sie auf einmal das Kindische, das sonst noch mit ihren Jahren gepaart ging, von sich abgestreift, ein sanfter Ernst lag über ihr ganzes Wesen ausgegossen.

Marco genoß noch nicht lange die Gastfreundschaft ihres Vaters, als sie wie ihr Bruder sich zu ihm hingezogen fühlte, sie ließ es zwar nicht merken und war vollkommen Herrin ihrer selbst, allein wer sie in gewissen Augenblicken beobachtet hätte, wenn beide Freunde vor ihr standen, Pläne für die Zukunft entwarfen und sich feierlich gelobten: einst eine Zuchtruthe für ihre türkischen Unterdrücker werden zu wollen, der würde an dem wunderbaren Glanz ihrer Augen gesehen haben, was in ihrem Innern vorgehe. Auch Marco liebte sie, das war leicht zu bemerken, er war nie lebensmuthiger, nie glücklicher, als in ihrer Nähe. Er glaubte anfänglich mit seinem treuen Begleiter nur einige Tage in dem gastfreundlichen Hause zu verweilen, und dann in Canea eine Schiffsgelegenheit zu finden, um den Vater aufzusuchen, allein er konnte die Familie Guras nicht verlassen, so oft er es sich auch fest vornahm; — der Anker haftete zu fest im Grunde, als daß er sich loswinden ließ, nur ein gewaltsames Kappen der Taue konnte helfen, dazu aber fehlte es an Kraft und am Willen zugleich.

Das Verhältniß zwischen den jungen Leuten wurde je länger, je inniger und die Geschwister sowohl, als der Freund bebten vor dem bloßen Gedanken einer Trennung zurück.

Vater Guras wußte auch, was Liebe sei und das, was er im Stillen beobachtete, erinnerte ihn lebhaft an dasjenige, was seiner Zeit zwischen ihm und seiner verewigten Eugenia vorgegangen war. Der Verkehr seiner

Digitized by Google

Tochter war in jeder Beziehung so reiner Art, daß er durchaus keinen Grund fand, demselben hindernd in den Weg zu treten. Er machte dabei den aufmerksamen, aber durchaus passiven Beobachter und wollte es den jungen Leuten selbst überlassen, ihm ihre Herzensangelegenheiten zu eröffnen. Eine solche wichtige Mittheilung blieb nicht lange aus; Dyonis wurde von den Liebenden zum Sachwalter bestellt, der nicht nur dem Vater eine solche Anzeige zu machen hatte, sondern ausgedehnte Vollmacht besaß, in der Sache noch weiter zu gehen und, wenn jene günstig aufgenommen werde, sogleich den Brautwerber zu machen.

Der alte Guras vernahm die Mittheilung mit Freude und äußerte sich vorläufig gegen seinen Sohn: er gebe seine Tochter Niemand lieber, als dem Marco, denn einerseits scheine er alle Eigenschaften zu besitzen, um sie glücklich zu machen, anderseits sei er für ihn kein Fremder, er kenne den Kapitän Lapethos schon seit vielen Jahren und habe seine Helena schon mehr als einmal mit Proviant versehen. Ueberdieß seien Vater und Sohn von Geburt an und durch Verhältnisse Feinde der Türken, und dieses allein schon gelte bei ihm als ein vorzüglicher Empfehlungstitel.

Aber außerdem war noch ein anderer Grund — wovon er nichts sagte — der ihn bewog, seine Cydonia so bald, wie möglich, zu verehelichen. Er hatte schon einmal ohne daß die Seinen etwas davon wußten, den Sklavenhändler Hassan ben Muclar aufgesucht, um mit ihm abzurechnen, seinen Rachedurst an ihm zu kühlen. Allein ungeachtet aller Versuche und einer Kleidung, die ihn unkenntlich machte, war es ihm damals nicht möglich, ihm beizukommen. Sein Vorsatz, sich zu rächen, wurde aber dadurch nicht geschwächt, sondern vielmehr bestärkt. Ein Gedanke nur quälte ihn: die Besorgniß nämlich, er dürfte bei der Vollziehung derselben vielleicht fallen, und müßte als dann seine geliebten Kinder, vor Allem Cydonia, ohne Schutz zurücklassen. — Eine Verehelichung derselben mit einem entschlossenen Jüngling, dessen Vater im Nothfall mittels seines Schiffs über eine kleine Macht zu gebieten hatte, war ihm demnach sehr erwünscht und nach wenigen Tagen wurde zwischen Marco Lapethos und Cydonia Guras die Verlobung gefeiert, so heiter und frei es nur immer in diesem Land der Willkühr und Gewaltthat öffentlich geschehen durfte.

* * *

„Wo doch der Vater bleiben mag?" seufzte eines Abends Cydonia und blickte dabei den eben so besorgten und mißstimmten Bruder an, „unsere Tante Basilia, welche er nebst dem Vetter Stephan zu meinem Hochzeitfest einladen ging, wohnt doch nicht so fern von hier, daß er nicht in höchstens 3—4 Tagen hätte zurückgekehrt sein können. Mir ist, als wenn ein trauriger Unfall..."

„Man muß nicht gleich das Aergste befürchten, Schwester," unterbrach sie Dionys, „vielleicht war die Tante abwesend und er mußte ihre Heimkunft abwarten."

„Es mag sein, allein mir ahnt etwas Böses, es liegt schwer auf meinem Herzen und obschon ich die heilige Gottesmutter um Trost flehe, so will doch keine Beruhigung in mein Inneres zurückkehren. Auch von Marco sind wir ohne irgend welche Nachricht, obschon er beim Abschiede wiederholt versprach, uns von Canea einen Boten zu senden, der uns anzeige, ob er in Erforschung gebracht, wo sein Vater sich befinde. Glaube mir Dionys, das deutet auf nichts Gutes."

„Liebe Schwester, man muß nicht durch vorgefaßte Furcht das Unheil aus seinen Tiefen heraufbeschwören und sich durch Ahnungen und Besorgnisse selbst Leiden schaffen. Sie schwächen nur unsere Kraft, das Unglück zu tragen, wenn es unvermeidlich wieder über uns hereinbrechen sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Die Csangó Magyaren in der Moldau

von

(Fortsetzung.)

Woher stammen aber diese Ungarn und wann sind sie eigentlich in die Moldau gekommen?

Ungarn und Siebenbürgen haben also die ungarische Bevölkerung in der Moldau im XV. Jahrhunderte nicht begründen können, da schon lange vor dieser Zeit katholische Ungarn ansässig waren.

Ob nach Benkö's Milkovia die Hunnen schon im vierten Jahrhundert durch den dacischen Apostel, Bischof Nicetas, in diesen Gegenden zum Christenthum bekehrt worden und die siebenbürgischen Szekler und Moldauer Ungarn deren Reste sind, — ob ihretwegen das Milkovische Bisthum im Jahre 1093 oder 1096 errichtet wurde, und der Hirtenbrief eines Bischofs Laurentius Bestand habe und auf die Moldau auszudehnen sei? — in Unter-

Digitized by Google

suchung dieser Fragen will ich mich keineswegs einlassen, noch irgend eine Folgerung darauf bauen, da die Existenz eines Milkover Bisthums in jener Zeit durch Benkö nicht erwiesen ist und man auf die Hypothese aus der Abschrift einer Urkunde, deren Aechtheit eben so wenig wie die Existenz des Originals selbst dargethan wurde, keinen haltbaren Bau aufführen kann.*)

Viele Schriftsteller halten die Magyaren der Moldau für Ueberresten der Cumanen und Petschenegen, — andere für nach und nach aus Ungarn und Siebenbürgen ausgewanderte Szekler und Ungarn, — Benkö mit Sulzer hält den größten Theil derselben für wahre Szekler.

Daß sie aber weder Ueberreste der Cumanen noch Petschenegen sein können, beweiset ihre ungarische Sprache die sie bis auf den heutigen Tag, wenn auch etwas verdorben, sprechen; Engel dagegen in seiner älteren Geschichte der Walachei, Seite 141 behauptet aus glaubwürdigen Quellen, daß Cumanen und Petschenegen einerlei Sprache redeten und Pray in seinen gelehrten Dissertationen, daß die kumanische Sprache von der ungarischen unterschieden war, — folglich auch die petschenegische. Wenn also weder Cumanen noch Petschenegen die ungarische Sprache als Nationalsprache redeten, so können die in der heutigen Moldau vorhandenen und magyarisch redenden Ungarn unmöglich von diesen Völkern abstammen. Uebrigens sagt Engel a. a. O. S. 139, daß Cumaner und Petscheneger ein tatarischer Volksstamm war — die Hunnen und Magyaren dagegen ein mongolischer, daher ein von den ersteren ganz verschiedener. Sulzer im B. II. seines transalpinischen Daciens beweiset in dieser Hinsicht gar zu viel und — qui nimium probat, nihil probat.

Diese Moldauer Ungarn können aber auch nicht nach und nach aus Siebenbürgen und Ungarn in ihre jetzige Heimath eingewandert sein; dies beweiset ihre Menge und Gleichartigkeit, welche vorausgesetzt, daß sie sich nicht einzeln sondern in großen Haufen niedergelassen und ihre schönen Dörfer gemeinschaftlich gebaut haben mußten. Uebrigens war Ungarn nie so sehr mit Magyaren überfüllt, daß es genöthigt gewesen wäre, seinen Ueberfluß an magyarischer Bevölkerung irgendwo absetzen zu müssen, vielmehr war es seit Anbeginn darauf angewiesen, zur Bebauung des kulturfähigen Bodens Deutsche und slavische Einwanderer zu begünstigen. Wenn aber die Siebenbürger Szekler von ihrer relativ zwar zahlreichen Bevölkerung solche Massen schon vor Jahrhunderten hätten abgeben sollen, so würde diese bei ihrer positiv geringen Zahl denn doch so gelichtet worden sein, daß das ganze einem Volksauszug oder kleinen Völkerwanderung ähnlich gewesen wäre und, wie schon früher erwähnt wurde, Epoche gemacht haben müßte, worüber die Geschichtsschreiber nicht hätten schweigen können. Weder in der moldauischen noch in der siebenbürgischen Geschichte findet sich aber auch nur eine Spur von diesem Auszuge; wohl aber führen die ältesten geschichtlichen Nachweisungen, wie wir bereits einfach gesehen, auf das Gegentheil hin, daß sich nämlich die magyarische Bevölkerung in der Moldau seit Jahrhunderten bedeutend vermindert habe, und daß an dieser Verminderung und nationalen Entartung einzig und allein der Mangel an Geistlichen und vorzüglich an ungarisch redenden schuld war. Ferner ist wohl auch in diesem Fall das agrarische Verhältniß zwischen der Moldau und dem Szeklerland zu berücksichtigen. In der Moldau ist der Ungar Jobbagy und besitzt keinen freien Grund, während er über der Wasserscheide drüben im Szeklerland adelig und freier Grundbesitzer eines, wenn auch nur ellenbreiten Streifen Landes ist. Wenn man weiß, wie viel der freie Szekler auf seinen Adel und seine Constitution hält, wenn man weiß, daß der gemeinste derselben sich dieser Freiheit vollkommen bewußt ist, so ist es schwer zu glauben, daß er sich freiwillig dieser Rechte entäußere und das Unterthanenjoch auf seine Schultern laden wird. Nur die größte Noth in einzelnen Fällen kann ihn dazu bewogen haben; diese Fälle werden aber im Verhältnisse zum Ganzen nur gering sein — nur eine Ausnahme von der Regel machen können.

Die Meinung Sulzer's und Benkö's, daß diese Ungarn wahre Szekler seien und, daß sie mit den bewohnten Gebiethstheilen an die Moldau gekommen wären, ließe sich sehr gut hören, wenn wir nur einen urkundlichen Beweis dafür aufzuweisen hätten? Dawider aber streitet, daß Sitten, Gebräuche und Lebensart der Moldauer Magyaren, so wie ihre Sprache von der szeklerischen bedeutend abweicht und daß die Szekler selbst sie nicht als ihres Gleichen anerkennen, weil sie die Bewohner einiger Ortschaften am Gymescher Paß innerhalb der siebenbürgischen Grenze, wahrscheinlich Eindringlinge aus der Moldau, Csangó Magyaren nennen und das Wort Csangó überhaupt eine Art von Spott und so viel als „schlecht klingend" — in Bezug auf ihre ungarische Sprache — bedeutet. Würden sie ein und dasselbe Volk gewesen und

*) Wie dankbar müßte die historische Welt dem gelehrten Grafen Joseph Kemény sein, wenn er eine eben so kritische Abhandlung über die Errichtung des Milkover Bisthums schriebe, wie er es bereits über den Beginn des Bakover gethan hat! — Zu erwarten ist sie jedenfalls, denn das Material ist bereits gesammelt. Der Einsender.

Digitized by Google

nur durch die Gebietsabtretung an die Woiwoden der Moldau getrennt worden sein, so hätte diese vor einigen hundert Jahren geschehene Trennung bei ihrer unmittelbaren Nachbarschaft unmöglich einen so großen Unterschied in ihren Sitten, Gewohnheiten, in der nationalen Gesinnung und Sprache hervorbringen können, wie sie ihn wirklich hervorgebracht haben müßte — und sie würden von ihren Brüdern nicht mit einem Spottnamen belegt worden sein. Das liegt durchaus nicht in dem Charakter des Szeklers. Sehen wir uns dagegen die Szekler im Arvayscher Stuhle an, nur eine Handvoll im Grund, und doch sind sie bis heute durch und durch seit beinahe 600 Jahren Szekler geblieben und werden auch von ihren Brüder nicht als solche verleugnet.

(Schluß folgt.)

Noch ein Wort über die Gründung eines Krankenhauses in Hermannstadt durch einen Kreuzerverein.

Als wir den in Nr. 99 des vorjährigen Satelliten enthaltenen, oben angedeuteten Vorwurf behandelnden Aufsatz der Oeffentlichkeit übergaben, hegten wir in der That die Befürchtung es möchte diesem Vorschlage gehen, wie es gewöhnlich mit den Anträgen einzelner Stimmen zu gehen pflegt, d. h. er würde flüchtig gelesen in das Reich jener traulichen Vergessenheit wandern, wohin schon so viele seiner Brüder, ohne die geringste Spur ihres Gewesenseins zurück zu lassen — hinüber gewandelt sind! Doch dem Himmel Dank, wir sind freudig enttäuscht worden und die rege Theilnahme, welche denen sich die daselbst angedeuteten Ideen in allen Kreisen unserer Gesellschaft, so wie namentlich in den Gemüthern eines großen Theiles unserer verehrlichen Bürgergemeinde erworben haben, bestimmen uns zu wiederholtem Male auf diesen, das Wohl unserer theuerern Vaterstadt, so nahe angehenden Gegenstand zurück zu kommen, da der ein schlechter Kämpfer ist, welcher den kaum errungenen Vortheil in theilnahmloser Schlafrigkeit unbenützt lassen wollte! —

Mit erneuertem Muth beginnen wir unsere Aufgabe, denn wir haben uns überzeugt, wie lebhaft bei unsern Mitbürgern das Inslebentreten eines solchen Institutes gewünscht werde, wir haben mit wahrer Herzensfreude wahrgenommen, daß diesem löblichen Vorhaben nicht nur kein Hinderniß in den, bei den edelmüthigen Bewohnern unserer Stadt herrschenden Ansichten entgegenstehe, sondern bei der etwaigen Verwirklichung des Unternehmens die regste, thätigste und uneigennützigste Unterstützung von Seiten einer löblichen Bürgerschaft und den ehrsamen Zünften zu erwarten stünde, ja wir haben in Erfahrung gebracht, daß mehrere Körperschaften unseres strebsamen Gewerbstandes bereits in stiller, segensreicher Wohlthätigkeit verhältnißmäßig mehr für diesen edlen Zweck gethan, als in dem von uns beantragten Kreuzervereine von ihnen gefordert würde; — wir hörten den monatlich beanschlagten Beitrag als zu gering bezeichnen und häufig selbst eine dreijährige Vorausbezahlung verheißen; wir haben mit innigem Vergnügen aus dem Munde gewichtiger Repräsentanten der allgemeinen Meinung die feierliche Versicherung aussprechen hören, alle die ihren männlich festen Willen zu Gebote stehenden Mittel anwenden zu wollen um jene Regungen eines dem biedern deutschen Volke würdigen Gemeinsinnes in dem fruchtbringenden Reiche der That und Verwirklichung zur kräftigen Uebereinstimmung hinzuleiten und wir haben in demselben Maße unsere Jugend bereitgefunden, jedes durch philiströs-kleinliche Eigennutz geleitete Gegenhäuflein mit aller Glut edlen Eifers zu bekämpfen.

Wie könnte der Verfasser nach allen den schönen Erfahrungen anders, als im Interesse der guten Sache, jeder falschen Scham fremd, die im Eingange seines ersten Aufsatzes gemachten Anschuldigungen, die von mancher Seite heftig beanstandet wurden — feierlich zurückzunehmen in so weit ihn die nicht hinlängliche Bekanntschaft mit mancher in bescheidener Verborgenheit gemachten preiswürdigen Anordnung und des nur einer lebenskräftigen Wekkung und Leitung bedürftigen Gemeinsinnes, so wie sein heißes Streben nach jenem Ziele dazu verleitet hat? Ja, wir bringen gerne den schönen Zug der ehrsamen Tuchmacherzunft zur allgemeinen Kenntniß, daß diese durch gewerbsfleißige Thätigkeit, schon längst rühmlichst bekannte Vereinigung, unterstützt durch die der ehrsamen Wollenweber ꝛc. bereits seit längerer Zeit ein Zimmer zur Verpflegung ihrer erkrankten Gesellen einrichten und in Stand erhalten ließ, welchem Beispiel auch von anderen Zünften im Verhältniß ihrer Kräfte nachgestrebt wurde.*)

Doch soll diese Erklärung kein Possenspiel, keine eitle Rechtfertigung bleiben, so müssen die unser Vorhaben bil-

*) Eine ehrsame Tischlerzunft hat sich dem Vernehmen nach bereit erklärt, das Mobilar gratis zu fertigen; die ehrsame Fleischhauerzunft soll bereits ein Kapital zu diesem Zwecke bestimmt haben, so wie eine ehrsame deutsche Schuhmacherzunft eine bedeutendere Summe auswerfen will. D. V.

Digitized by Google

ligenden Stimmen laut, vereint und — fordernd werden, es muß sich die schwankende Meinung zur festen, unerschütterlichen das Versprechen zur — That erheben, kurzum es muß der im löblichen Publikum rege gewordene auf langjährige, traurige Erfahrung gegründete Wunsch, endlich nach dem Muster so vieler kleinern Städte ein — Krankenhaus, wenn auch im geringen Maßstabe zu bestehen, zur thätigen Ausführung schreiten! Die im empfindsamen Herzen gehegte Regung, die im häuslichen oder freundschaftlichen Kreise gethane Aeußerung, der im todten Buchstaben irgend einer Aufforderung enthaltene Mahnungsruf, der Jammerschrei des Elends muß sich vor dem öffentlichen Forum, auf den geheiligten Stätten geistlicher und weltlicher Macht mahnend, aufmunternd, rathend, bittend, flehend, ja — fordernd erheben. Wäre man aber bei der Erkenntniß, wie wenig sich mit dem Vorhandenen erreichen ließe, um das nöthige Mittel zur Ausführung, jenen für feige, engherzige, oder eben erwünschte Entschuldigung so günstigen Stein des Anstoßes verlegen; so lese man gütigst noch einmal den durch unsere Feder in oben belobtem Blatte gemachten Vorschlag zu einem „Kreuzervereine," prüfe und erwäge seine Vor- und Nachtheile, so wie seine einleuchtende Ausführbarkeit, und mache dann die Sache unbekümmert von wem und durch wen sie angeregt wurde zur Gemeinsamen und Allgemeinen, vereine die schon vorräthigen Mittel mit den zu erweckenden, stelle die Gesellschaft unter einen das allgemeine Vertrauen besitzenden — kräftigen Schutz und lasse so eine sichere Zufluchtsstätte für den siechen Mitbürger, ein ewiges Denkmal wirklichen Gemeinsinnes, eine Mahnung für spätere Zeiten der dankbaren Nachwelt emporsteigen! —

So gerne nun aber auch der Verfasser die schöne Theorie gleich in die Praxis eines dastehenden Krankenhauses umzuwandeln wünschte, so wenig verkennt er die Hindernisse, die noch zu übersteigen sind, ehe wir nur zum ersehnten Ziele des vorliegenden, wichtigen Schrittes, des von unsern Mitbürgern auszugehenden allgemein und am geeigneten Orte auszusprechenden Begehrens, zur Schilderhebung in großartigerem Maßstabe für die gute Sache — gelangen können und müssen namentlich dessen erstern Theil die „moralische Einwirkung" auf unsere Mitbürger, bis daß ihre vereinzelten Ansichten über diesen Punkt zur gehörigen Reife und Uebereinstimmung gelangt wären, als den bei weitem schwierigen bezeichnen; da der 2. d. Mts. das wirkliche Zusammentreten eines Vereines, sobald es einmal der ernstliche Wille unserer gesammten Bevölkerung sein wird, unter der Leitung allgemein geachteter, vertrauenbesitzender und thatkräftiger Männer weit leichter bewerkstelligt werden dürfte!

Um jedoch diesem Zeitpunkte immer näher zu kommen, darf unsere Sache nicht einen Augenblick länger ruhen, wir dürfen ihrer keinen Tag mehr vergessen, sondern ihre warme Durchfechtung muß jedem wahren Bürger und Menschenfreunde, mit ein Gegenstand seines täglichen Berufes werden! Die in unserem Publikum für die baldige Verwirklichung des Institutes und Vereines gegenwärtig so günstige und vielversprechende Stimmung darf keine Stunde mehr unangeregt bleiben; jenes drückende, auf so manchem nützlichen Plane lähmend und erstickend liegende Stillschweigen muß gebrochen werden. Es muß ein Austausch der Meinungen, ein Austausch belehrender, berichtigender und aufmunternder Ideen Statt finden, so alle Schichten unserer Gesellschaft durchdringen, die Aufforderung zur regen Theilnahme in allen Kreisen widerholen und der Ausspruch der allgemeinen Wünsche durch wahre Freunde des Guten wieder an's Tageslicht gefördert werden!

Doch auf welchem Wege könnte dieß leichter, schneller und allgemeiner geschehen, als durch unsere deutschen Zeitschriften und namentlich durch das in diesem Falle so gewichtige Organ des gemeinsinnigen Volksfreundes? Sollte sich uns denn in der That, kein aufharrender Mitarbeiter auf diesem ehrenvollen Felde zugesellen? Sollte sich keine Stimme, in welcher Weise immer über das angedeutete Thema verlauten lassen? Sollte die verehrte Redaktion des Volksfreundes, dieses in unserer Bürgerschaft am meisten verbreiteten Blattes, jetzt wo es gilt, ein in das innerste Leben seines Lesepublikums eingreifende Vorhaben zu verbreiten, zu besprechen und zu berathschlagen, wirklich ihre bisher dargethane freimüthige Gesinnung verkennen lassen und aufhören ein wahrer Freund des Volkes zu sein? — Gewiß nicht und eine baldige Verwirklichung unserer aufrichtigen Bitte um Unterstützung und Theilnahme wird unseren schwachen Versuchen neue Kraft und neues Leben einhauchen!

Denn nur auf diesem Wege ist es möglich, daß ein Freund des Unternehmens, die sich von den löblichen Behörden und ehrsamen Zünften zu verschaffenden summarischen Ausweise über die zur Disposition angebotenen Mittel und deren bisherigen Verwendung — veröffentlichen und auf diese Grundlage etwa neue Vorschläge machen könnte!

Auf diese Weise dürfte eine löbliche Bürgerschaft am ehesten überzeugt werden, daß selbst mit Verdoppelung der, ihren Körperschaften zu Gebote stehenden Mittel noch sehr wenig erreicht wäre, wollten wir das zur Erhaltung und Fondbildung des Krankenhauses durch das zuverlässige

Digitized by Google

Mittel eines Kreuzervereines zu erzweckende Kapital verschmähen.

Hier wäre der geeignete Ort, statt des von einer kleinen Partei gehegten Begehrens eines bloß speziellen, für unsere Bürger und deren Diener eingerichteten Hospitals, die Idee eines allgemeinen Krankenhauses, das allein dem dringenden Bedürfniß abhelfe zu substituiren und warm zu vertheidigen, einleuchtend zu machen, wie wenig mit den gegenwärtig zersplitterten Beiträgen geleistet wird, während selbe, auf einen Punkt zusammen geleitet, bald sprechende Resultate bezwecken würden! Es müßte die durch manche traurige Erfahrung rege gewordene Befürchtung, als würde das neue Siechenhaus von fremden Jurisdiktionen durch Hierherſendung ihrer Kranken mißbraucht, mit dem Vorschlage beschwichtigt werden, daß die Aufnahme wohl Individuen aller Nationen, Stände*) und Religionen, jedoch nur so bald sie in loco von akuten Krankheitsfällen ergriffen würden — gestattet sei, und um eben die Gleichberechtigung der ganzen Bevölkerung auf dieses wohlthätige Institut begründen zu können, die Zustandsetzung wo möglich auf Kosten einer löblichen Bürgerschaft durch den Kreuzerverein unterstützt, die Erhaltung und Fondbildung aber durch die allgemeine Wohlthätigkeit, im Wege des Kreuzervereines allein, von dem kein Bewohner unserer Stadt und gehöre er auch zur untersten Volksklasse, ausgeschlossen würde, — bewerkstelligt werden solle!

Es müßte um Vertrauen in die Verwaltung des Vereines zu erwecken, ein mächtiger, achtunggebietender, ja allgemein erwünschter Schutz dem Unternehmen vorangestellt und aufgefordert werden, selben so warm er ersehnt wird, so innig auch zu begehren!

Sind in dieser Weise die Gemüther vorbereitet und angeregt worden, so sind wir fest überzeugt, daß das von einem gewichtigen Freunde des edlen Vorhabens in unserer löblichen Wahlbürgerschaft, in den Versammlungen der ehrsamen Zünfte oder z. B. in dem zu ähnlichen Besprechungen besonders geeignetem Bürgervereine mit gehörigem Ernst ausgesprochene Wort auf fruchtbaren Boden fallen, und von dem Willen zur baldigen That entflammen würde!

(Schluß folgt.)

*) Natürlich mit Ausnahme des löblichen Militärs, das ohnehin ein wohleingerichtetes Spital besitzt. D. V.

Mannigfaltiges.

Sobald Abdel-Kader sich in den Händen der Franzosen befand, bat er um schleunige Entfernung aus Afrika, dessen Boden ihm von Stund' an unter den Füßen zu brennen schien, und als man ihm sagte, er könne sogleich auf dem Admodee abreisen, drückte er seinen innigsten Dank aus und rief: „Allah, Allah! Gott verläßt seinen Diener nicht!" Die Ueberfahrt war sehr stürmisch. Die Araber suchten das Wetter und die See zu beschwören, Anfangs durch Veranstaltung von Sammlungen für die Armen, dann durch Salz, das sie ins Meer warfen. Beides zeigte sich erfolglos. Viele Personen auf des Emir's Gefolge waren verwundet, auch der Emir selbst. Die französischen Wundärzte widmeten ihnen alle erdenkliche Pflege und Abdel-Kader dankte ihnen dafür in folgendem Schreiben: „Gott allein sei Lob! Dieses Schreiben von Abdel-Kader, Ben-Mahdi-Eddin, ist an die französische Wundärzte gerichtet. Gott begünstige sie mit seiner Gnade und mache sie so zufrieden, als sie es zu sein verdienen! Ihr habt gütig gegen meine verwundeten Genossen gehandelt; Gott gewähre Euch seine Gnade und belohne Euch! Er ist mächtig in allen Dingen."

* * *

(Rechte des Primas von Ungarn.) Da dieser hohe Posten jüngst durch den Tod des Primas erledigt wurde, so dürfte es von Interesse sein, die daran geknüpfte Prärogative kennen zu lernen. Der Primas von Ungarn und den dazu gehörigen Provinzen ist der jeweilige Erzbischof von Gran; meistens erfolgt nach seiner Ernennung der Cardinalshut, und seit 1630 der damit verbundene Titel „Eminenz." Der Primas hat als solcher die fürstliche Würde; er ist oberster Kanzler durch ganz Ungarn, des h. a. Stuhles Legatus natus und des Graner Comitates immerwährender wirklicher Obergespan. Er krönt und salbt den König auf dem Reichstage und in allen wichtigen kirchlichen, sowohl als politischen Angelegenheiten hat seine Stimme bedeutenden Einfluß. Er sitzt im königlichen Statthalterei-Rathe und bei dem obersten Revisionsgerichte, der Septemviraltafel und ernennt zwei von den Beisitzern der königl. Gerichtstafel, welche der König besoldet. Sein ältestes Recht, das er mit den Bischöfen von Agram und Raab gemein hat, besteht in Verleihung erzbischöflicher Mannslehen und der adeligen Vorrechte für seine Aftervasallen, welche aus Achtung für den Lehensherrn, vom landesfürstlichen Dreißigst, gleichwie auch die erzbischöflichen Bauern von aller Wegmauth frei sind. (Luna.)

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 5. **Montag, den 31. Januar** **1848.**

Mein Bächlein. *)

Näßt weer mer af böser Welt e ßi läw,
Als wenn ich nooch ängde' mö Beechelchen häw:
Et rouschst und et rouschst ous der Mülledoach
Und hatt' ous erlänen Näßten en Doach;
D'raf schookelt de Noochtegwol und ßong, —
Em hürt' se dää un de Bodemzong. [1])

Et ßluß än dem Aawerchen klinzig uch rien,
Zeßummegebaßelt ous Moos uch ous Stien, —
Gor munch ien Löch, gor munch ien Rüs'
Stand längs dem Aawer wangderhüsch.
Sie biegten är Bleichen, bloo. rüth uch grän,
Se wuule' ßich guor än dem Spägel deßähn. [2])

Mö Beechelchen quaddelt und proddelt dernoo,
Als oow et en äß nun der Öfelget soo.
Woll munchönem Meechchen, et ßiel et verßohn,
Keent' Beechelchen oander gat Liehren nooch ßoon.
Denn et morwelt, et plappert und pößpert und flößt,
Wäs dat en Hoof än de Kämpel schößt. [3])

Für'm Kämpel doo tschuddelt et üwer en Stien
Und dreiwt zem Gefpüllchen é Klappmüllche' klien;
Woo schußt et und schußt angder'm ßönnränen Steg
Und ßäckt ßich ßong Aawer und woacht ßich de Weg;
Et ßpillt mät de Fäschkern, als werre' ße ßong,
Und ßlißert und fänkelt äm Sanneschdng. [4])

Äm Kämpel ous Stienen zemumme'gerodt
Doo schwämme mönz Zntcher, — doat äß ich en Froad —
Guor hu ße gél Schnäwel, en schnieweißen Leim,
Und fluddern und muschlen zem Zöcktoedreim.
De Gunlßäschker ßtschelen u' ße erunn
Bekahte' ße frängdlich und ßtaunen derroun. [5])

*) Schreibart iſt die von Herrn Profeſſor Schuller in ſeiner Sammlung von Gedichten in ſiebenbürgiſch-ſächſiſcher Mundart beobachtete. Alſo lautet:

ä wie das lange oder gedehnte ä in den deutſchen Wörtern: Bäder, beſchämt u. A. im ſächſiſchen läw, lieb. Näß, Aeſte ꝛc.

ä lautet wie ä in Blättern, Aeſte. z. B. im ſächſiſchen näß, nichts.

é wie ein ſchnell auf einander folgendes i und e z. B. gél, geld; Blét, Blatt. In

ei ſind e und i dem Hermannſtädter Dialekt nach, getrennt zu leſen z. B. Weiw, Weib; Leiw, Leib.

oa iſt ein Miſchlaut beſtehend aus einem kurzen o und einem noch kürzern, halblauten, beinahe in e verſchmelzenden a, z. B. loat, liegt; Doach. Dach. Im Miſchlaut:

ou ſind beide Vokale kurz und ſchnell nach einander auszuſprechen z. B. Hous, Haus; Mous, Maus u. ſ. f.

ö iſt durchwegs kurz wie ö in hölliſch, Löcher, z. B. Möl, Mund. In

uo liegt das ſchnell nachklingende o beinahe wie e, z. B. kuol, kahl; Ruoß, Roß.

Die übrigen Vokale und die Conſonanten ſind der deutſchen gleichlautend. — Dialekt: der Hermannſtädter.

[1]) Näß, nichts. Ängden (Ängd, Ende) immer. Beechelchen, Bächlein. Bei der Schreibart mußte mehr die Ausſprache als die Etymologie berückſichtigt werden. Erlän Näß, Erlenäſte. Bodemzong, Bodenzaun, Grenz- oder Nachbarzaun.

[2]) Klinzig dim. von klien, klein. Löch, Lilie. Biegten (eig. bügten), beugten. Bleichen, Blättchen.

[3]) Quaddeln Freq. des Gothiſchen: quaden, ſprechen; proddlen, ſchwatzen, plaudern. Onom. poet.; Herleitung iſt mir nicht bekannt. Öfelget, Eitelkeit. Pößpern, flüſtern. Schößen, ſchießen. Kämpel, ſtille tiefe Stelle in einem Gewäſſer; auch Baſſin.

[4]) Tſchuddeln, Onom. poet. herabrauſchen. Klappmüllchen. Klappermühlchen. noo, für „dernoo," darnach, ſodann. ſchuſſen, eilen. Fäſchker, Fiſchchen. fankeln, funkeln. glißern, glizzern.

[5]) Jntcher, Entchen. Fluddern, Onom. poet. häufig Waſſer trinken; nuſchlen (von Naſe?) nach Futter herum

Digitized by Google

Doch naa äs et Wengter, de Felder se heiß.
Mö Beechelchen stohn kuol angder Schnie, angder Lis,
De Löch äs vermälzt und de Räs' äs verdrägt,
De Erlen stohn kuol und de Roochtegnol schwägt,
Und allent äs stamm und äs still wä äm Gräw
Ach! wenn ich nor wöd'rem mö Beechelchen häw.*)

Der Sklavenhändler.

(Fortsetzung.)

Die Worte des Jünglings wirkten für den Augenblick wohlthätig auf das Gemüth seiner Schwester; als aber eben wieder mehrere lange Tage vorbeigegangen waren, ohne daß man von dem Vater oder von Marco etwas vernahm, wurden Boten ausgesendet, um über den Einen oder den Andern Erkundigungen einzuziehen.

An dem darauf folgenden Tage, nach dem diese abgegangen waren, hatten sich die beiden Geschwister, wie gewöhnlich, auf einen von herrlichen Cypressen beschatteten Hügel, der in weite Fernen die ganze Umgegend beherrschte, begeben und ihre traurigen Blicke schweiften forschend auf alle Wege und Straßen hin, da erblickte sie plötzlich von Weitem eine Staubwolke und wenn der Embat*) diese emporwirbelte, mehrere Personen zu Pferd.

„Das ist der Vater und der Knecht Antonio, sein Begleiter," jubelten die Erfreuten und eilten in schnellem Laufe von dem Hügel herab, den Kommenden entgegen. Aber die Bestürzung fesselte plötzlich ihre Schritte, als sie in der Nähe sahen, daß es eine schwarz gekleidete Dame und ein Reiter — ihnen unbekannte Personen — seien. Traurig wollten sie heimkehren, als diese sie einholten, von den Pferden stiegen und die Dame sie eben nicht ganz freundlich anredete: „Seid ihr etwa die Kinder meines Schwagers Gura? — Wenn es so ist, so flieht nicht vor uns: ich bin eure Tante Basilia Jaletas und dieser Herr — auf ihren Gefährten zeigend — ist euer Vetter Stephan, mein Sohn."

„Und wo ist der Vater?" rief händeringend Cydonia.

„Ja, wo ist der Vater?" fügte Dionys, die Angekommenen besser anblickend, bei; „er ging zu Euch und ist seitdem nicht wiedergekehrt? Um Gotteswillen! sagt, wo ist er?

„Zu Hause, meine Kinder," sagte Basilia etwas freundlicher, „sollt ihr Alles vernehmen, es ist eine fatale Geschichte" — den Sohn von der Seite anblickend — „aber auf unserer Insel ist so etwas nichts Neues."

Cydonia wäre in Ohnmacht gefallen, hätte der Bruder sie nicht in seine Arme geschlossen und nach Hause geführt. Stephan hatte Miene gemacht, ihr diesen Liebesdienst zu erweisen, allein Dionys, dem der Vetter durchaus nicht gefiel, kam ihr zuvor.

In dem Hause, in welchem seit einiger Zeit das Glück wieder einkehren zu wollen schien, wo im Lauf der Tage der verzweiflungsvolle Schmerz um die Hingeschiedene sich in eine sanfte Schwermuth aufgelöst hatte, wo man, wenn von ihr geredet wurde, mit Ergebung nach dem Himmel, dem Wohnsitz aller Verklärten, blickte, da fand jetzt eine Scene statt, welche meine Feder nur in schwachen Umrissen zu schildern vermag, eine jener Scenen, wobei der Betroffene ein festes Vertrauen auf die Vorsehung haben muß, um nicht an ihrer Güte und Weisheit zu zweifeln.

Basilia stand auf, nachdem sie sich kaum niedergesetzt hatte, und befahl einer in der Küche befindlichen Magd, ihr und ihrem Herrn Sohne Erfrischungen zu bringen und das Alles in einem Tone, als wäre sie die Herrin des Hauses. Dann nahm sie in des Hausvaters Sorgenstuhl Platz und begann mit einem gewaltigen Seufzer: „Ja, Kinder, ich habe euch eine traurige Begebenheit zu eröffnen. Aber was will man machen? ändern läßt sich da nichts. Euer Vater muß viele Feinde gehabt haben, warum, weiß ich nicht, denn er stand mit mir und den Meinigen — ob aus Stolz oder Mangel an Lebensart, ist mir unbekannt — seit mehreren Jahren in gar geringem Verkehr. Jüngsthin kam er, wie bekannt, zu mir, um mir die sonderbare Mittheilung zu machen: seine Tochter Cydonia sei mit einem gewissen Marco — wahrscheinlich dem Sohne des bekannten Seefraumers von Theraſſo, welchen Aga Selim in Sphakia ein Jahr einsperren ließ — (Cydonia verhüllte ihr Gesicht, um die Thränen zu verbergen, Dionys ballte die Fäuste und Stephan konnte ein höhnisches Lächeln nicht verbergen) verlobt und ich möchte als nächste Verwandte das Hochzeitfest mit meiner Gegenwart beehren. Saubere Verbindung fürwahr! als wenn in Candien nicht noch Jünglinge zu finden gewesen wären, welche seine Tochter eher hätten glücklich und zu einer angesehenen Frau machen können. Ich machte unsern

---

schnarren. Fitscheln, hurtig herumschwänzeln, Onom. poet. — bekahken, begaffen.

*) Loat, liegt; vermälzt, vergilbt, vermodert; verdrocht, vertrocknet; kuol, kahl; allent auch allest oder alles, alles.

*) Embat heißt der nördliche Seewind auf Candia.

Digitized by Google

Vater alle möglichen Vorstellungen und bemerkte ihm sogar, wie schön und ersprießlich es für unsere Familie sein dürfte, unsere Kinder mit einander zu verbinden. Cydonia sieh ihn nur an, den Vetter Stephan — du würdest bei dem Tausch eben nicht verloren haben. Allein da half Alles nichts. Curas entgegnete, sein Wort sei heilig und er habe solches dem jungen Lapethos gegeben, derselbe sei ein edler, muthiger Mensch — vermuthlich wie der Alte auf der See — und in solchen bedrängten Zeiten könne nur ein solcher einer bedrängten Griechenfamilie und seiner Gattin Schutz gewähren. — Leeres Geplauder! Welchen Schirm verlieh wohl euer edler, umsichtiger, tapferer Vater der ermordeten Mutter?"

„Tante! ich muß Euch bitten," unterbrach sie Dionys, zornig aufspringend.

„Sachte, sachte, mein Kind," fuhr Basilia in etwas spöttischem Tone fort, „gut, daß du dich erinnerst, daß deine Tante spricht. Glaube mir, es thut mir leid, solche Saiten berühren zu müssen, aber was wahr ist, bleibt wahr und unter uns soll man es sagen dürfen. Euer Vater mag ein braver Mann gewesen sein, aber klug war er nicht.

„Anstatt also, wie gesagt, uns in verwandtschaftlicher Beziehung inniger zu vereinigen, um dadurch gegen etwaige feindselige Angriffe sicherer zu sein, weigerte er sich, auf meinen ehrenvollen Vorschlag einzugehen und wir schieden eben nicht in der freundschaftlichsten gegenseitigen Stimmung.

„Es thut mir jetzt doppelt leid, daß wir uns so trennen mußten, denn ich bemerkte sehr deutlich, daß Stephan ihm gefiel und daß nur das Lapethos gegebene Versprechen ihn bewog, meinen so wohl gemeinten Antrag zurückzuweisen. Ich sah, wie es ihn schmerzte, durch das, was er Ehre nannte, gehindert zu sein, die Sache rückgängig zu machen, und sein Benehmen ließ mich hoffen, er werde bei seiner Zuhausekunft auf Mittel und Wege bedacht sein, wieder freie Hand zu bekommen, um dann seine Tochter statt einem hergelaufenen Fremdling, seinem nahen Anverwandten zu geben. Allein (seufzend) der Himmel wollte es anders! — Er reiste an einem Nachmittag mit seinem Diener von uns ab und am andern Morgen traf die Schreckenskunde bei uns ein, beide seien auf der Höhe von Priotissa, in einem dunkeln Hohlweg ...."

„Ermordet worden!" riefen Dionys und Cydonia gleichzeitig in durchdringendem Schmerzenstone aus.

„So scheint es, Kinder," fuhr Basilia in dumpfem Tone fort, „wenigstens fand man da zur Stelle zerrissene Kleidungsstücke, die offenbar dem Vater und seinem Begleiter angehört hatten, und auf dem Wege eine Masse Blut und einen zerbrochenen Dolch.

„Ich habe alles Mögliche gethan, um die Erschlagenen aufzufinden oder die Mörder zu entdecken, allein es war mir bisher unmöglich; indessen werde ich in der einen oder der andern Beziehung meine Forschungen fortsetzen, und weder Mühe noch Geld scheuen, um meinen Zweck zu erreichen.

Ich will weder den Schmerz darzustellen suchen, den die Kinder des unglücklichen Curas bei dieser Schreckenskunde äußerten, noch die Mienen und Geberden der Frau Basilia und ihres Sohnes bei dem Eröffnen derselben darstellen; in ersterer Beziehung mag sich der Leser selbst eine annäherungsweise richtige Vorstellung machen, in letzterer Hinsicht gibt der fernere Verlauf der Geschichte Aufschluß.

Der Witwe Zaletas war nicht unbekannt, daß Leidende im Uebermaß des Schmerzes sich in der Regel gerne demjenigen anschmiegen, der ihnen Trost darbietet; lechzend nach der Linderung der Qual, sehen sie nicht einmal das Gefäß an, aus welchem jene ihnen zufließt.

Ungeachtet der ziemlich gefühllosen Art, wie sie das bereits Gesagte erzählte, schien ihr Schmerz über das stattgehabte traurige Ereigniß so wahr, so natürlich, daß Cydonia zum ersten Mal mit einigem Vertrauen sie anblickte und auf ihre Worte hörte. Und Stephan sprach so viel von seinem festen Entschluß, zur Sühne der an Vater Curas verübten blutigen Gewaltthat sein Gut und Blut einzusetzen, daß Dionys krampfhaft seine Rechte ergriff und ausrief: „Vetter, wenn Ihr das thut, so sollt Ihr an mir einen treuen Freund und Helfer haben auf Leben und Tod!"

Basilia lobte diesen — wie sie sagte — heiligen Eifer der beiden Jünglinge und ermahnte sie, ihren Vorsatz so bald als möglich, ehe die Spuren der blutigen That verschwinden, auszuführen. Sie wolle indessen der Cydonia schon an die Hand gehen, das Hauswesen besorgen und darüber gewissenhaft wachen, daß nichts zu schaden gehe.

Die Hoffnung, über die schauderhafte Begebenheit Näheres auszumitteln, vielleicht selbst die Quelle auszufinden, und der Durst nach Rache an dem Ungeheuer, welches die Unthat verübte, drängten gebieterisch alle andere Besorgnisse und Rücksicht in den Hintergrund und Dionys war sogleich bereit, bis an die Zähne bewaffnet, mit Stephan nach Priotissa aufzubrechen und die dortige Gegend zu durchspähen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die romantischen Historiker
und
Die historischen Romantiker
von
M. M.

(Schluß.)

Aber wie verfährt erst Herr M. mit dem Charakter des Stephan Josika! — Ich habe vor ungefähr drei Jahren eine Parallele zwischen diesen und Siegmund gezogen und einen Aufsatz verfaßt, von welchem aber nur zwei Fortsetzungen in diesen Blättern gedruckt wurden. Da ich von der verfehlten Erziehung Siegmund's ausging, so war ich nicht geschickt genug, eine Klippe zu umschiffen, die gerade quer über diesem Fahrwasser liegt — und meine Arbeit traf der unbarmherzige Rothstift. Die noch nicht ganz reife Frucht mehrerer Monate war vernichtet, die löbliche Absicht, einen ohne hinreichenden Grund verunglimpften historischen Charakter vor der Nachwelt zu reinigen, plötzlich vereitelt, — und ich vernichtete, nachdem auch die erste Abtheilung verloren gegangen war, in einer leicht zu entschuldigenden Zornesaufwallung das ganze Manuscript. Es ist mir sehr leid, daß ich dieses Fragmentes, welches gerade bis zum Herbste des Jahres 1598 ging, jetzt entbehren muß.

Es wird von Herrn M., der Verrath dem Josika in die Strümpfe geschoben, den eigentlich Siegmund beging, als er unverschämt genug war zu läugnen — was Herr M. übrigens nur schwach nennt — daß der Absagebrief auf sein Geheiß an Erzherzog Maxmilian geschrieben wurde.

Ich will nicht sagen, daß Josika nicht ehrgeizig gewesen wäre, aber seine Stellung, die Vorliebe des Königs Stephan für ihn von Kindheit an, seine mit Balthasar und Andreas Bathori ganz gleiche Erziehung in Krakau, Padua und Rom, dem leuchtenden Gestirne alles Wissens jener Zeit, wo er sich zum vollkommenen Staatsmann ausbildete, sein Geist und seine Bildung, die allgemeine Huldigung und dessen Auszeichnung vor allen andern Großen des Reichs von Seite des Fürsten, rechtfertigten nicht nur diesen Ehrgeiz, sondern dürften sogar Strebungen und Hoffnungen durch die Umstände herbeigeführt entschuldigen, die höher hinauf gingen als es recht war, — obgleich sie durch nichts erwiesen sind.

Josika hatte zur Zeit des eingeleiteten Ländertausches die höchste Stufe des Ruhmes erglimmt, und so wie uns Szamosközi erzählt, solchen Einfluß auf S. erlangt, daß er das Land beinahe allein regierte. Um seinem Ansehen einen noch höheren Glanz zu ertheilen, als er schon durch seine Stellung und seinen Reichthum erlangt hatte, vermählte ihn der Fürst auch noch mit der Wittwe des Paul Gyulai einer geborenen Barbara Füji aus einr der angesehensten Familien des Landes, die dem Fürsten anverwandt war; zur Vervollständigung seiner Gunst hielt er sogar den Erstling Josika's über die Taufe und ließ ihn Siegmund nennen. Auf dieser schwindelnden Höhe des Glücks und der Fürstengunst übernahm sich der Kanzler nicht nur nicht, sondern erwarb sich die Liebe und Achtung der Größten des Reichs, die ungeachtet seiner Jugend sich seines Rathes bedienten und um seine Freundschaft buhlten.

Minder glücklich war er in seinen kriegerischen Unternehmungen, denn die am 27. September 1597 unternommene Belagerung Temesvar's mißglückte zum großen Nachtheil der Siebenbürger, woran aber die schlechte Witterung gewiß mehr schuld hatte, als das ihm mit den Türken irgendwo zugemuthete Einverständniß.

Was endlich die Uebergabe des Fürstenthums an Kornis, Bocskay und Josika anbelangt, so mag es Siegmund bei dem Letztern noch am meisten Ernst gewesen sein, denn es wurde dabei keine unbedingte Entäußerung in Aussicht gestellt. Josika ging in die Idee des Fürsten ein, daß er das Land nicht dem Kaiser übergeben, sondern wenn ihm die beiden Herzogthümer Opeln und Ratibor nicht anstünden, er zurückkehren und aus den Händen Josika's wieder die Regierung übernehmen solle. Ob aber auch diesenigen Gedanken sich seiner Seele bemächtigten, wie manche Schriftsteller und selbst Szamosközi behauptet, daß er von diesem Augenblick an nicht mehr den Vortheil seines Fürsten oder den des Landes vor Augen hatte, sondern das Fürstenthum sich selbst anzueignen strebte? ist eine Anschuldigung, die durch keine nachfolgende Thatsache gerechtfertiget erscheint, ja sogar durch viele Umstände offenbar widerlegt wird.

Nach mehreren Schwankungen von Seite Siegmund's soll indessen endlich doch ein Vertrag zwischen ihm und Josika abgeschlossen worden sein, vermöge welchem ein verläßlicher Abgesandte zur Pforte geschickt wurde, der um Josika's Bestätigung in dem Fürstenthume und um die gewöhnlichen Investitur-Insignien anhielt.

Damit aber dieser Plan desto sicherer ausgeführt werden könne, schrieb Josika auf Befehl Sigmund's an den Erzherzog Maxmilian, welcher von dem Kaiser zur Regierung Siebenbürgens bestimmt war, daß weder Er noch die kaiserlichen Kommissäre sich wegen der Uebernahme

Digitized by Google

beeilen möchten in das Land zu kommen, weil über die Abdikation Siegmund's noch nichts Definitives beschlossen sei und die Landstände auch nicht darein willigen wollten, daß ihr Vaterland in fremde Hände kommen solle. Wir finden indessen nichts Urkundliches darüber.

Wie schändlich Josika von Siegmund durch die Verleugnung seines Zugeständnisses bezüglich dieses Schreibens geopfert wurde, ist bekannt. Weniger aber, daß sich die Stände über diese Gewaltthätigkeit bitter beklagten, daß sie sich alle für Josika verbürgen wollten und daß Albert Huet in dieser Beziehung den Redner machte. Jetzt war Alles zu spät — denn die kaiserlichen Räthe mochten ihn mehr als Geisel für die Erfüllung der von Siegmund eingegangenen Verbindlichkeiten, als als Hochverräther in engster Gewahrsam behalten, ... und sein Kopf fiel auch erst dann, als der treulose Siegmund sich wieder zum Fürsten von Siebenbürgen aufgeworfen und Kaiser Rudolph II. abermals betrogen hatte.

Obwohl wir nicht wissen, welche Eröffnungen, die jedenfalls von großer Wichtigkeit wären, das tragische Sühnopfer seinem Henker dem Johann Marino gemacht hat und die zu Papier gebracht und nach Prag befördert wurden, so wissen wir doch, daß sich Siegmund bei der unerwarteten Nachricht aus Szakmar wie ein Toller benommen, wissen, daß er die kaiserlichen Kommissäre verhaften und sie nur über Bitten und Vorstellungen seiner Gemahlin in Freiheit setzen ließ, — wissen, daß der gleichzeitige und in die Verhältnisse des Hofs als Geheimschreiber wohl eingeweihte Szamosközi in seinem schon erwähnten Manuskripte sagt: „Josika, noch ein Jüngling an Jahren, keines Verbrechens überwiesen, wurde in dem Schlosse Szakmar hingerichtet und seine Güter eingezogen" — und daß der spätere Miles in seinem Bürgengel, der sonst dem Josika nicht sehr grün war, wie überhaupt mehrere Chronisten, doch nicht umhin konnte, auf Seite 199 zu gestehen: „Damit aber gleichwohl Rudolphus sich an Siegmund möchte rächen, hat Er Johannem Marinum nach Szakmar geschickt und allda zu Ende Augusti den unschuldigen Stephan Josika mit einem türkischen Henker lassen enthaupten." Für einen Mann, der so gewesen wäre, wie ihn Hr. M. in seiner historischen Skizze Seite 400 zu schildern wagte, hätten sich aber weder die Stände verbürgt, noch würde Albert Huet und andere für ihn bei Siegmund gebeten, — und wahrheitliebende Schriftsteller würden nicht so von ihm geschrieben haben. Die Stände, Albert Huet und jeder ehrliebende Historiker würden sich insgesammt geschändet haben, wenn sie für einen Ruchlosen, der in Erstrebung seiner Zwecke keine Rücksicht kennt, keine Laster und Verbrechen scheut, um nur auf der einmal eingeschlagenen Bahn fortwandeln zu können, — wenn sie für einen so gefährlichen Charakter öffentlich in Schranken getreten wären und sich nicht vielmehr über den Fall desselben gefreut hätten.

Dies sind nur oberflächliche Andeutungen aus der zehnjährigen Wirksamkeit eines jugendlichen Staatsmannes, dessen Geschichte noch lange nicht geschrieben ist und zu deren pragmatischer Verfassung uns bis jetzt noch die Materialien fehlen.

Ich habe jetzt nur noch wenig über die historischen Romantiker und Dramatiker zu sagen. Sie, die sich ihre Stoffe aus der Geschichte wählen und ihre Personen mit historischen Namen schmücken sind es, die der allgemeinen Verbreitung wahrer Geschichte am meisten schaden und die Entstellung derselben fördern; denn sie lügen wie gedruckt, ja sie lügen sogar mit Absicht, und je mehr sie lügen oder Poesie treiben, was auf Eins hinausgeht, desto mehr gefallen sie und desto mehr gehen ihre Dichtungen in's Volk über, so zwar, daß es dann sehr schwer wird mit wahrer Geschichte durchzudringen. Sie werden von aller Welt gelesen und machen sich beide Geschlechter jung und alt zu Freunden; ungeachtet, man weiß, was man von ihnen zu hoffen hat, so gibt man sich ihren berauschenden Opiaten dennoch mit Lust hin und bekommt einen Eckel vor der Nüchternheit. Wer kann es indessen den Dichtern verwehren, daß sie nicht dichten? — wer wird es vielmehr nicht wünschen, daß sie recht viel zur Ehre des Vaterlandes singen und schreiben, recht viele schöne Landes-Geschichtchen ins Publikum bringen? — aber ernste, denn Siebenbürgen hat leider noch keine Geschichte, wie sie Völker anderer Länder haben und man muß daher auf der Huth sein, daß man das Kind nicht mit dem Bade verschüttet. Möchten daher die Ingredienzien, die sie zu ihrem so süßen Gebräu nehmen, echt oder wenigstens nicht schädlich sein und keinen romantisch-historischen Katzenjammer hinterlassen. Mögen sie gewissenhaft sein und sich ja nicht unwahrer Grundlage und falscher Stützen bei Aufführung ihrer riesenhaften Gebäude bedienen und nicht blos nach Effekt haschen; mögen sie wenigstens nach historischer Wahrscheinlichkeit streben, wo sie die Wahrheit nicht erreichen können — und dann werden sie sogar Vieles nützen. Gott besser's! — wenn ich aber eine falsche Ansicht habe, so bescheide man mich, obgleich ich Beispiele aus der neuesten Zeit beibringen kann, die für mich sprechen, denn in Szigetgettis „Gritti" kömmt z. B. der Großwardeiner Bischof Emerikus Cziback als ein verheiratheter mit Familie versehener Fürst von Siebenbürgen vor, den man

Digitized by Google

fruchtlos in der Reihe der vaterländischen Fürsten suchen wird. Eben so fruchtlos würde man einen Siegmund Bathori oder Stephan Josika in der siebenbürgischen Geschichte suchen, welcher der so bestimmt ausgesprochenen Charakteristik in der früher berührten historischen Skizze, die man doch als das Resultat und die Quintessenz eines fleißigen Geschichtsstudiums anzusehen berechtigt ist, gleichen würde, wenn dieser oder jener als handelnde Person eines Romanes den gedachten Ausspruch strenge genommen rechtfertigen sollte.

Noch ein Wort über die Gründung eines Krankenhauses in Hermannstadt durch einen Kreuzerverein.

(Schluß.)

Was dann die Weise betrifft, in welcher der Verein in's Leben treten sollte, glauben wir so ziemlich den allgemeinen Wunsch der Bessergesinnten erlauscht zu haben! —

Soll dem Unternehmen ein wahrer Nutzen aus diesem Vereine erspriessen, so dringt sich wohl jedem Unbefangenen die Wahrnehmung auf, daß dieses nicht geschehen würde, sobald sich irgend ein, wenn auch aus innerster Ueberzeugung für die Sache entbrannter Privatmann an dessen Spitze stellte, oder eine von unser löblichen Bürgerschaft getrennte Gesellschaft dieses Geschäft übernehme; denn weder dürften jene Verwaltungen das unbedingte Vertrauen noch das nöthige Ansehen besitzen, um in dieser schwierigen Angelegenheit allen Hindernissen Trotz zu bieten; es würde diese, für das Gesammtwohl unserer Stadt so hochwichtige Angelegenheit in vorgreifender, für ein löbl. Publikum beschämender Weise, in die Hände einer Privatgesellschaft gespielt werden, die entweder ihren schönen Zweck nicht erreichen könnte, oder deren Anordnungen sich eine ganze Stadt unterordnen müßte, wollten sie das Unternehmen wahrhaft fördern helfen, andererseits aber dürfte die Mitwirkung und Theilnahme der ehrsamen Zünfte und verschiedene Körperschaften unserer Bürgerschaften versehrt werden, sobald selben nicht Zeit gelassen würde, mittelst eigenmächtiger Schritte die Grundzüge dieser, hauptsächlich durch ihre Mittel wieder für ihren Gebrauch zu errichtende Anstalt, sammt den Modalitäten des dazu helfenden „Kreuzervereines" selbst zu bestimmen und anzuordnen!

Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß diese allgemeine Sache nur dann von ersprießlichem Erfolge begleitet sein könnte, sobald sie mittelst einer allgemeinen Erhebung beantragt und unter einen, vielvermögenden Schutz gestellt würde; ja wir halten es für keine Voreiligkeit, wenn wir hier, im Namen aller Freunde unserer Sache die feierliche Versicherung aussprechen, daß der Gesammtwunsch dahin ginge: es möchte der erste Mann unseres Volkes unser allverehrter und geliebter Hochwohlgeborne Nationsgraf und Königsrichter sein edles — gutes Herz dem für jeden treuen Sohn der theuren Vaterstadt heiligen Unternehmen zu wenden und den, für dessen Verwirklichung gethanen Schritten seinen mächtigen, wohlthätigen Schutz und Schirm angedeihen lassen. —

Der Verfasser glaubt daher um allen Hindernissen vorzubeugen, nachfolgende Art und Weise zur baldigen Erreichung dieses lebhaften Wunsches einer gütigen Beachtung empfehlen zu müssen.

Vor allem andern, sollte aus irgend einem stillen Kreise unserem Plane geneigter Männer, eine **vorläufige anonyme** schriftliche Bitte an unsern hochverehrten Herrn Nationsgrafen hervorgehen, worin Hochderselbe im Namen der gesammten Bevölkerung dieser Stadt und einer löbl. Bürgerschaft insbesondere gehorsamst ersucht würde, in so weit es desselben angestrengte Berufsgeschäfte erlauben, dem allgemeinen heißen Begehren nachgebend sich in gewohnter edelsinniger Weise der obersten Leitung und des Protektorates des zu errichtenden Kreuzervereines und Krankenhauses freundlichst annehmen zu wollen.

Der Entwurf obigen Inhaltes würde mit einer Aufforderung zur Unterschrift sämmtlichen pl. t. Nachbarhannen und durch dieselben, den in ihren Bezirken wohnenden Hauseigenthümern und resp. Parteien zugestellt werden. — Kehren nun die mit Unterzeichnungen bedeckten Exemplare zurück, müßte auf Grundlage des nun ausgesprochenen allgemeinen Wunsches von jenem provisorischen Vereine, der übrigens nirgends namentlich hervorzutreten brauchte, mittelst der öffentlichen Blätter alle jene Hauseigenthümer, welche sich für sich und ihre Partei in der im letzten Aufsatze angedeuteten Weise als garantirende Theilnehmer des Kreuzervereines zugleich mit obiger Unterschrift erklärt haben, zu einer z. B. im städtischen Redoutensaale abzuhaltenden Versammlung eingeladen werden, worin unter dem Vorsitze eines gleich in loco bloß für diese Sitzung aus den Anwesenden gewählten Präses die Bitte nochmals verlesen und mit den unter einer gehörigen Controlle übertragenen Unterschriften, nach etwaigen geringen Abänderungen der Form, durch eine aus allen Ständen zu ernennende Deputation an den Hochwohlgebornen Nationsgrafen abgesandt würde! Dürfte dieser

Digitized by Google

allgemeine Wunsch ein gütiges Gehör finden, so obwaltet wohl kein Zweifel mehr über das Gelingen des Vorhabens und sobald der hohe Protektor in einer, nach eingeholten Aeußerungen der löbl. Behörden, einer löbl. Wahlbürgerschaft und der ehrsamen Zünfte, die in diesem glücklichen und ersehnten Falle mit Erfüllung ihrer Verheißungen gewiß nicht zögern würden, — anzuordnenden Versammlung der alle Mitglieder repräsentirenden Hausbesitzer*) das erste Mal eintreten sollte, so können ungestört die, durch die Hülfe der ehrsamen Zünfte erleichterten Verhandlungen über die innere Einrichtung des Vereins beginnen! — Gerne und Freudeerfüllt legte dann der Verfasser dieser gutgemeinten Zeilen seine Feder nieder und bewußt des geringen Gewichtes, welches sein persönliches Auftreten besitzen darf und kann, will er seine Belohnung in der Beruhigung finden mit den ihm zu Gebote gestandenen Mitteln das Seinige — gethan zu haben.

Kirchen- und Schulangelegenheiten.

Antwort des vatermörderischen Briefschreibers aus dem Unterwalde.

Mein Herr!

Ihr äußerst humaner, von städtischer Feinheit und wissenschaftlichem Lichte strahlender Aufsatz über: „Die Pfarrer-Candidation in Rätsch (siehe die Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde Nr. 3, 1848) hat mich armen „Unterwäldler" dermaßen orientirt und aufgeklärt, daß ich von seiner Entstehung im Sonnenaufgang sogleich überzeugt war. — Du meine arme Vaterstadt, du „Athen sein wollendes Mühlbach" du bist gestürzt für immer durch mich den frechen vatermörderischen Briefschreiber! Wie konnte ich auch vergessen, daß du von Gottes gerechtem Zorne dazu verdammt warst, in bigottischen Gegenden des Sonnenuntergangs zu liegen! Wie konnte ich auch vergessen, daß mir, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in die, von aller Humanität, Logik, Geschichte und Rechtslehre, die ich freilich zufälligerweise einst im Lande des Lichtes studirt hatte, auch das letzte Flämmchen verdunkelt sein mußte und nichts mehr an mir bleiben konnte als „Ignoranz, Frechheit und Vatermord." — Dagegen bieten Sie, gewaltiger Sonnenmaar! in Ihrem Aufsatze einen solchen Ueberfluß an Wissenschaft, Feinheit und Patriotismus, daß ich von vorn herein zweifeln muß, ihn völlig erschöpfen zu können.

Gleich im Anfange Ihres Aufsatzes schreiten Sie zur Belehrung des Lese-Publikums, indem Sie meinen Artikel „ungeschickt," weil er „gerade geeignet ist die gegentheilige Wirkung von dem, was er beabsichtigte, hervorzubringen." Mein Herr! Ihre Wissenschaft ist bewunderungswürdig; denn Sie errathen sogar die Absichten anderer Menschen wer bis fünf Meilen weit auf ein Haar. Indem Sie aber dies thaten, haben Sie mir, ohne es zu merken die unverdiente Ehre angethan, mich, den „Unterwäldler," Ihnen selbst gleich zu stellen. Sie haben in mir den Mann gesehen, der, gleich Ihnen, „Freundschaft, Interessen und Gravitation" zur alleinigen Basis des Promotionsanspruches machend, die, demnach allerdings sehr nützliche Freundschaft der hochachtbaren Reußmärkter Herren für seine Partei gewinnen wollte. Das Mißlücken sind sie bemüht allenthalben nachzuweisen, indem Sie, Ihren „Freunden in Reußmarkt" zeigen, wie grob, „wir Sie" beleidigt, Sie in die Tasche zu stecken gemeint, und Ihnen „Nasen und Näschen gedreht" hätten. Der Dank für solche Aufklärung kann Ihnen nicht ausbleiben. So süße Reden, wie Sie führen, solch' augenscheinliche Grundsätze, wie Sie aufstellen, so passende Fabel wie Sie auf Ihre Freunde anwenden, können die gewünschte Wirkung nicht verfehlen.

Doch es sei genug! Ich gestehe frei und treu mich solcher Fähigkeit und Ehre verlustig. Meine Absicht im Satelliten Nr. 103 vorigen Jahres war bloß die, öffentlich auszusprechen:

I. Daß die Hermannstädter Theologen über die geschehene Candidation in Rätsch ungehalten zu sein, kein Recht hätten.

II. Daß die bisherige Gewohnheit, dieselben in den Unterwald zu candidiren, bloß aus dem früheren Mangel an einheimischen Candidaten entstanden sei.

III. Daß demnach die jetzigen Candidaten innerhalb des Kapitels nicht ausgeschlossen werden dürften, vielmehr das Vorrecht vor allen Andern haben sollten.

IV. Daß die bisherige Gewohnheit dem Unterwalde überhaupt, sowohl in intellectueler als materieller Beziehung sehr nachtheilig gewesen.

Der Beweis für das Gesagte liegt in der speciellen Geschichte unseres Kirchen- und Schulwesens, wie über-

*) So sonderbar auch diese Beschränkung Manchem erscheinen könnte, so dürfte es andererseits wieder einleuchtend sein, daß bei den vielen Hunderten der Theilnehmer ein Repräsentativ-System durchaus nothwendig wird und in unsrer Stadt ja ohnehin der Hausbesitzer auch Bürger und größtentheils Gewerbsmann sei. D. V.

Digitized by Google

haupt in der großen Verarmung des Unterwaldes. Ich frage Sie nur, warum haben Sie sich das gethan, dreimal zu wiederholen, daß die Hermannstädter ein Recht auf Candidation in den Unterwalde, und namentlich in den Reußmärkter Stuhl weder hätten, noch in Anspruch nehmen? und warum waren also die Hermannstädter Theologen*) dennoch ungehalten? Ungehalten kann ja nur Derjenige sein, der in seinen wirklichen oder wenigstens vermeinten Rechten gekränkt worden ist. — Oder war schon der bloße Verdacht, daß die Herren Reußmärkter vergessen hätten, wo ihnen die Sonne aufgeht, ein hinlänglicher Grund ungehalten zu sein? Ganz gewiß! Dann „man erholte sich von seinem Schrecken, als man (nach eingeholtem Bericht über den Candidationsverlauf) erfuhr, daß jener Grundsatz noch immer gelte," und aller Zorn und alles Gift fällt nun bloß auf den Herrn Dechanten Binder und den Mühlbächer Herrn Stadtpfarrer Filtsch, welche „ihres Ursprungs und Ausgangs vergessend" einen ungesetzlichen Vorschlag verwarfen und mit aller Entschiedenheit „die Mühlbächer Candidaten durchsetzten." In die sen Worten „ihres Ursprungs und Ausgangs vergessend" haben Sie, mein Herr, doch auch einen kleinen Fehlgriff gethan. Sie haben das, was ich bei weitem nicht so schlecht gemeint hatte, im schlimmsten Sinne ausgesprochen. Sehen Sie, da steckt das „fremde Element! da hätten Sie es suchen und finden und nicht mit patriotischem Pathos deklamiren sollen: „Hört es, ihr Sachsenbrüder! der Sachse ist dem Sachsen fremdes Element!" Mit jenen Worten haben Sie Ihre patriotischen Perorationen selber gerichtet. Im Evangelium steht es: „Ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schafe," und ferner: „der Miethling aber fliehet, denn er ist ein Miethling und achtet der Schafe nicht." — Die Herren, Dechant Binder und Stadtpfarrer Filtsch haben freilich nicht so gehandelt, wie Leute von Ihrer Philosophie und Ihren Rechtsprinzipien; sie haben nicht nach „Ursprung und Ausgang," nicht nach „Freundschaft und Interessen" und nicht nach dem Gesetze der „Gravitation" geurtheilt; es waren nicht solche, welche den Eingang in das Capitel als eine „Schmuggelei" ansehen, sondern als ein Recht, welches den zum Capitularnerus gehörigen Predigern und Schulmännern zustehet. Wären Sie daher nur etwas unparteiischer und bei ruhigerem Blute gewesen, so hätten Sie mit Achtung zurücktreten müssen vor dem Rechtsgefühle dieser beiden Herren, die, als Hermannstädter durch ihre Familienverbindungen und das künftige Schicksal ihrer Angehörigen nach Hermannstadt gewiesene, bei der Rätscher Pfarrer-Candidation gerade gegen alle eigenen Interessen, nur nicht gegen Pflicht und Gewissen gehandelt haben.

(Schluß folgt.)

*) Ich muß mich wieder dieses unpassenden Ausdruckes bedienen, denn der Volksfreund hat nur gesagt: daß die Hermannstädter Theologen ungehalten seien ꝛc. ꝛc.

Mannigfaltiges.

Die Burschenschaften von Anno 30 hatten in Jena ein Sprüchwort: „Aus einem guten Burschenschafter kann alles Gute werden!" An vielen hat es sich erprobt; aus dem lebensfrischen Kreise sind freilich auch viele gestorben und verdorben. Gustav Körner ist ein bedeutender Mann in Illinois geworden, Andere leben behaglich anderswo in Amerika, Einzelne sollen in Rußland sein, Andere haben in Deutschland ehrenvolle Stellungen errungen. Gute Patrioten sind fast alle die „Germanen" jener glücklichen Tage geblieben. — Als es 1831 in Belgien kriegerisch aussah, zogen zwei jenaische Germanen in die Niederlande, um „für die Freiheit zu kämpfen." Es war dort nicht lange ihres Bleibens, und sie schifften hinüber nach Portugal, um Dom Miguel vom Throne stoßen zu helfen. Fleischer aus Peine starb in Oporto an der Cholera; aber Gärtner aus Blankenburg gelangte, nach manchen Irrfahrten auf der iberischen Halbinsel, zu hohen militärischen Würden in Spanien, und wurde endlich Freund und Vertrauter des Narvaez, Herzogs von Valencia, der eben kein Freiheitsheld ist. Jetzt melden nun die Berichte aus Spanien, daß der alte jenaische Germane Gärtner, der auf der Mensur wie beim Labetrank in Ziegenhain und Wollnitz so Erkleckliches leistete, post tot discrimina rerum zum — Statthalter der Provinz Huesca ernannt worden ist!

Verbesserungen.

In dem Aufsatze „Csangó Magyaren" Nr. 3, Seite 18, Spalte rechts 8. Zeile von unten wolle man gefälligst 1430 statt 1400 lesen. — Seite 19 Spalte links in der 10. Zeile von unten nach dem dritten Worte nachfolgende vier Worte einschalten: „aus Ungarn zum Theile." — In Nr. 4 ist die Fortsetzung desselben Aufsatzes, Seite 29, mit dem zweiten Absatz anzufangen, demselben jedoch „Die Hussitenflüchtlinge aus" — noch vorzusetzen und vor ansässig „hier" einzuschalten. Darauf folgt der mit „Woher" beginnende Absatz. Minder bedeutend sind die Fehler auf S. 26, Spalte links 9. Zeile von oben, wo „Ueberreste statt Ueberresten, — und 7. Zeile von unten, wo „vorausgesetzt" statt vorausgesetzt; auf derselben Seite der rechten Spalte aber Zeile 13 „vielfach" statt einfach zu lesen ist.

In dem Aufsatze „Die historischen Romantiker ꝛc." ist in der dritten Zeile gleich vom Anfang „Geltung" statt Gattung, — dann auf Seite 27 die 13. Zeile von unten das Wort Charakterstück mit „Charakteristik" zu verbessern.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Remeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 6. **Montag, den 7. Februar** **1848.**

Der Engel.

Engel, sprichst du, sind im Leben
Uns zum Schutze zugegeben.
Engel? Wohl, ich glaub' es Dir!
Doch, sie schweben nicht in Fernen,
Die von ungezählten Sternen
Glänzend leuchten für und für.

Nein, der Engel, den ich glaube,
Trägt, wie ich, ein Kleid von Staube,
Und ist menschlich mir verwandt.
Möchtest du den Engel kennen?
Soll ich, wie er heißt, ihn nennen?
O, er war dir längst bekannt!

Lächelnd bog er einst sich nieder
Ueber dich, und Wiegenlieder
Sang er dir bei Tag und Nacht,
Und sein Blick hat deinen Schlummer,
Bald in Freude, bald in Kummer,
Nimmer ruhend, treu bewacht.

Und aus seines Busens Quellen
Trankst du warme Lebenswellen,
Trankst Genesung nach dem Schmerz.
Hobest jauchzend dann die Hände,
Daß sein Blick zu dir sich wände,
Und er drückte dich an's Herz.

O, mit welchem Wohlgefallen
Lehrt' er d'rauf dich Laute lallen,
Wie kein Himmel schön're hat;
Wie bewacht' er deine Tritte,
Daß dein zagend Fuß nicht glitte
Auf des Lebens erstem Pfad!

Weißt du's noch? den Sternenhimmel
Und der Blumen bunt Gewimmel
Zeigte dir des Engels Hand,
Half dir prüfen half dir denken
Und den Geist in's Meer versenken,
Dessen Grund noch Keiner fand!

Wirst du's deinem Engel danken?
Wirst du treu und ohne Wanken
Ihm in's treue Antlitz schau'n?
Könntest du ihn Mutter nennen,
Und den Engel doch verkennen: —
Möcht' ich nimmer auf dich bau'n!

Wollt' auch einer Natter Geissen
Weg dich von dem Busen reissen,
Der sich liebend zu dir neigt:
Daß dein Herz auf's Neu erwarme,
Flieh' in deines Engel's Arme,
Und — des Zweifels Mißton schweigt!

P.

Die Csangó Magyaren in der Moldau

von

(Fortsetzung.)

Wie wir eingangs dieses Aufsatzes bemerkt haben, wird die ziemlich große Oberfläche der Moldau auch noch von Walachen, Armeniern, Juden, Lippovanern und Zigeunern bewohnt.

Digitized by Google

Von allen diesen Nationen kann man mit Genauigkeit die Zeit ihrer Einwanderung angeben.

Die Walachen kamen aus der Marmarosch zwischen den Jahren 1354 und 59 unter Anführung des Dragosch und besetzten das größtentheils entvölkerte Land.

Die Armenier erschienen im Jahre 1418.

Die Zigeuner im Jahre 1417.

Die Lippovaner im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Juden gehören eigentlich zu Galizien ungeachtet ihrer über 70,000 in der Moldau wohnen, denn größtentheils sind sie österreichische Unterthanen und, daß sie die Moldau in solcher Menge überfluthen, schreibt sich erst von der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, vielleicht erst seit der Epoche Kaiser Josephs her, welchem die Juden in Galizien ihre schönen Namen: Rosenblüh, Silberstein u. s. w. zu verdanken haben.

Nur von den Magyaren, die doch einmal in viel größeren Massen die Moldau in allen ihren Theilen bewohnten, weiß man kein geschichtliches Datum ihrer Einwanderung anzugeben, gerade so wie von den Szeklern in Siebenbürgen im eigentlichen Szeklerlande. Das ist denn doch gewiß sehr auffallend und gibt reichlichen Stoff zum Nachdenken; denn, wenn nach dem Bandinischen Bericht vor 200 Jahren noch sich 33 katholisch-ungarische Pfarreien in der Moldau befanden, die ungarische Bevölkerung aber schon damals wegen vernachlässigter Seelsorge sich zu vermindern, d. h. zu verwalachen angefangen hat, so muß der Kulminationspunkt der magyarischen Bevölkerung noch wenigstens 200 Jahre oder noch weiter zurückgesetzt werden und sie dazumal gewiß sehr bedeutend gewesen sein. Wenn man nun von einem so massenhaften Einwohnerabfall, mag er auf was für eine Art immer veranlaßt worden sein, keine geschichtliche Nachrichten und Beweise beizubringen im Stande ist, während man von der Translokation der Szekler aus dem Maroscher Stuhl in den Aranyoscher unter dem ungarischen König Stephan V. (1270—72) folglich aus einer viel früheren Zeit als die Hussitenströmungen angefangen und die Feindseligkeiten zwischen Mathias Corvinus und Stephan von der Moldau aufgehört haben, — und von einer im Vergleich unbedeutenden gewiß nicht 8000 Seelen überschreitenden Menschenmasse als ein wichtiges geschichtliches Ereigniß sichere Nachweisungen zu liefern im Stande ist: so ist man wohl berechtigt, diese erste Ansiedlung der Ungarn in der Moldau in eine noch ältere Zeit und zwar in eine solche — fast möchte ich sagen vorhistorische Zeit zurück zu versetzen, in welcher sie weder für das Königreich Ungarn noch für die Szekler, weder für die Moldau noch für ein anderes Reich — noch an und für sich ein geschichtliches Ereigniß genannt werden konnte. — Ich meine nämlich, daß die Csangó Magyaren in der Moldau noch Ueberreste jener Ungarn sind, die von 884—894 Atelkusu, d. i. die Moldau als ein kompakter Volksstamm bewohnten. — Ein ganz kleiner Theil im Verhältniß zum Ganzen ist zurückgeblieben und das ist die Geschichte ihrer Ansiedlung und Abstammung, ein an sich ganz unbedeutender Umstand und durchaus kein Epochalereigniß in der Welt-, Staaten- und Völker-Geschichte dieser Länder jener völkerwandernden Zeit.

Vor dieser Zeit, d. h. gleich nach der Unterjochung der Avaren bewohnten das heutige Szeklerland und einen Theil der Moldau bis an den Sereth Hunnen, wie auch Avaren, d. i. die einen Theil des herrschenden Stammes der Avaren ausmachenden Attilanischen Hunnen. Dieser Beweis ist in dem Geographen oder Kosmographen des IX. Jahrhunderts Guido Ravennas enthalten und in der Abhandlung „Dacien im IX. Jahrhundert" erläutert. Siehe Magazin für Geschichte u. s. w. B. I. p. 358 — herausgegeben von A. Kurz.

Zwischen den Jahren 884—894 bewohnten die heutigen Ungarn Atelkusu. S. Engel's ältere Geschichte der Moldau S. 94. Atelkusu war aber das Land zwischen den jetzt noch in Bessarabien und der Moldau fließenden Flüssen und grenzte westlich an das heutige Szeklerland „regio Sekel." Vom Grafen Joseph Kemény aus Abulfeda im obigen Magazin Band II. von S. 255—268 bewiesen. Das Eindringen der Magyaren mochte die Hunnen in das natürliche durch einen Gebirgswall umschlossene damals schon regio Sekel genannte heutige Szeklerland zurückziehen gemacht haben, um vielleicht desto besser ihre Pässe gegen übermüthige Einfälle vertheidigen zu können.

Im Jahre 894 verließ der Hauptstamm der Magyaren Atelkusu, um Eroberungen in Großmähren und Panonien zu machen; ihre zurückgelassenen Brüder wurden aber indessen von den mit den Bulgaren vereinten Petschenegen in die Gebirge vertrieben. S. Engel's ältere Geschichte von der Moldau S. 95. Diese Flucht setzten sich die mit ihnen befreundeten Szekler nicht nur nicht entgegen, sondern sie leisteten ihnen vielleicht noch Vorschub. Daher mag es auch kommen, daß der Distrikt von Bakov der jetzt noch von Magyaren am reichst bevölkerte ist.

Als aber der bulgarische Rachezug gegen die Magyaren vollbracht war und der Hauptstamm der letztern sich zu schwach fühlte, die Petschenegen aus der Moldau zu verdrängen, werden sich wohl die Ueberreste der in Atel-

Digitized by Google

kuma gebliebenen und sich in das Gebirge geflüchteten Magyaren nach und nach wieder in die Ebenen gezogen haben, ungeachtet das Land jetzt Petschenegien hieß. Ja es werden sich nicht einmal Alle in die Gebirge geflüchtet haben, denn woher sollten sonst die jetzt noch sporadisch in der Moldau verbreiteten und vor Zeiten viel häufiger verbreitet gewesenen ungarischen Ortschaften, deren Entstehen man sonst auf keine andere Art zu erklären weiß, stammen?

Die Petschenegen behielten das Land allerdings bis zum Jahre 1053 und unterjochten die zurückgebliebenen Ungarn, weil sie auch Ackerbauer brauchten. Auf diese Art läßt sich wenigstens ihre Unterthanenschaft und der Mangel allen Adels unter ihnen erklären. So übergingen sie als friedliebende Ackerbauer in die Hände der Kumaner, während die Moldau Kumanien hieß, in dieser Eigenschaft überdauerten sie auch den Mongolensturm und wurden als Ackerbauer von den 1359 das Land sich durch Besitzergreifung aneignenden Marmoroscher Walachen übernommen.

Das Kumanerbisthum im Jahre 1227 ist gewiß auch ihretwegen und nicht der wilden Kumanen halber allein errichtet worden, denn ein Brief des Papstes Gregor IX. an den Kronprinzen Bela, nachheriger König dieses Namens der IV., vom Jahre 1234 erweiset, daß damals in der Moldau katholische Ungarn gewohnt haben. S. Benkö's Milkov. II. p. 6.

Das Kumaner Bisthum hielt sich nicht und erreichte sein Ende mit dem großen Auszug im Jahre 1241. Es wurden sowohl von Bela IV., als auch von Papst Innocenz IV. verschiedene Versuche gemacht, der entvölkerten Moldau eine zahlreichere katholische Bevölkerung zu verschaffen, aber sie mißlangen und des ersteren Krieg mit Ottokar war größtentheils Schuld daran. Verschiedene wilde Völker tummelten sich bis zum Anfang des XIV. Jahrhunderts in der Moldau herum, darunter tatarische Horden, Mongolen, Alanen u. s. w., ohne daß der dasigen Magyaren Erwähnung geschieht. Welcher Schriftsteller wird auch eines kleinen friedliebenden Völkchens erwähnen, wenn großartigere Erscheinungen seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen? Die wilden Völker raubten sie aus und ließen sie in Frieden graben, ackern und bauen, wenn sie nichts mehr hatten! Das war Alles, denn sie stellten sich nicht zur Wehre und hatten schon lange ihren kriegerischen Geist durch die Sclaverei verloren. Diesen friedliebenden Charakter haben sie auch bis auf die neueste Zeit beibehalten. So war es möglich, daß sie ihre alten Wohnsitze, zwar ärmer und schwächer nach jedem feindlichen Einfalle, aber dennoch fortwährend erhalten konnten.

(Schluß folgt.)

Kirchen- und Schulangelegenheiten.

Antwort des vatermörderischen Briefschreibers aus dem Unterwalde.

(Schluß.)

Weil Sie aber, mein Herr im Sonnenaufgang behaupten, daß die Mühlbächer keinen rechtlichen Anspruch auf Candidation in den, mit Mühlbach und Broos zum Unterwälder Kapitel vereinigten, Reußmärkter Stuhl hätten, so sagen Sie mir doch, warum zahlen denn die Mühlbächer Prediger und Rektor eine jährliche Taxe) Capitulartaxe) zur Kapitelskasse? Wird vielleicht diese Casse bloß zu den Bedürfnissen des Mühlbächer Promotionskreises verwendet? und leisten die Hermannstädter Prediger vielleicht auch diese Beiträge? oder sagen Sie, in welchem anderen Kapitel werden die vom Capitel besteuerten Candidaten zu Gunsten Anderer ausgeschlossen? — Wo man Verbindlichkeiten hat, hat man auch Ansprüche. Der „Unterwäldler" kann solchen Sinn und Absicht, wie Sie darin gefunden haben, im Candidations- und Wahlnormativ durchaus nicht erkennen oder wir müßten mit unsern Ansprüchen in den Mond wandern und uns dessen getrösten, daß man im Sonnenuntergang eines bessern Schicksals nicht würdig sei. Denn Ihrer eigenen Entwickelung zu Folge kann und die Promotion auf die bessern Ortschaften, selbst unsers Stuhles verkümmert werden, wann z. B. der Fall einträte, daß sich sechs im Range bevorzugte Capitularen aus dem Reußmärkter Stuhle melderen. — Freilich Ihren Ansichten und Ihrer Philosophie zu Folge steht die Promotion ins Capitel überhaupt als „Schmuggelei" da, wobei natürlich der am besten fährt, der die meiste „Freundschaft und Interessen" zu erregen weiß. Mit diesem Schmuggelhandwork sind Sie so frei auch Ihre Freunde in Reußmarkt zu beehren. Doch darauf kömmt es nicht an. Deßhalb kann man doch ein guter Patriot und frommer Religionslehrer sein. Freundschaft und Interessen sind ganz plausible Anspruchsgründe auf gute Pfarreien. Und das Alles geschieht zum größeren Vortheile der Reußmärkter. Denn Hermannstadt bietet ihren Söhnen „Anstellung, Brot, Ehre und einen ehrenvolleren Wirkungskreis und, wenn sie als Theologen Anstellung suchen, wird ihnen, wie Hermannstandt's eigenen Söhnen ein Promotionskreis von 20 bis 30 Ortschaften eröffnet." — „Einen ehrenvolleren Wirkungskreis!" ist es etwa ehrenvoller in Hermannstadt zu wirken, als an einem andern Orte des Sachsenlandes? Und wenn Sie uns von Ihren 20 bis 30 Ortschaften

Digitized by Google

sagen, warum sagen Sie uns nicht auch wie sich die Zahl der Hermannstädter zu der der Reußmärkter Theologen verhalte? Die Hermannstädter, die auf den reichen Pfarreien des Reußmärkter Stuhles sitzen, lassen sich wohl aufführen, zählen Sie uns aber die Reußmärkter auf die im Hermannstädter Stuhle Pfarreien haben. Es ist klar, daß, wenn die Reußmärkter ihrem Capitelsverbande treu blieben, ihre Söhne um viele Jahre früher zu Pfarreien gelangen würden. Darum peroriren Sie nur recht eifrig vom „neuen Lichte" und den hin und her fahrenden Jahrmarkts-Gelegenheiten," damit die Trennung von Hermannstadt ja recht lächerlich erscheine. —

Im Vorbeigehen, mein Herr, erlauben Sie, daß ich Sie auf zwei kleine Irrthümer aufmerksam mache. Sie haben nämlich zweimal behauptet, daß es eine zum „erstenmal vorgekommene Neuerung" gewesen sei, auch Mühlbächer Candidaten in den Reußmärkter Stuhl aufzunehmen. Das ist nicht wahr. Gerade in Rätsch sind (dem Kirchenprotokoll zu Folge) unter Andern im Jahre 1765 und wieder 1787 Mühlbächer Prediger kandidirt und erwählt worden und dasselbe gilt auch — was Sie auch eher hätten wissen können — vom letzten Pfarrer Georg Kraus. Ein zweiter Irrthum findet sich in Ihrer Candidatenangabe, wo anstatt des damaligen zweiten Predigers Michael Okert, der Rektor Battenfeiler als zweiter Candidat Mühlbachs aufgeführt ist.

Schließlich noch etwas über meine „neue Geschichte, neue Staatsverfassung" und Vaterlandsverrath. Was muß der gute Schlözer (siehe dessen kritische Sammlungen ꝛc. p. 27) und der gepriesene Eder (siehe dessen Noten zu Felmer p. 90) über Nacht geträumt haben, „daß sie in ihren Büchern von einer besonderen Hermannstädter Probstei und einem besondern Decanatus de Sebus geschrieben haben? Welche Erbärmlichkeit begeht Szeredayn (siehe dessen Noten Cap. Alb. p. 113 und 114), daß er und in einer Urkunde vom Jahre 1496 ein Capitel sedis Sebes aufführt? Welch' kecles Unterfangen war es von den Unterwäldler Capitularherren im Jahre 1617 ein Siegel zu machen, welches noch jetzt gebraucht wird mit der Umschrift: „Sigillum Capituli de Sebes et Szerdahely?" Warum haben Sie bloß Mühlbach und Reußmarkt und nicht die Namen aller Stühle hingesetzt? — Hierin liegt das „geschieden sein." Warum hat man überhaupt, so wie politische, auch geistliche Eintheilungen im Lande gemacht? Etwa um die Promotionen zur „Schmuggelei" zu machen? — Ihr abtrünnigen Stühle und Capitel kehret zurück! ihr dürft nicht mehr geschieden bleiben! In Hermannstadt allein ist der wahre Patriotismus noch zu Hause. In das Hermannstädter Capitel wird nicht selten ein Schäßburger oder Mediascher Prediger zum Pfarrer kandidirt, in den Hermannstädter Stuhl nicht selten ein Bistritzer oder Kronstädter Sekretär als Senator berufen!

Nein! nein! mein Herr! sehen Sie, wie man in Ihrem Tone und Style peroriren könnte. Doch dem ist nicht also. Daher die Hand auf's Herz, einem Jeden das Seinige! Wenn Sie wirklich der uneigennützige Patriot wären, für den Sie sich geben, so müßten Sie sich freuen darüber, daß auch außer Hermannstadt Licht entstehen will und dürften nicht mit so neidischen Augen auf die Vermehrung und Verbesserung unserer Schulen sehen, denen, wie die Geschichte derselben zeigen könnte, in früheren Zeiten wohl manchmal das „fremde Element" hindernd entgegenstand. Wir wollen Niemand übervortheilen. Wir haben dies auch bei der Verbindung mit Broos nicht gesucht, die uns, wie Sie selbst eingestehen, nicht viel Vortheil bringt, da die Brooser eine eben so starke deutsche Bevölkerung, also vermuthlich immer eben so viel Studierende besitzen als Mühlbach, dagegen weit weniger Promotionsstellen. Wir hatten nur die Einheit und den Vortheil des Unterwaldes im Auge. Wir wollen auch den Hermannstädtern nicht schaden. Lange stehe und blühe Hermannstadt! es erfreue sich des Lichtes der Wissenschaften und Künste, es erfreue sich redlicher, biederer und unverdorbener Bürger; es erfreue sich uneigennütziger Vaterlandsfreunde, es werde groß und gewaltig — nur nicht auf unsere Kosten und zu unserm Verderben; denn auch dem Vaterlande und der Nation würde wenig geholfen sein, wenn der Unterwald endlich durch konsequentes Aussaugen und allmählige Verarmung gänzlich zu Grunde ginge.

Mit diesem aufrichtigen Wunsche und dem Troste, daß Licht und Gerechtigkeit auch anderwärts tage, empfiehlt sich seinen Sachsenbrüdern und Ihnen

Der „Unterwäldler."

Mannigfaltiges.

Als der junge Gretry in Lüttich zum ersten Abendmahl gegangen war, betete er: lieber Gott, laß mich sterben, wenn ich kein rechtschaffener Mann und großer Musikus werde. Als er aus der Kirche ging, traf ihn ein herabfallender Balken so, daß er bewußtlos liegen blieb. Als er die Augen wieder aufschlug, rief er: Nun bin ich geborgen, der Balken hat mich nicht todtgeschlagen, ich werde ein großer Musikus und ein braver Kerl. — Und dies ist er auch geworden.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N. 7. **Montag, den 14. Februar** **1848.**

Ueber Herrn Ackner's „Mineralogie Siebenbürgens."

Mit den Unternehmungen unseres „Vereines" geht es denn doch nach deutscher oder sächsischer, oft lächerlich gemachter Weise endlich und zwar hübsch mit Bedacht. Von den verschiedenen Preisaufgaben, welche er gesetzt, ist endlich Eine und zwar die oben genannte so weit gediehen, daß sie gelöst und die gekrönte Arbeit nun schon zum Theil gedruckt vorliegt. Der Schreiber dieses hat 128 Seiten gr. 8., oder seltsamer Weise 16 Halbbogen des angeführten Werkes vor sich und erklärt aufrichtig, daß er als eifriges Mitglied des Vereines, als Freund seiner Bestrebungen und Liebhaber der vaterländischen Steine, seien sie groß oder klein, schön oder häßlich, von lebhafter Freude erfüllt ward, als er dieses Heft zur Hand bekam. Um so mehr freute ihn sein Anblick, als er, ob zwar Mitglied des „Vereines" und fleißiger Leser seiner Protokolle und Versammlungs-Berichte, bis dahin nur äußerst wenig von dem in Rede stehenden Werk erfahren oder um es genauer anzugeben, wohl wußte, daß eines unter jenem Titel verfaßt worden, daß es den Preis erhalten und daß es von dem vielverdienten Herrn Ackner herrühre, aber mehr durchaus nicht. So nahm er denn jenes Heft mit rechter Aufmerksamkeit zur Hand und sah daran und darin so Manches, was ihn theils freute, theils nicht freute. Das Erheblichste von Beidem hier — ohne eine eigentlich wissenschaftliche Recension, die hier nicht am Orte wäre, zu versuchen — öffentlich zur Sprache zu bringen, hält er, im Interesse der guten Sache und mit strengster Festhaltung des leitenden Grundsatzes: sine ira et studio — für seine Pflicht.

Wir wollen im Nachfolgenden die unseres Erachtens erheblicheren Vorzüge, wie Mängel des Ackner'schen Werkes in Kürze namhaft machen. Wenn aber unsere gedrängte Darstellung die letzteren umständlicher anzeigt, so wolle daraus Niemand auf Ungerechtigkeit oder gar Unbilligkeit von unserer Seite schließen. Nach unserer Ansicht nämlich bedarf es bei jenen mehr nur einer kurzen Angabe, bei diesen scheint einige Begründung und Rechtfertigung der abweichenden Ansicht fast unumgänglich nöthig, da blos tadeln, d. i. ohne Angabe der Gründe tadeln, eine unverzeihliche Sünde eines Kritikers ist.

Wie schon aus dem vorliegenden Heft hinreichend ersehen werden kann, ist das Werk unseres verehrten Herrn Ackner nur ein neuer Beweis seines rühmlichen Fleißes, seiner bewundernswerthen Ausdauer und bis zum Alter nicht erlöschenden Liebe zu seinen Lieblings-Gegenständen, den der Erde angehörigen Schätzen des Vaterlandes, seien sie Werke der Natur oder menschlicher Hände, seiner vorzüglichen Sach- und Fachkenntniß und seiner Vertrautheit mit der gesammten einschlägigen Literatur bis auf die neueste herab.*) Das unsere feste und unerschütterliche Ueberzeugung. Doch haben sich uns bei dem Durchblick des ersten Heftes manche von des Verfassers Ansichten abweichende Bemerkungen und Wünsche aufgedrängt, von welchen wir die bedeutenderen zu veröffentlichen uns ge-

*) Zu den vorzüglichsten Seiten des in Rede stehenden Buches, rechnen wir besonders auch das Geognostische in demselben, das glücklicherweise nicht (wie wohl sonst der Fall) nur auf dem Titel steht. In dieser Beziehung war ja Herr Ackner in Folge seiner vielen mühsamen Wanderungen ganz besonders reich an Erfahrungen. Sein Werk legt davon schöne Proben ab.

Digitized by Google

drungen fühlen, hoffend, daß ſie dem Herrn Ackner wie andern Freunden des Gegenſtandes nicht ganz unwillkommen — ſein werden.

Gleich der Titel des Werkes ſcheint uns eine Ungenauigkeit zu enthalten. Unter Mineralogie verſteht man nämlich im ſtrengeren Sinn, das ganze Gebiet der Wiſſenſchaft (mit ihren beiden Haupttheilen). In dem Zuſammenhang mit dem Worte „geognoſtiſchen" ſcheint uns der Ausdruck „Oryktognoſie" ſtatt Mineralogie mit größerem Recht geſetzt werden zu können, denn Herrn Ackners Buch iſt ja eben ein Abriß jener Abtheilung der Mineralogie.

In einer Einleitung hätte der Herr Verfaſſer wenigſtens ungefähr angeben ſollen, welchen Theil ſeines Werkes, alſo namentlich über Fundorte, chemiſche, kryſtallographiſche und andere Unterſuchungen u. a. wir ihm und wie viel davon wir Anderen und wem zu danken haben, damit der Benützer des Buches einen Schluß ziehen könne auf die Glaubwürdigkeit des Mitgetheilten. Indeſſen wollen wir hoffen, daß dieſem unerläßlichen Bedürfniß wenigſtens in einer Vorrede auf nicht ganz kurze Weiſe genügt werden werde.

Am meiſten zweckwidrig ſcheint uns die große Ausführlichkeit des Werkes. Es iſt genau betrachtet ein gar nicht kurzer Abriß der ganzen ſpeciellen Oryktognoſie, ſogar mit Angabe ſehr ſeltener Steinarten und mit Hinzufügung umſtändlicher Nachrichten über das Vorkommen vieler in unſerem Lande. Das iſt viel zu viel. Wer eine Oryktognoſie von Siebenbürgen brauchen kann und kauft, der hat ohne Zweifel auch ſchon andere Werke über das Fach, in welchen ein ſehr großer Theil des von Herrn Ackner Gegebenen ſchon ſteht und ſo kauft er es hier wenigſtens zum zweitenmal. Wir müſſen mit Grund fürchten, dieſes werde nicht wenige In- und Ausländer abhalten, das ſonſt ſo ſehr verdienſtliche Werk zu kaufen, was ſie bei geringerem Umfang und Preis deſſelben ſonſt wahrſcheinlich gethan hätten. Dieſe übergroße Ausführlichkeit beſteht hauptſächlich in Folgendem. Das Werk führt viele, ja ſehr viele Mineralien an, welche in unſerem Lande nicht zu finden ſind, ja zum Theil ſogar auch ſonſt ſehr ſelten ſind, es gibt eine Menge von Synonymen; es beſchreibt die Mineralien umſtändlich, oft ſehr ausführlich, gibt oft eine ja mehre Analyſen und zwar genau bis in die Hundertel der Prozente, ſagt oft ziemlich ausführlich wie und wo (abgeſehen von Ländern und Orten) die Mineralien zu finden ſind, macht meiſt mehre ausländiſche Fundorte namhaft, gibt den verſchiedenartigen Gebrauch, der von den Steinarten gemacht wird an, liefert viele kryſtallographiſche Zeichnungen zum Theil ſogar von Mineralien, welche nach ausdrücklicher Angabe nur in Grönland oder China ꝛc. vorkommen u. a. Aehnliche. Das Alles oder wenigſtens beinahe Alles ſcheint mir zu viel und iſt weit mehr, als bei der Stellung der Preisaufgabe von einem ſolchen Werk gefordert werden konnte.*)

Dieſe forderte eine Mineralogie oder beſſer Oryktognoſie von Siebenbürgen, d. i. eine ſyſtematiſche Aufzählung der in unſerem Land bisher gefundenen Mineralien mit Ausſchluß aller, die vielleicht künftige Forſcher noch hier entdecken mögen. In ſolches Werk gehörte alſo vor allen Dingen keine noch nicht als inländiſch erweisbare Steinart und auch ſonſt nichts, was der Benützer deſſelben in jedem andern nicht zu kurzen beſchreibenden Werk leicht findet, ja wahrſcheinlich ſchon beſitzt. Wenn und da vielleicht Jemand entgegenhält, daß z. B. auch Baumgartens Werk die einheimiſchen Pflanzen beſchreibt und nicht nur ihre Namen und Fundorte anzeigt, ſo erwiedern wir darauf, daß das eine ganz andere Sache iſt. Der Pflanzengattungen und Arten gibt es ſo viele, daß, wer nicht gerade ſehr viele botaniſche Werke beſitzt, die Beſchreibungen der ſiebenbürgiſchen durchaus nicht zuſammen finden kann. Von den einfachen Mineralien beſchreibt dagegen jedes ſelbſt mäßig umfangreiche Werk gewiß oder ſo ziemlich gewiß alle einheimiſchen und ſo ſcheint uns eine Wiederholung hievon nur eine überflüſſige Arbeit und was ſehr weſentlich iſt — Ausgabe.

Das alſo hätte in Herrn Ackners Werk wegbleiben ſollen oder wenigſtens hätte er blos ſehr ungewöhnliche Arten von Farben, Kryſtalliſationen, welche bei uns gefunden worden u. dgl. angeben und hinſichtlich der Beſchreibungen ein für allemal auf etliche Hauptwerke verweiſen ſollen. Von Synonymen bedurfte es wenige, da andere in bekannten Werken in Menge ſtehen: viel reichhaltiger aber wäre es geweſen, da wo es möglich, bergmänniſche, ſächſiſche, magyariſche und walachiſche Namen anzugeben. Von den Arten des Vorkommens durften nur die inländiſchen erwähnt werden, wenigſtens in den meiſten Fällen. Dagegen iſt, was über einheimiſche Fundorte und Vorkennt-

*) Nach dieſem und dem Folgenden finde ich z. B. unter den 31 Seiten von S. 17 bis 46, beiläufig 24, eher mehr, welche nur Solches enthalten, was gar manche deutſche Werke auch geben. Das ſcheint doch eine überflüſſige Wiederholung! Auf denſelben 31 Seiten werden 35 Mineralgattungen abgehandelt, von denen, wie bei mehren ganz ausdrücklich erwähnt iſt, 24 in unſerem Lande noch nicht gefunden worden. Dieſes Verhältniß ſcheint in andern Gegenden des Heftes noch auffallender zu ſein.

Digitized by Google

nisse der Mineralien gesagt ist, meist sehr zweckmäßig und obgleich ausführlich, denn doch mit größten Dank anzunehmen. Ja in dieser Beziehung wäre hie und da noch größere Umständlichkeit verdienstlich gewesen: wenigstens wären theilweise noch genauere Angaben der Fundorte für nachfolgende Reisende und Freunde des Gegenstandes höchst nützlich gewesen. Fast ganz entbehrlich sind auch die in so vielen Büchern zu findenden Angaben über die Zwecke, zu welchen viele Mineralien verwendet werden oder hätten doch auf wenige Winke und Aufforderungen für Inländer beschränkt werden sollen. Auch die Tafeln dienen fast ganz nur dazu, das Werk zu vertheuern, da krystallographische Abbildungen ohnehin fast bei allen allgemeinen Werken sich finden. Wollte der hochverdiente Herr Verfasser in dieser Beziehung ja etwas thun, so konnte er etwa seltene Krystallisationsformen, welche im Inland gefunden worden kurz beschreiben und wohl auch abbilden, wozu aber 30 Zeichnungen vielleicht hingereicht hätten, während die Anzeige deren 300 verspricht, zu welchen wenigstens 10 bis 12 gewöhnliche Tafeln nöthig sein werden.

Hätte Herr Ackner sein Werk auf die angedeutete Art eingerichtet, so wäre es unseres Dafürhaltens ohne wesentliche Einbuße bedeutend wohlfeiler, weil kürzer ꝛc. geworden, hätte viel größeren Absatz gefunden und so die mühsamen Forschungen, auf welche es sich stützt, weit mehr zum Gemeingut gemacht. So aber werden gar manche Inwie besonders auch Ausländer durch den Preis von seiner Anschaffung leider zurückgehalten werden und es wird eben dadurch viel weniger als es konnte und sollte den Reichthum Siebenbürgens an Gesteinen den nichtdeutschen Fachkennern bekannt machen, was wir von ganzem Herzen bedauern. Wir bitten aber den Herrn Verfasser, so weit es noch möglich, von den vorstehenden Bemerkungen — welche nicht im mindesten darauf berechnet sind ihn zu kränken, da wir nicht zu einer gewissen Schaar gehören, die gewöhnlich Alles besser wissen will als andere ehrliche Leute — bei dem weiteren Druck noch einigen Gebrauch zu machen, wenn er sie für der Beachtung werth hält.

Das oft erwähnte Werk macht hinsichtlich seiner äußeren Ausstattung — voraus gesetzt nämlich, daß es, wie wir nicht zweifeln, wirklich in Hermannstadt gedruckt ist — der Kunst Gutenbergs, wie sie nun auch bei uns geübt wird, große Ehre. Man könnte unbedenklich Leipzig oder Brüssel als Druckort darauf setzen und sein Aeußeres würde die Täuschung nicht verrathen. Die Leser dieser Zeilen werden wissen, wie viel das sagen will. Wir können auch in diesen Beziehungen dem Frankfurter Einwanderer des Jahres 1832, dem wackern Gött, nicht genug dankbar sein, denn er gab den Anstoß, unsere Druckereien endlich auch zu Werkstätten ächter Kunst zu machen und seit nicht lange sehen wir insonderheit auch Herrn Steinhaussen ihm rühmlich nacheifern. Mögen, daß ist ein Wunsch, welcher dem Einsender dieses recht aus dem Herzen kommt, mögen aber unsere Drucker nicht nur in Buchstaben, Papier und geschmackvollem Satz dem Mutterland mit Ehren nachfolgen, sondern auch in fehlerfreiem Druck, welcher den Sinn nicht anders gibt als ihn der Verfasser schrieb!" Wir sind so glücklich, sagen zu können, daß Herrn Ackners Werk, so weit eine schnelle Durchsicht des ersten Heftes uns schließen läßt, in Beziehung auf Druckrichtigkeit fast eine — Ausnahme von den meisten unserer Preßerzeugnisse macht. Möge Herr Steinhaussen für seinen Fleiß und seine Ausgaben in starkem Absatz eine Vergütung erhalten.

Die Csangó Magyaren
in der Moldau
von

M. K.

(Schluß.)

Im XIV. Jahrhunderte, wie ich bereits erwähnte, waren die Franziskaner der ungarischen Provinz wieder thätig in der Moldau für Verbreitung und Erhaltung der römischen Glaubenslehre und zu Ende desselben Jahrhunderts 1370 wurde das Serether und 30 Jahre später das Bakover Bisthum errichtet, weil es für die hier vorgefundenen und in der ganzen Moldau zerstreut gewesenen katholischen Ungarn nöthig war. Von hier an können wir die ununterbrochene Anwesenheit der Ungarn in der Moldau bis auf den heutigen Tag nachweisen.

Wenn also eine Ansiedlung oder Einwanderung der Csangó Magyaren in der Moldau aus Ungarn oder Siebenbürgen theilweise oder in Massen behauptet werden will, so ist ihr Ursprung vor dem XIV. Jahrhundert zu suchen, in welchem sich ihre massenhafte Anwesenheit und ihr fortwährendes Verbleiben daselbst schon urkundlich erweisen läßt; — und in so lange zwischen dem IX. und XIII. Jahrhundert kein haltbarer Beweis für eine Kolonisirung der moldauischen Gebiethstheile durch Magyaren beigebracht wird, muß man bis auf jenen Zeitpunkt zurück-

X

Digitized by Google

gehen von welchem man bestimmt weiß, daß lauter Magyaren dieses Land bewohnten und dieß ist der Zeitraum zwischen 884 und 894 als dieses Land noch Atelkusu hieß.

Ich weiß übrigens nicht, welcher Meinung die Herren Aler. Gegö, Vincenz Petras und Jerney sind, die alle über diesen Gegenstand geschrieben haben, weil ich ganz zufällig zur Bearbeitung dieses gewiß sehr interessanten Thema's angeregt wurde, bevor ich mich um diese jedenfalls sehr schätzenswerthen Bücher und Aufsätze bekümmern konnte und ich gestehe, daß es mir sogar lieb war, um mich durch keine neuere Ansicht präoccupiren zu lassen, die mich vielleicht von meiner ursprünglichen, wenn auch falschen, hätte abbringen können.

c) Mittheilungen über die jetzigen Csangó Magyaren in der Moldau.

Sie wohnen am dichtesten an der siebenbürgischen Grenze, besonders im Bakover Kreise. In der Stadt dieses Namens wohnen gegen 1000 Katholiken, welche größtentheils Ungarn aber keine Csangó sind. Auch unter den 2000 Katholiken in Jassy befinden sich viele Gewerbsleute, auch Aerzte u. s. w. aus Ungarn, die aber der Mehrheit nach als Fremde nicht in dem Unterthanen-Verband zur Moldau stehen. Anders ist es natürlich mit den sogenannten Alt-Ungarn auf den Dörfern, die lauter Ackersleute und die eigentlichen Csangó sind. Sie sollen nicht so sehr dem Druck und der Willkühr der Gutsherrn oder vielmehr ihrer Pächter und Watafen ausgesetzt sein, wie die moldauischen Bauern, weil sie von den gebildeteren katholischen Geistlichen auch mehr lernen und Recht von Unrecht besser zu unterscheiden wissen. Leider sind diese Geistlichen nicht lauter Ungarn, sondern meistens Italiener, die die Nationalsprache ihrer Pfarrkinder nicht verstehen und daher auf ihre Moralität und Erhaltung der Nationalität nicht so thätig einwirken können. Darunter sind aber doch auch Minoriten aus Siebenbürgen, die zum Beichthören verwendet werden und dafür sorgen, daß wenigstens einige von den Bauern lesen und schreiben lernen. Dadurch sollen sie aber eben manchem Bojaren unbequemer werden.

Die in der Moldau wohnenden Ungarn zeichnen sich überhaupt durch Sittlichkeit aus und sind gute Landwirthe. Sie sind streng katholisch und die meisten ihrer Geistlichen werden in dem Collegio de propaganda fide in Rom erzogen, da sie zu der moldauischen Mission gehören, aus deren Mitte auch die Pfarrerstellen in der Moldau besetzt werden. Ihr Superior, der katholische Bischof in Jassy, wohnt theils hier, theils in Bakov und wird **Visitator apostolicus** genannt. Die Religion ist bis jetzt noch das einzige Hinderniß gewesen, daß die dasigen Ungarn nicht schon lange durch Wechselheirathen sich mit den Walachen zu einem Volke verschmolzen und es ist unverzeihlich, daß man vor Jahrhunderten sie an ungarischen Seelsorgern so sehr Mangel leiden ließ. — Sie zeichnen sich zwar durch eine bessere etwas größeren Wohlstand verrathende Kleidung aus, es ist aber durchaus nicht mehr die ungarische Nationaltracht und ihre ungarische Sprache, die immer mehr und mehr in Abnahme kommt und durch die walachische verdrängt wird, ist nicht mehr rein und natürlich noch weniger ausgebildet als die ihrer Stammgenossen in Ungarn, von denen jedoch viele in Geschäften, manche auch als Flüchtlinge hieher kommen und eine stete Verbindung mit dem Hauptstamm erhalten.

Unter diesen eingesessenen Altungarn, die vorzugsweise **Csanques** oder **Csangó Magyaren** heißen, hat sich bis heute die Tradition erhalten, daß ihre Ursitze im Kaukasus in einer Gegend waren, die **Csanque** geheißen, von wo sie vor langer, langer Zeit nach der Moldau gekommen und früher als freie Eigenthümer das Land bebaut, nachher aber von den moldauischen Bojaren unterjocht worden wären. Diese Sage würde die Jöldische Behauptung, daß sie nicht wüßten, weßhalb man sie **Csangó** nenne, — widerlegen. Die meisten ungarischen Dörfer gehören indessen wirklich Bojaren und nur der geringere Theil gehört walachischen Klöstern.

Was den persönlichen Charakter dieser Moldau-Magyaren anbelangt, so sind sie gutmüthig, friedliebend, gastfrei und ganz ohne falsch. Sie lieben aber ihre Heimath so sehr, daß ein im vorigen Jahrhundert mit ihnen in der Nähe von Klausenburg gemachter Kolonisationsversuch, wie Szegedi §. 8 erzählt, durchaus nicht gelingen wollte und gleiche Schwierigkeiten würden vielleicht auch jetzt noch bei ähnlichen Versuchen Statt finden können.

Zum Schlusse muß ich noch der in den Hungerjahren 1814 und 1816 eingewanderten reformirten Szekler erwähnen, die der Eigenthümer von **Szászkut** aufgenommen, ihnen Land gegeben und auch eine evangelische Kirche gebaut hat. Dies sind die einzigen Ungarn in der Moldau, deren Ab- und Ankunft man mit Bestimmtheit anzugeben vermag. Sie haben sich aber seit 30 Jahren so sehr zerstreut oder sind sie in ihre Heimath zurückgekehrt, daß sie nur noch eine kleine evangelische Gemeinde bilden, die aber bis jetzt noch ihre ungarische Sprache und Kleidung beibehalten hat.

Digitized by Google

Nachtrag
von den in der Walachei lebenden Ungarn.

Ich erlaube mir diesen unbedeutenden Nachtrag des grellen Gegensatzes wegen folgen zu lassen.

Die Walachei ist ein größeres Land (1350 Geviert-Meilen) als die Moldau, ist fruchtbarer und wegen der es im Süden begrenzenden Donau noch glücklicher gelegen, folglich für Ansiedlungen noch einladender. Es hatten hier mit wenigen Veränderungen dieselben politischen und religiösen Verhältnisse und Umwälzungen obgewaltet. Ein viel größerer Theil von Siebenbürgen oder mittelbar von Ungarn und sogar ein Theil des Szeklerlandes grenzt an dasselbe — und doch finden wir hier nie eine kompakte ungarische Bevölkerung, wie in der Moldau. Der einzige Grund ist der, daß die heutige Walachei nicht mehr zu Atelkusu, sondern zur terra Bulgarorum gehörte und daß hier nie Ungarn in Masse wohnten, folglich auch keine zurückbleiben konnten.

In der ganzen Walachei wohnen nicht mehr als 5000 Ungarn und die Ungaränen, die auf dem Lande wohnen, sind keine Ungarn, sondern siebenbürgische Walachen, gehören folglich nicht dazu.

In Bukurest dürften bei 3,500 Ungarn wohnen, die sich zum größeren Theile zu einer der protestantischen Kirchen bekennen. Die dazu gehörigen evangelischen Ungarn vermehren sich übrigens dergestalt, daß sie seit dem Anfange dieses Jahrhunderts eine eigene Kirche gestiftet haben, in welcher ungarisch gepredigt wird. Die in den Städten wohnenden Ungarn sind der Industrie und des Handels wegen da. Die meisten leben als Fremde und sind nach und nach erschienen.

Die das Feld bebauenden Ungarn in der Walachei leben auf dem Lande zerstreut und die meisten sind in den Theuerungsjahren 1814 und 1817 eingewandert; auch sie vermehren sich noch durch Erwerblose aus Siebenbürgen und haben bis jetzt noch ihre Sprache und Kleidung beibehalten. Im Ganzen sind ihrer nur sehr wenige, die übrigens arbeitsam und ruhig leben.

So wie in der Moldau die Katholiken überwiegend sind, so sind es in der Walachei die Evangelischen. Man rechnet auf 3172 Evangelische, 1507 Katholiken. In Bukarest z. B. besteht die evangelische Gemeinde der Ungarn aus 2516, die katholische nur aus 920. Außerdem sind die stärksten Gemeinden zu Kimpina, nämlich 125 Evangelische und 68 Katholiken; in Krajowa 75 Evangelische und 69 Katholiken; in Plojest 63 Evangelische und 51 Katholiken; in Tergovischt 65 Evangelische und 78 Katholiken; die meisten Ungarn leben also nur in den Städten, auf den Dörfern zerstreut nicht 1000.

Die Ursache, Zeit der Einwanderung und Abstammung der ungarischen Bevölkerung in der Moldau wird in Entgegenhaltung mit der vorliegenden Parallele in der Walachei beinahe bis zur Ueberzeugung gesteigert — in so lange keine andere und gewichtigere Beweise vorliegen.

Nachdem diese Abhandlung schon ausgesetzt war, erhalten wir aus Jassy durch freundliche Hand die sehr interessante gedruckte Uebersichtstabelle der römisch-katholischen Mission in der Moldau v. J. 1848, welche unter den Auspicien des Hochwürdigen Herren Bischofs und apostolischen Visitators dieser Mission Paul Sardi verfaßt wurde und authentisch ist. Wir werden im nächsten Blatte die Hauptdaten daraus unsern Lesern paraphrastisch, theils zur Berichtigung, theils zur Erläuterung unseres eben beendigten Aufsatzes mitzutheilen nicht unterlassen.

Der Sklavenhändler.

(Fortsetzung.)

„Cydonia," sagte eines Abends Basilia besorgt, „hast du bemerkt, daß sich seit einigen Tagen auf unserm einsamen Landsitze fremde, verdächtig aussehende Menschen zeigen?"

„Liebe Tante, ich glaube wirklich ein paar fremde Gesichter gesehen zu haben, welche unserer Umgebung nicht angehören. So z. B. entdeckte ich gestern Abend, als ich vom Brunnen kam, einen wildaussehenden Menschen, der, wie es mir schien, von dem nahen Wäldchen her kam und seine Rechte drohend gegen mich erhob. Hätte ich, ohne Furcht zu verrathen, davon eilen können, so würde ich es gethan haben, allein zu meiner Beruhigung lag der wilde, reißende Bach zwischen mir und dem Fremdling und deßhalb ging ich auch, als hätte ich nichts gesehen, ruhigen Schrittes nach Hause."

„Mich erschreckt dieses Alles, ich will es offen gestehen. Wenn man berücksichtigt, welch' Unglück die Deinigen in dieser einsamen Gegend schon betroffen und wie wenig starke, getreue Arme wir zu unserer Verfügung haben, so kann man nur mit Entsetzen an das denken, was uns vielleicht sehr nahe bevorstehen mag. — Meines Erachtens wäre nichts rathsamer, als Haus und Hof der Ob-

Digitized by Google

sorge des erprobtesten Knechts zu unterstellen und so schnell wie möglich nach meinem Wohnsitz abzureisen, wo wir, Gottlob! dergleichen Gefahren nicht zu befürchten haben. Sind dann einmal Dionys und Stephan zurückgekehrt, so können wir das ferner Angemessene besprechen und verfügen."

Die Worte der Tante und ihr Benehmen überhaupt waren so wohlwollend, daß Cydonia, obschon sie sich ungern von dem Ort ihrer Geburt und ihrer jugendlichen Freuden und Leiden, wenn auch nur auf kurze Zeit, trennte, dennoch zur Abreise einwilligte.

Wenige Tage nach diesem Entschlusse traf sie bereits mit der werthvollsten beweglichen Habe in dem Wohnsitz ihrer Tante ein.

Dieser war reizend und es fiel dem Mädchen bei dem An- und Ueberblicke desselben nichts Unangenehmes in die Augen, als daß in der Nähe Türken wohnten, welche es aus mehreren erklärlichen Gründen nicht leiden konnte.

Cydonia verlebte nach den furchtbaren Erschütterungen ihrer Seele und ihres Körpers einige ruhige Tage, welche ihr wohl thaten, und wenn die Erinnerung an die Vergangenheit und die peinliche Unsicherheit, in welcher sie in Betreff ihres Geliebten schwebte, sie in gewissen Augenblicken niederdrückten, so ging sie nach ihrem stillen Gemach, damit Niemand ihren Schmerz sähe und ihn dadurch entheilige.

Eines Abends ganz unerwartet, kam Stephan nach Hause. Er war, wie er sagte, in Folge seiner mit Dionys ausgeführten Streifereien über Berg und Thäler, durch Wälder und Sümpfe dermaßen ermattet, daß er sich nothwendig einige Tage Erholung gönnen müsse. Sie haben die Spur der Raubmörder bis in die Nähe der Hauptstadt verfolgt und seien miteinander übereingekommen, daß Dionys seiner dort harren solle, bis er der Mutter und Cydonia Bericht erstattet und sich von ihrem Wohlbefinden überzeugt habe. Er sei zuerst nach Kiletusa, dem frühern Wohnsitz der letztern hingegangen, indem er geglaubt, sie dort anzutreffen, und habe daselbst alles in Ruhe und Ordnung gefunden.

Stephan wandte nun seine angebliche Erholungszeit dazu an, seiner Cousine die Aufwartung zu machen, und er strebte so unverdrossen und eifrig nach dem vorgesteckten Ziele, daß er schon nach wenigen Tagen mit der Absicht, sie zu ehelichen, herausrückte und sie bat, ihn mit ihrer Hand zu beglücken. Was ihn zu einer solchen eilfertigen Betreibung dieses wichtigen Geschäftes antrieb, ist nicht bekannt, jedenfalls war es gewiß kein ehrenhafter Grund, denn Cydonia, ihrerseits, hatte ihn bis dahin nicht durch das mindeste Entgegenkommen berechtigt, auf sie irgend welche Ansprüche zu machen oder bei ihr Gefühle vorauszusetzen, welche ihn zum fraglichen Schritt ermuthigen konnten. Ihr Benehmen gegen ihn war höflich und, was aus ihrer prekären Lage hervorgehen mußte, zutraulicher als früher, aber von Liebe war in denselben keine Spur zu entdecken. Im Gegentheil, wenn sie vorher heiter und offen war, so verfinsterten sich ihre Züge, sobald er den Zärtlichen spielte, eine trübe Wolke umhüllte ihre seelenvollen Augen, die Wangen erblaßten, die Lippen preßten sich fest zusammen, Stephan kam ihr widerlich, unausstehlich vor; sie mußte sich von ihm abwenden.

„Stört den kaum errungenen Frieden meines Herzens nicht, werther Vetter," flehte sie ihn einmal an, „begehrt von mir keine Dinge, die ich niemals gewähren kann. Ich will Euch zugethan sein, wie eine gute Schwester — aber um Gotteswillen! verlangt nicht mehr — quält mich nicht mit weiter gehenden Forderungen, mein seliger Vater hat über meine Hand schon verfügt, und ich kann somit Eure Gattin nicht werden."

„Aber wenn der Tod diese angebliche Verbindlichkeit schon gelöst hätte oder noch lösen würde? — wie dann?"

Cydonia blickte ihn unwillkührlich von der Seite an und erschrack vor seinen verzerrten Zügen. — „Auch dann nicht, lieber Vetter! — Marco's Tod entbindet mich meines Gelübdes nicht! Mein Herz wird ihm gehören, auch wenn das seine nicht mehr schlägt. Und eine Gattin, die Euch als solche nie lieben könnte, werdet Ihr hoffentlich auch nicht wünschen."

„Hm, warum nicht? — Es heirathen sich viele, welche sich anfänglich nicht, vielleicht auch nicht einmal später liebten, und dennoch lebten sie verträglich und glücklich miteinander. Und ich glaube immer, so sehr Ihr jetzt das Gegentheil vorschützt, Ihr würdet mich am Ende doch lieben, ja lieben müssen, wenn Ihr zwischen mir und dem Lapethos einen Vergleich anstelltet. Uebrigens, schöne Cousine, muß ich Euch nur offen gestehen, daß Liebe und Haß bei mir den höchsten Punkt erreichen und daß, wenn die erste fruchtlos mich verzehren würde, der letztere dann leicht auch Euch vernichten dürfte."

Dergleichen widrige Scenen, an denen später immer auch die Mutter Theil nahm, wiederholten sich von Tag zu Tag: Cydonia blieb mit seltener Standhaftigkeit ihrem Marco treu, aber sie befand sich in einer Höhle von Schlangen und Ungeheuern, welche sie fortwährend zischend und drohend umkreisten. Die Lage des Mädchens war ent-

Digitized by Google

ſetzlich. Von allen Seiten bedrängt und ſich ſelbſt überlaſſen, von ihrem Bruder und Geliebten ohne irgend welche Nachricht, unter Menſchen, zu Allem fähig, zu Allem entſchloſſen, — wer muß nicht die Seelenſtärke deſſelben bewundern, womit es dem Unheil trotzte, um das zu thun, was es als ſeine heilige Pflicht erkannte?

Nachdem Baſilia ſich überzeugt hatte, daß die Bewerbungen ihres Sohnes ſowohl, als ihre eigenen Bitten und Verſprechungen an dem feſten Sinn des Mädchens abprallten, nahm ſie ihre Zuflucht zu Schreckbildern und ſagte einmal ganz unverholen:

„Du ehrvergeſſenes, trotziges Geſchöpf, du verdienſt nicht die gleiche Luft mit uns einzuathmen; wenn du das Glück und die Ehre nicht zu ſchätzen weiſt, Stephans Gattin zu werden, ſo nun, ſo will ich dich mit einem Ungläubigen vermählen, mit einem Türken, verſteht du? — Dem Lapethos ſelbſt ſollſt du lebend nie angehören, ſo wahr ich Baſilia Jaletas heiße."

Cydonia erſchrack vor dieſer neuen Drohung, allein ihr Herz war ſo rein und unſchuldig, daß ſie an eine ſolche Schändlichkeit nicht glauben konnte. Sie hoffte vielmehr durch ihre fortgeſetzte Standhaftigkeit und ein in allem Uebrigen beſcheidenes, zuvorkommendes Benehmen die erzürnte Tante zu entwaffnen und den Stephan auf andere, vernünftige Geſinnung zu führen.

Allein das Hoffen der Armen war eitel. Baſilia Jaletas war eines jener weiblichen Weſen, bei denen auch der nachſichtigſte Prüfer nicht nur keine einzige Tugend, ſondern nicht einmal etwas Empfehlenswerthes herauszufinden vermag — ſie war voll Liſt, Ränke, Geiz und Habſucht; um ihre Zwecke zu erreichen, ſchienen ihr keine Mittel zu ſchlecht — ſie fürchtete nichts, durchaus nichts, als das Mißlingen. Nebenbei waren alle ihre Laſter nach orientaliſchem Maßſtabe ausgeprägt und es bedurfte griechiſcher Falſchheit und eines ſchönen, einnehmenden Körperbaues, um vor den Augen der Menſchen ſo viele Verbrechen zu verbergen. Von mehreren Kindern, welche ſie mit einem Manne erzeugte, den ſie frühzeitig in's Grab beförderte, lebte nur noch Stephan, ihr in allen Laſtern ähnlich, und darum auch ihr Idol. Unter ihrer Anleitung wurde er zum Wüſtling, zum Räuber und vielleicht noch zu mehr, als dieſem Allen.

Man muß ſich ſonach nicht wundern, wenn der alte Guras die Gemeinſchaft mit dieſen Beiden floh und nur aus Achtung für Herkommen und Gebrauch ſie zum Hochzeitsfeſt ſeiner Tochter einlud.

Baſilia, im Einverſtändniß mit ihrem Sohne, glaubte, dieſe letztere am ſicherſten durch die Drohung zu beugen, man werde ſie im Falle der Widerſetzlichkeit an einen Muſelmann verhandeln; allein, wie ſchon angedeutet, dieſes Schreckmittel wirkte nicht. Von dieſem Augenblick an ſtand bei der Unholdin wirklich der Entſchluß feſt, das arme Mädchen um ſchweres Geld einen Sclavenhändler zu überlaſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Kontraſte.

In einem aus Deutſchen und Ungarn gemiſchten Prätorialorte Siebenbürgens wurde unlängſt Beamten-Reſtauration gehalten und dem erneuten Beamtenkörper von dem zu dieſem Behufe anweſend geweſenen deutſchen Nations-Oberhaupte vor Allem: ſtrenge Befolgung der Geſetze und gewiſſenhafte Ueberwachung derſelben — zur Pflicht gemacht. Jeder weiß, daß nur auf dieſer Bahn der verderblich geweſenen Beamtenherrſchaft geſteuert, daß nur auf dieſe Art Aufreizung und Haß vermieden und der immer drohender werdenden, dem gemeinen Beſten ſo nachtheiligen nationalen Entfremdung entgegen gearbeitet werden kann, — und Jedermann als gewiſſenhafter Staatsbürger, dem die Förderung des Gemeinwohls eben ſo wie das ſeiner Familie am Herzen liegen ſoll, hätte ſich freuen ſollen über den Mann an der Spitze, welcher ſo energiſche Worte ausgeſprochen und ohne Rückſicht auf Abſtammung ſich die Durchführung des Rechtes und Gemeinwohles zum Zwecke ſeiner vermittelnden Laufbahn gemacht hat.

Es wurde ein Bürgerball von den Deutſchen arangirt, und der, zu deſſen Ehren er gegeben wurde, erſchien. Schön geputzte Mädchen, in den friſchen Schnee der Unſchuld gekleidet, mit rothblauen Schleifen in den Haaren und Gewändern, von Jugend und Anmuth ſtrahlend, empfingen den Gefeierten und ringsum ertönte ein unwillkührliches Hoch! aus jedem Munde, und in jedes Auge glitzerte die Freude durch beſeuchtete Wimpern; auch zwei ſinnige Lieder wurden geſungen und ſo die hohe Achtung, Liebe und Dankbarkeit für den Ehrengaſt an den Tag gelegt, ohne daß man ſich früher über die Art des Empfanges und berechnete Gefühlsäußerung abgemühet hätte.

Das ungariſche Caſino blieb nicht zurück und lud auch feierlich den Mann des Tages zum beabſichtigten

Digitized by Google

Ehrenballe. Kurz vor Eröffnung des Balles aber wurde eine geheime Abstimmung über die wichtige Nationalfrage gehalten: ob man Hochdenselben mit einem Eljen! empfangen solle oder nicht? — und siehe da, 12 gegen 10 Stimmen entschieden sich für Nein ... ungeachtet ein hochgestellter Magyare sich unbedingt für Ja erklärte. Ohne irgend einer laut geäußerten Freude oder sonstigen Aufmerksamkeit, die dem Ausgezeichneten doch als Ehrengast gebührt hätte, wurde, wie auf jedem andern öffentlichen Balle, die Française, dann der auf allgemeines Verlangen ausgeführte Csárdas und andere ungarische Tänze getanzt.

Sind diese Kontraste politischer oder nationaler Natur? liegt die abstoßende Kälte im Prinzip der Verfassung oder in ...? — Wenn es wirklich einen Nationalhaß zwischen diesen beiden Nationen gäbe, so wäre hierauf gar leicht zu antworten, — aber da dies nicht der Fall ist, wie vielfach deklamirt wird, so kann man sich die Stimmenmehrheit wegen der Empfangsweise eines solchen Gastes nicht recht erklären, — und es wird uns dieses Scrutin bis zu dessen Lösung ein wahrhaftes Räthsel bleiben.

Mannigfaltiges.

Der Kapitän eines Donau-Dampfboots hatte einen Passagier vorigen Herbst umsonst mitgenommen, und dieser verehrte ihm dafür eine Meerschaumpfeife. Bei der Ankunft in Wien denunzirt der dankbare Reisende den Kapitän bei der Dampfschifffahrtsgesellschaft wegen Bestechlichkeit, erhält dafür die 200 fl. C. M. als ausgesetzte Prämie und der Kapitän wird entlassen.

* * *

Gegen den Erfinder des schmerzverhindernden Chloroform, Dr. Simpson in Edinburg, ist, wie wir bereits meldeten, die dortige Geistlichkeit mit ihren ohnmächtigen Donnern aufgetreten und hat die Erfindung für gottlos erklärt, weil nach der Bibel Gott zu den Menschen sagt: und ich will dir Schmerzen bereiten; folglich dürfe kein Mensch den andern Menschen Schmerzen ersparen. Dr. Simpson aber antwortete, Gott selbst habe Adam in einen Schlaf sinken lassen, als er die Rippe von ihm genommen und die Eva daraus geschaffen und da das Chloroform auch Schlaf hervorbringe, so sei die Erfindung vollkommen der Bibel entsprechend. — So steht jetzt der in unserer Zeit unbegreifliche Streit. —

* * *

Die Entstehung der ersten blauen Augen läßt Karl Herloßsohn in seinem neuesten Romane von einem waktern Oesterreicher folgendermaßen erzählen: Die Eva hat schwarze Augen gehabt und alle Frauen nach ihr bis zur Sündfluth. Da hat der Herrgott einst beschlossen, die ganze Menschheit zu verderben wegen ihrer großen Sünden, den Noah und seine Familie ausgenommen, und er hat dem blauen Himmel befohlen, daß er sich verfinstere und Blitz, Donner und Regen herunterzugießen soll. Da hot nun der Noah eine Tochter gehabt, die schönste und jüngste, die hat immer früh und spät am frömmsten zum Himmel gebetet. Und den Himmel hat halt das arme, gute Mädl gedauert, daß sie eine so lange Zeit der Drangsal und der Finsterniß entgegen gehen soll, und daß er sie auch so lang nicht sehen dürft'. Da hat er, der blaue Himmel nämlich, ihr zum Abschiede noch einmal mit aller Lieb' und Innigkeit in die schwarzen, frommen Augen g'schaut und das Mädl hat die Augen g'schlossen und geschlafen während der Sündfluth, und ist erst wieder erwacht, wie die Taube mit dem Oelzweig'l gekommen ist. Und schau! ihre Augen waren blau geblieben von dem letzten Blick des Himmels, und der Himmel war auch wieder blau und die Erde grün. Und das waren auch die erst n blauen Augen!

* * *

Eine der seltsamsten Redensarten ist nicht nur in Würtemberg, sondern auch in deutsch Lothringen unter dem Landvolke ganz gewöhnlich. Fragt man nämlich eine Bäuerin: Was macht Euer Pfarrer? und sie antwortet: Herr! der ist recht liederlich (liederig), so schließe man ja nicht auf einen schlimmen Lebenswandel des Mannes. Die Bäuerin will nichts anders damit sagen, als: Der Pfarrer ist in höchst bedenklichen Gesundheitsumständen. Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit dem Beiworte niederträchtig. Der Landmann in Würtenberg, in Ravensburg und sonst in Westphalen, auch im Westerburgischen und Hennebergischen verbindet damit den Begriff von herablassend, leutselig gegen Geringere. Noch sonderbarer ist die Bedeutung des Wortes toll in der Herrschaft Sausenberg und Rötteln, „Ae telle Predigt" heißt hier nichts geringers als eine treffliche, herrliche Predigt.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 8 **Montag, den 21. Februar** **1848.**

Fackellied.*)

Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn Nationalgrafen

Joseph Franz v. Salmen

in tiefster Ehrfurcht

dargebracht

am Tage seiner Ankunft in Brooß.

Deutscher Volksgraf! — Deutsche Eiche! —
Daß dem Sturm' sie nimmer weiche,
Lehre uns auch jetzt erseh'n! —
Laß durch unsre deutschen Gauen,
Uns zur Lust, dem Feind zum Grauen,
Ihre Donneräste weh'n! —

Daß die Nebel sie zerstreuen! —
Daß wir das Gesetz mit neuen
Geistesaugen vor uns seh'n! —
Daß mit heilig-ernstem Grimme
Jeder in die Worte stimme:
„Unser Deutschthum muß besteh'n! —"

Unser Deutschthum! — Unser Leben! —
Unsre Hoffnung! — Unser Streben! —
Unsre Liebe! — Unser Fleh'n! —
Drum soll auch den Felsenglauben
Niemand aus der Brust uns rauben:
„Unser Deutschthum muß besteh'n!" —

Nur in des Gesetzes Polen
Kann, vom Urgeist so befohlen,
Sich die Weltenare dreh'n! —
Und mit ewig wahrem Munde
Bringt uns das Gesetz die Kunde:
„Euer Deutschthum muß besteh'n!" —

Fürst, Gesetz, das Wort der Stände
Gab den Sieg uns in die Hände! —
Sprecht! ist es nicht so geschehn? —
Drum bis an den Schluß der Welten
Soll das Flammenwort uns gelten:
„Euer Deutschthum muß besteh'n!" —

Mann des Volkes! — Mann des Rechtes! —
Nach der Hitze des Gefechtes
Laß denn froh auf Dich uns seh'n! —
Denn aus Deines Auges Segen
Flammt uns hell die Schrift entgegen:
„Unser Deutschthum muß besteh'n!" —

Mann des Volkes! — Mann der Thaten! —
Hilf uns weise und berathen
Des Gesetzes Wege geh'n! —
Dann durch alle Ewigkeiten
Wird das Trostwort uns begleiten:
„Euer Deutschthum muß besteh'n!" —

Deutscher Volksgraf! — Deutsche Eiche! —
Daß dem Sturm' sie nimmer weiche,
Lehre uns auch jetzt erseh'n!
Laß durch unsre deutschen Gauen,
Uns zur Lust, dem Feind zum Grauen,
Ihre Donneräste weh'n! —

*) Da der Brooser Correspondent des Mult és Jelen sich darin gefällt, den Text des Fackelliedes zu verdrehen, so hielten wir es für unsere Pflicht das Gedicht, dem wir die Aufnahme verweigern wollten, abdrucken zu lassen. Möge deßhalb Niemand uns zürnen. Die Redaktion.

Digitized by Google

Daß die Nebel sie zerstreuen! —
Daß wir das Gesetz mit neuen
Geistesaugen vor uns seh'n! —
Daß mit heilig-ernstem Grimme
Jeder in die Worte stimme:
„Unser Deutschthum muß besteh'n!" —

D'rum bei stillem Fackelscheine
Laßt uns Alle im Vereine
Betend zu dem Himmel fleh'n:
„Vater! über Raum und Sterne!
„Laß durch alle Zeitenferne
„Unser Deutschthum hier besteh'n!" —

J. F. Geltch.

Die geselligen Verhältnisse in Sicilien.

(Aus einem bald erscheinenden Werke des Geheimrath Ritter v. Reigebaur.*)

> Die großen Gesellschaften führen zu einem Ausgehen und Verschwinden aller Gedanken, wo der Klügste und der Dümmste auf einer Linie steht.
> Raumer.

Daß der Sicilianer nur in Städten wohnt, hat seiner Geselligkeit eine ganz andere Richtung gegeben, als da wo ein großer Theil der guten Gesellschaft auf dem Lande zerstreut lebt und besonders da, wo großer Landbau die Mittel dazu erleichtert. In den Ländern, wo der reiche Gutsbesitzer auf seinem Schlosse umgeben von einer gebildeten Familie lebt, und ihm bei der allgemeinen Leitung seiner Angelegenheiten Zeit bleibt, neben der Benützung seiner klassischen Bibliothek die neuesten Erscheinungen der Literatur und der Weltbegebenheiten zu beachten; in solchen Landhäusern, wo dabei die Musik, die Malerei und solche Künste geübt werden, welche die Einsamkeit ausfüllen und die Gesellschaft erheitern und beschäftigen; da wird das Bedürfniß der gelegenen Mittheilung gefühlt, da kann die Geselligkeit sich am schönsten entfalten. Ein neuer Ankömmling in einer solchen Gegend wird als ein Zuwachs des geselligen Genusses angesehen und eilt er nicht, seinen Besuch in der Nachbarschaft zu machen; so erregt er ein nachtheiliges Vorurtheil gegen sich, man frägt: will er sich nicht bekannt machen, oder fühlt er es in unsern Kreis nicht zu passen.? Kommt er aber, so wird er sogleich aufgenommen, in die Familie eingeführt und an die Familientafel genöthigt, da man auf dem Lande nicht karge Besuche macht.

In den Ländern, wo der Landbau im Großen getrieben wird, fehlt es nicht an Stallungen für die Pferde des Gastes, nicht an Futter für dieselben, nicht an Nahrung für dessen Dienerschaft; so daß man bei Bällen auf manchen Höfen an 30 Equipagen untergebracht findet, eine Last von Gastfreiheit, der sich der Gutsherr um so lieber unterzieht, je mehr er seine Gäste mit der Aufnahme, mit der Unterhaltung und mit dem Genuß der geselligen Freuden zufrieden gestellt sieht. Dieser Last ist man in solchen Ländern überhoben, wo der Ackerbau nicht im Großen betrieben wird, sondern wo das Grundvermögen der größten Gutsbesitzer in einzelnen Pachthöfen vertheilt auf Zeiten oder vererbpachtet ist und der bestimmte jährliche Ertrag nur in baarem Gelde, oder in einem Theil der Aerndte besteht; dann ist aber in der Nähe des Landhauses oder des Schlosses für ein Wirthshaus gesorgt, wo der Gast seine Equipage unterbringen kann und dies um so lieber thut, da er vor der oft nicht zu vermeidenden Erholung seiner eigenen Dienerschaft in einem fremden Hause gesichert ist. Die größere Zusammenkunft der Gesellschaft zu erleichtern, werden mitunter Vereinigungspunkte in der Mitte der ländlichen Wohnorte dazu ausersehen, Wirthshäuser bestimmt, wo man zu gewissen Zeiten zusammen kommt. Was aber unbestimmte Besuche nicht ausschließt, so daß mitunter 20 Fremde sich an der Familientafel ganz unerwartet einfinden. Ein solches geselliges Landleben hindert nicht, an allen Freuden der benachbarten Städte Theil zu nehmen und mit denselben in geselligem Verkehr zu stehen; im Gegentheil sucht die Gesellschaft in denselben nach Möglichkeit das Leben der Schlösser auch bei sich zur Ausführung zu bringen; wohin dasselbe auch mitunter auf einige Zeit von den Landbewohnern verpflanzt wird, welche bei größerer Entfernung bisweilen zum Carneval oder bei andern Gelegenheiten in die Stadt ziehen oder einige Zeit in der Residenz zubringen wollen.

(Schluß folgt.)

*) Durch die Gönnerschaft welche der so sehr berühmte Herr Verfasser gegenwärtig selbst in Sicilien unserem Blatte zu erweisen die Güte hat, sind wir in den Stand gesetzt, früher als in Deutschland selbst Proben aus einem dort zu erscheinenden Werke zu liefern, welches ein Land und Volk zum Vorwurf hat, auf welches gegenwärtig die Blicke von ganz Europa gerichtet sind. Wir glauben dafür dem auch hier in so gutem Andenken stehenden Hrn. Verfasser im Namen seiner hiesigen Verehrer und Freunde öffentlichen Dank abstatten zu müssen.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Der Sklavenhändler.

(Fortſetzung.)

Dieſer an und für ſich furchtbare Entſchluß rettete wenigſtens Cydonia's Ehre.

Als Stephan ſich nämlich nach und nach überzeugte, daß ihre Standhaftigkeit ſich weder durch Schmeicheleien und Verſprechen noch durch Drohungen beugen und erſchüttern laſſe, nahm er ſich vor, ſie durch Ueberraſchung und mit Gewalt zu verführen, es ihr überlaſſend, ob ſie dann unter veränderten Umſtänden ſeine Frau werden oder eine Entehrte bleiben wolle.

Die Mutter aber, welcher er ungeſcheut dieſen ſchändlichen Plan mittheilte, verbot ihm die Ausführung deſſelben auf das Strengſte, indem ſie ihm bemerkte, daß der Sklavenhändler nach einem ſolchen Vorfall gewiß tauſend harte Piaſter weniger für ſie bezahlen würde.

Stephan war, wie geſagt, das Ebenbild ſeiner Mutter, mithin ſo habſüchtig, wie ſie; er fügte ſich ſomit ihrem Willen, unter der Bedingung jedoch, daß ihm, da Cydonia eigentlich ihm gehöre, ein Theil des Verkaufspreiſes unmittelbar zukomme, damit er ſich anderwärts für deren Verluſt entſchädigen könne.

Wenige Tage ſpäter erſchien beim Anbruch der Nacht der herbeibeſchiedene Sklavenhändler. Er war gekleidet wie ein vornehmer Türke, aber es ſchien dabei, als habe man den Teufel in ein feſtliches Gewand gehüllt. Baſilia und Cydonia waren in ihrem einſamen Schlafgemach, als der Händler, von einer türkiſchen Magd geleitet, gegen allen Anſtand und Sitte hineintrat und die entblößten Reize mit gierigen Blicken verſchlang.

Cydonia, entſetzt über eine ſolche freche, unbegreifliche Unverſchämtheit, warf ſich ihrer Tante zu Füßen und flehte im Tone des Vorwurfs und des Abſcheu's, ſie möchte doch den Verwegenen, der ſie ſo grauſam beleidige, entfernen oder ſie lieber tödten, damit ſie eine ſolche Verhöhnung aller Ehrbarkeit und Schicklichkeit nicht mit anſehen müſſe.

Allein Baſilia dachte, jetzt ſei der Augenblick gekommen, um den Trotz des Mädchens für immer zu brechen und ſie für Alles, was man von ihr fordern werde, geſchmeidig zu machen. Sie ſchien ſomit ihr Flehen nicht zu beachten und handelte kalt und trocken mit dem Angekommenen um ihren Preis, während die Unglückliche immer noch vor der Schändlichen auf den Knieen lag.

„Wie, Haſſan ben Muclar, Ihr wollt markten? (Cydonia durchzuckte dieſer Name wie ein Dolchſtich.) Iſt denn das Mädchen da nicht ſchöner, als ihre Mutter, die Euch fruchtlos ſo viel Geld und Blut gekoſtet hat? Wird Euer Herr für dieſe reine, unbefleckte Taube nicht mehr verwenden als für Guras Weib?"

„Um Gottes und ſeiner heiligen Mutter willen, bei dem Grabe Eurer Eltern, liebe, beſte Tante, verhandelt mich nicht dieſem Frembling. Ich will Euch als Magd, als Sklavin dienen, jeden Wunſch Euren Augen ablauſchen, ich will zu Euren Gunſten auf all' mein Vermögen verzichten! Ach, Tante, beſte Tante, erbarmt Euch meiner, übergebt mich, Eure Nichte, eine Chriſtin, nicht dieſem Ungläubigen!

„Trotzige Närrin, hätteſt du früher meinen wohlgemeinten Wünſchen Folge gegeben! Indeſſen iſt meine Nachſicht unbegrenzt, ein Wort könnte dich retten — willſt du Stephan's Gattin werden?"

„Baſilia Jaletas!" fiel Haſſan ein und ließ dabei eine Menge glänzender Zechinen über ſeine Hand hingleiten, „ich habe mich beſonnen; ich will Euch die verlangte Summe bezahlen, — da nehmt das Geld!"

„Cydonia," ſagte Baſilia mit ſtärkerer Stimme und lauſchte nach dem Klang des Goldes, „noch einmal und zum letzten Mal: willſt du Stephan's Gattin werden; Marco Lapethos iſt wahrſcheinlich geſtorben oder hat ſich eine Andere auserkoren; ſprich dein Urtheil für eine glückliche, beneidenswerthe Zukunft oder ein Daſein der Schande, der Sklavin! Mädchen, willſt du?"

Bei dieſen Worten legte das ſchreckliche Weib ihre Hand auf Cydonia's Schulter und erwartete von dieſer wohlwollenden Bewegung die gewünſchte Wirkung. Allein aus der Bruſt der unglücklichen Gefolterten arbeiteten ſich mühſam einige kaum vernehmbare Töne hervor und dieſe lauteten: „Tante, ich kann nicht, Gottes Wille geſchehe, ich bleibe dem Marco treu, bis in den Tod!"

„So nehmt ſie hin, Haſſan ben Muclar; Ihr war't Zeuge meiner Langmuth; jetzt reiße ich die Schlange los von meinem Herzen — nehmt ſie hin."

Cydonia fiel, wie vom Blitz getroffen, zur Erde, und lauter als ihr leiſes Geſtöhne klangen die goldenen Zechinen — das ſchändliche Blutgeld.

* * *

Aus der Bai von Canea ſegelte ein kleines, türkiſches Schiff, ſeine weißen Segel erglänzten im Schein der Sonne; die bunten Flaggen flogen muthwillig hin und her und ſchienen des Pulverrauches, der ſie oft einhüllte, wenn der Kapitän zum Abſchiedsgruß wieder ein Stück losbrennen ließ, zu ſpotten.

Aber dieſer Muthwille wurde bald beſtraft, denn kaum hatte das Schiff in ſtolzem Laufe das öſtliche Vorgebirg, welches die Bai bildet, umſegelt, ſo trat plötzlich Windſtille ein, die Segel hingen ſchlaff herunter und Flag-

)(

Digitized by Google

gen und Wimpel hatten keine Kraft, auch nur das mindeste Lebenszeichen von sich zu geben.

Der Kapitän fluchte in allen ihm bekannten Sprachen, die Matrosen suchten ihren Meister noch zu übertreffen, die Passagiere stampften unwillig mit den Füßen oder hängten betrübt den Kopf, nur ein einziger suchte das Fatum günstiger zu stimmen: in einer Ecke am Hintertheil des Schiffes saß ein alter Mollah, das Gesicht gegen Mecca gewendet, und murmelte Gebete. Aber ungeachtet dessen ging die Fahrt nur sehr langsam von statten und das Schiff entfernte sich, wie eine Schnecke, von Candiens grüner Küste.

Alle Reisende hatten sich auf dem Verdeck versammelt, wo die meisten Matrosen sich in kleinen Gruppen zum Schlafen hingelegt, und unter ihnen befand sich auch ein vornehmer Türke mit zwei sorgfältig verschleierten Damen. Die größere war mehreremale an die Brüstung des Schiffes hingetreten und starrte in die grüne Tiefe, als wenn sie deren Grund ermessen wollte. Allein ihr Begleiter schien sehr besorgt um sie, ließ sie nie aus den Augen und vermochte sie durch sein Zureden, sich zu ihrer Gefährtin zurück zu ziehen.

Plötzlich aber wurde es lebhafter auf dem Schiffe. Der Kapitän hatte schon längere Zeit still und unbemerkt sein Fernrohr nach Süden hingerichtet. Auf einmal erscholl seine Stimme; die Matrosen waren mit Blitzesschnelle auf den Beinen, rieben sich die schlaftrunkenen Augen und starrten über die weite Fläche hin. Allein der Kapitän ließ ihnen nicht lange Zeit zu Betrachtungen. „Zu den Stücken!" rief er mit gewaltiger Stimme, „die Hängematten hinauf in die Brustwehr!"

„Was gibt es, Kapitän?" fragte bestürzt der vornehm gekleidete Türke.

„Herr, wahrscheinlich ein feindliches Schiff; es fährt eine gelbe Flagge, segelt vor dem Wind und stürmt auf uns oder auf die Bai von Canea los. Jedenfalls wollen wir gerüstet sein, wenn nur hier, unter der Küste, die verdammte Windstille nicht wäre! Eine Stunde weiter in der See, und wir könnten ihm den Wind abgewinnen."

Das fremde Schiff, das man anfänglich nur als einen dunkeln, nicht zu bestimmenden Punkt bemerkt hatte, trat jetzt nach und nach in immer deutlichern Umrissen hervor. Noch konnte aber selbst der Seemann nicht wahrnehmen, ob es ein bloßer Kauffahrer oder ein bewaffnetes Fahrzeug sei: seine Geschützpforten waren verschlossen und auf dem Verdeck ließ sich nur wenige Mannschaft blicken. Dieser Zweifel wurde aber auf eine so unerwartete, als schnelle Weise gehoben. Man sah einen Blitz darauf eine kleine Rauchsäule, und den Rumpf des türkischen Schiffes durchbohrte eine Kugel von schwerem Kaliber. Ehe man sich von der allgemeinen Bestürzung erholen konnte, folgte dieser eine zweite, welche das Toggsegel herunter riß.

Ohne eine dritte Begrüßung abzuwarten, retteten sich die Passagiere in das Zwischenverdeck und der vornehm gekleidete Türke nöthigte, zitternd vor Angst, die beiden Damen, mit ihm in die Kajüte hinunter zu steigen.

Der Kapitän machte noch eine ziemlich gute Miene zum bösen Spiel; er suchte den Leuten Muth einzuflößen und ließ gegen die Küste von Candien umwenden, um dem Feind zu entgehen.

„Ich kenne den alten Seeteufel," murmelte er in den Bart, und es wird schwer sein, seinen Klauen zu entgehen. Allein ich will die Rettung versuchen. Wenn ich ihm nur mit meinen Kanonen antworten könnte! Der ungläubige Hund wird uns aber mit seinem verfluchten langen Stück in den Grund schießen, wenn nicht ein mitleidiger Wind uns dem Ufer zuführt."

Schluß folgt.)

Vom Senfkorn. *)

Ein Nachtgespräch.

Motto: Warte nicht bis zum letzten Athemzug.

Eines Abends saß ich in einer Ecke meines einsamen Stübchens, des Tages Mühen und des künft'gen Pfarres Glück überdenkend, wobei ich mich auch mit meinem 16 Monat alten Jungen, der mir im Schooße stand, unterhielt. Da trat herein der Herr Doktor. Er nahm neben mir Platz und nun unterhielten wir uns beide mit dem Kleinen. Wie spricht Vater, wenn Hänschen unartig ist? fragte der Doktor. „Na na!" antwortete der Kleine und bob dabei drohend den Zeigefinger seines rechten Händchens in die Höhe, „na na!" — So? — fragte der Doktor, so? — also nicht „goldnes Herz, süßer Engel?" — nicht? — „Na na!" drohte abermals der Kleine und wir lachten. Bald aber fing ihn meine Unterhaltung mit dem H. Doktor zu langweilen an, besonders weil auch die Zeit wo er gewöhnlich zur Ruhe gebracht wird, herangerückt war. Er wurde unruhig und mißmuthig. Da ergriff der Herr Doktor eine Bildertafel deren einige neben uns auf dem Sopha lagen. Sieh da Hänschen die schönen Puppen, der Hund, die Kuh, zeigte er; wo hat die Puppe das Füßchen? „Da," und wo Händchen? — „da" — wo hat der Hund die Füße, die Nase? ꝛc. „Da, da ꝛc." zeigte

*) Dieser Aufsatz bildet den V. Artikel der Gespräche mit dem Doktor.

Digitized by Google

der Kleine, drehte nun die Tafel nach allen Seiten, herzte und küßte sie und war ganz entzückt im Anschaun derselben. Als darauf seine Mutter kam, ihn zur Ruhe zu bringen, mußte ihm das Bild bleiben und mit ihm im Aermchen entschlief er. —

Was doch der Kleine für eine Freude hat an dem Bilde! Hunger und Müdigkeit vergißt er im Anschaun desselben. Nun schläft er und noch hält er's fest umklammert; ja vielleicht ist gerade das Bild die Ursache daß er so ruhig eingeschlafen, — meinte der Doktor. — Merkwürdig! entgegnete ich, in der That merkwürdig! . . . . Nicht so sehr, unterbrach er. Ist's denn mit uns Erwachsenen nicht derselbe Fall? — Wenn Sie z. B. um einen ganz naheliegenden Fall zu ergreifen, wenn Sie erliegen zu müssen und mit Ihrem kärglichen Einkommen es nicht durchbringen zu können meinen, — was geschieht? — Da schreibt gleich Einer, Sie erinnern sich noch wohl: „Ueber die zulängliche Besoldung der Schullehrer und Geistlichen," und pflanzt oben als Fahne das Bildchen von der Pfarre gemalt in den reizendsten Farben. — Und Sie, — im Anschaun der gemästeten Kühe mit den gefüllten Eutern, des von Federvieh aller Art wimmelnden Pfarrhofes und des von Fett triefenden Zehentens, — sagen Sie, vergessen Sie nicht alles Ungemachs, durchströmt nicht frische Glut Ihr Gebein? . . . . Herr Doktor! fiel ich ein, Herr Doktor! wenn Sie . . . . Nu nu! unterbrach er besänftigend, mit einem theilnehmenden Lächeln, ich weiß schon was Sie sagen wollen. Wenn nicht den Lehrern ein Bild, ein glänzendes, weit — weit über der Pfarre her und über dieselbe heraufleuchtete — durch das Dunkel hindurch das oft zwischen sie und in die Pfarre sich lagert, so daß sie diese gar nicht gewahr werden können, — ihnen Muth und Frieden in Herz gießend, — ja Manchen sanft hinüberwiegend noch vor der Pfarre und über dieselbe hinweg: — nicht wahr, da sollte denn doch das Bildchen von der Pfarre ein schwacher Antrieb sein zu gewissenhafter Pflichterfüllung. Nicht wahr!? Gewiß, bejahte ich.

Es ist fuhr er fort, ein großes Glück für den Sterblichen, im Anschaun etwas Höhern sich über unangenehme Zustände des Lebens hinwegsetzen zu können. Darauf soll alle Erziehung hinwirken, damit diese glückliche Richtung des Geistes auf das Höhere, das Ewige, immer mehr und mehr begründet werde; begründet werde schon im Säugling, denn im 20-sten Jahre ist's zu spät! Dorthin aber, in des Säuglings Gemüth muß es gesteuert werden das Senfkorn des Geistigen, Ewigen, damit es mit ihm zugleich erwachse in seiner Brust zum Baum unter dessen Schatten in bangen Stunden das gepreßte Herz Labung finde!

So oft ich auch unter andern schönen Gleichnissen des Heilandes besonders dieses, im Evangelisten M . . . . „Was? — taugt dies für den Satellit?" — Madam! unterbrechen Sie mich da nicht mit Ihrem . . . . ! Ich unterhalte mich jetzt mit dem Herrn Doktor und außerdem ist's tief in der Nacht! O wie gut wäre es, wenn auch Sie nach den geräuschvollen Unterhaltungen und Zerstreuungen des Tages, um diese Zeit ebenfalls dieses Gleichniß, — es ist zu finden Matthäi 13, 31 — zum Gegenstande Ihrer Unterhaltung und Betrachtung machten; vielleicht daß auch Ihnen aus dem Senfkorn dieser Unterhaltung ein Baum erwüchse, unter dessen Schatten Ihre lechzende Seele — wenn auch nur in der letzten bangen Stunde — Labung fände. — So oft ich also auch dieses Gleichniß zum Gegenstande meines Nachdenkens und gemüthlichen Betrachtung gemacht, — sagte ich — so ist mir dennoch sein tiefer, weitreichender, schöner Sinn nie so klar geworden wie jetzt.

Sie haben Recht, bemerkte der Doktor, wenn Sie es ein sinniges, tiefes Gleichniß nennen. — Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, das ein Mann nahm und säete es auf seinen Acker, welches ist das kleinste unter allem Saamen; wenn es aber erwächst, wird es ein Baum, und die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen. — In diesen wenigen Worten die ununterbrochene, nicht zu unterdrückende psychologisch nothwendige Entwickelung des Moralischen, des Guten in der Welt zu nie geahnter Größe, wahr und richtig dargestellt. — Die Geschichte liefert die Beispiele! —

O, dächten wir nur immer, wenn wir wirklich guten Willen haben eine edle That zu vollbringen, oder den Grund dazu zu legen, und aber abschrecken lassen durch die Größe und Ferne des Zieles, unsre unzureichende Kraft und dergl.; — dächten wir nur immer: „Ein Senfkorn ꝛc. ꝛc." — manches Denkmal ächter Bürgertugend sollte der Nachwelt überliefert werden! Wir dächten dann z. B. gewiß auch — — wenn wir arme Kinder, ohne Kleidung zur Bedeckung ihrer Blöße, geschweige zum Schutze gegen die Kälte auf der Straße ihr Brot erbetteln sehen, während die unfrigen in wärmende Pelze gehüllt zur Schule gehen; arme Kinder, denen, wenn dem Antritte der verjüngten Natur alles entgegenjubelt, ihr Lebensfrühling verkümmert wird durch Hunger und Mangel an aller Pflege: wobei wir einsehen, daß es hier nicht genug ist mit dem Bissen Brot, ihnen von mitleidigen Seelen gereicht und mit den erbettelten paar Kreuzern die sie moralisch oft mehr verschlimmern als sie ihnen physisch nützen; sondern mehr geschehen muß, — Pflege, Unterricht, kurz, — Erziehung nothwendig, damit sie ihrem Volke erhalten werden, und nicht erwachsen die Sicherheit gefährden, ihrer Menschenwürde verlustig gehen unter unsern Augen, und der Stadt zur Last fallen dadurch, daß sie die Zuchthäuser füllen — — wir dächten sage ich gewiß, wenn und die großen zur Ausführung dieses Unternehmens erforderlichen Opfer abschrecken wollten: Ein Senfkorn ist das kleinste unter allem Saamen; aber in die Erde gestreut erwächst es zu einem Baum und die Vögel unter dem Himmel kommen und wohnen unter seinen Zweigen. Wir dächten daran, und trügen — im Namen dessen der uns gelehrt hat: „Vater Unser!" und gesagt: „was ihr thut einem der Geringsten unter diesen, das habt ihr mir gethan!" — von dem was uns der Vater verliehen auch ein Senfkorn — wenn auch nur wie die Wittwe zwei Scherflein — dazu bei, daß das Reich Gottes befördert werde. — Ich

Digitized by Google

ſehe, ſagte ich, Sie kommen hier wieder auf die in einem unſrer früheren Geſpräche angedeutete Idee eines **Waiſen- oder Armenerziehungshauſes.**

Ganz richtig, verſicherte der Doktor. — Die Idee desſelben ſchwebte mir ſchon ſeit lange dunkel vor, wenn ich oft ſo gänzlich verlaſſene Waiſen unſerer Nation, — die doch in Bildung über den andern zu ſtehen meint — verwahrloſt umherirren ſah. Recht lebendig und klar aber wurde dieſelbe mir bei Ihrer damaligen Schilderung des geſehenen Elendes. Wie, dachte ich, ſollte es zu dieſer Zeit in unſerer Stadt ſo viel Edelſinn nicht geben, daß ein derartiges ſo höchſt nothwendiges, vom Chriſtenſinne gebotenes Werk zu Stande kommen, — wenigſtens der Grund dazu gelegt werden — könnte? nicht edle Herzen ſich finden, fähig dieſes irdiſche Daſein zu durchwandeln, gleich einem nährenden Bache hinter deſſen ruhiger Fährte ſich blumige Auen erheben? — Die es wünſchten ſich einen Schatz zu ſammeln, den weder die Motten noch der Roſt freſſen, — in dankbaren Herzen? —

Herr Doktor! nahm ich hierauf das Wort, wahrſcheinlich hat Ihr menſchenfreundlicher Sinn hierbei die Rechnung ohne den Wirth gemacht; — denn ſo viel weiß ich das Rechnungsweſen Ihr Fach nicht! Haben Sie auch überlegt welche ungeheure Summe erforderlich ein derartiges Werk ins Leben zu rufen? — Wiſſen Sie die Anzahl aller unglücklichen verwahrloſten Waiſen unſeres Volkes in dieſer Stadt. Dieſen allen Obdach, Kleidung, Nahrung, Unterricht zu geben, kurz ihre ganze Erziehung zu beſorgen, — welche ungeheure Summe mag das erfordern? — Ich mag mich mit dem Gedanken gar nicht befaſſen. —

Warum nicht? fragte der Herr Doktor. — Freilich, wenn man Alles ſogleich großartig anfangen will, wird man erſtens nie oder ſelten etwas anfangen, dann aber, beſonders in einem Falle wie der vorliegende iſt es gar nicht praktiſch es zu thun. Etwa 100 gänzlich verwilderte und ſo verſchiedenartig verwilderte Individualitäten zuſammen ſperren, — mein Gott, was käme da heraus? dann aber, wo fände man auch den Erzieher der im Stande wäre ſie zu korrigiren? Hat man nicht oft mit einem derartigen Zögling genug zu thun? Solche Inſtitute ſollten immer, im Kleinen beginnen, etwa mit 6—10 Zöglingen. Sind dieſe Wenigen korrigirt, ein guter Geiſt in der Anſtalt begründet; ſo nimmt das Inſtitut jährlich 2 bis 4 und mit Zunahme und Erſtarkung des guten Geiſtes und der materiellen Kräfte immer mehr neue Zöglinge an. Fängt man die Sache nur ſo im Kleinen, oder noch im Kleinern an; ſo ſehe ich nicht ein warum bei nur einigem Chriſtenſinn der Zeitpunkt wo das Werk ins Leben gerufen werden könnte in ſo gar weiter Ferne ſtehen ſollte.

Aber, fragte ich, wo werden Sie die Theilnahme hiefür finden, da die Kräfte ſchon auf ſo viele Weiſe ſich zerſplittern, beſonders auch durch den „Verein zu einer beſſern Geſtaltung des evang. Schulweſens in Kronſtadt" dem Uebel ja abgeholfen werden wird und ... Lieber Freund, unterbrach mich der Doktor, der „Verein ꝛc. ꝛc." iſt ganz was anders. — Nun, fuhr ich fort, ich für meine Perſon, hege kein beſonders Zutrauen zu dergleichen Inſtituten; auch hört man im Allgemeinen nicht die günſtigſten Urtheile über dieſelben. Die Zöglinge ſollen bei ihrem Austritte nicht viel beſſer ſein als ſie beim Eintritte waren, beſonders für die Arbeit nicht viel taugen....

Wohl, wohl, unterbrach mich der Doktor; ich weiß das Alles. Es ſind dies jene Inſtitute wo man von einem übelverſtandenen Principe der Humanität und des Mitleids ausgehend oder ausgegangen, durch verderbliche Schonung die Zöglinge mehr verzogen als erzogen und oft für's Leben, für das man ſie erziehen ſollte, untauglich gemacht. Soll ein ſolches Inſtitut ſegenbreiche Früchte bringen, ſo muß darinnen der doppelte Geſichtspunkt des

„Bete und arbeite,"

feſt im Auge behalten und ſtrenge durchgeführt werden. — Forſchen Sie nach bei dem Ausdrucke der bürgerlichen Geſellſchaft, woher das meiſte Elend, die meiſten Verbrechen ſtammen, ſo werden Sie finden einmal: daher, daß ſie nicht arbeiten gelernt, an keine regelmäßige nützliche Thätigkeit von Jugend auf gewöhnt wurden. dann daß ſie von dem der auf dieſe Erde ſie geſetzt und dem Zwecke ihres Daſeins nichts wußte. Darum ſei — um des Menſchen beide Naturen zu entwickeln, zu veredlen ꝛc. und ihn für beide Welten tauglich zu machen — der Grundſatz beſonders eines ſolchen Inſtituts, das „Bete und Arbeite." — Das mag wohl, ſagte ich lächelnd eine erfleckliche Arbeit ſein von Kindern.... Erflecklich genug, unterbrach mich der Doktor, um bei ſtrenger Disciplin und guter Wirthſchaft mit der Zeit es dahin zu bringen, daß — wenn ſo wenig als möglich anzunehmen — wenigſtens die Hälfte der zur Unterhaltung der Zöglinge nöthigen Summe durch ihre Arbeit herbeikommt. Die Kinder werden mit dem 7. Jahre angenommen, (wenigſtens in den erſten Jahren des Inſtituts, ſpäter wohl auch früher) und da ſagte mein Großvater immer: „als ich ein Knabe war, ſprach mein Vater: wenn der Knabe 7 Jahre alt iſt, kann er ſein Brot verdienen. Und ich hab's bewieſen." Und mein Großvater ſagte es ſpäter zu mir, und ich hab's auch bewieſen. Mit dem 15. Jahre werden die Zöglinge entlaſſen: die männlichen auf ein Gewerbe und die weiblichen, die zu Stuben- und Kindermädchen erzogen werden, in Dienſte befördert. Sie können aber, weil ſie es nie erfahren, gar nicht denken wie viel Erwerbsquellen es für Kinder vom 7—15 Jahren gibt; wenn nur Jemand da, der es verſteht ſie zu deren Benutzung anzuleiten. Nur einige, der hauptſächlichſten will ich Ihnen namhaft machen, — aber nur die hauptſächlichſten. — Da ſind erſtens **die vielen Kinderſpielwaaren die auf unſere Jahrmärkte gebracht werden; dann Vogelkäfige aller Art; die vielen ordinären hölzernen Laternen; viele Artikel, hier nicht namentlich anzuführen, die von einigen unſerer Profeſſioniſten bei ihrem Geſchäfte verarbeitet aber nicht von ihnen ſelbſt verfertigt werden; manche Artikel unzünftiger Gewerbe; verſchiedene Pappar beiten, — und noch vieles Andere.** Dazu käme: Seidenkultur, Obſtbaum-

Digitized by Google

zucht, Gemüsebau zum Bedarf des Instituts für das ganze Jahr, wohl auch Bienenzucht und was die Praxis noch mit sich brächte;*) auch könnten die Zöglinge, unter Anleitung, die Kleider für das Institut anfertigen. **) Von den weiblichen Zöglingen könnten auch alle ordinären Kleinkindersachen: Strümpfchen, Jäckchen, Mützchen u. d. gl. verfertigt werden, die vom gemeinen Volke besonders, das zu deren Verfertigung nicht Zeit und Kenntnisse hat, gesucht und gekauft werden.

Nun weiß ich doch erst nicht, fragte ich, wozu Sie die Zöglinge heranziehen wollen; zu Gärtnern, Schneidern.... Zu gar nichts von allem diesem, unterbrach er mich. Die Zöglinge sollen durch die Arbeit das „Arbeite" lernen. Die Arbeit soll Erziehungsmittel sein. Liebe zur Anstrengung und regelmäßige Thätigkeit, soll Ihnen so angewöhnt, eingeimpft werden, daß sie, wenn die Zöglinge ins Leben getreten, deren beständiger Begleiter bleibt. Durch das Vielerlei sollen sie sich gewöhnen sich in Allem zurecht zu finden — praktische Menschen werden. — Und wer nun weiß, von welcher Wichtigkeit die Arbeit für die moralische Bildung, wird ihr gewiß in einem solchen Institute einen vornehmen Rang anweisen. Mögen von den Bäumchen die sie occuliren ꝛc. ꝛc. alle oder keines bleiben, gilt in Beziehung auf diesen Zweck gleich viel. Der Hauptzweck, Beschäftigung ist erreicht. Erwerb ist nur Nebenzweck. Da ist aber klar, daß, obgleich Erwerb nur Nebenzweck, er in einer Beziehung doch auch von großer Wichtigkeit ist, als nämlich dadurch den Zöglingen anschaulich gemacht wird, wie durch Thätigkeit und nützliche Zeitanwendung Etwas herauskommt. Da ergibt sich aber denn doch, daß — ohne die Anforderungen an die Zöglinge zu übertreiben, ohne den Hauptzweck geistige Ausbildung zu vervortheilen — ein bedeutender Theil der zu ihrem Unterhalt nöthigen Kosten durch diese Arbeit herbeikommen dürfte.***)

Woher nun aber fragte ich, die Leute nehmen die, mit pädagogischen Kenntnissen versehen, die Kinder in allen diesen Arbeiten unterweisen, sie dazu anleiten könnten? so lange nämlich, als man aus den Zöglingen selbst die Fähigsten zu Leitern herangezogen; wo es dann nur eines Direktors bedürfte. Hören Sie, lächelte der Doktor, lassen Sie es nur zum Uebrigen, zur Begeisterung für die Sache, zum Anfange wie klein immer kommen, dann werde ich schon auch hiefür Rath schaffen. Oder, wozu wäre ich sonst Doktor, schüttelte er mir traulich die Hand und sah mir ganz treuherzig ins Auge. — Und, fuhr er fort, wissen Sie wohin ich das Institut gestellt wünschte? — Wohin? fragte ich. Mit der Obervorstädter Volksschule in Verbindung gebracht, an diese angebaut möchte ich es wünschen, was für die Schüler dieser Schule und vielleicht für den ganzen Kirchsprengel gewiß von wohlthätigem Einfluß wäre — was hier nur [illegible] nicht ausführlich dargethan werden kann. —

Nun wäre, meinte ich, Alles [illegible] Ende; nur — der Anfang fehlt noch. — Ja wo [illegible]te der Doktor, der Anfang! Der Anfang! Aber, [illegible] nach einigem besinnen fort, wie wollen wir über den Helfsinn unserer Mitbürger absprechen, bevor dieselben eine würdige, die Menschennatur wahrhaft ehrende Gelegenheit gefunden ihn zu bethätigen. Und lassen Sie es 10, lassen Sie es 5 fl. sein die zusammen kommen: — der Grund ist gelegt, das Senkkorn ausgestreut — Sie werden in die Sparkasse gelegt, jährlich in der Rechnung aufgeführt. Das gibt Gelegenheit zu immer erneuerter Besprechung und Ueberlegung. Wohl wird man auch mitleidig lächeln; wohl wird es aber auch Vermünftige geben — denn das Senkkorn einmal in Erde gestreut, keimt u. s. w. — die die Wichtigkeit des Instituts einsehend, von Edelsinn getrieben ein Weiteres thun werden. — Könnten nicht die öffentlichen Kassen in Stadt und Land zu einer jährlichen, wenn auch nur sehr geringen Beisteuer einige Jahre hindurch sich bereit finden? nicht die Zünfte Etwas beitragen zu diesem edlen Zwecke? Und noch Eins! Sagen Sie mir, welche Zwecke haben eigentlich der Mäßigkeits- und der sich bildenden wollende Honterusverein?*)

Wir schwiegen, denn jeder von uns war so voll Gedanken, daß sie einander am Ausgange hinderten, und gingen raschen Schrittes in der Stube auf und ab. Endlich faßte der Doktor meine Hand und wir gingen in's Freie. In den Hof getreten schlug er den linken Arm um meinen Nacken — denn er ist etwas größer als ich — und ließ seine Linke die ich mit der Meinigen faßte auf meinem Herzen ruhen; ich dagegen umschlang mit der Rechte seinen Leib. So innig umschlungen nachwandelten wir und kamen ehe wir uns dessen versahen über die Brücke des schmalen Grabens, der die Todten von den Lebenden scheidet — auf den Friedhof, der bekanntlich an die Obervorstädter Kirche stößt, wo die Schule und meine Wohnung sich befindet. Da standen wir — vor uns der Ernteplatz des Todes, wo über Grabhügeln geheimnißvoll die glänzende Schneedecke sich wölbte; über uns den vollen Mond am sternbesäten Himmel: als die schaurige Stille des Todes

*) Was alles? und wie? es auszuführen würde im Plane besprochen werden. A. d. E.

**) Und da würde — wenigstens im Anfange — der Mildthätigkeitssinn mancher reicher Familien, wo oft große Lagen von abgetragenen Kleidern in einem Winkel von den Motten gefressen, oder an Unwürdige die das Geschenkte in der Schenke umtauschen verschwendet werden. — sich nicht undezeugt lassen, und gewiß keinen geringen Genuß darin finden, wenn er die Zöglinge in den aus Altem von ihnen selbst verfertigten neuen Montouren aufmarschiren sähe. A. d. E.

***) Auch gibt es viele Häuser, wo bei zahlreicher Familie und ausgebreitetem Geschäft es den Eltern nicht möglich die Erziehung ihrer Kinder zu überwachen, und gerne ihre Kinder, — ich habe Versicherungen — gegen ein billiges Kostgeld einer derartigen Anstalt übergeben würden. Würde das Kostgeld so billig gestellt, daß etwa ein Viertel des vom Kinde nach genauer Berechnung zu verzehrenden mehr bezahlt würde; so dürften sich mehrere finden und hieraus auch eine Einnahmenquelle entstehen. Auch könnten bei den Zöglingen mit dem 13. Jahr die Schulstunden beschränkt werden, mit dem 14. noch mehr, so daß nur die Religions- und Sprachstunde bliebe, um zur Arbeit — mithin den Erwerb zu mehren — besonders wenn auch Zöglinge vor dem 7. Jahre, die also noch nichts arbeiten können aufgenommen würden — mehr Zeit zu gewinnen. A. d. E.

*) So viel wir wissen und auch der Herr Verfasser des obigen Aufsatzes andeutet, keine andere als Aufklärung und Veredlung, besonders der armen Klassen des Volkes; und namentlich will der Honterusverein, dessen Bestätigung Allerhöchsten Ortes wir mit jedem Tage erwarten, unter Andern auch durch das nämliche Mittel, das der Herr Verfasser mit so edler Begeisterung empfiehlt, sich armer hülfloser Kinder annehmen. A. d. Red.

Digitized by Google

und der Verwesung durch den Glockenschlag und dessen vielfaches heiseres Echo der Nachtwächter der die 12. Stunde verkündete unterbrochen wurde. Wir schritten weiter bis unter das Dach einer Todtengruft, wo wir uns auf eine daselbst befindliche Bank setzten. Da grinsten uns 2 Todtenschädel die zufällig vor uns lagen. Was meinen Sie? fragte der Doktor, ob dieser vielleicht der so höhnisch uns angrinst, der lachende Erbe ist von seinem Nachbar, dessen sauererworbenes Gut er unwürdig vergeudet? — Ich schwieg und ließ den Doktor reden, der eine lange, ernste Friedhofbetrachtung anstellte, nach deren Vollendung er so heiter wie ich nach nie ihn gesehen von mir schied ...

Was sagt denn der Doktor alles in dieser langen ernsten Betrachtung ...?" So! — also wissen möchten Sie's Madame?! Das freut mich von Herzen; noch mehr aber daß ich Einiges — nicht Alles — davon Ihnen mittheilen zu können vom Doktor ermächtigt worden. Unter Andern:

So sprach auf dem Friedhof der Herr Doktor: Wenn Sie, Madame — auch Sie mein Herr, denn ein Geheimniß bleibt's jetzt ohnehin nicht mehr, kurz, Sie alle mit edlem empfänglichem Gemüth vom Herrn geschaffen — wenn Sie, sprach der Doktor, am Morgen oder am Abend, in ihrem Kämmerlein oder im Gotteshause beten: „Vater Unser!" Nicht wahr? da durchbebt Ihre Brust ein gar wonniges Gefühl, seliger noch als zur Zeit Ihrer Kinderjahre, wenn sie nach langer Abwesenheit des kommenden Vaters Knie umschlingend ausriefen „Vater!" Erinnern Sie sich vielleicht noch, wie wehe es diesem Vaterherzen that, wenn Sie nicht gleiche Liebe Ihren Geschwistern bewiesen als der Vater ihnen zukommen ließ? Und nun sagen Sie wieder „Vater," nein, nicht nur „Vater" — Sie beten „Vater unser," also nicht auch der armen Waisen die obdachlos umherirren und zu Niemandem sonst sagen dürfen „Vater!" und die den, der Sie beten gelehrt, „Vater Unser" auch an Sie gewiesen. Denn an diese und an Sie hat er gedacht als er gesagt: „Was ihr getan habt einem der Geringsten unter diesen, das habt ihr mir gethan!" Was er aber für Sie und uns alle gethan, nicht wahr, wir wissen es Alle! O darum nehmen Sie sich deren an, die Ihres Stammes; damit Sie nicht in Zukunft den Blick zur Erde senken müssen, wenn Sie beten: „Vater Unser!" Ohnehin, meint noch der Doktor auf dem Friedhofe, ohnehin müssen wir auf diesem Sammelplatz im Schooße der Mutter alle zusammen kommen, — sehr nahe zusammen kommen, daß wir auch droben beim Vater es könnten! —

Und wenn Sie, sprach ferner der Doktor auf dem Friedhofe, wenn Sie beten: „Unser tägliches Brot gib uns heute!" — und setzen sich an die vom Vater gesegnete und reichlich besetzte Tafel, ihre lieben Kindlein fröhlichen Muthes um Sie geschaart, ohne Kummer woher das kommen mag. O dann unterlassen Sie es ja nicht zuvor ans Fenster zu treten und wie Sie vorhin aufwärts geblickt, so jetzt den Blick aufwärts zu wenden, zu den hungrigen Kindlein auf der Straße die wohl auch beten möchten: „Unser tägliches Brot gib uns heute!" Thun Sie es und .... doch wozu ein Mehreres; Sie werden doch auch in Zukunft getrosten Herzens den Blick emporheben wollen: „Unser tägliches Brot gib uns heute!"

Und sagte endlich der Doktor auf dem Friedhofe, wenn Sie beten: „Und führe uns nicht in Versuchung!" Da ist Ihnen wohl, sehr wohl, daß Sie das Glück hatten eine gute Erziehung zu genießen, in Verhältnisse gesetzt zu werden, wo nicht leicht der Versucher Ihnen ankommen mag. O dann vergessen Sie in Ihrer Freude nicht derer, die verwahrlost dereinst dem Laster anheim fallen werden; Suchen Sie so viel an Ihnen ist zu deren Rettung beizutragen, damit auch durch Sie das Reich Gottes, denn das wollen Sie doch, warum sonst beten Sie auch: „Dein Reich komme?" — auf Erden in bessere Aussicht gestellt werde. Und wenn Sie nur ein Senfkorn streuen von Ihrem Ueberflusse: so Sie es thun im Namen dessen der da gesagt: Was Ihr gethan habt einem der Geringsten unter diesen, das habt Ihr mir gethan!" — so wird es bald erwachsen zu einem Baum, unter dessen Schatten durch Jahrhunderte hindurch „manche gerettete Seele" in Rührung Ihr Andenken segnen wird, während Ihr Name dem Gedächtnisse schon der nächsten Sprossen des „lachenden Erben" — entschwunden.

So sprach unter andern der Doktor auf dem Friedhofe zu Ihnen, die der Herr gesegnet mit irdischen Gütern; aber auch zu Ihnen, die er gesegnet mit der Kraft des Wortes, der Rede, des Liedes hat er Etwas gesagt. Er meint:*

Kann man's nicht in Bücher binden
Was die Stunden dir verleihn;
Gib ein fliegend Blatt den Winden. *)

Und wir wollen sie auffangen diese fliegenden Blätter, und sammeln und ihr Ertrag soll auch, wenn auch nur ein Sandkorn liefern zum herrlichen Bau. Drückt Euch auch — wie das gewöhnlich der Fall — der Schuh; überwältigt auf Augenblicke im Hinblick auf das hehre Ziel den Schmerz. Ohnehin — so meint nämlich der Doktor auf dem Friedhofe — heißt bis nur über 50 oder 70 Jahre das Hühnerauge so aus, daß kein Cuvier im Stande eurem Gehein es anzusehen. Das meinte er, und wünschte zum Schlusse, daß an sehr vielen in Erfüllung gehen möchte die schöne Ahnung edler Seelen, die in Gellert's Liede: „Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc. ꝛc. so sich ausspricht:

Dort ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Seliger zu:
Heil sei dir, denn du hast das Leben
Die Seele mir gerettet, du. ꝛc. ꝛc.

Diese Meinung des Doktors aber habe ich mehreren edlen Männern mitgetheilt und sie alle haben gemeint, daß er Recht habe. Darum wage ich es auch, wenn gleich schüchtern, diese seine Rede zu allgemeiner Kenntniß zu bringen, und erlaube mir zum Schlusse die Bemerkung, daß, Se. Wohlehrwürden, Herr Stadtprediger Johann Friedrich Philipp bereit ist, etwaige milde Beiträge „zur Gründung einer Armenerziehungsanstalt" in Empfang zu nehmen, zu quittiren, der Sparkasse einzuliefern und zu seiner Zeit öffentlich darüber sich auszuweisen.

Johann Vogt.

*) Freie Kunst. Von Uhland. A. d. E.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 9. **Montag, den 29. Februar** **1848.**

Die geselligen Verhältnisse in Sicilien.

(Aus einem bald erscheinenden Werke des Geheimrath Ritter v. Neigebaur.)

(Fortsetzung.)

Von dieser Geselligkeit findet sich in Sicilien keine Spur; hier hat die Gesellschaft eine ganz andere Physionomie angenommen, obwohl Sicilien eins der gastfreisten Länder ist. Diese Gastfreiheit läßt eigentlich im Innere der Insel keine guten Wirthshäuser aufkommen. Da jeder Reisende so zuvorkommend aufgenommen wird, daß es durchaus keine Bekanntschaft bedarf, um überall sein Nachtlager und sein Mahl bereit zu finden. Der Verfasser saß sich einst das ohnweit Bomini sehr malerisch gelegene Normanen Schloß Coccomo von Aasso an; bald erschien der Castellan derselben und nöthigte den ihm ganz Fremden einzutreten und mit dem Diener und den Mauleseln zu übernachten, indem er dazu ausdrücklich von dem Besitzer, dem Herzog aus der Familie de Spucher angewiesen sei, der jeden anständigen Reisenden aufzunehmen befohlen habe. So weit ist die Gastfreiheit sehr lobenswerth; allein sie entbehrt des Genusses der Geselligkeit, denn der Herzog lebt in Palermo. Der Fürst von Leonfante hat auf der großen Hauptstraße im Innern sein Schloß beinah täglich mit Fremden aus Sicilien und aus allen Theilen Europas besetzt; allein sie lernen den freundlichen Wirth und die liebenswürdige Wirthin eine Deutsche nicht kennen. Denn diese leben in Palermo, wo man sie nur auf dem Cassaro spazieren fahren und im Theater in ihrer Loge sehen kann. In Sicilien hat die Gastfreiheit etwas orientalisches; sie wird aus Menschenliebe geübt; die Geselligkeit hat keinen Theil daran, denn sie genügt dem Eingebornen oder kann dem, der an gute Gesellschaft gewöhnt ist, die Gastfreiheit nicht ersetzen, welche dem Wirth Bedürfniß ist. Hier ist sie lediglich Bedürfniß des Gastes; dort opfert der Hausherr sein Geld und seine Zeit der Aufnahme Anderer in seinem Hause auf. Viele heirathen nur deshalb, um in ihrem Hause Gesellschaft sehen zu können und die Frauen streben die Seele der Unterhaltung des letzten Zweckes die Geselligkeit zu sein. Von diesem Streben ist der Sicilianer frei.

So wenig daher hier die Geselligkeit durch die hiesige Gastfreiheit genährt wird, so wenig wird sie durch das Streben nach Unterhaltung gefördert. Bei dem obenerwähnten Landleben der Vornehmen ist man gesellig um Unterhaltung zu haben, und der unter Fremden am schweigsamste Engländer sieht die bei ihm Eingeführten oder an ihn Empfohlenen in seinem Hause je öfter desto lieber um Unterhaltung zu haben. Dem Sicilianer fehlt es an Unterhaltung nicht, er darf nur auf die Straße gehen; überall findet er Bekannte mit denen er sofort in der lebhaftesten Unterhaltung begriffen ist, da es um so weniger an Stoff fehlt, je näher sie ihre gegenseitigen Anziehungen kennen, da die gesammte gute Gesellschaft in Palermo zusammengedrängt lebt. Die Herren haben eine Art von geselliger Vereine, nämlich ein Paar Zimmer auf der Hauptstraße mit der Thüre auf dieselbe, wo sie zusammen kommen, um die Zeit hinzubringen. Diese Versammlungsorte heißen Officinen, und so gibt es Officinen für Juristen, Kaufleute, Jagdliebhaber, für die Herrn der guten Gesellschaft u. s. w., wo sie je nachdem sie für einander passen, sich versammeln. Manche gehören zu mehreren solchen Officinen; so daß die Zeit hingebracht werden kann, wo nichts zu thun ist; Zeitungen sind dort gewöhnlich; aber gegessen und getrunken wird daselbst nicht, ein Vorzug von den dortigen Gesellschaften, wo stets gegessen oder getrunken werden muß.

Digitized by Google

Aber die Damen, allerdings hier der bessere Theil der Gesellschaft, hört man Fragen, was machen diese? haben diese gar nicht das Bedürfniß bewundert zu werden? Man sollte beinahe auf den Gedanken kommen, daß dies wirklich oft der Fall ist. So wie hier der Mann über die Eitelkeit erhoben ist, sich darüber zu freuen, wenn man von ihm sagte: er habe ein glänzendes Mittagsessen gegeben; so sollte man beinahe glauben, daß die Frauen hier darüber erhoben sind, daß sie von Leuten bewundert werden, die sie nichts angehen. Mag man dies für solider ansehen, mag man uns im Norden für mehr frivol, für mehr eitel halten; wenigstens ist es in Sicilien bei diesem Verhältniß der Solidität, wenn man es so nennen will, langweiliger. Grade dies Streben zu gefallen, das sich bei den Französinnen am deutlichsten, bei den Engländerinnen am gediegensten, bei den Deutschen am gefühlvollsten und bei den Italienerinnen am graziösesten ausspricht, führt die Menge Kleinigkeiten herbei, welche dem geselligen Leben so hohen Reiz geben. Dagegen ist freilich in Sicilien alles positiver, und wenn auch die gute Gesellschaft in Europa beinahe überall denselben Gesetzen folgt; so behält sie doch überall eine gewisse Nationalfärbung bei, und dieselbe sicilianische Dame, welche in der Gesellschaft sich in denselben Formen bewegt, wie die Damen in Paris, Wien und Petersburg, kann doch bei näherer Bekanntschaft nicht verläugnen, daß sie demselben Geschlecht angehört, das in Sicilien im Sommer, das heißt den größten Theil des Jahres, wenn man das Freie sucht sich dennoch den Blicken zu entziehen sucht, während es sonst beinahe gar nicht sichtbar ist, es sei denn bei der Spazierfahrt im Wagen von der Dienerschaft gleichsam des Schutzes wegen umgeben, oder im Thor, wenn man alle Balkons gefüllt sieht, und jedes Fenster selbst in den unbedeutendsten Häusern hat einen Balkon, aber überall die Frauenzimmer der Straße den Rücken zugekehrt sieht, mit dem Gesicht nach ihrem Zimmer gewendet, das sie so selten verlassen; so findet man das doch von der Sitte der Länder sehr abweichend, wo die Kammerjungfer am Fenster sitzt, um gesehen zu werden, und die Gebieterin vor dem Fenster einen Spiegel hat, um zu bemerken, was auf der Straße vorgeht. Ohne einen Schluß daraus für das Bessere der einen oder der andern Sitte ziehen zu wollen, muß man gestehen, daß diese Vermeidungsform des Anblicks etwas sehr bezeichnendes ist; obwohl gerade hier bisweilen ein einziger Blick hinreicht einen ganzen Roman vom Anfang bis zu Ende zu verabreden.

Man kann daraus vernehmen, daß hier das weibliche Geschlecht im guten und im bösen mehr reelle Ansichten und Absichten hat, indem es sich mit etwas Unzweckmäßigem nicht aufhält und mehr bestimmt ist. Allein grade das Ungewisse, das Räthselhafte, was dem weiblichen Charakter einen so zarten Reiz gibt, fehlt hier. Der erfahrene Mann dürfte hier stets sofort wissen, woran er ist, und so entgehen der Gesellschaft die tausend Kleinigkeiten, welche sie sonst beschäftigen. Mag dieser Reiz als eines soliden Grundes entbehrend angefochten werden; wir wollen ihn nicht vertheidigen; wir wollen lediglich daraus abstrahiren, daß die Sicilianerin weniger kokett ist, als es in andern Ländern der vornehmsten, selbst der tugendhaftesten Frau erlaubt ist. Wer aber schon das Wort kokett verdammt, dem ruft Göthe zu: Nur die Schweine sind nicht eitel, nur die Lumpen sind bescheiden!

(Schluß folgt.)

Die Besetzung der Pfarren im Unterwalde aus dem Gesichtspunkte der Grundverfassung.

Weder die in den diesjährigen Blättern für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde namhaft gemachten geistlichen Herrn Beisitzer des Löbl. Reußmärkter Domestikal-Consistoriums bei Gelegenheit der Candidation zur Rätscher Pfarre, noch der Unterwaldner Theolog, welcher gegen Hermannstadt wegen der aus ihr stattgefundenen Promotion in den ganzen Unterwald sich gewaltig ereifert, noch sein Gegner in den Blättern für Geist, Gemüth u. s. w. bewegen sich auf historischem Boden, sie haben diesen verlassen und das weite Gebiet der maßlosen Conjekturen und willkührlichen Deutung und Fassung betreten. Der Unterwaldner hebt statt des Hermannstädter Capitels, die Hermannstädter Probstei und das Albenser Bisthum hervor und will durch die Unabhängigkeit beider Jurisdiktionen von einander darauf hindeuten, daß der Unterwald als zur Albenser Diöcese gehörig, nicht zum Hermannstädter Promotionskreis gehört habe. Die Albenser und Milkover Diöcese waren der Gerichtsbarkeit nach von einander streng geschieden, aber der Unterwald nahm seine Plebane nicht aus dem Albenser Comitat (Weißenburg), sondern aus der Hauptstadt des freien Sachsenlandes, welches in 7 Stühle, zu welchen der Unterwald gehört, gespalten, aber mit Hermannstadt fest vereinigt. Eine kräftige Provinz das sogenannte Siebenbürgen bildet. Die politische Geschichte dieses deutschen Landes der 7 Burgen oder Stühle dreht sich um Hermannstadt als um ihren Angelpunkt, nur die geistlichen Abgaben und die Kirchenobern sind verschieden; im

Digitized by Google

Unterwalde, im Schäßburger und Koßder (Repser) Stuhle ist der Kirchensprengel der Albenser Bischof, in Hermannstadt und seinen abhärenten Capiteln Schenk und Leschkirch der Hermannstädter Dechant als Vikar des Graner Erzbischofs.

Die Macht des Gesetzes und des Schwertes, die Macht des Geldes und der Intelligenz konzentrirte sich in Hermannstadt, sie war das Haupt im Bunde, der kräftige Stamm der seinen 7 Festen (Stühlen) Lebenskraft und Lebensdauer verlieh; sie war unüberwindlich durch ihre Ringmauern, innerhalb welcher die Priester an der Hermannstädter Landeskirche und deren Capellen sich zu den Diensten erwünschter Plebanien vorbereiteten. Es gab an der Schule von Hermannstadt viele Cleriker und in den Zellen der Hermannstädter Plebanie und des Priesterhofs viele Priester aus allen Theilen der 7 Stühle. Bis zur Hälfte des 15. Jahrhunderts war die Hermannstädter Kirche gebaut, sie ist die Landeskirche für die 7 Stühle und drückt darin schon ihr Anrecht auf Promotion in dem deutschen Siebenbürgen von Broos bis Draß aus. Die geschichtliche Wahrheit der Landeskirche ist an der südlichen Fronte in den 7 Dachstühlen ausgeprägt, deren jeder mit einer steinernen Krone oder Burg als Zeichen der 7 Stühle geziert ist. In gerader Linie von Westen nach Osten sind 6 Dachstühle und bezeichnen die Stühle von Broos, Mühlbach, Reußmarkt, Leschkirch, Schenk und Reps, der nördliche, der Stadtpfarre gegenüber stehende Dachstuhl bezeichnet den Schäßburger Stuhl; in der Mitte der südlichen Fronte erhebt sich über dem Haupteingang in die Kirche die Krone oder Burg von Hermannstadt und verbindet vorbildlich alle genannten 7 Stühle zu Einem großen Ganzen. Dieser steinerne Typus für die Landeskirche in der von 7 Burgen (Stühlen) umschlungenen Hauptstadt spricht kräftiger als Pergamentrollen. Die Reformation gab diesem Typus durch Worte untrügliche Bedeutung; sie forderte zur Vertreibung der Finsterniß, die Errichtung von Schulen, Hermannstadt kaufte im Jahre 1545 ein größeres Gebäude zur Schule und richtete diese im Jahre 1546 zur Landesschule ein. Auf diese Weise bekam die Hermannstädter Landeskirche auch eine Landesschule, wie sie im Universitätsprotokoll der Jahre 1544—1553 ausdrücklich genannt wird. Für das deutsche Land der 7 Burgen oder Stühle sollte hier die Wissenschaft und das gereinigte Dogma von gebildeten Lehrern gepflegt und nach ihrem Uebertritt aus der Schule an die Landeskirche praktisch geübt werden. Die Hermannstädter Probstei- und Kerzer Abtei-Güter waren der Landeskirche von König Mathias im Jahre 1477 zur Erhaltung von 15 Priestern geschenkt und die Verwaltung dieser Güter dem Hermannstädter Magistrat vom König übertragen worden. Weil die Reformation so viele Priester unnöthig machte, wurde die Zahl 15, weil im Privilegium festgesetzt, also beibehalten, daß 7 Cleriker an der Schule und 8 Prediger an der Kirche arbeiteten, welche ihren schon damals kärglichen Unterhalt aus jenen Gütern bezogen, bis sie zu einer Pfarre im deutschen Lande der 7 Stühle befördert wurden. Wie sich's wohl gebührt und von selbst versteht, wachten an der Landeskirche freilich nur die 2 ersten Superintendenten von 1554—1565 über die Reinheit des Dogma's und wehrten dem Einbruch der Glaubenssplaltungen in die sächsische Nation, welche gerade in diesen Jahren unter den Ungarn auftauchten. Stephan Bathori's gut gemeinter Wunsch: einen gelehrten Ausländer zum Superintendenten zu berufen, welcher nicht kam, folglich auch nicht gewählt werden konnte, entzog der Landeskirche durch die Wahl des Birthälmer Pfarrers Lukas Ungleich, die Superintendentur. Zu gleicher Zeit mit der Hermannstädter Schule für das deutsche Land der 7 Burgen oder Stühle erhob sich in Kronen eine Landesschule für das deutsche Burzenland und weit später in Bistritz für das deutsche Nösnerland. Die Lehrer an diesen 3 Gymnasien wurden für ihre Dienste an Schule und Kirche mit einer Pfarre in ihren betreffenden Länderbezirken belohnt, oder auch, wenn Krieg und Pest ihre Aerndten hielten, sonsthin berufen. Es war natürlich, daß auch in den zwei Stühlen Mediwisch und Schelk, weil daselbst keine Landesschule oder Gymnasium errichtet war, die Pfarren von Hermannstadt aus besetzt wurden, denn die Grundverfassung fordert zur Besetzung der Pfarren durchgebildete, wissenschaftliche Männer, welche nur aus Lehrern an Gymnasien und einer gebildeten Hauptgemeinde hervorgehen können; die Grundverfassung will dadurch die Wissenschaften und das reine Wort Gottes erhalten und verbreiten, ohne welche die Nation so viele Kämpfe und Stürme nicht rühmlich bestanden, vor den Glaubenssplaltungen der Calvinisten und Zwinglianer seit der Mitte des 16. Jahrhunderts sich nicht unberührt erhalten hätte und den Netzen der Jesuiten im 18. Jahrhunderte nicht entgangen wäre.

Im Schäßburger Stuhle war, weil er zu den mit Hermannstadt vereinten 7 Stühlen gehört, kein Gymnasium. Vor 60 Jahren oder auch später getraute man sich in Schäßburg nicht, der dasigen Schule den Namen „Gymnasium" beizulegen; da nun dieser Name angenommen ist und durch eifriges Fortschreiten auf der Bahn wissenschaftlicher Bildung verdient wird, freuen sich die Hermannstädter Landesschule und Landeskirche über das fröhliche Gedeihen des benannten Gymnasiums, weil es nach der Forderung

Digitized by Google

der Grundverfassung den dasigen Pfarren wissenschaftliche Männer liefert, welche durch angestrengte Schul- und Kirchendienste zum Aufbau des Reiches Gottes geläutert werden. Die Schule zu Medwisch hat sich ebenfalls zu einem Gymnasium erhoben und erweitert, und will nach der in der Nation geltenden Grundverfassung, Bildung, Wissenschaft und Reinheit des Dogma's erhalten und verbreiten. Durch angestrengte Gymnasial- und Kirchendienste wollen die Pfarren verdient werden; sie sollen nicht zu Sinekuren für Söhne und Vettern herabsinken, die an Präparialschulen sogenannter Consistorialbezirke gebient haben; dadurch würde die Verfassung umgestürzt werden, welcher die Nation so viele Jahrhunderte hindurch Licht, moralische Kraft und Glaubenstreue zu verdanken hat. Aus Pietät gegen die Verfassung und aus Furcht vor Verwilderung und Barbarei nahmen die mit Hermannstadt innigst vereinigten 7 Stühle ihre Pfarrer, so viel derselben sie nur erhalten konnten, von der Hermannstädter Landeskirche. Die weite Entfernung des Schäßburger und Repser Stuhles machte die Promotion von Hermannstadt, besonders in den vielen kriegerischen Zeiten unmöglich, darum bildet der Promotionskreis für Hermannstadt die 3 Stühle im Unterwald und die mit Hermannstadt zu Einem Kapitel vereinten Schenker und Leschkircher Capitel. So wenig im Burzen- und Nösner-Land, wo für jedes eine Landesschule (Gymnasium) besteht, der dazu gehörigen Promotionskreis gestört oder verengt wird, und die Besetzung der Pfarren eine Schmuggelei heißt, so wenig war dieses der Fall im deutschen Lande der 7 Burgen oder Stühle. Wer hätte dieses wagen mögen bei der neuen politischen Verbindung mit der sächsischen Hauptstadt, dem Sitze des Provinzial-Magistrats der beiden Dynasten, Bürgermeister und Königsrichter! Wer hätte es wagen mögen zu einer Zeit, wo man sich der Grundverfassung und der geistigen Gesamtinteressen bewußt war; wo man die Lehre der Geschichten noch nicht vergessen hatte, daß an dem Stamme Hermannstadt 7 Aeste (Stühle) hervorgewachsen sind und von ihm getragen wurden. Ohne Hermannstadt wäre der Brooser, Mühlbächer und Reußmärkter Stuhl längst erloschen, wenigstens ohne die geringste politische Bedeutung für die Nation. Das Hermannstädter Banner erhob sich gegen das Albenser Domkapitel im Jahre 1277, weil dieses die Plebane des Unterwaldner Capitels durch viele Erpressungen drückte; Hermannstadt unterstützte den Brooser Stuhl, als der Sultan Amurath im Jahre 1421 plündernd und sengend in demselben geraft hatte; Hermannstadt schützte denselben im Jahre 1441 gegen die Bedrückungen der beiden adeligen Brüder Johann und Benedikt v. Ilye, welcher das Brooser Richteramt und 600 Joche Ackererde von den Brooser Feldmarken an sich gerissen und ihre eigenen Richter und Offizialen mitten unter die Sachsen des genannten Stuhls eingesetzt hatten; Hermannstadt brachte durch seine Verwendung und sein Geld das im Jahre 1532 vom Gegenkönig Johann v. Zapolya dem Michael Gyulai für 1000 Gulden verpfändete Dorf Vaide im Brooser Stuhl wieder in dessen Besitz im Jahre 1550, so wie nicht minder die für 4000 fl. verpfändeten Dörfer Kucsir und Felsö Kenyes im Jahre 1617; Hermannstadt schützte die Brooser vor den Uebergriffen der Arianer und Walachen und wahrte des Stuhles politische und der geistlichen Zehntrechte. Denselben Schutz haben auch die Stühle Mühlbach und Reußmarkt erfahren, als unter Amurath beide im Jahre 1421 entvölkert, unter König Mathias im Jahre 1478 der Mühlbacher Stuhl für 2000 fl. verpfändet von Johann Zapolya im Jahre 1531 die Stadt Mühlbach aus Rache darüber mit Beschlag belegt worden war, weil Mühlbach die Partei des Königs Ferdinand ergriffen hatte; im Jahre 1542 wurde auf Verwendung Hermannstadts und der Universität die Stadt gegen Erlegung von 6000 fl. zurückgegeben. Als im Jahre 1708 die in der Stadt Mühlbach befindliche kaiserliche Garnison von den Kuruzzen unter Anführung des Grafen Karoly überwältigt, die Stadt ausgeplündert, in Brand gesteckt und ganz verheert worden war, veranstaltete der Hermannstädter Magistrat eine Almosensammlung für die armen Mühlbächer Bürger. Es gingen viele Kleider ein zur Bedeckung der Entblößten und 400 fl. für die Hungernden.

Der kleine Reußmärkter Stuhl genoß außerdem früher Genannten auch in anderer Hinsicht Hermannstadts politischen und materiellen Schutz; gegen die Gewaltthat der Walachen von Großdorf (Galis), welche einen großen Theil der Reußmärkter Marken und Wälder an sich gerissen hatten, treten die Hermannstädter im Jahre 1456 schützend ein, den 20. Februar 1690 bitten die Reußmärkter den Herrn Königsrichter um Hilfe für ihren durch die Tartaren verwüsteten Stuhl, diese wird ihnen gewährt. Die politischen und geistlichen Rechte des Stuhls wurden von Hermannstadt vertreten u. s. w.

Ohne Hermannstadt hätten die adeligen Familien Gerendi, Thobiassi und Sykesdi die Stühle Leschkirch, Schenk und Reps stark verengt und was wäre noch vom freien Sachsenthum in dem Strich von Broos bis Draß übrig geblieben, da die Türken bereits im ganzen Unterwalde und im Leschkircher Stuhle die Deutschen so entsetzlich dezimirt hatten? Im Brooser Stuhl blieben kaum 2 sächsische Kirchengemeinden, im Mühlbächer Stuhl 4, eben so

Digitized by Google

viel im Reußmärkler Stuhl und im Leschkircher Stuhl 5. Wo es Grundgesetze, wo es eine Grundverfassung gibt, da ist eine Schmuggelei von vorn herein verpönt, da geht die Promotion auf gesetzlichem Wege, da geben kleine Abgaben an das Kapitel von Seite der Prediger und Schullehrer diesen keine Rechte. Der Clerus konnte die vielen Inflictionen zu Landesbedürfnissen in den 2 letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts und in dem ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts nicht erschwingen, und so wurden damals die Landprediger und Landschullehrer ins Mitleid gezogen. Dieses hat seit mehr denn 130 Jahren aufgehört und sollte dieses in den Zeiten des Friedens im Mühlbächer Stuhl noch fortdauern, so wäre das eine schreiende Ungerechtigkeit.

Der Promotionskreis der Hermannstädter Landesschule und Landeskirche von Broos bis einschließlich Großschenk ist, weil er auf Grundgesetzen und der Grundverfassung vieler Jahrhunderte beruht, gesetzlich. Sollte das Candidations- und Wahlnormativ durch seine Consistorialbezirke die entfernteste Gelegenheit zur Verletzung der Grundverfassung bezüglich des Hermannstädter Promotionskreises geben: so würde es damit beweisen, daß es nicht aus historischem Grunde hervorgewachsen ist, und Hermannstadt hätte die unerläßliche Aufgabe, das neu zu rectifizirende Candidationsnormativ auf die wahre, weil allein giltige historische Grundverfassung zurückzuführen. Die Ecclesien der Hermannstädter Probstei und Kerzer Abteigüter gehören ebenfalls zum Hermannstädter Promotionskreise, weil sie durch k. Schenkung Eigenthum der Hermannstädter Marienkirche sind. Das neu zu rectifizirende Land- und Wahlnormativ muß auch diese historische Wahrheit deutlich aussprechen.

Bei der noch ungeschmälerten Ausdehnung des Hermannstädter Promotionskreises von Broos bis Großschenk konnte Hermannstadt seine 15 Cleriker und Priester an der Schule und Kirche nach den beschwerlichen und karg besoldeten Diensten weniger Jahre auf eine Pfarre befördern. Die Hermannstädter Kirche konnte es verschmerzen, daß ihr Eigenthum, nämlich die Probstei- und Abteigüter nicht zum Nutzen und zur Erhaltung der 15 Personen an Schule und Kirche verwaltet wird, sondern der Ertrag in den Säckel der 7 Richter fließt, woraus jeder Stuhl ein Contingent anspricht und erhält. Seit dem aber zuerst der Schenker Stuhl im vorigen Jahrhundert und im J. 1833 der Mühlenbächer im Verein mit dem Brooser Stuhl, ohne im Besitz eines Gymnasiums zu sein, es auf sich genommen haben, durch Lostrennung von dem Hermannstädter Promotionskreise die Grundverfassung zu verletzen, oder sogar umzustürzen und die auf 26 an Schule und Kirche zu Hermannstadt angewachsenen Lehrer einzuengen und unter der Last der Dienste und Brotsorgen zu erdrücken: so wird Hermannstadt, bis ihre Grundverfassung nach gehörig motivirten Klagen bei dem Allerhöchsten Hofe, wieder hergestellt werden wird, auf Mittel denken müssen, um die drückende Lage ihrer Cleriker und Geistlichen zu erleichtern. Das Hauptmittel ist, jene Güter, zum Unterhalt von 15 Geistlichen geschenkt, für den Säckel der Kirche herüber zu nehmen und nicht zuzugeben, daß die von Hermannstadt gegen die Grundverfassung der Hermannstädter Landesschule und Landeskirche abgerissenen Stühle von dem Vermächtniß dieser Kirche einen Antheil (Contingent) weiter bekommen, während die rechtmäßigen Besitzer darben müssen. Dieser Vorgang ist eine Ungerechtigkeit, welche, wird sie länger hingenommen, Hermannstadt leicht den Vorwurf historischer Unkenntniß oder der Gleichgiltigkeit gegen die Interessen ihrer Landesschule und Landeskirche zuziehen könnte.

Der Sklavenhändler.

(Schluß.)

Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, als das zerschmetterte Steuerruder über das Wasser hinflog. Jetzt war, ungeachtet man sogleich ein Nothruder herzustellen suchte, die Hoffnung auf Rettung verloren, denn gleichzeitig erscholl aus den untern Räumen der Jammerruf: „Das Schiff füllt sich mit Wasser!“

„So pumpt, oder ersauft!“ schrie der Kapitän und befahl, um Alles zu versuchen, drei Kanonen, die am Steuerruder standen, gegen den Feind abzufeuern.

Die Kugeln tanzten lustig über die Wellen hin, allein sie erreichten das Ziel nicht.

Desto besser trafen diejenigen des Feindes, der immer mehr sich näherte, — kein Schuß ging verloren und bald war das Verdeck des Türken mit Todten, Verwundeten und Trümmern bedeckt.

Da keine Rettung mehr möglich war, und alle Reisende und selbst die eigenen Matrosen ihn drängten, ließ endlich der Kapitän die türkische Flagge streichen, in Folge dessen die feindlichen Begrüßungen aufhörten.

Das griechische Schiff, denn ein solches war es, setzte sogleich eine Schaluppe aus, welche auf die Prise zurückerte und sobald sie in der Nähe war, dem Kapitän zurief: „die Mannschaft hinunter in den Raum!“

Digitized by Google

Dem Befehl wurde sogleich Folge gegeben; die Schaluppe legte an und aus derselben stiegen an Bord des eroberten Schiffes ein schöner junger Mann in der malerischen griechischen Nationaltracht der jonischen und ägeischen Inseln und einige bärtige, wild aussehende Männer. Der erstere schritt auf den Kapitän zu, der nebst seinem Steuermann allein auf dem Verdeck war, und stellte an ihn einige Fragen.

„Wie heißt Euer Schiff?"

„Sidi Osman."

„Woher kommt es?"

„Von Canea."

„Wohin war es bestimmt?"

„Nach Nauplia."

„Womit war es belastet?"

„Mit Waaren und Reisenden."

„Gebt mir das Verzeichniß der Reisenden."

Der Kapitän zieht ein Papier aus seinem Busen und überreicht es ihm.

Der griechische Anführer liest:

„Abdallah, Kaufmann von Misabel."

Assim, Kaufmann von Suda.

Jahub Eltaim, Gärtner von Candia.

Hadji Ibrahim, Mollah, von Tripolitza.

Hassan ben Muclar, Sklavenhändler von Candia, mit zwei Sklavinen.

„Wie, sehe ich recht, Hassan ben Muklar? der Mörder von Cydonia's Mutter? Himmlische Gerechtigkeit, sollte es möglich sein! — Geschwind herauf mit dem Verruchten?"

Und Hassan erschien auf dem Verdeck zitternd und bebend; seine häßlichen schalkhaften Züge hatten etwas Dämonisches.

„Bist du Hassan ben Muklar, der Räuber und Mörder?"

„Ich heiße wie Ihr gesagt, Herr, allein ich bin weder ein Räuber noch Mörder, sondern blos ein Kaufmann."

„Womit handelst du denn, Elender?"

„Ich — ich versorge die Harems der Vornehmen."

„Womit? Mache geschwind!"

„Allah, Rahman! Seyd nicht erzürnt, Herr, — denn der Zorn ist ein böser Rathgeber, sagt Saadi der Weise."

„Noch einmal, womit versiehst du die Harems!"

„Allah Kerim, Herr, ich verschaffe dort armen jungen Töchtern ein glänzendes Loos, ein nützliches Auskommen."

„Und jungen Frauen auch, nicht wahr Schurke? Kennst du den Landsitz Kiletosa, der dem wackern Griechen Guras gehört?"

„Gehörte, — großmüthiger Herr, der Grieche, welcher dort beim Zug verwundet oder todt am Boden liegt, hat ihn erschlagen; er hat es mir selbst gesagt."

„Das lügst du, feiger Wicht! Du willst meinen Zorn von dir ab auf einen Andern lenken. Gestehe, daß du lügst, daß der edle Guras lebe! Ein Grieche ist keiner solchen Schandthat fähig. Doch will ich schnell die Sache untersuchen."

Er ließ den Sklavenhändler an den Mast binden, eilte nach dem Zug, und wendete alle Todten und Verwundeten hin und her, um den Angeklagten herauszufinden. Da lag vor ihm ein junger Grieche, tödtlich verwundet, mit Blut bedeckt. Er ließ sein Gesicht abwaschen, um ihn desto eher zu erkennen. Während dem man damit beschäftigt war, erhöhte wiederum Jammergeschrei aus dem Raum empor. Die Reisenden und das Schiffsvolk drängten sich hinauf, indem sie riefen, daß das Wasser von allen Seiten eindringe, und vor den griechischen Anführer warfen sich die verschleierten Damen, welche dem Hassan angehörten, zu stolz, um sein Erbarmen anzuflehen. Jener wendete sich von den Verwundeten ab und sah sich um. Da stieß eines der Frauenzimmer einen durchdringenden Schrei aus, stand mit Blitzesschnelle auf, warf ihren Schleier zurück, breitete ihre Arme aus und rief; „Marco!" — Dieser, denn er war es wirklich, konnte vor Ueberraschung und Bestürzung kaum das Wort; „Cydonia!" hervorbringen, und schloß seine Geliebte in einem wilden Sturme sich durchkreuzender Gefühle in die Arme.

Als Ruhe und Besinnung zum Theil wiedergekehrt waren, fragte Marco mit einem Blicke, worin Liebe und Vorwurf gleichzeitig lagen: „Cydonia, wie kommst du auf dieses Schiff?"

Das Mädchen sah sich um und erblickte vor ihr am Boden einen ihr nur zu wohl Bekannten, todt oder doch wenigstens tödtlich verwundet. Mit einem Schrei des Entsetzens rief sie: „Das ist Stephan Zaletas!"

„Wie, dein Vetter?"

„Leider mein Vetter. Dieser und der dort am Mast Angebundene haben mich hieher gebracht. Hassan hat mich von meiner Tante Basilia gekauft, um mich nach Nauplia, oder vielmehr nach Tripolitza in den Harem des Pascha zu bringen, und Stephan begleitete mich, wahrscheinlich, um aus dem Gelingen des Handels für sich insbesondere noch einigen Nutzen zu ziehen."

„Und du ließest dich nach dem Markt führen wie ein

Digitized by Google

schwaches Lämmlein? — Armes Kind," bemerkte Marco etwas spottend.

„Marco!" und Cydonia richtete sich stolz empor, „ein solches Wort mehr, wenn du mich liebst, woran ich beinahe Grund zu zweifeln habe — ich bin Guras' Tochter und die Stunden zum Leben hatte ich mir selber zugemessen. Morgen früh wäre ich in den grünen Fluthen der Schande entgangen."

„Ich ahne ein furchtbares Gewebe von Niederträchtigkeiten, doch hier ist weder Ort noch Zeit, um eine Untersuchung anzustellen; ich will dich und deine Gefährtin, wahrscheinlich auch ein Handelsartikel des braven Hassan, sogleich auf die Helena bringen lassen, um hier noch in Eile das Angemessene anzuordnen, denn wie ich sehe, wird der Sidi Osman bald von der Oberfläche der See verschwinden.

Diese Verfügung bestand hauptsächlich darin, die Reisenden und kostbarsten Waaren nach der Helena führen zu lassen. Die türkische Mannschaft ließ man nach damaliger Sitte und nach dem Grundsatz der Wiedervergeltung nebst dem Sclavenhändler auf dem sinkenden Schiff, und der bekannte Baßgeiger begrüßte dasselbe noch einigemal nach seiner alten barschen Weise, um seinen Untergang zu befördern.

Wenn man die kleine Helena sah, wie sie jetzt fest und unerschüttert durchfurchte, wie ihre weißen Segel sich beinahe über das Maß ihrer Kräfte aufblähten und die farbigen Wimpel auf eine kokette Weise in der Luft herumschwärmten, so hätte man mit ein wenig Phantasie ein belebtes Wesen vor sich zu sehen glauben können, ein Wesen, entweder stolz über den erfochtenen Sieg oder voll lebhafter Theilnahme an dem Glück einzelner Personen, welche es mit sich führte.

Auch gaben sich die Matrosen alle Mühe, ihre werthe Heldin herauszuputzen, als wäre sie neuerdings zu einem Tanz eingeladen und der alte Lapethos hielt mit seinem linken Arm seinen treuen Freund, seinen intimus, den wackern Baßgeiger umschlungen, während er mit freudestrahlenden Augen das schöne Paar, den Marco und seine Geliebte, betrachtete, welche einander so vieles zu sagen hatten, was sich während ihrer Trennung ereignete, und warum er, Marco, nicht eher nach Candiens Küste steuern konnte, um zu seiner Cydonia mit dem Segen des Vaters zurückzukehren.

Während diesen gegenseitigen Erörterungen und Erklärungen setzte die Helena eifrig ihren Kurs nach Sphakia fort, denn es schien dem Lapethos nicht rathsam, nach der Vernichtung des Sidi Osman in die nahe Bai von Canea einzulaufen. Zudem waren die Sphakiosen im Aufstand gegen den Pascha von Candia und sie wollten sich einerseits überzeugen, in wie weit dieser allfällig gedeihen dürfte, andererseits konnten sie von da sicherer nach Kiletusa gelangen, und Einleitungen zur Veräußerung dieser Besitzung treffen. Auch hoffte Marco und Cydonia dort Nachrichten über Dyonis einziehen, und die Mörder des Vaters Guras ausmitteln zu können.

Dieses alles gelang über Erwarten.

Die Ankunft der Helena verbreitete in Sphakia eine große Freude und Alles drängte sich hinzu, um die bekannte Heldin des Nähern zu betrachten.

„Wie, das kleine Ding da!" rief der Eine, „darf sich mit großen, prahlerischen Türken messen!"

„Beim heiligen Georg!" rief ein Anderer, „ich kenne sie genau; sie ist präzis so alt wie ich, allein Respekt vor der Helena, obschon sie mehr im Wind und Wetter war als ich, hat sie sich doch vortrefflich conservirt. Sie sieht ja meiner Treu aus, wie eine junge hübsche Wittwe, die gerne wieder heirathen möchte."

Allein die Helena schaukelte sich behaglich auf den sanften Wellen der sichern Bucht und stellte sich an, als höre sie von allem Diesem nichts.

Als der alte Lapethos die Seinigen an das Land begleitete, wurden diese von den Neugierigen in dem Maße umringt, daß es ihnen beinahe unmöglich war, vorwärts zu kommen. Aus einzelnen Haufen erscholl der Ruf: „es lebe Lapethos, der ägeische Seeadler!"

Und diesen lauten Ruf übertönte eine gewaltige Stimme: „wo ist Lapethos?" und durch die dichten Volksmassen drängte sich ein junger Mann, mit kraftvollen Armen sich Bahn brechend.

Plötzlich stand er still, wie festgezaubert, auf eine Gruppe hinstarrend, welche vor seinen Augen dahinzog. „Lapethos!" rief er noch einmal. Der Zug hielt. „Um Gotteswillen, was sehe ich! Marco, Cydonia!" — „Dyonis!" jubelte diese. Das erstaunte Volk ahnte ein merkwürdiges Ereigniß, wich mit zarter Scheu zurück und bildete um die glücklich sich Wiederfindenden einen Kreis.

Als man sich gegenseitige Beweise der innigsten Freude gegeben und mit Fragen bestürmt hatte, legte Dionys, wahrscheinlich in Folge einer Frage, welche die Schwester an ihn gestellt hatte, geheimnißvoll lächend den Finger auf den Mund und führte sie sammt Marco und seinem alten rüstigen Vater durch das Volk hindurch nach einer sanften

Digitized by Google

Anhöhe, auf welcher ein kleines mit wilden Reben bekränztes, gleichsam über dem Meer schwebendes Haus stand.

Kaum war Cydonia in das neben der Thüre befindliche Haus getreten, als ihre Aufmerksamkeit von einem Gegenstand gefesselt wurde, welcher vor ihr auf einem sogenannten Sorgenstuhle lag. Es war ein Kleidungsstück, das einst ihrem Vater angehört hatte. Eine fieberhafte Hitze wechselte bei diesem Anblick mit tödtlicher Blässe auf ihren Wangen. Endlich brachen Thränen aus ihren Augen, mit Ungestüm warf sie sich vor diesem geliebten Gegenstand auf die Kniee, preßte ihn an ihre Lippen und rief mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme: „O Dionys, wie sehr danke ich dir, daß du diese heilige Relique unsers unglücklichen Vaters so forgsam aufbewahrtest!“

Cydonia hatte mit ihren von Thränen getrübten Augen nicht wahrgenommen, was um sie herum vorging, sonst würde sie gesehen haben, daß der Bruder dem Marco und dessen Vater Stillschweigen empfahl, sich dann still entfernte und bald darauf an der Hand eines Greises durch eine andere Thüre leise und von der Schwester unbemerkt wieder hereintrat.

Der Letztere sah aus wie ein Verklärter; in stummem unaussprechlichen Entzücken hob er Blick und Hände dankend zum Himmel empor, dann vermochte er nicht mehr länger an sich zu halten; er schritt auf Cydonia zu, ungeachtet Dionys ihn zurückzuhalten suchte und rief: „die Freude tödtet nicht! Cydonia, gutes, liebes Kind, dein glücklicher Vater lebt noch, — komm an seine Brust!“

Welch' eine herrliche Scene des Wiederfindens! Welch' schönen Ersatz für die ausgestandenen Leiden! Eng verschlungen stand die selige Gruppe; frische Lebenskraft durchströmte die Alten, — sie sahen sich zum erstenmale wieder seit mehreren Jahren und schienen die Veränderungen nicht zu beachten, welche diese an ihnen hervorgebracht; und den Jungen schien das Traurige der Vergangenheit ein Traum, und während sie sich küßten und liebkosten, schuf ihre Phantasie neue Gebilde einer glücklichen Zukunft.

Auf die lauten Ausbrüche der Freude, folgten Erklärungen und Erzählungen über alles in der Zwischenzeit Vorgefallene, welches ich nur noch theilweise mit wenigen Worten berühren will.

Stephan Zaletas und der Sclavenhändler Hassan ben Muclar, waren die Hauptpersonen bei dem raubmörderischen Anfall des alten Guras und seines Dieners in der Bergschlucht von Prietisa. Beide lagen fast tödlich verwundet und besinnungslos in ihrem Blute, als ein Kaufmann von Syhakia, der mit seinem Wagen des Weges kam, sie entdeckte, verband, verpflegte und mit größter Schonung mit sich nahm. Es gelang Dionys, seinen Vater aufzufinden welcher nach und nach in Folge zweckmäßiger ärztlicher Behandlung und sorgsamster Pflege wieder genas und seit ein paar Wochen sich im Freien erholen konnte.

Marco hatte ab Seiten seiner Geliebten ein wiederholtes scharfes Verhör zu bestehen, allein er wußte sich über die Fragen: warum er so lange ausgeblieben? warum er nichts von sich habe hören lassen u. s. w., auf eine so befriedigende Weise zu verantworten, daß er nicht etwa mit leisem Verdacht von der Instanz entlassen, sondern frei gesprochen und in alle seine ehevorigen Rechte auf die schöne Inquirentin reintegrirt wurde. Ja, diese Rechte wurden segar nach wenigen Tagen in so bedeutendem Maße ausgedehnt, daß der alte Baßgeiger auf der festlich geschmückten und bewimpelten Helena sich während 12 Stunden fast heiser brummte, indem er den erstaunten Leuten und der felsenumgürteten Bucht und dem Lande weit umher verkündete: die dem Sclavenhändler entrissene edle Cydonia Guras ist heute die Gattin des wackern Marco Lapethos geworden!“

Mannigfaltigkeit.

(Die Cholera und der Schwefeläther.) Die Cholera macht wieder von sich reden, und es ist nichts natürlicher, als daß man sich überall nach Mitteln umsieht, dem recht bösen Feinde die Thür zu weisen. Da hat man denn aus dem Jahre 1837 Folgendes aufgestöbert. Hr. Bruno Taron, Militärarzt bei der türkischen Armee und früher Inspektor der Hospitäler in Syrien und Aegypten, befand sich 1837 während des Cholerausbruchs in Marseille. Auch er wurde in der Nacht von ihr ergriffen, ohne irgend eine Bedienung im Hause zu haben, das seine ganze Familie aus Furcht verlassen hatte. In dieser Angst findet er nichts auf seinem Zimmer als eine große Flasche Schwefeläther, den er so viel als möglich einzuathmen sucht. Nach sehr kurzer Zeit wurden die Symptome geringer, warmer Schweiß stellte sich statt des bisher kalten ein, und von einem sehr tiefen Schlafe befallen, fand er sich bei'm Erwachen nach sechs Stunden zwar schwach, allein von der Cholera befreit.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 10 **Montag, den 6. März** **1848.**

Statistik von Siebenbürgen.

Der I. Bd. eines diesen Zweig der Vaterlandskunde behandelnden ungrischen Werkes von **Kövári László** ist im vergangenen Jahr in Klausenburg bei Joh. Tilsch erschienen. Der Hirado enthält eine erschöpfende Rezension dieses Buches von Stephan Kovács von N. Ajta, welche wegen ihres Reichthums an besonders geschichtlichen Bemerkungen auch für diejenigen unserer Leser intressantsein dürfte, welche das Werk selbst nicht zu ihrer Lectüre machen werden. Dies zu unserer Rechtfertigung dessen, daß wir hier die Uebersetzung dieser Rezension folgen lassen. Der Titel des rezensirten Buches heißt:

ERDÉLYORSZÁG. STATISTIKÁJA.

Irta Kóváry László. Első követ.

Koloszvártt 1847. Tilsch János tulajdona 8. r. 296 lap.

Zu deutsch:

Statistik von Siebenbürgen.

Von Ladislaus Kóváry. Erster Band.

Klausenburg 1847 Joh. Tilsch's Eigenthum. 8. 295 Seiten.

Die Rezension, wie folgt:

In diesem schriftstellerischen Werke, von welchem ich als Rezensent in den Spalten des Erdelyi-Hirado Kunde geben will, richtet nicht der Verfasser Ladislaus Kóváry sondern der Herausgeber, der Klausenburger Buchhändler Johann Tilsch das Vorwort an den Leser. Es sagt derselbe: „es sei während seiner zwölfjährigen Laufbahn als Buchhändler und Verleger immer sein vorzüglichstes Bestreben gewesen die vaterländische Literatur mit der Herausgabe von zweck- und zeitgemäßen Werken zu bereichern, und dabei habe die Herausgabe einer Statistik und Geographie von Siebenbürgen zu seinen heißesten Wünschen gehört." — Die mehren Tausende, welche ein solches Werk in Anspruch nehme habe er dazu bestimmt, und diejenigen, welche sich mit Vaterlandskunde befassen, aufgefordert, jedoch von allen einen leeren Korb bekommen. Endlich habe das Schicksal geholfen: im Jahre 1842 sei der Verfasser gegenwärtigen Werkes mit seiner Flugschrift über „das Szeklerland, und in diesem Werke habe Herausgeber den gesuchten Mann erkannt, und sei mit ihm ins Einvernehmen getreten."

Ich weiß nicht, ob die Handlungsweise derer, von denen der Herausgeber die leeren Körbe bekommen hat, gebilligt oder getadelt werden wird; sei nun auch das letztere der Fall, dennoch gestehe ich offen, daß ich mich auch unter ihnen befinde. Auch ich war nicht ganz außer der Reihe derjenigen welcher der Herausgeber zur Abfassung einer Statistik von Siebenbürgen aufgefordert hatte; indessen war meine Antwort: Eine Statistik von Siebenbürgen zu schreiben sei überhaupt nicht meine Absicht, wenn sie es aber auch wäre, so würde ich noch nicht daran gehen, denn ich sehe uns noch nicht in der Lage, in der es möglich wäre eine gute Statistik unseres Vaterlandes zu geben. Und wie ich nicht erröthete vor einigen Jahren diese Erklärung unter vier Augen zu geben so erröthe ich auch jetzt nicht dieselbe Angesichts des verehrten lesenden Publikums zu wiederholen. Auch Pray schämte sich nicht, unter in Ungarn obwaltenden Umständen, welche den unsrigen ähnlich waren, sich in ähnlicher Weise zu erklären, da doch dessen Name bis heute in der langen Reihe der ungarischen Historiker groß und glänzend ist. Zu keiner Zeit lebten in Ungarn so viele bedeutende Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber als in der seinigen (1723—1801) und keiner unter ihnen besaß ausgebreitetere und gründlichere vaterländische Geschichts- und Landeskenntnisse und wenig hatten zur Erwerbung derselben solche Gelegenheit als er, und doch erklärte er, als er im Jahre 1801 sein vortreff-

Digitized by Google

liches Werk „Historia Regum Hungariae" herausgab, in dessen Vorrede offen, daß er höhern Befehlen gehorchend eine Statistik von Ungarn habe schreiben wollen, daß aber wider seinen Willen ein anderes Werk unter seinen Händen hervorgegangen sei: während der Arbeit habe er es erfahren, wieviel Aufzeichnungen und Daten in Ungarn nicht vorfindig sind, welche vorhanden sein müßten, wenn es möglich sein sollte eine gute Statistik zu schreiben.

So Pray.

Und hören wir die hieher bezügliche Bemerkung eines der vorzüglichsten Publizisten Deutschlands aus unserer Zeit. Zahlreiche statistische Daten zusammenhäufen — sagt **Bülau — ist keine große Sache, sind sie aber nicht möglichst vollständig**, nicht gewiß, so sind sie ganz ohne Werth, ja was mehr ist, wir besitzen an ihnen etwas schädliches.*)

Und wer wollte es läugnen, daß auch wir an zahllosen solcher Daten Mangel leiden, ohne welche eine Statistik unseres Vaterlandes **gut** — und das ist die Hauptsache — auszuarbeiten vollkommen unmöglich ist? daß also auch des Herausgebers Aufforderung manche der Aufgeforderten sich nicht sogleich daran machten eine siebenbürgische Statistik zu schreiben, ist nicht nur kein Wunder, es ist sogar sehr natürlich, der ist eben nicht der klügste und gewiß auch nicht der glücklichste Baumeister, welcher die Ausführung eines solchen Gebäudes unternimmt, zu welchem er mehre unentbehrliche Materialien zu keinem Preise herbeischaffen kann.

„Wohl fühlte der Verfasser" fährt der Herausgeber in seiner Vorrede fort, und oft beklagte derselbe im Fortgange seiner Arbeit die ungeheuren Hindernisse mit denen er zu kämpfen hatte, und die er denn doch zuweilen nicht niederkämpfen konnte; aber Herausgeber tröstete ihn damit: daß kein Reich der Erde eine vollkommene Statistik hat; man gibt die möglichst beste und auch das ist Gewinn, wenn man das Feld brach gefunden hat."

Wohl glaub ichs, daß kein Land eine vollkommene Statistik hat. Daß fordert auch Niemand, denn das **Vollkommene** bleibt täglich nur als Ideal vor uns gebrechlichen Geschöpfen. Aber auch die Werke der gebrechlichen Menschen haben in Ansehung ihrer Beschaffenheit unzählige Abstufungen bis zur Vollkommenheit, und die Kunstverständigen pflegen zu untersuchen auf welcher Stufe dieses und das Werk steht; und darum, daß das Vollkommene nirgend gefunden wird, lassen sie sich nicht mit was immer zufrieden stellen. Das wäre auch Schwäche. Nach der Meinung des Herausgebers ist die vorliegende von Siebenbürgen die **beste** welche bei uns nur gegeben werden konnte; daraus dürfte man folgern, daß wir uns damit begnügen könnten; Indessen täuscht sich der Herausgeber sehr. Siebenbürgen müßte ein armseliges und seinem Verderben nahes Land sein, wenn nicht andere und zwar unzählige seiner Söhne fähig gewesen wären eine bessere Statistik zu schreiben als diejenige, welche der Herausgeber im Verein mit Kövary zu Stande gebracht hat; oder ist unter dem „wir geben das möglichst beste," das beste zu verstehen, welche sie Beide liefern können? Das ist freilich etwas Anderes. Daß beide das beste geleistet haben was ihnen möglich war, daran wird hoffentlich Niemand zweifeln.

Und hätten sie bei uns das Feld der Statistik brach gefunden? doch wohl nicht ganz. Das so überhaupt zu behaupten, heißt allen denen welche sich auf diesem Felde bemüht haben jedes Verdienst absprechen, dann sich einerseits sich den Ruhm der ersten Bebauung dieses Feldes in Anspruch nehmen; andrerseits wegen der etwaigen Mängel und Irrungen sich im Voraus die Entschuldigung sichern. Aber ich frage: Wann kann man auf dem Brachfelde Früchte ärnten und sammeln. Wie kann man das Feld unserer Statistik, oder auch nur jene in der neusten Zeit durch den k. k. Quartiermeisterstab und durch den Feldmarschallieutenant von Lenk bearbeiteten Karten desselben brach nennen, von denen Kövary selbst nach seinem eigenenen Geständnis Bogen füllende Früchte der Erkenntnis in seine Statistik übergetragen hat. Woher z. B. kennt er die Commerzialstraßenzüge? Woher weiß er daß der von **Feketetó** über Klausenburg bis Hermannstadt gehende Straßenzug **121,797 Klafter = 31 □ M.** und jenen zwischen Hermannstadt und Kronstadt **74,766 Klafter = 18$^{3}/_{4}$ □ M.** mißt? Woher daß der Marosch, der bedeutendste Fluß unseres Vaterlandes von seinem Ursprunge bis zu seinem Einflusse ins Banat, seine Krümmungen miteingerechnet 56 geographische Meilen durchläuft. Hat Kövary oder der Herausgeber diese Messungen vorgenommen, deren Resultat zu erst der Welt kund gegeben? Aber diese und viel mehr bedeutende Daten hat die seit 20 Jahren gedruckte Ergänzungstabelle zu der Land- und Wasserstraßenkarte von Siebenbürgen, welche Karte vom k. k. Quartiermeisterstabe ausgearbeitet worden ist, dem Herrn Kövary an die Hand gegeben, wie das auch aus dessen Citationen hervorgeht, wo er dieselbe sehr seltsam Akten (iromány) nennt. (S. 247. 260.) Sie haben demnach

*) Diese Worte Bülaus sind aus dem ungarischen übersetzt, da uns der Originaltext nicht zur Hand ist.

Die Red.

Digitized by Google

das Feld unſerer Statiſtik nicht ſo ganz brach gefunden, ja ſie haben ihre Statiſtik vielmehr nur in ſo weit heraus geben können, in wie weit mehre ſchon längſt in größerem oder kleinerem Umfang ſich auf dieſem Felde bemüht und nutzbare Vorarbeiten geliefert haben. suum cuique.

Einigen hochherzigen und hochgeſtellten Herrn und einigen Freunden des Faches — alſo ſchließt Herausgeber ſein Vorwort — muß ich im Verein mit dem Verfaſſer danken für die Mittheilung von Daten. Obwohl wir von Vielen ſehr bedeutend unterſtützt wurden, empfanden wir doch die Mängel, welche wir hier und da nicht decken konnten. Daher erſuche ich jeden, ſich beim leſen Bemerkungen zu machen, indem es leichter iſt zu kritiſiren und Mängel zu entdecken als das Werk zu ſchreiben. Ich nehme Jedermanns Bemerkungen in frankirten Briefen an, um dadurch dem Verfaſſer zur Verbeſſerung der etwaigen (!) Fehler für eine zweite Auflage behilflich zu ſein. —

Dem zu Folge gibt der Herausgeber die Hoffnung, daß er ihm zugeſchickte Bemerkungen dem Verfaſſer mittheilt, und diejenigen welche die etwaigen Mängel ergänzen bei der zweiten Auflage der Oeffentlichkeit übergeben wird. Wenn aber die veranſchlagte zweite Auflage ſich ſehr verſpäten oder ganz ausbleiben ſollte? Und wenn dem Herausgeber nicht nur Mängel bezeichnende ſondern auch, wovon er gar nicht zu träumen ſcheint, wichtige und zahlreiche Irrthümer nachweiſende Bemerkungen mitgetheilt würden? was würde dann geſchehn? Natürlich würde es lange auch dauern bis die Bemerkungen der Leſer ans Tageslicht treten, oder würde das auch gar nicht geſchehen, das ließe ſich wohl mit des Herausgebers und Verfaſſers Intereſſe vereinigen; denn für ſie wäre es kein Verluſt, wenn die mangelergänzenden und fehlerverbeſſernden Bemerkungen ſpäter oder gar nicht das Tageslicht ſehen, ja es wäre vielleicht gar ein Vortheil, denn ſo blieben die Mängel und Fehler des Werkes vielen unbekannt. Aber es wäre unvereinbar mit dem Intereſſe des leſenden Publikums, was in der Rechnung nicht unberückſichtigt bleiben darf. Und was fordert dieſes Intereſſe? Zunächſt daß die unter der Preſſe hervorgegangenen neuen Literaturwerke ebenſo im Wege der Preſſe gründlich, unpartheiiſch, möglichſt bald angezeigt, ihr innerer Werth unverhüllt nachgewieſen, und auch der weniger gelehrte Theil der Leſer in die Lage verſetzt werden, ſich über die Qualität der Werke eine richtige Anſicht zu verſchaffen.

(Fortſetzung folgt.)

Kirchen- und Schulangelegenheiten.

Die Stiftungen und Fonde des Schäßburger Gymnaſiums am Schluſſe des Jahres 1847.

(Ein Beitrag zur Statiſtik der ſiebenbürger evang. ſächſ. Gymnaſien.)

In jüngſter Zeit ſind die Klagen, daß das Kirchen- und Schulvermögen ſchlecht verwaltet, oder gar fromme Vermächtniſſe und Stiftungen den Wünſchen edler Menſchenfreunde nicht vollkommen entſprechend verwendet würden, mündlich und ſchriftlich, — oft mit nachhaltiger Erbitterung, — ſo häufig und wiederholt erhoben worden, daß der Unterfertigte, während er die 1847er Schulrechnung abſchloß und ſeither wieder und wieder von dem Gedanken bewegt wurde, die Ergebniſſe derſelben zu veröffentlichen. Nach wochenlangem Erwägen ſo manches Dafür und Dawider folgte er endlich dem innern Drange, zu thun, was er nicht laſſen zu dürfen meinte, und zwar nicht ſowohl darum, weil auch ihn oder auch nur ſeine nächſte Umgebung irgend ähnliche Beſchwerden, ſelbſt nicht entfernt und mittelbar, unangenehm dazu veranlaßt, als vielmehr darum: allen biedern Schäßburgern, nah' und ferne Kenntniß zu geben von den Geldkräften der, mit Recht als faſt einzige Zierde ihrer lieben Vaterſtadt ſo theilnahmsvoll beachteten höhern Bildungsanſtalt, zu zeigen, aus welch' unſcheinbaren Anfängen, in welch' kurzem Zeitraume das Ganze zu ſeinem, — wenn auch im Vergleiche nach Außen geringen — für unſere Verhältniſſe einem beträchtlichen Flore erhoben, endlich auch mit jenem hochherzigen Magiſtratsrathe von Kronſtadt hie und da leiſe anzuklopfen bei denen, welchen Gott gegeben, eingedenk zu ſein auch der Kirchen und Schulen, ſo lange es noch möglich und ehe die Zeit kömmt, — o daß ſie doch ferne wäre! — in der man gerne thun würde, aber nichts mehr zu thun vermag!

Daß auch Schäßburg ſchon in frühen Zeiten eine höhere Schule unterhalten, läßt ſich aus ſo manchen Gründen geſchichtlich erweiſen, wenn auch die Schulmatrikel ſelbſt nur bis zum Anfange des 17ten Jahrhunderts hinaufreicht und namentlich als erſten Rector beſtimmter anführt: 1670 Dan. Listhenius, einen Schäßburger. Dagegen reichen die menſchenfreundlichen Wohlthäter unſeres Gymnaſiums nur bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinauf, und als Erſten, der ein Vermächtniß hinterlaſſen, finden wir:

)(

Digitized by Google

Johann Hetzeldörfer, der laut Originalurkunde vom 20. Jan. 1749 der Schule 400 fl. legirte. Ihm folgten 1751 Martin Rien mit 100 fl., 1766—68 Mich. Abod Aitai mit 200 fl. 1766 Andreas West mit 300 fl. 1777 Mich. Mäz mit 200 fl. Doch wir wollen uns nicht vorgreifen, sondern dem Gegenstande angemessen, wie der Art der jezigen Verwaltung des gesammten Schulvermögens entsprechend, die Stiftungen und Fonde unsers Gymnasiums nach drei Beziehungen vorführen:

I. Die Stiftungen und Fonde zur Besoldung der Lehrer.

II. Die Stiftungen und Fonde zur Unterstützung der Schüler.

III. Die Stiftungen und Fonde zur Erweiterung der Lehrmittel.

I. Die Stiftungen und Fonde zur besseren Besoldung der Lehrer.

Ueber die kärgliche Besoldung der Lehrer an unsern sächsischen Gymnasien ist gleichfalls schon manches Wort gesprochen und geschrieben, und auch die gegen früher allerdings bessere Stellung des Lehrerpersonales in Schäßburg, (worüber sich der Vf. vor Jahren in diesen Blättern ausgesprochen), rührt nur aus dem vorigen Jahrzehend her. Da nämlich die Klassenlehrer (Collaboratoren) wenigstens durch die Lehrgelder (didactra) gegen die Gymnasiallehrer im engern Sinne (Rector und Lectoren) verhältnißmäßig besser gestellt waren, (— der Ursache, wodurch in Schäßburg die Lectorate hinter die Collaboratorat erst zu Anfange dieses Jahrhunderts gedrängt wurden, da Niemand aus dem Collaboratorate, namentlich vom Collab. II-dus in das Lectorat übertreten wollte und konnte —) so wandte sich die Aufmerksamkeit auch zunächst auf diese Stellen. Zuerst war es das Hochehrwürdige Kyßber Capitel, dessen Mitglieder einst selbst die Kärglichkeit der Besoldung als Lectoren empfunden hatten, welches im Jahre 1819 mit einem, von der mehre Monate erledigt gewesenen Schäßburger Pfarre ihm gesetzlich zustehenden Zehentantheile (Interwalle) — es war für 570 fl. W. W. veräußert worden, — den Anfang machte, so zwar, daß diese Summe nicht nur durch Capitalisirung der jährlichen Zinsen, sondern auch durch mehre wohlwollende Schenkungen, (eines Ungenannten mit 100 fl. des vielverdienten Stadtpfarrers G. Müller mit 100 fl.), dann durch eine ähnliche Verwendung des Schenker-Rosler'schen-Kyßber Capitularlegates, (womit in frühern Zeiten hoffnungsvolle Kandidaten der Theologie auf Hochschulen unterstüzt worden waren) auf die Summe von 2300 fl. gebracht wurde. Von den seit 1838 regelmäßig fließenden Interessen erhält jeder der beiden ersten Lectoren 60 fl, und der dritte Lector 18 fl. als Gehaltszulage (— Kirchen und Schulrechnungen werden, wie fast überall, so auch bei uns noch in Wien. Währ. geführt. —) Schon im Jahr 1822 hatte ein angesehener hiesiger Bürger, Andr. Gottl. Mild, für den, als Lector honorarius ohne allen Gehalt dienenden jüngst Angestellten 300 fl. legirt, damit demselben die Zinsen jedesmal am Andreastage (30. Nov.) ausbezahlt würden. 1834 schenkte an das 3te Lectorat auch der bejahrte Bodendorfer Pfarrer Joh. Seiverth 100 fl.— Eingedenk der unzureichenden Besoldung des Rectors (60 fl.) hatte der als Pfarrer in Schaas 1831 verstorbene, früher zehnjährige Schäßburger Rector, Martin Gottl. Jay, für das Schäßburger Gymn. Rectorat 2500 fl. legirt, so zwar, daß der Rector von 1500 fl. die Interessen nach des edelsinnigen Geberś Tode sogleich, von 1000 fl. aber erst nach der hinterbliebenenen Wittwe einstigem Hinscheiden, beziehen solle. Als durch ein Mißverständniß bei der hohen siebenbürgischen Hofkanzlei die Schäßburger (1836) ihr Gymnasium bedroht sahen, entstand im Wege der Subskription lediglich durch freiwillige Beiträge der Conrectorfond aus dem der jedesmalige Conrector 250 fl. als Gehaltszulage erhält, dermalen, wenn wir nicht irren, (alle Stiftungen zur bessern Besoldung der Lehrer verwaltet nämlich das Kirchenvateramt), auf 4450 fl. stehend. Zur bessern Besoldung des ersten Reallehrers hatte der, am 8. Juli 1842 verstorbene, hochbejahrte Mag. Chyr. Joh. Ziegler 750 fl. und zur Gehaltsverbesserung des ersten Lectors die Erben des am 15. Febr. 1844 verstorbenen hiesigen Bürgers Joh. Roth 500 fl. legirt.

Zur besseren Besoldung der Lehrer besitzt also das Schäßburger Gymnasium dermalen an milden Stiftungen:

Für den Rector das Jay'sche Legat			fl. 2500
— — Conrector den gleichnamigen Fond			— 4450
— — 1-ten Reallehrer das Ziegler'sche Legat			— 750
— — 1-ten Lector	„	Roth'sche „	— 500
— — Denselben	„	Capitular „	— 1000
— — 2-ten Lector	„	Capitular „	— 1000
— — 3-ten „ als	„	„ „ „	— 300
— — Denselben das Mild-Seiverth'sche Legat			— 400
im Ganzen fl.			10,900

Digitized by Google

II. Die Stiftungen und Fonde zur Unterstützung der Schüler.

Hat der größere Theil unserer studirenden Seminaristen, mit seltener Ausnahme immer Togaten, — welcher Cötus der Stamm auch des Schäßburger Gymnasiums gewesen, so zwar, daß noch zu Anfange dieses Jahrhunderts 1802 unter 47 Studirenden 37 Togaten aufgezeichnet sind; — jetzt 113 Studirende, darunter 52 Togaten,—) während ihrer Studienzeit mit Schwierigkeiten mancher Art auch in unsern Tagen zu kämpfen: so mochte dieses in früheren Zeiten in noch weit größerem Umfange der Fall sein. Grund genug dafür, daß ihre hilfsbedürftige Lage bei wohlwollenden Menschenfreunden nicht nur zuerst Unterstützung fand, sondern auch länger als ein halbes Jahrh. hindurch ausschließlich Gegenstand frommer Vermächtnisse blieb. Zuerst legirte denn Joh. Hetzeldörfer, mehr als 9-jähriger Bürgermeister, am 20. Jan. 1749 zum dankbaren Andenken an die seinem Vater, einem Fremdling und ebenfalls 6-jährigen Bürgermeister, und ihm selbst zu Theil gewordene göttliche Gnade, 400 fl., damit aus den jährlichen Zinsen Korn gekauft, dieses für die Togaten zu Brot verbacken werde. Martin Rien, ein Schäßburger Bürger gab 1751 zur Unterstützung der Studirenden 100 fl. — Mich. Abob Aitai, Professor in Nagy-Enyed, ein eheloser Freund der Bildung und Wissenschaft, der sich geistige Erben bilden und erziehen wollte, schenkte in zwei Raten (1766 u. 1768) 200 fl. mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß die Zinsen alljährlich einem hier studirenden, an Kenntniß, Tüchtigkeit und Aufführung ausgezeichneten, wenn möglich der Theologie sich widmenden Jünglinge ohne Ansehen der Person zuerkannt werden möchten. Dieser Bestimmung des hochverdienten Gebers wird denn auch jetzt zu Ende jeden Schuljahres gewissenhaft nachgekommen. Andreas West, vieljähriger verdienter Stadthann und Kirchenvater, legirte 300 fl., damit die Zinsen an drei talentvolle, wohlgesittete, fleißige Togaten vertheilt würden.

Nach diesen Vorgängern erwarb sich um den Togatencötus des Schäßburger Gymnasiums die bleibendsten Verdienste Mich. Mäß, hiesiger Stadthann und Kirchenvater rühmlichen Andenkens, indem der hochverdiente Mann nicht nur selbst 200 fl. zum Beßten der Studierenden widmete, sondern durch die thätigste Verwendung bei mehren Wohlthätern und Wohlthäterinnen, deren Namen die Anstalt in dankbarem Andenken bewahrt und bewahren wird, und mit Zuziehung der West'schen (dessen Enkelschwiegersohn Mäß war) Stiftung es dahin brachte, daß der erste Schulfreitisch für sechs Alumnen bereits am 15. Mai 1777 und ein zweiter ebenfalls für sechs Alumnen am 16. Mai 1781 seinen Anfang nehmen konnte, wozu ein Geldkapital von 2000 fl. aufgebracht worden war. Auch nach diesem, in der Geschichte der milden Stiftungen unseres Gymnasiums stets glänzenden Unternehmen erfreute sich die theure Schulanstalt einzelner Geschenke theils mit der Bestimmung zum Convikfonde, theils zum Beßten des Gymnasiums im Allgemeinen. Als nun durch die bekannte, verhängnißvolle Finanzoperation vom 15. März 1811 der kleine, noch immer einzige Schulfond, obschon in Conv. Geld gestift, beinahe nur auf den fünften Theil seines ursprünglichen Betrages herabgesunken war und die spärliche Unterstützung der beiden Schulfreitische zu stocken begann, so fand sich im J. 1814 auf pflichtmäßiges Betreiben des damaligen verdienten Rectors Mart. Gottl. Jay in den freigebigen Spenden des Schäßburger Stuhls, — „mit Ausnahme der Stadt," — des Bogatscher Capitels, vorzüglich aber des Kyßder Capitels, (woher es denn kommt, daß die jungen Leute aus andern Kreisen, z. B. aus dem ganzen Koßder Capitel bei Besetzung erledigter Stellen an diesen Freitischen sich manchmal zurückgesetzt sehen, und den Wunsch rege lassen: es möchte von dorther auch ein Fröhlich sich finden!) — ein so reichlicher Ersatz, daß mit Zuziehung der beiden ältesten, der Hetzeldörfer'sch- und Rien'schen, besonders auch einiger neuen Schenkungen nicht nur die zwei ursprünglichen Freitische auch ferner unterhalten, sondern bald sogar ein drittes wieder für sechs Alumnen errichtet werden konnte, und noch ein kleiner Rest zum Capitalisiren für künftige Gefahren übrig blieb.

Katharina Preuß, verwittwete Stadtkantorin, schenkte 1821 zum Andenken ihres Gatten 200 fl. mit der Bestimmung, daß jeden Sonntag dafür an sechs in der Pfarrkirche bei dem Gesange aushelfende Togaten (in pulpito stantes) ein ordentliches Mittagessen verabreicht werden solle, — die sogenannte Sonntagscoquin. — Im Jahre 1835 widmete der, seither in Ruhestand versetzte Hofsekretär und königl. Rath in Wien, Fried. von Sternheim, als er nach 34 Jahren seine liebe Vaterstadt wiedergesehen, 500 fl. zum Coquinenfonde, und nachdem der edelsinnige Geber vernommen, daß zur Herstellung eines Freitisches für 6 Alumnen 1000 fl. erforderlich waren, im folgenden Jahre (1836) noch 500 fl., womit sogleich ein vierter Freitisch abermals für sechs Alumnen (der Sternheim'sche Freitisch genannt) eröffnet wurde.

Digitized by Google

Mit Jahresschluß 1847 besteht daher der Coquinenfond in Capitalien zur Unterhaltung der

4 Freitische	fl. 4000
Sonntagscoquin	» 200
ein Kapital dessen Intressen anzulegen sind	» 150
dem Kassenreste von	» 45
Zusammen	fl. 4395
Dazu kommen nun die Fröhlich'schen	» 500

(Vgl. Sieb. Boten Nro. 11)

und erheben diesen Fond auf fl. 4895

Schon im Jahre 1803 hatte ein wohlhabender Bürger Andr. Beer an das Gymnasium eine Wiese legirt, damit aus dem Pachtertrage derselben für ärmere Schulkinder sämmtlicher hiesigen evang. Schulen sowohl Schulbücher angeschafft, als auch Lehrgelder entrichtet werden mögen. Diesem gemeinnützigen Zwecke gemäß ist die Stiftung wirklich verwaltet und verwendet worden und besteht dermalen außer der legirten Wiese in

angelegten Kapitalien	fl. 275 kr.
baaren Kassenrest	» 22 » 21½
also im Ganzen	fl. 297 kr. 21½

Friedrich Wulfschner, mehrjähriger Bürgermeister hatte laut Vermächtniß für das Gymnasium 250 fl. mit der Bedingung bestimmt, daß die jährlichen Intressen demjenigen Studirenden zugetheilt würden, der sich im Studium der lateinischen Sprache vor allen auszeichnen würde. Demgemäß wird jährlich, seit 1833 ein Gymnasiast mit einem Prämium von 15 fl. betheiligt. — Mich. Traugott Modjer, vieljähriger verdienter, nunmehr emeritirter, Pfarrer in Sommerburg und Senior des Hochehrw. Kußber Capitels, schenkte 1845 zur Feier seines 50-jährigen Amtsjubiläums dem Schätzburger Gymnasium gleichfalls 250 fl. damit die jährlichen Zinsen am Schlusse des Studienjahres dem wissenschaftlich und sittlich tüchtigsten Studirenden als Belehrung und Aufmunterung zugetheilt würden, was denn auch bereits zweimal der Fall gewesen ist. — Eine, im Nov. 1843 verstorbene, für Kirche und Schule gleich wohlgesinnte Wittwe, Katharina Höhr, hatte auch an das Gymnasium 500 fl. legirt und die Verwendung der jedesmaligen Zinsen dem Patronate anheimgestellt, welches dieselben gegenwärtig zur Hebung und Förderung des Elementarunterrichtes zu verwenden beschlossen hat.

Zur mittelbaren und unmittelbaren Unterstützung der Schüler besitzen wir denn:

den Coquinenfond mit	fl. 4895 — kr.
das Aital'sche Legat	» 166 40 »
» Wulfschner'sche	» 250 — »
» Modjer'sche	» 250 — »
» Höhr'sche	» 500 — »
die Beer'sche Stiftung	» 297 21½ kr.
Zusammen	fl. 6359 1½ kr.

(Schluß folgt.)

Das Schneegestöber.

Aus dem Russischen. Von Joh. Philipp Simon.

Am Ende des Jahres 1811, in der uns ewig merkwürdigen Epoche, lebte auf einem seiner Landgüter Namens Menorabowa der liebreiche Gavril Ruhzoff. Er war in dem ganzen Umkreise als ein gastfreundlicher und treuherziger Mann gepriesen. Seine Nachbarn besuchten ihn sehr oft, um bei ihm zu essen und zu trinken und seiner Frau das Geld mit Kartenspiel abzugewinnen. Viele aber von den Gästen fanden sich deßhalb bei ihm ein, um seine Tochter Marie, ein bleiches schöngewachsenes siebenzehnjähriges Mädchen, zu sehen. Maria war als Das zu betrachten, was man eine gute Partie zu nennen pflegt, und deswegen freite Mancher sich das liebe Mädchen im Geiste für sich oder für seinen Sohn.

Mariens Erziehung war nach dem Geiste der französischen Romane geleitet, daher war das Mädchen auch jetzt schon verliebt.

Der Gegenstand ihrer Liebe war ein wenig begüterter Secundlieutenant, der in der Armee diente, aber gegenwärtig auf Urlaub war und in seinem elenden Dörfchen*) lebte. Es versteht sich von selbst, daß der junge Offizier die Liebe der reichen Marie nicht verschmähte, sondern seine Gegenliebe erwiederte. Sobald aber die Eltern Mariens die gegenseitige Liebe der jungen Leute entdeckten, zwangen sie ihre Tochter, dem armen Offizier auf ewig zu entsagen, und nahmen diesen von nun an in ihrem Hause schlechter auf, als man einen hartherzigen, abgedankten Gerichtsvollzieher aufzunehmen pflegt.

*) In Rußland hat man Dörfer, die nur aus einigen Hütten bestehen.

Digitized by Google

Unſere Liebenden geriethen nun in Briefwechſel, und ſie ſahen ſich auch täglich in einem Fichtenwäldchen oder in einer alten Kapelle, wo ſie dann ihr Schickſal anklagten, ſich ewige Liebe ſchwuren und manchen Plan für die Zukunft entwarfen. Nachdem ſie viele Briefe mit einander gewechſelt und ſich oft mündlich geſprochen hatten, kamen ſie, wie konnte es anders ſein? auf folgenden Einfall: Wenn wir, ohne uns zu lieben, Beide nicht leben können, und der Wille hartherziger Eltern das einzige Hinderniß zu unſerer Glückſeligkeit iſt, wäre es da nicht beſſer, daß wir uns dieſem Willen widerſetzten? Es läßt ſich denken, daß dieſer kluge Einfall zuerſt aus dem Kopfe des jungen Offiziers kam, und daß er auch der romantiſchen Einbildungskraft Mariens entſprach.

Der Winter kam unterdeſſen und that jenen angenehmen Zuſammenkünften der Liebenden Einhalt; aber der Briefwechſel ging deſto lebhafter fort.

Wladimir, der Geliebte, beſchwor in jedem ſeiner Briefe das romantiſche Mädchen, eine geheime Heirath mit ihm einzugehen und dann zu ſchweigen, bis zu einer für ſie Beide günſtigen Zeit, wo ſie ſich dann den Eltern zu Füſſen werfen würden, die dann, über eine ſo heldenmüthige Ausdauer erſtaunt und durch eine ſo unglückliche Liebe erweicht, ſchechterdings ſagen müßten: „Kinder, kommt in unſere Arme!“ Marie aber blieb lange unſchlüſſig, die Idee des Geliebten ſchien ihr nicht ſo leicht ausführbar, jedoch malte ſich ihre Einbildungskraft dieſe ritterliche Vermählung ſo reizend aus, daß ſie endlich einwilligte. Dieſe Ausführung des romantiſchen Entwurfs geſchah auf folgende Art. Am Rüſttage ſollte Marie unter dem Vorwande eines heftigen Kopfſchmerzes nicht zu Abend eſſen, und ſich früher als gewöhnlich in ihr Zimmer begeben; das Kammermädchen aber müßte ſchon früher in das Geheimniß eingeweiht und für die Sache gewonnen worden ſein; Beide ſollten durch die hintere Hausthüre in den Garten bis an deſſen Thüre gehen, wo ein Schlitten, zur Flucht fertig, ſie Beide aufnehmen und gerade in die Kirche von Schabrin bringen würde, wo Wladimir dann der Braut ſchon harre.

(Fortſetzung folgt.)

Das ausgeſtreute Senfkorn beginnt zu keimen.

Faſt täglich liegen die Beweiſe der ſteigenden Gewerbsthätigkeit Kronſtadts vor Augen in den vielen vor dem dreifigſtaumlichen Magazine zur Transportirung der Manufacte verſchiedenſter Art bereit ſtehenden hochbeladenen Frachtwagen. Der Freund des Vaterlandes ſieht darin ein frohes Zeichen des zunehmenden Wohlſtandes ſeiner Mitbürger, die ſich in der Regel nicht ſowohl über Mangel an Beſtellung und Arbeit, als vielmehr über Mangel an helfenden Händen zu beklagen Urſache haben. Nicht zu verwundern iſt es daher, daß, wie aus der nächſten Nachbarſchaft, ſo aus der Ferne, ſo weit die Kunde reicht, daß auf dem hieſigen Platze Arbeit und Lohn zu finden ſei, mit jedem Jahre Fremde zuwandern, die ſich hier bleibend niederlaſſen und dieß gethan zu haben in der ſeltenſten, wohl nur ſelbſt verſchuldeten, Fällen bereuen.

So erfreulich es nun iſt, daß auf dieſe Art die Summe der produzirenden Hände ſich mehrt: ſo große Beſorgniß erweckt auf der andern Seite der Blick auf die in gleichem Schritte mit jedem Jahre zunehmende Maſſe von Proletariern, welche gelockt vom hier zu erwartenden Verdienſte, und auf mancherlei Weiſe begünſtigt, hieher zuſtrömen, und ohne beſtimmten Erwerbszweig, ſondern von der Hand in den Mund lebend, die große Zahl der einheimiſchen Armen um ſo mehr erhöhen, als ſich der Verdienſt von Hunderten auf Tauſende vertheilen muß. Erſchrecken möchte man, wenn man, die unregelmäßigſten Theile unſerer Vorſtädte durchwandernd, die vielen bleichen Weiber und Kinder erblickt, deren Männer und Väter den Winter über mit Hacken und Sägebock in den Gaſſen der Stadt einem ungewiſſen Erwerbe entgegengehen oder in der beſſeren Jahreszeit ſich als Taglöhner verdingen und damit dem Feldbaue, auf welchen ſie urſprünglich angewieſen waren, eben ſo viele Paare kräftiger Arme entziehen. Erſchrecken möchte man bei der Vorſtellung, was denn mit dieſen Leuten und durch ſie geſchehen könnte, wenn Tage der Noth, wie ſie nah und ferne Europa durchzogen, auch über unſere Heimath einbrechen ſollten. Und zum unwillkührlichen Erſchrecken ſchon bei der Vorſtellung des Möglichen geſellt ſich tiefes Mitleid, wenn man, eintretend in eine dieſer ſchon von Außen das Innere bezeugenden, Hütten, die bittere Wirklichkeit, die herrſchende tiefe Noth erblickt, — eine Noth, welche es, um ein Beiſpiel ſtatt aller anzuführen, ſogar nicht verſtattet, daß manche abgehärmte Kindbetterin dem in ein kummervolles Daſeyn eingetretenen Würmchen, mitten in der Strenge des Winters, der Draußen wie im Wohnzimmer herrſcht, ein warmes Lager, ein laues Bad bereite, denn in unſerer holzreichen Gegend iſt ſogar ein mit wenigen Holzſcheiten oder Knüppeln beladener Handſchlitten ein zu koſtbarer Artikel für ſolche von allem Nothwendigen entblößte Arme.

Digitized by Google

Ist nun schon der leibliche Nothstand von dieser Art, wie groß ist erst der geistige Nothstand in diesen Aufenthaltsörtern des Elends! Die Eltern müssen die Kirche, die Kinder die Schule aus Mangel der nöthigen Bedeckung meiden, und im Gefolge der Noth schrumpft der Geist und das Herz in sich zusammen, ziehen Dummheit und Aberglaube, Trägheit und Rohheit und alle Arten der Sittenlosigkeit in der Barracke ein, deren eng zusammengepreßte Bewohner seit Jahren nie das Haus des Herrn betraten, keinen Laut der Ermunterung und des Trostes aus dem göttlichen Worte vernahmen und denen unter der Last eines elenden Daseyn sogar das Bewußtseyn schwand, daß es noch höhere Freuden und Pflichten gebe, als die aus der Sorge für das arme Leben entspringenden. Nehmen wir noch dazu jene zahlreichen Kinder der Sünde, die keinen Mann ihren Vater nennen dürfen und von deren Müttern sie, als die beständigen Zeugen ihrer Uebertretung und Schande, gehaßt, an Leib und Seele verwahrlost, am Herzen vergiftet werden, jene bedauerungswürdigen Kinder, auf deren Aeußerem schon der Fluch ihrer Abstammung lastet und die, erwachsen ohne Liebe, ohne Unterricht, ohne Gottesfurcht, zu Allem fähig werden, was die öffentliche Sicherheit gefährden kann: — so treffen unsere Augen auf ein Bild des physischen und moralischen Elends, wie es in größeren Städten vielleicht unter grellern Farben sich darstellen wird, aber nicht minder große Besorgnisse, als hier, hervorzurufen geeignet ist, denn jene Hütten des Elends sind größtentheils die Geburtsstätten junger Verbrecher, die sich in Kurzem um einen Freitisch auf der Hochschule der Zuchthäuser bewerben werden.

Diesem dunkeln Schatten im Gemälde unsers socialen Lebens kräftig zu begegnen, dazu fordert uns unsere eigene Sicherheit, dazu fordern uns Humanität und Christenthum, die Religion der höchsten Humanität, dringend auf: aber vereinzelte Bemühungen können hier nichts wirken, nichts ändern; nur der Zusammentritt Vieler zu diesem eben so schönen als von der höchsten Nothwendigkeit gebotenen und von einem dazu befähigten Manne nach einem festen Plane zu verfolgenden Zwecke kann hierin Etwas, und mit der Zeit unter Gottes und guter Menschen Hilfe Großes und Heilvolles ausrichten.

Zur Annäherung an dies Ziel bietet der ehrenwerthe Mann, dessen Gedanken die freundlichen Leserinnen und Leser dieser Blätter wohl nicht ohne Sympathie in Nro. 8 dieser Blätter lasen, und der in der fünften Zeit in noch größerer Ausdehnung das von mir selbst gesehene und eben einigermaßen geschilderte Elend anzuschauen Veranlassung fand, beseelt von menschenfreundlichem Wohlwollen, die Hand. Fassen nur auch wir die wir mit ihm durch Glaube und Sprache vereinigt sind, dessen Hand; so kann und wird es gewiß nicht daran fehlen, daß unsere eine andere Sprache redenden und einem andern Bekenntnisse huldigenden Mitbürgerinnen und Mitbürger in ihrem Kreise Gleiches unternehmen und — vielleicht Größeres noch vollbringen, zum Heile unserer Vaterstadt und zur Ehre unsers gemeinsamen Christennamens.

Ja, die Hand des Wackern, der an das bedeutungsvolle Gleichniß „vom Senfkörnlein" mahnte, ist bereits gefaßt; und als Beweis, daß wirklich das ausgestreute „Senfkorn" zu keimen beginne, wolle die Nachricht aufgenommen werden, daß

1. ein würdiger Pfarrherr außerhalb Kronstadts	10 fl. C.M.	
2. ein Unglücklicher für Unglückliche	1 »	»
3. ein Rathsherr	1 »	»
4. ein Geistlicher	2 »	»
Zusammen	14 fl. C.M.	

zu dem von Hr. Johann Vogt ausgesprochenen Zwecke zusammengelegt haben und daß mehrere unserer hochgeschätzten Mitbürgerinnen nicht die Letzten sein werden, die sich am schönen Werke betheiligen wollen.

Glück auf! und Gottes Segen dazu!

Eine nähere Berathung möchte übrigens das erste Erforderniß rücksichtlich dieser heilverkündenden Unternehmung sein, und es erbittet sich hiezu geneigte Mittheilungen.

J. Friedrich Philippi.

Mannigfaltigkeit.

Zu Pelict, im Departement der Gironde, hat wieder der entsetzliche Fall Statt gefunden, daß eine Frau lebendig begraben worden ist. Sie war nach etwa achttägiger Krankheit anscheinend verstorben, und wurde gleich am folgenden Tage begraben. Nachdem der Sarg schon hinabgesenkt war, und jeder der Verwandten nach der Sitte eine Hand voll Erde darauf warf, hörte man die Unglückliche stöhnen. Man öffnete sogleich den Sarg und brachte sie zu dem Arzte, der sie behandelt hatte; allein es war zu spät, doch ergab sich aus unzweideutigen Zeichen, daß sie erst im Augenblicke zuvor an Erstickung gestorben war.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N. 11. **Montag, den 13. März** **1848.**

Die Rose.

Die Rose blühet still im Garten
So wunderschön:
Die Rose will ich treulich warten,
Muß zu ihr gehn.

Die Rose ist der Blumen Blume
Im Blumenfeld;
Die Rose roth gereicht zum Ruhme
Der Blumenwelt.

Die Rose glänzt beim Abendscheine
So wehmuthsvoll;
Die Rose ist's, warum ich weine
So sehnsuchtsvoll.

Die Rose ist mein wonnig Leben
Ist meine Lust;
Ein Gott hat sie mir hingegeben
An meine Brust.

Die Rose laß' ich drumm nicht fahren,
Die Rose mein;
Noch keine von den Blumen waren
So hold und rein.

Ich will sie liebend mir erziehen
Zu Lust und Schmerz;
Sollst ruhen dann nach diesen Mühen
Du armes Herz!

W. W—ch.

Codex Diplomaticus Transilvaniae.

Ein vollständiges im Druck zu erscheinendes Urkundenbuch von Siebenbürgen war schon lange ein tief gefühltes Bedürfniß des ganzen Landes, ein für die künftige Verfassung einer pragmatischen Geschichte Siebenbürgens unumgänglich nothwendigen Vorläufer derselben. Der Verein für siebenbürgische Landeskunde seinen Beruf erkennend hat schon beinahe seit seiner Entstehung auf die Herausgabe eines solchen Urkundenbuches hingearbeitet, die in den Landesarchiven und sonst zerstreuten Urkunden gesammelt und die Kopierung derselben besonders des reichhaltigen vom P. T. Grafen Joseph Kemeny angelegten siebenbürgischen Urkundenbuches veranstaltet, die Leitung und Aufsicht dieses Kopierungsgeschäftes, an dem, wie jeder Kundige weiß, sehr viel gelegen ist, einem eigends hiezu angestellten Individuum anvertraut, über den Erfolg auch in den Generalversammlungen alljährlich Rechnung getragen, und überhaupt, was besonders dem rastlosen Streben Sr. Exzellenz dem Herrn Hofrath Jos. Bedeus v. Scharberg als Vorstand zu danken ist, keine Mühe und keine Kosten gespart, um der Realisirung dieses erhabenen Zweckes immer näher zu rücken. Es hat nur noch an der ordnenden und kundigen Hand gefehlt, daß bis jetzt reichhaltige Material zu einem systematischen Ganzen zu gestalten, wozu nicht blos Geschichts- und Sprachenkenntnisse, nicht blos genaue Kenntniß des heimischen Staats- und Civilrechtes gehört, sondern auch ein jahrelang fortgesetztes Urkundenstudium, Vertrautheit mit der jedem Zeitalter zukommenden Eigenthümlichkeit des Ausdruckes und ganz vorzüglich hermeneutischer Geist. Es ist jedem Freunde des kritischen Geschichtsstudiums in Siebenbürgen bekannt, daß alle diese Eigenschaften der hochgeborne und gelehrte Herr Graf Joseph Kemény in hohem Grade in sich vereint, und daß mit dieser seiner Befähigung auch sein unermüdlicher Eifer für die Wissenschaft wie seine unversiegbare Schaffungskraft auf gleicher Stufe steht, und wird daher jeden

Digitized by Google

Geschichtsfreund sehr erfreuen, daß der hochherzige Graf die Redaktion des Codex Diplomaticus Transilvaniae nicht nur bereitwilligst übernommen, sondern daß er auch schon mit eisernem Fleiße seine ganze Zeit der Zustandebringung dieses Werkes durch mehrere Wochen aufgeopfert hat. Der erste Band wird nicht lange auf sich warten lassen, obwohl jede Urkunde einzeln für sich illustrirt und commentirt wird. Wie belehrend und nützlich dieses Werk für jeden Siebenbürger werden wird, ist einleuchtend; es wird aber auch das glänzendste Blatt in dem Ruhmeskranze des Grafen bleiben, weil er dadurch nicht nur der Wissenschaft genützt, sondern sich auch ein unvertilgbares Verdienst um sein Vaterland erworben hat. Nicht minder wird es dem Verein und seinem gelehrten Vorstande zur hohen Ehre gereichen, ein solches lang ersehntes Werk aere perennius gefördert und auf seine Kosten verlegt zu haben. Ein siebenbürgisches Urkundenbuch wird fortan nicht mehr zu den frommen Wünschen gehören und an Brauchbarkeit den oft sehr fehlerhaften Fejér'schen Codex übertreffen.

Das Schneegestöber.

Aus dem Russischen. Von Joh. Philipp Simon.

(Fortsetzung)

Wie beschlossen, so geschehen. In der Nacht, welche der entscheidenden vorherging, konnte Marie gar nicht schlafen. Jetzt packte sie das Nöthige zur Flucht ein, Wäsche und andere Dinge, darauf schrieb sie zwei Briefe, einen an ihre Freundin, ein sehr gefühlvolles Fräulein, und den andern an ihre Eltern, in welchem sie auf die rührendste Art Abschied von diesen nahm und ihr Vergehen mit der unbezwingbaren Gewalt ihrer Leidenschaft entschuldigte; sie endigte den Brief aber damit, daß es der glücklichste Augenblick ihres Lebens sey, in welchem sie, den Eltern zu Füßen liegend, Verzeihung ihrer Schuld fände.

Sie siegelte beide Briefe mit einem Petschaft, das zwei brennende Herzen und eine passende Inschrift hierzu ausprägte. Schon ließ sich das Silbergrau durch die Fenstern sehen, Marie kam auf ihr Lager, und bald erlag sie einem leisen Schlummer, aus welchem sie schreckliche Traumbilder wieder aufweckten. Sie träumte, daß in demselben Augenblicke, als sie in den Schlitten steigen wollte, ihr Vater vor ihr stand, der mit tyrannischer Lust sie am Haare faßte und durch den Schnee schleifte, bis er sie am Ende in einen bodenlosen Abgrund schleuderte.

Und wieder träumte ihr, daß sie den Geliebten, dessen Angesicht Todesblässe und blutige Spuren bedeckten, auf dem Grase liegen sähe, wo er sie sterbend und mit einer herzzerreißenden Stimme beschwöre, sich mit ihm zu vermählen. Auch andere gräßliche Traumbilder gingen an ihrer Seele vorüber. Endlich stand Marie auf, eine Angst erregende Blässe bedeckte ihr von Natur bleiches Antlitz und heftige Kopfschmerzen quälten sie. Die Eltern sahen nun die Zerrüttung ihrer Tochter. Die zärtliche Besorgniß dieser und das fortwährende Fragen: „Was fehlt Dir, Mariechen? bist Du krank, mein Kind?" trieben das arme Mädchen noch mehr auf. Marie suchte mittelst einer scheinbaren Heiterkeit die guten Eltern zu beruhigen, allein sie vermochte es nicht. Es kam der Abend heran. Der Gedanke, daß es der letzte sey, den sie als Jungfrau in dem Kreise ihrer Eltern verleben würde, zerriß ihr vollends das Herz, sie war halb todt vor Bekümmerniß: aber der Gedanke an den Geliebten gab ihr Kraft, sich aufrecht zu erhalten. Jetzt nahm sie im Geiste Abschied von allen Gegenständen, die sie umgaben.

Die Stunde, zum Abendessen bestimmt, war da, man rief zu Tische, Mariens Herz fing stärker an zu schlagen. Mit bebender Stimme sagte sie, daß sie nichts essen könne, sondern sogleich zu Bettt gehen wolle. Nun sagte sie, wie es Sitte und Gebrauch ist, den Eltern eine gute Nacht. Diese küßten sie und gaben ihr den Abendsegen. Marie konnte sich bei dieser feierlichen Handlung kaum der Thränen erwehren. Nun ging sie in ihr Zimmer, warf sich in einen Sessel und ließ ihren Thränen freien Lauf. Das Kammermädchen sprach ihr Muth zu, und wandte Alles an, das betrübte Fräulein zu dem kühnen Schritt herzhaft zu machen.

Endlich war Alles zur Flucht fertig. Marie sollte binnen einer halben Stunde ihr väterliches Haus, ihr traulich stilles Zimmer und ihr jungfräuliches Leben auf immer verlassen. Draußen tobte ein heftiges Schneegestöber, der Wind stürmte und schlug die Fensterladen zusammen, daß sie in den Angeln dröhnten: es ahnte der Fluchtfertigen nichts Gutes, jeder Gegenstand schien ihr zu drohen, ein unheimliches Gefühl durchschauerte ihre Seele. Im Innern des Hauses herrschte Stille. Marie wickelte sich in einen Shawl, zog einen warmen Mantel darüber, nahm ihre Schatulle unter den Arm und ging die Treppe zur hintern Hausthüre hinab. Das Kammermädchen hatte zwei Bündel unterm Arm und folgte dem Fräulein nach.

Sie kamen in den Garten, das Schneegestöber tobte fort, der Wind stürmte ihnen entgegen, als wolle er ihnen die Flucht wehren und die jungen Verbrecherinnen zu-

Digitized by Google

rück treiben: aber die Leidenschaft der Liebe iſt mächtig und bietet Trotz den tobenden Elementen.

Mit gewaltiger Anſtrengung gelangten ſie endlich an die hintere Gartenthüre, wo, ungeachtet des furchtbaren Wetters, der Schlitten Wladimir's bereit ſtand.

Die Kälte war grimmig, und hatte die Pferde dergeſtalt ergriffen, daß ſie nicht auf dem Fleck ſtehen wollten; aber der tüchtige Kutſcher Wladimir's ſtand da und hielt mit gewaltiger Fauſt die ſchnaubenden Thiere am Zügel. Marie nebſt ihrem Kammermädchen ſetzten ſich ein, der Kutſcher ſtieg auf und trieb die ungeduldigen Pferde in die nächſte Ferne hinaus.

Dem gewandten Poſſelenker und ihrem guten Geſchicke vertrauend, ſaß Marie ruhig in dem Schlitten, ſich im Geiſte mit dem holden Geliebten unterhaltend.

Den letztvergangenen ganzen Tag hindurch war Wladimir überaus thätig. Schon am Morgen in aller Frühe war er beim Pfarrer von Schadrin, in Angelegenheit der Trauung, und nach langem Zureden wurde er endlich mit dem Geiſtlichen einig. Nun fuhr er zu ſeinen Nachbarn, ſich die drei Trauungszeugen zu verſchaffen. Der Erſte, den er zu dieſem Dienſte anredete, war ein vierzigjähriger Reiterfähnrich, Namens Drawin. Dieſer war ſogleich zu dem ſonſt bedenklichen Dienſt bereit, mit Freuden willigte er ein, denn ſolch ein Abenteuer rief ihm frühere Zeiten zurück, die ihn an allerlei Huſarenſtreiche erinnerten. Er lud den Bräutigam bei ſich zu Tiſche ein und verſicherte ihm, daß ſich die beiden andern Zeugen ſchon finden würden, weßhalb er auch gar keine Sorgen hegen möge, damit ſie den luſtigen Tag in ununterbrochener Freude verleben könnten. Wladimir blieb bei ihm zu Tiſche. Und in der That gleich nach dem Eſſen traten der Feldmeſſer Schmidt, der einen langen Schnurbart und Sporen trug, und der Sohn des dortigen Kreishauptmanns, ein ſechzehnjähriger Jüngling, der erſt vor kurzem in ein Uhlanenregiment getreten war, in das Zimmer. Dieſe waren nicht nur gleich zu jenem bedenklichen Dienſte bereit, ſondern ſie ſchwuren auch, ihr Leben für Wladimir zu wagen, wenn es noth thäte. Der hocherfreute Bräutigam umarmte ſie mit Entzücken. Bald darauf ging er nach Hauſe um das Uebrige zu ordnen.

Es war ſchon lange dunkle Nacht, als Wladimir ſeinen vertrauten und gewandten Kutſcher nach Neneradowa ſchickte, die Braut abzuholen, wie wir oben geſehen haben; für ſich ſelbſt aber ließ er einen leichten einſpännigen Schlitten zurecht machen, und begab ſich mit dieſem allein auf den Weg nach Schadrin, wo er die Braut binnen zwei Stunden erwarten konnte. Der Weg nach Schadrin war ihm vollkommen bekannt, und er konnte ihn aus ſeinem Dörfchen in zwanzig Minuten zurücklegen. Sobald er aber hinaus auf's Feld kam, erhob ſich ein heftiges Schneegeſtöber, es wurde ſo düſter um ihn her, daß er faſt keine Hand vor den Augen ſehen konnte. In einer Minute war der Weg mit friſchem Schnee bedeckt, wie konnte es anders ſeyn, als daß er den rechten Weg verlieren mußte! Die ganze Gegend war in einen dicken Nebel gehüllt, in welchem das unendliche Heer von Schneeflocken ſein Spiel trieb. Vor Wladimir's Blick waren Himmel und Erde in ein Chaos verwandelt. Vergebens ſuchte der Arme den rechten Weg zu behaupten! Das Pferd lief immer fort, unzählige Male fiel der Schlitten um.

Die größte Sorgfalt Wladimir's war, die rechte Richtung nicht zu verlieren. Ihm dünkte, daß er ſich wohl ſchon eine halbe Stunde auf der Fahrt befände, und deſſen ungeachtet hatte er noch nicht das Gehölz vor Schadrin erreicht. Es verging noch einige Zeit, aber dieſer Wald vor Schadrin wollte ſich ihm nicht zeigen. Wladimir irrte mit ſeinem Pferd und Schlitten auf dem Felde umher, fortwährend gerieth er in tiefe Gruben, unzählige Male fiel der Schlitten um, und eben ſo viel Male hatte er ihn wieder aufzurichten. Das Schneegeſtöber tobte fort, der Himmel blieb umdüſtert. Das arme Pferd war ſo ermattet, daß es die Beine faſt nicht mehr regen konnte. Wladimir war im Schweiße, wie Einer, der im hitzigen Fieber liegt, ungeachtet er beſtändig bis am Gürtel im Schnee ſteckte. Endlich ahnte er, daß er ſich nicht in der Gegend ſeines Ziels befände. Er hielt an und beſann ſich, und ihm ſchien, daß er ſich mehr rechter Hand halten müſſe; er folgte ſeinem Gefühl und nahm die Richtung mit dem Schlitten. Das arme Pferd konnte kaum vom Fleck. Er war länger als eine Stunde auf der Fahrt, und daher konnte Schadrin unmöglich weit von ihm ſeyn, aber er fuhr und der Wald vor dieſem Dorfe wollte ſich ihm nicht zeigen. Die Zeit verſtrich, und Wladimir wurde über die Maßen unruhig. Endlich tauchte auf der einen Seite ein ſchwarzgrauer Gegenſtand auf, es war ein Wald. Gott ſey's gedankt! dachte er, jetzt bin ich meinem Ziele nahe! Er fuhr außerhalb des Waldes, in der Hoffnung, entweder den rechten Weg zu finden oder den Wald zu umfahren, denn Schadrin lag gleich hinter ihm. — Bald fand er den Weg in dem Walde, er fuhr zwiſchen den Bäumen ruhig vorwärts. Der Wind hatte hier keine ſo große Gewalt zu ſtürmen, der Weg war ziemlich glatt und eben, das Pferd ſammelte wieder Kräfte und lief wieder ſo ziemlich, Wladimir wurde ruhiger; allein er fuhr und fuhr, und das Dorf Schadrin wollte ſich nicht zeigen.

X

Digitized by Google

Mit Entsetzen gewahrte der Arme endlich, daß er sich in einem ihm ganz unbekannten Walde befand.

Unheimliche Gedanken durchschauerten seine Seele. Er trieb das Pferd mit Schlägen an: das arme Thier lief anfangs schneller, aber bald ging es nur Schritt für Schritt, auf das grausame Handtieren seines verzweifelten Lenkers nicht achtend.

Das Gehölz verlor sich allmählig, der Wald nahm ein Ende; aber Schadrin war nicht zu sehen. Er fuhr blindlings vorwärts. Das Schneegestöber ließ endlich nach, der Himmel zeigte sich mit seinen unzähligen Sternen.

Und die geheimnißvolle Nacht
Hatte ihr grauses Spiel vollbracht!

(Fortsetzung folgt.)

Die geselligen Verhältnisse in Sicilien.

(Aus einem bald erscheinenden Werke des Geheimrath Ritter von Reigebauer.)

(Schluß.)

Die Gesellschaft lebt in Sicilien eigentlich nur im Theater in Palermo, denn das in Messina wird für untergeordnet angesehen, da dort der Handelsstand herrscht, und wenn auch in Catania einige gute Familien Anerkennung finden, so sind deren doch zu wenig um als Gesellschaft auftreten zu können. Im Theater erscheinen die Damen sehr gut angezogen, wenn auch nicht gerade im Ballanzuge, die Herren aber stets im Frack, wenn sie sich nicht etwa auf ihre eigene Loge beschränken wollen. Denn hier werden die Besuche abgemacht, auch dem Fremden gewöhnlich stets der Gebrauch der Loge angeboten. Hier findet man die Damen in voller Liebenswürdigkeit, bereit die Huldigungen der Herren anzunehmen, und sich zu unterhalten. Die gesuchtesten Schönheiten erhalten die meisten Besuche und gewöhnlich empfiehlt man sich, wenn neue Besuche hinzukommen, um noch andern Platz zu machen, und in einer andern Loge einen Besuch zu machen. Darum sieht man es auch hier nicht als einen Beweis des guten Tones an, daß man das Theater vor dem Schlusse der Vorstellung verläßt, sondern man wartet oft eine Viertelstunde und länger in der Loge, um die Gelegenheit des Empfanges nicht abzukürzen. Diese freundliche Aufnahme hat etwas sehr wohlthuendes, umsomehr da die Damen der hiesigen Gesellschaft sich durch eine Natürlichkeit bei hinreissendem Verstande auszeichnen, welche die Behaglichkeit gibt, sich sofort heimisch zu fühlen. Von Affectation, Prätension, Prüderie ist keine Spur zu finden; ebensowenig eine blöde Schönheit als eine lémme appretée, ebensowenig Frauen als Blaustrümpfe. Kurz die ersten Besuche in den Logen lassen einen durchaus günstigen Eindruck zurück, besonders solange die banalen Gegenstände einer ersten Bekanntschaft hinreichenden Stoff zur Unterhaltung gewähren. Denselben Damen begegnet man am andern Mittag auf dem Cassaro oder dem Toledo, diese bürgerlichen Namen führt der hiesige Corso, oder auf dem Foro Barbonico am Meere, in schönen Equipagen, die in Palermo sehr elegant gearbeitet werden, mit reicher Dienerschaft; man fährt bei ihnen vorüber und ist erfreut mit welcher freundlichen Höflichkeit sie jeden Gruß erwiedern; kurz auf einige Tage hält der Zauber des ersten Eindrucks einer hiesigen Gesellschaft an. —

Man will sie aber näher kennen lernen; auch dazu findet sich Gelegenheit, es gibt ein paar Häuser wo man an den Abenden empfängt, wenn kein Theater ist, oder wo alle Abend Gesellschaft ist; in diesen werden keine Erfrischungen gegeben, in den ersteren dagegen Eis und das in Palermo, besonders in den Nonnenklöstern von vorzüglicher Güte bereitete Zuckerwerk; in den letzteren Häusern ist gewöhnlich eine oder die andere stehende Partbie, und in den erstern wird mitunter auch eine Partbie gemacht. Da aber nur sehr wenige solcher ersten Häuser, unter der Menge der hiesigen großen Palläste sind, etwa 3 bis 4, so ist die Gesellschaft gewöhnlich nicht sehr groß, meist besteht sie in wenigen nähern Bekannten und Verwandten und in einigen Besuchen aus den stets verschlossenen Pallästen, die sich von Zeit zu Zeit zu zeigen für nothwendig halten. Der in solche Gesellschaften Eingeführte wird mit der zuvorkommensten Artigkeit empfangen, und man sieht sich in die elegantesten Salons wie in andern Hauptstädten versetzt; es wird beinahe durchgängig mit Fremden französisch, sehr häufig auch englisch gesprochen, und man sieht daß hier weit mehr auf Erziehung als im übrigen Italien gehalten wird und die Französinnen würden, wenn sie vor eigner Bewunderung dazu kommen könnten, sich schämen, daß sie nur ihr Französisch zu sprechen gelernt haben. Dabei bemerkt man beinahe überall gute Gemälde aus alter Zeit, oder auch neue Porträts nicht in der gewöhnlichen steifen Manier, welche die Erben als geschmacklos wegstellen wenn sie im Ahnensaal keinen Raum finden; sondern meist als angenehm in die Augen fallende Bilder, oft Marmorstatuen und Büsten und statt der französischen Papiertapeten oft geschmackvolle Wandmahlereien und prachtvolle Plafonds al Fresco. Dazu kommt

Digitized by Google

die Größe der Gesellschaftssäle, deren Menge und Folgereihe in manchen Pallästen man in London und Paris vergeblich sucht.

Werden nun große Bälle in solchen Räumen hier gegeben, welches gewöhnlich in 4 oder 5 solchen Häusern der hiesigen Gesellschaft stattfindet, wo die reichsten Buffets mit größter Mannigfaltigkeit der Speisen und Getränke besetzt sind; so kann man die Gesellschaft Palermo's nur eine glänzende nennen.

Dabei muß auf manche Vorzüge derselben vor andern Orten aufmerksam gemacht werden. Hier wird vorausgesetzt, daß der Vornehmste auch die beste Erziehung gehabt hat. Bei jeden Herrn der Gesellschaft wird Kenntniß der lateinischen und französischen Sprache gefunden, und die vaterländische Geschichte kennt man meist besser, als dies in der Gesellschaft anderer Länder vorausgesetzt wird; dabei geben die öffentlichen Angelegenheiten des Landes, wenn auch bisweilen zu sehr nach Opposition schmeckend, gewöhnlich hinreichenden Stoff zu ernster Unterhaltung; und viele Mitglieder der ersten Familien haben sich durch Herausgabe von mehr oder weniger schätzbaren gelehrten oder gemeinnützigen Werken ausgezeichnet, so daß man schon deßhalb voraussetzen kann, daß die hiesige Gesellschaft einen weitern Gesichtskreis hat, als der oft sehr beschränkte in andern großen Gesellschaften. Auch findet man hier nicht die schroffen Standesvorurtheile und engherzigen Ansichten anderer Orte, welche weit höher zu stehen wähnen. Besonders aber vermißt man hier nicht eine gewisse Selbstständigkeit des Urtheils, eine Spontaneität deren Mangel anderwärts jedes lebhafte Auffassen, jede unfreiwillige Aeußerung des Gefühls unterdrückt wo ein gewisses kritisches Streben stets fürchten läßt ein falsches Urtheil zu verrathen; wenn man bei der Vorstellung einer neuen theatralischen oder Kunsterscheinung sein Urtheil zurückhält, bis man eine Recension darüber gelesen hat. Hier überläßt man sich dem Eindruck des Augenblicks, was man als schön, als schlecht fühlt, spricht man als solches aus, ohne mit Lob oder Tadel zurück zu halten, bis man von dem Kritiker belehrt worden ist, ob man loben oder tadeln darf.

Bei allen diesen guten Elementen der Gesellschaft muß man sich wundern, daß man dennoch über eine gewisse Leere klagen hört, und sich dieselbe auch nicht läugnen läßt. Man gibt gewöhnlich zwei Gründe dafür an: Zuvörderst den oben angedeuteten Charakter der sicilianischen Damen, die wir übrigens nicht gerade für tugendhafter halten, als andere, aber von denen man auch bei weitem nicht das Böse glauben darf, was manche erzählen. Im Gegentheil sprachen sich zu ihren Gunsten ein paar Herren und Damen des Auslandes, die seit ein paar Jahren zur hiesigen Gesellschaft gehören darüber gegen den Verfasser sehr vortheilhaft aus. Allein ein geistreicher Franzose über die Leerheit der hiesigen Gesellschaft klagend bezeichnete diesen ersten Grund derselben auf folgende Weise: Ich erkenne alle Vorzüge der hiesigen Gesellschaft an, aber man liebt nicht immer mit Kindern zu sprechen; sie haben alles Gute der Kinder, aber man hat kein näheres Intresse für sie. Der zweite Grund ist daß der Sicilianer nicht gerne in seinem Hause von andern belästigt wird. Er hat dort seine Familie; außer dem Hause aber lebt er, ohne daß er darum weniger häuslich wäre; aber häuslich allein — nicht mit andern. Auch in den sehr wenigen Häusern wo Besuche angenommen werden, ist dies gewöhnlich nur ein Kommen und Gehen nach kurzer Zeit. Den Reiz der geselligen Unterhaltung in gemischter Gesellschaft, wie man ihn in England, Deutschland und Polen findet, kennt man hier nicht, eben weil man sich zu selten spricht. Dies Urtheil gründet sich auf die Erfahrung der meisten Fremden nicht nur, sondern auch auf das von Personen die Jahre lang der hiesigen Gesellschaft angehörten. Der Hauptunterschied der Geselligkeit zwischen der hiesigen und der anderer Länder besteht darin, daß hier, die seltenen Bälle abgerechnet, so gut als gar keine Einladungen vorkommen, nicht blos bei Fremden, sondern auch unter sich. Man hat dies der Armuth schuld gegeben, allein es befinden sich in Palermo über 30 Familien mit mehr als 30,000 Thlr. Einkünfte; andere haben die Veranlassung in Sparsamkeit gefunden; allein auch diese ist nicht allgemein. Dagegen ist allgemein, der Mangel des Bedürfnisses Jemand in seinem Hause zu sehen.

Kirchen- und Schulangelegenheiten.

Die Stiftungen und Fonde des Schäßburger Gymnasiums am Schlusse des Jahres 1847.

(Ein Beitrag zur Statistik der siebenbürger evang. sächs. Gymnasien.)

(Schluß.)

III. Die Stiftungen und Fonde zur Erweiterung der Lehrmittel.

1. Der Gymnasial-Bibliothek's-Fond.

Die Gründung der Schäßburger Gymnasialbibliothek fällt erst in die Jahre 1684—85, wo unter andern be-

Digitized by Google

Rectorate verwalteten und noch keinem bestimmten Zwecke zugewiesenen Schulgelder zu einem Fonde zu bestimmen, aus dessen Zinsen die unentbehrlichen, naturhistorischen Abbildungen, geographischen Wandkarten und physikalischen Instrumente auf kürzestem Wege angeschafft werden könnten: so genehmigte das löbl. Localconsistorium den Vorschlag der Schulconferenz mit der, auch für die Zukunft geltenden Bestimmung, — „daß nicht nur das Kapital nie angegriffen, sondern auch von den jährlichen Zinsen ein Theil so lange aufgespart und kapitalisirt werden möge, bis der Kapitalsfond die Summe von Eintausend fl. C. M. erreicht haben werde." Diesem Beschlusse zufolge wurden zwar schon damals die unentbehrlichsten naturhistorischen Abbildungen, geographischen Wandkarten und physikalischen Apparate angeschafft und auch seither beträchtliche Summen zur Förderung des geographisch-geschichtlich und naturhistorisch-physikalischen Unterrichtes verwendet und gleichwohl weist dieser Fond gegenwärtig aus

angelegte Kapitalien	fl. 2520	
Kassenrest und Interessenrückstand	» 75	kr. 39½
Zusammen	fl. 2595	kr. 39½

hat also die von der löbl. Schulbehörde festgesetzte Summen erreicht und gibt für die Zukunft ein jährliches Activum von mindestens 150 fl. zu den bezeichneten Zwecke an die Hand.

Es betragen hiernach die Stiftungen und Fonde zur Erweiterung der Lehrmittel dermalen:

1. als Gymnasialbibliotheksfond	fl. 1631	kr. 15
2. Sam. Mág'sche Bibliotheksstiftung	» 494	kr. 23½
3. geographisch-naturwissenschaftlicher Fond	fl. 2595	kr. 39½
Im Ganzen	fl. 4721	kr. 18

Welches ist nun das Ergebniß dieser historischen Rechnungslage über die verschiedenen Fonde des Schäßburger Gymnasiums? — In arithmetischer Hinsicht offenbar dieses, daß das hiesige evan. Gymnasium besitzt:

I. zur bessern Besoldung seiner Lehrer	fl. 10900	
II. zur Unterstützung seiner Schüler	» 6359	kr. 1½
III. » Erweiterung der Lehrmittel	» 4721	kr. 18
in Allem	fl. 21980	kr. 19½

und welches denn in moralischer Beziehung, wenn wir uns den Ausdruck erlauben dürfen? — Wir glauben das Doppelte, zum Ersten, daß sich die milden Stiftungen und Fonde des Schäßburger Gymnasiums, vielleicht ohn Ausnahme, der gewissenhaftesten Verwaltung zu erfreue das Glück hatten; zum andern, daß die so oft gehört Klage der Gegenwart, es sei der Sinn der Wohlthätigkeit für die Schule erkaltet, von uns mit aller Entschiedenheit eine ungegründete, ungerechte genannt werden darf, da wir nicht einstimmen können und zwar mit Fug und Rech in das unbedingteste Lob der Vorzeit, in den unbeschränkte Tadel der Gegenwart. Geht doch aus unserer Entwickelung klar und deutlich hervor, daß unser Gymnasium vor hun dert Jahren noch keinen Heller eigenes Vermögen besaß daß die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts ihm wohl etwas über 2000 fl. einbrachte, dagegen das zehnfache aus dem lauf. Jahrhundert herstammt; — daß noch bei der schon oben angeführten Rechnungslage vom 28. Juli 1831 kaum über 6000 fl. actives Schulvermögen ausgewiesen werden konnte, mithin die beiden letzten Jahrzehnte 15000 fl. eingebracht haben; — daß das lauf. Jahrzehent allein 3000 fl. an milden Stiftungen uns zugeführt hat. Undankbar und ungerecht zugleich müßten demnach des Schäßburger Gymnasiums Lehrer und Schüler sein, wollten oder könnten sie je vergessen, was in dem lauf. Jahrh. namentlich aber in den beiden letzten Jahrzehnten aus öffentlichen und privaten Mitteln für die Anstalt, der sie angehören, geschehen! Damit wollen wir jedoch Männern des raschen Fortschrittes nicht wieder Veranlassung geben zu der ärgerlichen Behauptung, wir gehörten leider! auch zu denen, die da meinen, alles was da sei, sei gut und lobenswerth, eben weil es da sei! Auch uns sind noch so manche Mängel so manche Bedürfnisse unserer theuren Bildungsanstalt recht wohl bekannt. Allein des frohen Glaubens voll, daß, so wie die Menschheit, wenn auch nicht im Sturmschritt, denn doch stets zum Bessern fortschreite, die Folgezeit auch unseren Mängeln, unsern Bedürfnissen Abhilfe bringen werde, überlassen wir uns der tröstlichen Hoffnung, daß es von Zeit zu Zeit immer Männer geben wird, welche sich unseres Schulwesens thätig annehmen werden nicht nur zu ihres Namens untilgbarem Ruhme, sondern auch zu ihrer Volks- und Glaubensgenossen, ja zu der Menschheit ewig Heil und Segen spendender Wohlfahrt.

Schäßburg, 23. Febr. 1848.

M. Adolph Schuster,
Gymn. Rector.

Digitized by Google

stimmt wurde, jeder Studierende solle ein Novitiatgeld von drei Denaren an die Bibliothek entrichten; was darüber gegeben ward, wurde als Freigebigkeit (liberalitatis erit) dankbar aufgezeichnet. Diese fürwahr unbeträchtliche, einmalige Abgabe wurde im Laufe der Zeit auf 12, 60, dann 120 Denare oder einen Gulden erhöht, worauf im Jahre 1793 der damalige Rector Georg Müller bemerken konnte, daß nun die Bibliothek leicht erstarken werde, wofern nur die Einkünfte von den Rectoren gewissenhaft verwaltet würden. Eine neue Erwerbsquelle suchten die Schäßburger Rectoren dem Gymnasialbibliotheksfonde durch einen Papierhandel zu eröffnen, welche anfänglich auch so ergiebig floß, daß unter andern ein Rector (des Vfrs. Vater) in $2^1/_2$ J. hindurch 73 fl. der Bibliothek gewann, und während er nur 69 fl. überkommen hatte, 188 fl. als Bibliotheksvermögen an seinen Nachfolger — (1808) übergab. Gleichwohl mußte der, für Schäßburgs Gymnasium unvergeßliche Rector bei der Uebergabe seines 9jährigen Amtes am 28. Jul. 1831 in dieser Beziehung die Bemerkung machen: „Da die Zuflüsse der Gymn. Bibliothek seit mehren Jahren auf den Beitrag von einem Gulden W. W. beschränkt sind, welchen jeder Studierende an dieselbe zu entrichten pflegt, indem der ehemals so einträgliche Papierhandel schon längst nichts mehr abwarf und deswegen ganz aufgehört hat; so habe ich dahin getrachtet der Bibliothek möglichst wenige Auslagen zu machen und die vorhandenen wenigen Gelder nutzbringend anzulegen, um allmählig ein Kapital zu sammeln, aus dessen Intressen dann zweckmäßig der Büchervorrath dieser Bibliothek vermehrt werden möge. Von 73 fl. war in 9 Jahren der Gymnasium Bibliotheksfond auf 170 fl. gebracht worden. In diesem Geiste fuhren wackere Männer fort, wobei das Patronat den Bibliotheksgulden in Silbergeld zu erlegen 1835 verordnete, da ja die Studierenden ohnehin während der ganzen Dauer ihrer Studiencurse auch nicht das geringste Lehrgeld zu bezahlen haben. Allein auch hiedurch stieg der Gymnasialbibliotheksfond natürlich äußerst langsam. Da schenkte der, um Schäßburgs Schul- und Kirchenwesen so vielverdiente Stadtpfarrer Georg Müller (der Verewigte hat im Ganzen an Schenkungen und Vermächtnissen für Schäßburgs evang. Kirchen und Schulen 1450 fl. gegeben), am 20. Febr. 1843 auch dem Gymnasialbibliotheksfonde 250 fl., und am 7. Mai desselben Jahres widmete diesem Fonde das löbl. Localconsistorium ein zu Schulzwecken ohne nähere Bestimmung von dem obengenannten M. Ch. Joh. Ziegler legirtes Kapital von 250 fl.

Sonach steht der Gymnasialbibliotheksfond beim Abschluß der 1847-er Jahresrechnung auf:

angelegte Kapitalien	fl.	1300
Kassenstand und Intressenresten	»	194 kr. 40
Zusammen	fl.	1494 kr. 44
dazu die Hälfte des Ertrages dreier im l. J. abgehaltener Schulbälle (die andere Hälfte wurde der Förderung musikalischer Bedürfnisse des Gymnasiums zugewiesen) bestehend in	fl.	136 kr. 31
ergänzend diesen Fond auf	«	1631 kr. 15

dessen Zinsenertrag in Zukunft, unter anzuhoffender Genehmigung der löbl. Schulbehörde auf Anschaffung neuer Werke wird verwendet werden.

2. Die Sam. Mätz'sche Bibliotheksstiftung.

Wohl durch das langsame Steigen des Schäßburger Gymn. Bibliotheksfondes bewogen, (er besaß noch zu Anfange des Jahres 1836 wenig über 300 fl.) schenkte im oben erwähnten Jahre, nebst einer kostbaren Mineraliensammlung, der seither verstorbene königl. Thesaurariatssekretär Sam. Mätz der Schäßburger Gymn. Bibliothek 300 fl. mit der klar ausgesprochenen Bedingung: daß nur für die Hälfte der jährlichen Intressen Bücher angeschafft, die andere Hälfte dagegen kapitalisirt werden sollte in so lange bis das Kapital die Summe von Eintausend fl. W. W. erreicht haben würde. Diesem gemäß sind denn bereits 100 Guld. zum Kapitale geschlagen, für 46 fl. neue Werke angeschafft und für 54 fl. jüngst abermals Bücher bestellt worden. Einer vom Gymn. Rector gemachten und der Gymn. Conferenz am 10. Nov. vorigen Jahres vorgelegten Berechnung zufolge erreicht diese Stiftung, — bei gewissenhafter Verwaltung, — ihr Ziel im J. 1877. — Sie wies mit Jahresschluß 1847 aus:

angelegte Kapitalien	fl.	400
Kassen- und Intressenrest	»	94 kr. $23^1/_2$
im Ganzen	fl.	494 kr. $23^1/_2$

3. Der geographisch-naturwissenschaftliche Fond.

Als im Jahre 1839 die Gymn. Conferenz, von der Ansicht ausgehend, daß aller Unterricht in der Erdkunde, Naturgeschichte und Naturlehre fruchtlos sei, wenn er seine Gegenstände der Anschauung der Schüler nicht nahe bringe, die löbl. Schulbehörde ersucht hatte, einige vom

Digitized by Google

Nothruf.

In einem Aufsatze: „Die Besetzung der Pfarren im Unterwalde" ꝛc. Nro. 9. Seite 63 d. Bl.) soll es heißen; „Im Schäßburger Stuhle war . . . . . kein Gymnasium. Vor 60 Jahren oder auch später getraute man sich in Schäßburg nicht, der dasigen Schule den Namen „Gymnasium" beizulegen; . . . — . Ohne in eine Wiederlegung dieses recht anmaßlichen, hierarchischen, Aufsatzes eingehen zu wollen, da ich keine Lust an literärischen Fehden habe, fühle ich mich denn doch in meinen schwer erworbenen, wohl bewahrten Rechten zu sehr gefährdet, als daß ich meinen ehrlichen Namen länger unter Schloß und Riegel behalten, ihn nicht vielmehr frei ans Licht treten lassen sollte, damit er der unwissenden, bösen Welt zeige: treue Pfleger, warme Beschützer meiner theuren Bildungsanstalt hätten nicht etwa nur seit 60 Jahren einen Namen ihr beigelegt, den sie früher sich nicht angemaßt, damit er beweise: wie sie im Gegentheil vor mehr als dreimal sechzig Jahren einen Namen; den sie verdient, auch wirklich geführt habe.

„Deo Duce et Auspice Christo. MATRICA Praeceptorum, Studiosorum, Memorabilium Gymnasii Civitatis inclytae Regiaeque Schaessburgum Anno MDCLXVI die 23. Novemb. Opera P. D. Georgii Seraphini, t. t. Rect. coepta, continuata vero Studio et Cura Eliae Laudiveri, P. P. Coll. Experiens. h. t. Rectoris, Anno MDCLXXIX die 8. Aprilis."

Damit aber der hochgelehrte Vf. des berührten Aufsatzes in seiner tiefen Weisheit, (die ihn gleichwohl vergessen ließ: libere eligant!) nicht auch an diesem, meinem ehrlichen Namen Anstoß und Aergerniß nehme und behaupte, man könne mir denselben wohl auch später, etwa bei einer Wiedertaufe unserer theuren Schule beigelegt haben; so will ich ihm aus dem Satze meiner bald 200-jährigen Erfahrungen auch noch folgende Worte anvertrauen: Matricae hujus posterioris (wohin ist die frühere gekommen? oder haben daselbst keine sächsischen Kirchengemeinden bestanden, wo die Matrikeln nicht über das 16. oder 17. Jahrhundert hinaufreichen?) Autor, es ist von Elias Ladiver die Rede, neben dessen Namen die Bemerkung steht cujus (postea) titulum ego M.M. Kelpius (wurde Rector 1684) scholae hujus eo tempore Stud. Discipulusque Ladiverianus mea manu ad jussum dilectissimi praeceptoris D. El. Ladiveri, scripsi.

Und nun zum Schlusse nur noch die Frage: Sind solche Aufsätze wohl geeignet, Friede und Eintracht in die Bruderkreise zu bringen, sie zu nähren und zu fördern, eine, oft gespenstisch genannte Furcht vor Centralisation zu bannen, Stimmen zu widerlegen, die da meinen: Unus sit populus müsse heutigen Tages heißen: Omnes sint Cibinienses!!!

Die alte MATRICA
des Schäßburger Gymnasiums.

Mannigfaltigkeiten.

In dem Weichbilde Pesths hat sich vor Kurzem ein Ereigniß zugetragen, worin der Zufall auf sonderbare Weise als Richter aufgetreten ist. Ein „brauner Sohn der Haide," dem, wenn es ihm beliebt hätte, sich einem Enkel der Pharaonen zu nennen, Niemand das Gegentheil hätte behaupten können, hatte eben mit vielem Glück und Geschick einem Bauer ein feistes Schwein aus dem Pferch gestohlen, und trug den Grunzer, mit den gebundenen Füßen an seinen Hals gehängt, raschen Schrittes den unfern harrenden Genossen zu. Als er eben eine Brücke zu passiren hatte, bekam er Lust auszuruhen; er stützte seine Last auf das Brückengeländer, und hielt an, um ein wenig zu verschnaufen. Das Thier aber, welches bisher ganz ruhig gewesen, mochte sich in dieser neuen Lage unbehaglich fühlen, und machte eine rasche Bewegung, wodurch es über die Brückenlehne hinabglitt, und durch sein Gewicht den Hals des Diebes so fest an den Balken preßte, daß er eine Kehle von Eisen gehabt haben müßte, um noch länger athmen zu können. In der beschriebenen Stellung wurde er am andern Morgen todt gefunden.

* * *

In Berlin läßt man es nicht mehr bei den Pferden bewenden, man fängt auch an, Esel zu essen. Vier Maulesel sind zu einem patriotischen Festessen hingeschlachtet worden. Mein Gott, ruft Saphir aus, wenn man als Esel nicht mehr ruhig leben kann, was soll dann ein gescheidter Mensch machen.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 12. Montag, den 20. März 1848.

Statistik von Siebenbürgen.

(Rezension von Kövary's Erdélyország Statistikája &c. &c. aus dem Erdelyi Hiradó)

Auch ich möchte demnach, wenn ich bei der Durchlesung dieser Statistik nur einige Mängel entdeckte, der Aufforderung des Herausgebers folgend, darüber direkt ihn verständigen. Aber da das was ich entdeckt ganz anderer Art ist, so glaube ich, so sehr ich auch überhaupt die schriftstellerischen Interessen und jene der Verleger achte, doch diejenigen des lesenden Publikums als viel wichtiger und bedeutender anerkennen zu müssen, und eben darum wähle ich ein anderes Verfahren. Nach meiner Ansicht glaube ich meine Bemerkungen über diese Statistik von Siebenbürgen der Redaction des Erdely Hirado übergeben zu sollen, in der Hoffnung, daß ich auf diese Art besser im Interesse des lesenden Publikums handle.

Ich thue dieses um so viel lieber, weil es nicht nur das genannte Interesse so fordert, sondern auch ein anderes nicht weniger wichtiges, jenes der Wissenschaft. —

Die Aufgabe einer Statistik unseres Vaterlandes ist den gegenwärtigen Zustand und die Verhältnisse dieses Vaterlandes und seiner Völker in jeder Beziehung treu darzustellen, in Zurückbeziehung auf die Vergangenheit, wo und in wie weit es nöthig ist. Auf ihren Blättern haben Sagen, Mährchen, Unrichtigkeiten, weil dieselben kein treues Bild geben, keinen Raum; und wenn nun jemand der sich freiwillig der Abfassung einer Statistik widmet, derlei Dinge öffentlich ausspricht so ist es nothwendig dieselben ebenfalls öffentlich nachzuweisen und zu rügen. Es ist in einem solchen Fall Pflicht dahin zu wirken, daß die Statistik als Wissenschaft nicht durch ein Gemeng von Wahrheit und Unwahrheit erniedrigt werde.

Soviel in Bezug auf die Vorrede des Herausgebers der beregten Statistik von Siebenbürgen.

Bezüglich des Verfassers muß ich Behufs des deutlichern Verständnisses dessen, was ich weiter unten anführen werde, einige Bemerkungen machen.

Kövary gab keine Definition von Statistik. Indessen scheint aus seinem Werke hervorzugehen, als sei der Gegenstand der Statistik von Siebenbürgen, auch nach seiner Auffassung nichts anderes als eine Darstellung der gegenwärtigen Zustände und Verhältnisse unseres Vaterlandes und seiner Völker mit Bezugnahme auf die Vergangenheit. Er hätte also bevor er an die Ausarbeitung seines Werkes ging die Ereignisse Siebenbürgens jeder Zeit und jeder Art, dessen Verhältnisse von der Urzeit bis auf die Gegenwart genau kennen und wissen sollen. Eine ungeheure Aufgabe! Und zwar wissen mußte er das Alles, nicht um es herzuerzählen sondern weil einestheils der gegenwärtige Zustand unseres Vaterlandes und seiner Völker sich aus der Vergangenheit entwickelt hat; also die Gegenwart mit der Zukunft in engem Zusammenhange steht, und man ohne Kenntniß der Vergangenheit nicht im Stande ist, die Gegenwart gehörig aufzufassen und zu verstehen. Anderntheils auch darum, damit er wisse wo und was zur Aufhellung, Vergleichung, Kombination aus der Vergangenheit angezogen und wie auf diese Weise der nöthige Zusammenhang der Gegenwart mit der Zukunft nachgewiesen werden könne.

Und woher konnte er alle diese Kenntniß und Wissenschaft schöpfen. Doch nur, in so weit es möglich war mit wenigen Ausnahmen aus den Quellen, und auch aus diesen nur mittelst kritischem Verfahren. That er das? Nein! Er lernte die Zeitbegebenheiten Verhältnisse und Zustände des Vaterlandes nicht aus jenen Quellen und nicht mit Kritik das heißt mit der Kenntniß das Wahre vom Unwahren nach den Grundsätzen der Kritik zu sondern und auszuwählen,

Digitized by Google

sondern aus Kompendien und ohne Kritik kennen. Darum vermochte er nicht zu beurtheilen was als wahr und richtig anzunehmen ist, sondern er nahm was seinem Zwecke dienlich schien, das Gute wie das Verwerfliche auf. Und so schrieb er eine Statistik von Siebenbürgen. Er citirt für wahr auch Werke die als erste Quellen gelten, doch mehr nur nach den Citaten Anderer. Er selbst blickt nur flüchtig auf jene Seiten auf welche sich seine compendiarischen Führer berufen; ja zuweilen nicht einmal auf diese, woher es kommt daß er zuweilen gegen sich selbst citirt; die Quellenwerke hat er nicht gelesen vielweniger kritisch beurtheilt. —

Und da er nicht unmittelbar aus diesen, sondern aus compendiarischen Werken arbeitete, so ist es sehr natürlich daß er in eine Menge Fehler verfiel, theils weil diese Werke in größerem oder kleinerem Maße alle fehlerhaft sind, und er aus ihnen viele Fehler hinüber nahm, ohne es zu wissen; was er indessen leicht hätte einsehen können, wenn er die Quellen, gelesen und gekannt hätte; theils weil er von einigen Thatsachen, wovon er in den Compendien nichts fand, glaubte, sie seien nie geschehen, und irrthümlich zuweilen Dinge behauptet, welche durch die Geschichte ganz und gar wiederlegt werden. Hätte er die Geschichte aus Quellen gekannt so hätte er wohl wissen können, daß sich in denselben so vieles findet, was in den Compendien nicht einmal angedeutet ist. —

Alles dieses wird sich im Verlaufe meiner Rezension als wahr erweisen. Die Anordnung derselben hat mir nicht sowohl meine Willkühr als die Qualität des zu beurtheilenden Werkes vorgeschrieben.

Seite 78 dieser Statistik schreibt Kövary in dem §. über die Metalle: „Gold und Silber, diese Dinge waren es durch alle Zeiten, denen Siebenbürgen so viel Gutes und so viel Böses zu danken hat. Schon Herodots Zeitalter preißt unsere Metalle und liebäugelt nach unshin(s'selénkkacsingat) Rom eroberte Dacien nur wegen seines Goldes."

Herodots Zeitalter, oder besser Herodot (um 444 v. Ch.) hat sich mit dem Preis unserer Metalle nicht befaßt. In seinen Werken bemerkt er an einer Stelle, daß die Maroscher aus dem Lande ausfließe, wo die Agathyrsen wohnen; an einer andern Stelle, daß diese Agathyrsen größtentheils Gold an sich tragen aurum plerumque gestantes „(Herodoti halicarnassei Historiarum Libri IX. musarum nominibus inscripti gr. et lat. ex Laur. Vallae interpretatione cum adnotationibus Thomae Galei et Jacobi Gronovii Ed. Petrus Wesselingius. Amstelodami 1763 pag. 303. 328.) Und in diesen drei Worten besteht alles das was aus Herodots Zeiten über die Metalle unseres Vaterlandes aufgeführt werden kann, darin aber ist offenbar auch nicht das geringste Lob von Siebenbürgens Golde enthalten, um so weniger, da Herodot nicht einmal andeutet, welches Landes Erzeugniß jenes Gold war, das die Agathyrsen an sich trugen, und daß er dieses Goldes erwähnt, geschieht nur um die Agathyrsen zu charakterisiren. Das ferner, daß Herodots Zeitalter unserm Golde wegen nach unserm Vaterlande gelieb äugelt hätte, sagt weder er noch sonst ein Schriftsteller damaliger Zeit und dieses behauptete Liebäugeln ist somit nichts anders als eine leere Phrase.

Und Rom hätte auch nur des Goldes wegen Dacien erobert, dessen Hauptheil zur Zeit der Eroberung Siebenbürgen ausmachte in dem die dacische Königsresidenz im Hatzeger Bezirke lag? dieses behauptet Kövary so entschieden, so kühn, als wenn er die Werke aller klassischen Schriftsteller, welche seit der nähern Berührung der Dacier und Römer lebten aber und abermals durchgelesen in allen als Hauptgrund der Eroberung die Sehnsucht nach dem dacischen Golde gefunden hätte. Daß er sie indessen nicht gelesen hat, das beweiset eben auch diese seine Behauptung welche eben so grundlos als kühn ist. Die Ursachen der Eroberung Daciens ergeben sich klar aus dem pragmatischen Fluße der römisch-dacischen Geschichte, und die Ergebnisse zählt umständlich Dio Cassius auf, aber von Daciens Golde als den Hauptgrund der Eroberung Daciens wird nirgends etwas gesagt.

So oft es nur geschehen konnte bekriegten die Dacier die nachbarlichen römischen Provinzen, und zwar zuweilen mit Glück doch nie mit größerem als am Anfang der Regierung ihres Königs Decebal. Der feige und grausame römische Kaiser Domitian, dessen tägliches Geschäft es war Fliegen zu tödten, zahlte ihm (Decebal) einen jährlichen Tribut um nur sich und den seinigen Ruhe zu schaffen. Tief schmerzte das jeden braven römischen Bürger, aber man mußte schweigen und dulden, wollte man sein Leben nicht gewissem Verderben preis geben. Indessen bestieg bald der kriegerische Trajan den Kaiserthron (98—117 n. Chr.) und eine seiner ersten und vornehmsten Sorgen war es von der schmachvollen Tributpflichtigkeit, und den je länger desto übermüthiger werdenden und die Gränzen seines Reichs mehr erweiternden Decebal und dessen Volk einzuschränken. Er drang mit seinem Heer bis zur königlichen Hauptstadt. Decebal, besiegt und bestürzt fiel dem sieggekrönten Trajan zu Füßen und bat um Frieden. Der Kaiser gewährte ihn unter bestimmten Be-

Digitized by Google

dingungen, zog heim und ließ eine Besatzung in Dacien. Hätte dies Trajan gethan wenn er sich nach Daciens Golde gesehnt und das Land deswegen zu erobern gewünscht hätte? Das konnte er ja auch in seinem ersten Kriege thun. Daß das Land endlich erobert wurde davon trug die spätere Handlungsweise Decebals die Schuld. Er brach die Bedingungen. Trajan kam also wieder und nahm Dacien sammt seiner Hauptstadt. Decebal um nicht auch gefangen zu werden tödtete sich und das Land blieb im Besitz der Römer. So erzählt das Dio Cassius welcher der umständlichste und zuverlässigste hierherbezügliche Schriftsteller ist (Dionis Cassii Historiae Romanae Libr. LXVIII.)

Es steht also nicht nur die Meinung nicht fest: daß Dacien wegen seines Goldes und nur deßwegen von den Römern erobert worden sei, sondern auch das nicht, daß dessen Goldreichthum vor seiner Eroberung bekannt gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schneegestöber.

Aus dem Russischen. Von Joh. Philipp Simon.

(Fortsetzung)

Wladimir sah jetzt in der Nähe ein Dörfchen, das aus einigen Häusern bestand, er fuhr dahin, und am ersten Hause klopfte er am Fensterladen. Nach einigen Minuten öffnete sich der Laden, und ein alter Bauer streckte seinen langen grauen Bart heraus.

„Was willst Du haben? fragte der Bauer.

„Ist es noch weit nach Schabrin?

„Ob es noch weit nach Schabrin ist, fragst Du?

„Ja, ja! ob es noch weit nach dahin ist!

„Nein, es ist nicht weit dahin: drei Stunden Weges mögen es wohl seyn.“

Bei dieser Antwort erfaßte ein Entsetzen den Unglücklichen, er stand regungslos da, wie ein Verbrecher, der das Todesurtheil empfängt.

„Aber von wannen bist Du denn?“ fragte der Bauer.

Wladimir hatte keinen Athem, ihm auf diese Frage zu antworten. „Könntest Du, Alter, mir nicht Pferde geben nach Schabrin?“ fragte er, nachdem er sich von seinem Schrecken wieder erholt hatte.

„Wo haben wir Pferde!“ antworte der Bauer.

„Könntest Du mir denn nicht einen Führer mit geben? Ich zahle ihm, was er verlangt.“

„Warte,“ sagte der Bauer, „ich will meinen Sohn wecken der wird Dich schon nach Schabrin führen.“

Wladimir schickte sich zu warten an; es war aber noch keine Minute verstrichen, da klopfte er wieder am Laden. Der Laden öffnete sich und der alte Bart wurde wieder sichtbar.

„Was willst du?“

„Aber wo bleibt Dein Sohn?“

„Den Augenblick wird er kommen, er wickelt sich sein Fußzeug um. Aber Du magst wohl recht durchfroren seyn? Komm herein und wärme Dich.“

„Ich danke Dir, Alter, mach' nur, daß Dein Sohn bald kommt!

Endlich öffnete sich die knarrende Hofthüre, ein junger Bursche mit einem derben Knotenstock trat heraus und ging vorwärts, Wladimir folgte ihm. Der junge Bauer mußte den Weg öfter selbst suchen, so hatten ihn die Schneemassen überschüttet. „Wie viel Uhr ist es?“ fragte ihn Wladimir.

„Es fängt bald an zu dämmern,“ antwortete der junge Bauer. Wladimir sprach kein Wort mehr.

Die Hähne krähteten und der Tag graute, als sie Beide in das Dorf Schadrin kamen. Die Kirche war geschlossen. Wladimir bezahlte seinen Führer und begab sich in den Pfarrhof; aber seine Equipage, die er der Braut geschickt hatte, war hier nicht zu sehen.

Welche Antwort mußte der unglückliche Wladimir bei dem Pfarrer von Schadrin hören!

Nun wollen wir den Leser wieder nach Nenoradowa führen, um zu sehen, was hier vorgeht.

Nichts Ungewöhnliches geht hier vor.

Die Eltern Mariens sind schon aufgestanden und sitzen im warmen Hauskleide in der Wohnstube, um den Thee einzunehmen. Der Hausvater schickt das Stubenmädchen hinauf zum Fräulein, sich zu erkundigen, wie es um die Gesundheit des lieben Töchterleins stehe.

Das Mädchen kommt bald wieder und meldet, daß das Fräulein eine sehr unruhige Nacht gehabt habe, daß es sich aber jetzt ziemlich wohl befände und bald herunter käme. Da öffnete sich auch schon die Thüre, Marie trat ein und grüßte die Eltern mit einem schönen guten Morgen.

„Wie steht es um Deine Kopfschmerzen, meine Tochter? fragte der Vater.

„Die sind fast gänzlich verschwunden, Papachen,“ antwortete das Töchterlein.

„Der Ofendunst hat Dich gewiß gestern krank gemacht, Mariechen?“ meinte die Mutter.

„Das glaube ich selbst, Mamachen,“ sagte das zärtlich thuende Mädchen.

)(

Digitized by Google

Der Tag verging, ohne daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen wäre; aber am Abende wurde Marie in der That sehr krank. Man schickte sogleich in die Stadt, um einen Arzt zu holen. Der Doktor kam und fand Marichen sehr krank, es war ein heftiges Nervenfieber, das Marie zwei Wochen lang auf das Krankenlager warf und das arme Mädchen an den Rand des Grabes brachte.

Niemand im Hause, außer dem Kammermädchen, wußte um Das, was in der letztvergangenen Nacht geschehen war. Die Briefe, welche Marie am Vorabende geschrieben hatte, einen an ihre Freundin und den andern an ihre Eltern, waren wieder, ehe sie Jemand gelesen hatte, den Flammen übergeben worden, daher konnte durch diese Mariens Geheimniß nicht verrathen werden. Das Kammermädchen schwieg, weil es den Zorn ihrer Herrschaft fürchtete. Der alte Dorfpfarrer, der verabschiedete Reiterfähndrich, der schnurrbärtige Feldmesser und der niedliche Uhlane schwiegen auch, und zwar nicht ohne Ursache schwiegen sie. Der Kutscher Wladimirs war nie schwathaft, selbst dann nicht, wenn er ein Gläschen zu viel getrunken hatte. So blieb das Geheimniß verschwiegen, ungeachtet sechs Mitbetheiligte darum wußten. Aber das fieberkranke Mädchen hätte es beinahe selbst verrathen. Jedoch waren ihre Worte so undeutlich, daß die Mutter Mariens, welche Tag und Nacht vor dem Bette ihrer Tochter zubrachte, nichts weiter davon verstehen konnte, als daß das liebesieche Mädchen in den Wladimir sterblich verliebt seyn müsse. Sie liebt den armen Offizier leidenschaftlich, dachte die Mutter, und das ist am Ende vielleicht die einzige Ursache ihrer Krankheit. Dies veranlaßt sie nun, sich mit ihrem Manne und mit einigen Nachbarn zu berathschlagen, was bei der Sache zu thun sey. Es geschah, und die Rathsherrn erklärten endlich einstimmig, daß die beiden jungen Leute für einander geschaffen wären, und daß Niemand seinem Schicksale entgehen würde. Um ihrer Behauptung mehr Kraft zu geben, kamen allerlei Sprichwörter auf's Tapet, wie z. B. daß die Ehen schon im Himmel geschlossen würden; daß Armuth keine Schande und Reichthum keine Ehre sey; daß man nicht mit dem Gelde, sondern mit dem Menschen leben müsse u. dgl. wurden zum Vortheile Wladimir's erklärt.

Alle Sprichwörter, mit Ausnahme einiger, die sich einander widersprechend zu seyn scheinen, sind aus vielfältiger Erfahrung gegriffen und sie sind in Fällen, wo der Verstand nicht ausreicht, von manchem Nutzen.

Die Eltern waren mit der Meinung ihrer Nachbarn übereinstimmend. Die Krankheit des Mädchens schwand unter der Behandlung des Arztes allmählig.

Wladimir war seit lange in dem elterlichen Hause seiner Geliebten nicht zu sehen gewesen. Nun schickte man nach ihm, und that ihm zugleich das große Glück, die Einwilligung der Eltern zur Heirath, kund; aber wie groß war das Erstaunen der Besitzer des reichen Dorfes Nenoradowa, als sie auf ihre freundschaftliche Einladung ein Schreiben von ihm erhielten. Wladimir erklärte ihnen in demselben, daß sein Fuß nimmermehr die Schwelle ihres Hauses betreten würde, und daß sie ihn vergessen möchten, ihn, den Unglücklichen, dessen einzige Hoffnung der Tod sey. Einige Tage darauf erfuhren sie, daß Wladimir zur Armee zurückgekehrt wär. Es war dies im Jahr 1812.

Die Eltern Mariens wagten es lange nicht, ihre Tochter hievon in Kenntniß zu setzen, weil es mit den Fortschritten deren Gesundheit nur sehr langsam ging, und weil sie glaubten, daß dieses Ereigniß, wenn es Marie wüßte, leicht einen Rückfall zur Folge haben könnte. Als Marie wieder zu ihrem vollen Bewußtseyn gelangt war, sprach sie keine Sylbe mehr von Wladimir. Einige Wochen darauf fand sie den Namen des Geliebten in der Zahl der tapfersten und am schwersten verwundeten Offiziere, welche gegen den damaligen Feind des Vaterlandes stritten. Marie fiel in Ohnmacht, als sie dieses las. Die Eltern geriethen auf's neue in Schrecken, man erwartete nichts Anders, als die Wiederkehr der Krankheit; allein Gottlob! die Ohnmacht hatte diese Folge nicht.

Bald darauf mußte Marie einen andern harten Schlag des Schicksals leiden; ihr Vater, Gavril Rubzow, starb. Dieser hatte seine Tochter Marie zwar als Universalerbin seiner reichen Güter eingesetzt, allein diese große Erbschaft konnte das unglückliche Mädchen nicht froh machen. Marie theilte mit der Mutter die große Betrübniß und schwor, nie von der guten Mutter zu fassen, bis der Tod auch dieses Band lösen würde.

Beide verließen nun das Dorf Nenoradowa, der Orte an welchen sich so traurige Erinnerungen knüpften, und und wählten sich ihr Dorf im ***schen Umkreise. Die heirathslustigen Burschen drehten sich hier beständig um das niedliche und reiche Mädchen herum; aber das Betragen Mariens war der Art, daß sich keiner von ihnen einer Hoffnung erfreuen konnte. Die Mutter suchte oft ihre Tochter zu bereden, sich doch einen würdigen Gatten zu wählen; allein Marie schüttelte bei diesen Worten verneinend den Kopf, und in ihrer Seele gingen ganz andere Gedanken auf, —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Verdienen die Siebenbürger Sachsen den Tadel in Ungarn?

Error cui non resistitur, approbatur; et veritas cum minime defenditur, opprimitur. —

D. Innocentius.

Mit Bedauern haben die Freunde der nationalen Eintracht im Siebenbürger Boten Nro. 10 und im Kronstädter Wochenblatte Nr. 11, 1848 bei den Verhandlungen über die Einwanderung und Niederlassung in dem culturbedürftigen Ungarn, da wo von der Ansiedlung ganzer Gemeinden die Rede ist, auch die ebenso unerwartete, als auch bei der bevorstehenden Ländervereinigung unfreundliche Begrüßung der Sachsen in Siebenbürgen in folgenden Worten gelesen:

„Einen Beweis hiefür liefern die Sachsen in Siebenbürgen, deren neuestes Verhalten ganz geeignet ist, die bekannte Gastfreundschaft und Sympathie der Ungarn für die Ausländer ganz zu ersticken." Da sowohl der Ort als auch die Personen, wo und von welchen diese Behauptungen ausgesprochen und bestätiget worden sind, mit Recht ein hohes Ansehen besitzen; so muß sich dadurch um so mehr eine nachtheilige Vorstellung von den Sachsen in Siebenbürgen und ihren Repräsentanten verbreiten, als ihr politisches, wissenschaftliches, kirchliches und industrielles Verhältniß in weiteren Kreisen zu wenig bekannt und besprochen wird. Aus diesem Gesichtspunkte einer richtigern Beurtheilung des constitutionellen Sachsenvolkes und seiner würdigen Vorsteher, ist es Pflicht, bei einem so folgenreichen und doch nicht hinlänglich motivirten Tadel und bei der bevorstehenden Vereinigungskrysis, nach Wahrheit und Recht den Verdacht der Ungeselligkeit, der Bosheit oder sogar der Ungeschicklichkeit von den Sachsen in Siebenbürgen und ihren Vertretern abzuwälzen, welches man von ihnen denken müßte, wenn sie wirklich bedenklich, das heißt schädlich und gefährlich wären, wenn ihr neuestes Verhalten ein ungesetzlich pflichtwidriges und ihre Nichtassimilirung in der Sprache, inconstitutionell im Geiste, genannt zu werden verdiente.

Doch dem ist nicht also, denn die obigen Behauptungen gehen aus unrichtigen Vorstellungen hervor; indem eben die Sachsen in Siebenbürgen durch ihre anerkannten Verdienste im Krieg und Frieden bewiesen haben, daß sie nur in gleichartigen Körperschaften oder Gemeinden vereinigt, ihrem wichtigen Zwecke der Colonisirung in wüsten Gegenden und unter rohen Völkern entsprechen konnten, während dieselben durch Vereinzelung in Nuhlosigkeit versunken wären, wodurch Jedermann einsieht, daß von diesem Gesichtspunkte aus die Erwähnung der Sachsen ganz überflüßig war; während der Redner noch weit mehr von der staatsrechtlichen Stellung der Sachsen in Siebenbürgen abirrte, indem er auch neben das weniger begünstigte deutsche Element im Königreiche Ungarn, die dänische Selbstständigkeit und das privilegirte Volksthum (unus sit populus) der Sachsen aus Siebenbürgen stellte, und auch darnach beurtheilte. Kein Wunder wenn aus hellebigen Prämissen, auch beliebige Folgerungen fließen; nämlich: daß die Sachsen von nationalen Standpunkte aus bedenklich seien. Daß das neueste Verhalten der Sachsen ganz die Sympathie für die Ausländer in Ungarn ersticke. Und daß wegen der Nichtassimilirung der Sachsen, dem deutschen Elemente in Ungarn die Hoffnung zur Nationalität vernichtet werden solle."

Wir blicken in die unpartheiische Geschichte und versichern alle Leser, selbst wenn sie bei dem Namen der bürgerlichen Sachsen neben der magyarischen Aristokratie zur blinden Submission geneigt wären, daß die ungarischen Könige aus Arpads Stamme bis auf Andreas III. und auch aus fremden Häusern, deren Andenken von den Sachsen ewig hochverehrt wird, — vom nationalen Standpunkte aus, die Sachsen nach Siebenbürgen beriefen, die Sachsen reichlich mit Freiheitsprivilegien beschenkten, die Sachsen von der Jurisdiktion der Magyaren absonderten, die Sachsen auf ihrer Fahne und Siegel mit der Benennung: „Beschützer der ungarischen Krone" beehrten, die Sachsen in ihren Belohnungsschriften: „Schutzsäulen an der Grenze des Reiches" nannten, daß sogar der ungarische Adel vom nationalen Standpunkte aus die Burgen der Sachsen für die Zufluchtsorte ihrer Familien und Schätze im Krieg, und die Könige die Städte der Sachsen im Frieden für Vergnügungsorte der Fürsten (Diversoria Principum) hielten.

Von diesem nationalen Standpunkte aus wurden die Sachsen in Siebenbürgen von ihren ungarischen Königen auch sogar zu den Landtagen nach Ungarn mit den ehrenvollen Worten berufen: „Als ein würdiger Zweig an dem Baum der Monarchie zur gesetzlichen Berathung zu erscheinen" welches nicht geschehen wäre, wenn ihnen ihre selbstständige Nationalität nicht garantirt, und die Emporhaltung derselben als eine Ehrensache angerechnet worden wäre.

Da wo seit sieben Jahrhunderten diese geschichtlichen Thatsachen gegen die Bedenklichkeit der Sachsen laut sprechen und da wo diese Thatsachen nicht vorsätzlich in den Hintergrund gedrückt werden, um die ehrenvolle Selbstvertheidigung der Sachsen feindlich zu verdächtigen, da wird man

Digitized by Google

versucht zu glauben: daß der ächt Arpadische Standpunkt der Nationalität aus Ungarn verschwunden und eine moderne Nationalität hervorgetreten sei, welche die durch Jahrhunderte bewährte Treue, Rüglichkeit und Ehrenhaftigkeit der Sachsen in Siebenbürgen in Zweifel zu ziehn, große Geneigtheit besitze; so daß wir bei dieser bedauerlichen Vorankündigung in Ungarn nicht gleichgültig bleiben oder und mit der unpraktischen Frage begnügen können: welches der richtige Standpunkt in Ungarn sei? worüber die Geschichte entscheiden wird; sondern daß wir hiedurch öffentlich und aufgefordert fühlen zu erklären: daß die angeführten Aeußerungen und Gesinnungen in Ungarn über die Sachsen in Siebenbürgen vom nationalen Standpunkte aus für und Sachsen weit bedenklicher erscheinen, als das neueste Verhalten der Sachsen den mächtigen Gesetzgebern in Ungarn sein konnte: denn finde die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn Statt, so verdiene die Besorgniß nun gerechte Entschuldigung, wenn die Sachsen in Ungarn, wo man sie als bedenkliche Staatsbürger und Ausländer beurtheilt, den fertigen Grabe ihrer wahrhaft goldenen Verfassung der ungrischen Könige ängstlich entgegen blickten während bis jetzt alle verständigen Sachsen, welche das goldene Zeitalter unter den ungrischen Königen, deren Andenken ich nochmals ehrfurchtvoll segne, zu schätzen wissen, sich mit der Hoffnung schmeichelten, auch bei der Wieder-Vereinigung beider Länder im Bewußtsein ihrer Treue, Rüglichkeit und Freiheitliebe, den in gutem Andenken stehenden Arpadischen Magyarenschwung wieder zu finden; woran wir zwar nach dem Obigen zweifeln sollten, wenn uns nicht der Gedanke beruhigte: daß auch solche Staatsmänner noch leben, welche die Bedürfnisse von Ungarn und die höhere Politik beider Länder nicht durch das gefärbte Glas des Kastengeistes, sondern der ewigen Menschenrechte betrachten.

Denn kann man so vorgreifend und entscheidend den Sachsen in Siebenbürgen die Beschuldigung aufbürden: daß sie die Sympathie für die Ausländer erstickt hätten, was für eine Sympathie bleibt ihnen selbst dann in Ungarn übrig? Man darf sich nicht verblenden, als wären die nationalen Widersprüche ganz etwas Neues und als wäre die Sympathie zwischen den Ungarn und Sachsen in ältern Zeiten jeden Morgen wie der Thau im Sonnenglanze zusammengeschmolzen, und daher das neueste Verhalten der Sachsen zu ihrer Selbsterhaltung etwas tadelnswürdig ungesetzliches. Nein! denn die Blätter der Geschichte vor und nach der Trennung von Ungarn liefern häufige Beweise auch von dem widerstrebenden Verhalten der Ungarn gegen die Sachsen, so daß die Letzteren stets nur die Defensive gegen eine reactionäre Partei zu behaupten im Stande waren, welche in allen Berührungen, ja selbst in der Umgebung der Regenten oft das Wohl und den Bestand der sächsischen Nation zu verdächtigen und zu beschränken strebte, wie uns schon das Andreanum von 1224 und die Vertheidigung des Comes Albert Huet von 1591 deutlich beweiset; daß aber auch zugleich theils die Regenten selbst und ihre Räthe, theils eine auserwählte Anzahl edelgesinnten Magyaren die Verdienste und wohlerworbenen Rechte der Sachsen fast zu allen Zeiten in Schutz nahmen, welche wir nicht nur bei der Erinnerung an die landtägliche Restitution von 1614 und an die Aiwinzischen Accorde von 1693 Art. 3, sondern bis in die neueste Zeit stets in der Sachsengeschichte mit dankbarer Magyaren-Sympathie verehren; denn ihnen haben wir es zu danken, daß die Völkerwanderungs-Politik einiger Ultramagyaren, den sichern Bestand der königlichen Sachsenverfassung im Staatsrechte von Siebenbürgen nicht ganz zu erschüttern im Stande war. Dieses Reactions-System gegen die ständische Gleichberechtigung, hat sich in neuester, so wie in der älteren Zeit dadurch, daß die Sachsen auf ihrem verfassungsmäßigen Unionsverbande nach Außen und auf ihrer Selbstverwaltung nach Innen unerschütterlich beharrten, sich in neuester Zeit allerdings oft beengt und sogar beleidigt gefühlt; denn unter dem Schutze des Gesetzes genießen die Sachsen nicht, ihre durch 700 Jahre blutig erkämpften Rechte aufzugeben zu vertheidigen, während einige Gegner die Sachsen für eine willenlose Heerde ansehen, welche durch Machtgebote gelenkt werden solle; weswegen seit 1834 sehr leicht auch nach Ungarn parteiische Urtheile über die Vertretung der sächsischen Selbstständigkeit sich haben verbreiten können, ohne aus einer andern als aus der reactionären Quelle zu fließen. Darin besteht „das neueste Verhalten" welches die Sachsen in Ungarn, wo man sie noch nach 700 Jahren für Ausländer hält, als bedenklich und zur Sympathie für die Ausländer abschreckend in einer Umgebung darstellt, wo sie Niemand vertheidigen konnte. — Wir sind überzeugt, daß nicht nur hohe Politiker, sondern sogar das natürliche Rechtsgefühl jedes unparteiischen Beurtheilers einsehen wird; daß man diese Rücksichtslosigkeit gegen die sächsische Nation, welche, in ihrer aus 11 Jurisdictionen bestehenden selbstständigen Provinz mit einem Nationalgrafen an der Spitze und mit einem eigenen Gesetzbuche in der Verwaltung garantirte National-Privilegien besitzt, durch welche sie einen confösderirten Mitstand im dreiständischen Staatsrechte von Siebenbürgen mit Sitz und Stimme bildet, entweder einer völligen Unkenntniß oder beachsichtigten Herabsetzung

Digitized by Google

der sächsischen Constitution, welche auch das Leopoldinum gesetzlich befestiget, zugeschrieben werden müsse; denn wenn dieses gesetzlich geordnete Sachsenvolk mit Ausdauer und Unerschrockenheit seine heiligsten Güter, nämlich: die staatsrechtliche Landstandschaft, seine deutsche Verwaltungssprache und die Beförderung seines National-Wohlstandes vertheidiget; dann ist das neueste Verhalten der Sachsen nicht nur gesetzlich sondern auch Sympathie erweckend für jeden constitutionellen Staatsbürger und wir stellen der obigen Aeußerung unumwunden die Behauptung entgegen: Ist der edle Freiheitssinn der Magyaren eine Wahrheit, so ist auch die Sympathie für die, ihre Freiheiten vertheidigenden Sachsen, eine Nothwendigkeit.

Denn die Nichtassimilirung der Sachsen kann die Vernichtung der deutschen Nationalitätshoffnung in Ungarn nicht entschuldigen, weil einerseits die Frage noch triftiger zu erwägen bleibt: ob Ungarn den industriellen Deutschen mehr bedürfe, als die deutsche Nationalität der Sympathie in Ungarn; dann aber auch weil andrerseits der Colonisten-Vertrag mit den Sachsen auf dem zwölfften Jahrhunderte seine goldenen Früchte gegen den Willen einer reactionären Partei getragen hat, mithin im neunzehnten Jahrhundert die deutsche Nationalität der Sachsen den gerechten Forderungen einer weisen Colonisirungs-Politik nicht im Wege steht, selbst wenn sie mit dem vieldeutigen Begriffe der Assimilirung nicht auf einer Linie zusammen treffen sollte; denn wenn man die Frage aufstellt: An wen sollten sich die Sachsen assimiliren im Besonderen, nach dem sie im Allgemeinen mit der ungrischen Constitution durch ihr Freithum und durch die lateinische Sprache assimilirt waren? Etwa als privilegirte Freibürger und Patricier mit der ungarischen Aristokratie? So ist man gezwungen zu antworten: der Adel wies sie zurück und hielt sie nur bei Abgaben für ebenbürtig. Oder sollten sich die Sachsen assimiliren mit den wenig ungrischen und vielen walachischen unberechtigten Unterthanen? Davor bebte das auf Intelligenz und Wohlstand gegründete Ehrgefühl der Sachsen zurück, deswegen mußten sie, nach dem Geiste ihrer Verfassung und nach der Form ihrer äußern Umgebung, das sein und bleiben, was sie sind: ein freier Mittelstand gleichberechtigt zu theilen Freude und Leid im gemeinschaftlichen Vaterlande und heilig zu achten die Gesetze ihrer gemeinschaftlichen Fürsten, welche schon längst den constitutionellen Standpunkt der Sachsen zwischen ihren Mitnationen erkannten, indem die Könige und Fürsten dem Nationalkörper und einzelnen Jurisdictionen der Sachsen nicht nur große adeliche Donationen ertheilten; sondern König Mathias sogar die Vereinigung mit dem Adel beförderte, als er den Sachsen das Recht angrenzende adeliche Güter zu kaufen, zusicherte; wie leicht hätte durch Erhebung und nicht durch Erniedrigung ohne Personaladel durch constitutionelle Assimilirung das Gegenstreben und Mißtrauen zwischen Ungarn und Sachsen zu mildern, in früheren Zeiten und auch jetzt gelingen können; wenn nicht durch die überschätzte Sprachfrage, welche manche Antipathien verhüllt, das höher stehende Constitutionelle Prinzip, welches seit 1437 zu Kapolna bis 1542 zu Thorda zwischen den freien Brüdern der Ungarn und Sachsen das schöne Werk der Union bewirkte, bei der Beurtheilung der sächsischen Nationen in neuester Zeit in den Hintergrund gedrückt und gleichsam ein verdienstlicher Kreuzzug hervorgerufen worden wäre, welcher die Verdienste der Sachsen zu verkleinern und ihre Mängel zu vergrößern in Wort und Schrift geschäftig ist, ohne daß dadurch unter dem Schutze der Gesetze weiser Regenten und gerechter Staatsmänner Siebenbürgen in Atelkusu umgewandelt werden könnte.

Allerdings steht dem gesetzgebenden Körper von Ungarn eine schwere Aufgabe in dem neuen Einwanderungsgesetze bevor, indem von demselben weit mehr, als manche Rathgeber vermuthen dürften, die entscheidende Frage abhängt: Ob auf dem Altäre der Themis der neue Phönix des Einwanderungsgesetzes einen goldenen Regen oder dürre Saaten über Ungarn bis auf die spätesten Nachkommen ausgießen werde. Und wirklich war in diesem freisinnigen Jahrhunderte viel Zeitgemäßes zu erwarten, da aber der Vorschlag zum Einwanderungsgesetz mit dem Worten veröffentlicht worden ist: Weil nun die Deutschen in Ungarn Hoffnungen für ihre Nationalität hegen, so ist es eben Ungarns Pflicht diese Hoffnungen zu vernichten; so müssen wir doch, nicht um uns in diese wichtige Angelegenheit einmischen zu wollen, sondern weil die Sachsen dabei beschuldigt wurden, bitten, dieses zu hoffende Nationalglück nicht auf die Bedenklichkeiten und Tadelnswürdigkeiten der Sachsen in Siebenbürgen zu basiren, denn da wir diese letztern einer bedauerungswürdigen Täuschung und einseitigen Beurtheilung zuschreiben müssen, so fürchten wir auch der goldene Regen könnte sich leicht in eine dürre Saat verwandeln, wie auch Stephan ausdrücklich prophezeit hat mit den Worten an seinen Sohn: „deswegen befehle ich dir mein Sohn, daß du die Einwanderer mit Freigebigkeit ernährst und ehrenvoll behandelst, damit sie lieber bei dir leben, als sonst wohnen mögen. Wenn du aber dich bemühst, daßjenige niederzureißen, was ich aufgebaut oder zu zerstreuen was ich gesammelt habe: so wird ohne Zweifel dein Reich den größten Schaden dadurch leiden."

Wir sehn uns daher genöthigt selbst gegen unsern

Digitized by Google

Willen darauf hinzudeuten, daß wer die Geschicke des Einwanderungsgesetzes für Ungarn aus dem 700jährigen Spiegel der Sachsen in Siebenbürgen entziffern will, das gefärbte Glas momentaner Antipathien ablegen und sich auf die lichten Höhen einer unbefangenen Politik erheben müsse, auf welcher gerade die entgegengesetzten Resultate hervortreten, denn die Sachsen-Colonisirung in Siebenbürgen hat ihrem Zwecke, trotz aller in- und ausländischen Hindernisse, nachahmungswürdig entsprochen.

Schon die freundliche Einberufung der Sachsen durch König Geysa II. 1142, welche mit den früheren Versprechungen der ungrischen Könige in Verbindung steht, widerspricht also diesem den Sachsen aufgebürdeten Vernichtungs-Gesetz der deutschen Nationalität in Ungarn, indem schon Fürst Geysa an alle christlichen Völker die Einladung mit der anlockenden Zusicherung der Gastfreundschaft und des Schutzes machte (hospitalitatis et securitatis gratiam exhiberi) während der h. Stephan des großen Nutzens wegen die Einwanderer sogar als die sechste Zierde des königlichen Würde bezeichnete (In hospitibus et adventiis viris tanta inest utilitas ut digne sexto in regulis dignitatis loco possit haberi) weswegen diese schmeichelhafte Einberufung der Sachsen für die Vernichtung des deutschen Elementes gar keine Beweiskraft besitzt, vielmehr das Gegentheil in Erinnerung bringt. Noch mehr aber die unschätzbaren Zugeständnisse des Königs Geysa II, Andreas II und anderer glorreichen Könige in Kirche und Staat, durch welche die freien Grundbesitzer der Colonisten auf immer an ihren Boden, an ihr Vaterland und an die gemeinschaftliche ungrische Krone durch die heiligsten Bande einer freien Constitution gefesselt wurden; widerspricht dem obigen Gesetzes-Vorschlag, welcher wie eine chinesische Mauer die deutsche Nationalität von Ungarn absperrt, während die Einwanderungsgesetze der ungrischen Könige bei der erwünschten Ankunft und vertragsmäßigen Nationalität der Sachsen in Siebenbürgen alle Schranken niedergerissen wurden, um die Einwanderung derselben zu befördern, um die Wüsteneien in lachende Fluren und die offene Grenze in ein strategisches Festungswerk mit deutschen Kriegern umzuwandeln. Wer kann also in Ungarn an die Colonisirung der Sachsen denken, ohne ihre Verdienste auch seinem Culturbedürftigen Vaterlande zu wünschen und mit constitutioneller Freiheit erkaufen zu wollen? Am allerwenigsten kann aber den Sachsen in Siebenbürgen die Nationalitäts-Vernichtung in Ungarn zur Last gelegt werden, wenn man ihre Verfassung gründlich in's Auge faßt, denn diese ist einem goldenen Ringe gleich mit einem köstlichen Juwel, die goldene Fassung bilden die germanischen Gebräuche, aber der kostbare Edelstein besteht in der magyarischen Freiheit. Aus beiden ist die goldene Verfassung der Sachsen in Siebenbürgen gebildet, deswegen hat sie die Zukunft und deswegen wird sie von vielen Volksstämmen erstrebt — aber nur von wenigen besessen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

An dem einen Thurme des neuen Parlamentshauses in London wird auch eine ungeheure Uhr angebracht, welche die größte in der Welt werden dürfte und die man vielleicht in ganz London schlagen hört. Die Stunden schlägt sie auf eine Glocke von acht bis zehn Tonnen und alle Viertelstunden wird sie ein Glockenspiel vernehmen lassen, zu dem acht Glocken verwendet werden. Jedes der vier Zifferblätter hat 30 Fuß im Durchmesser. Ueberdieß wird sie eine Achttageuhr sein und genau die richtige Zeit angeben, da sie durch eine galvanische Kette mit dem Observatorium in Greenwich verbunden werden soll. Die vier Paar Weiser wiegen zwölf, der Kopf des Hammers 200 Cent., die Gewichte 150 bis 300 Pfund und die Pendelscheibe 3 Centner.

* * *

Daß der Prophet Nahum der eigentliche Erfinder der Eisenbahnen sei, oder der welcher die erste Idee dazu hergab, wissen vielleicht auch viele unserer Leser noch nicht. Vielleicht ginge es und selbst so, doch glücklicherweise hielt ein Herr Russel vor kurzer Zeit bei Gelegenheit einer Eisenbahnfeierlichkeit eine Rede, in der folgende Stelle im zweiten Kapitel und vierten Verse des Propheten Nahum vorkam: „Die Wägen werden in den Straßen fliegen, sie werden in den Gassen aufeinander stoßen, sie werden vorbeiziehen wie die Fackeln und ihr Lauf wird so schnell wie der Blitz sein!"

* * *

Der älteste Mensch auf Erden soll eine Frau in Moskau sein, die 168 Jahre zählt und in ihrem 122sten Jahre den fünften Mann heiratete.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Kremerh. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 13. **Montag, den 3. April** **1848.**

Was hat Siebenbürgen gegenwärtig zu thun?

Was man kaum geträumt, was selbst die sanguinisch'sten Reformer nicht gewünscht, vielweniger zu verlangen gewagt haben, ist in erstaunlich kurzer Zeit bis zu einem schwindelnden Uebermaße in Erfüllung gegangen. Die kaum fünf Wochen alten Ereignisse in Paris haben mit Sturmes Gewalt bei den meisten Völkern Europa's einen leider hier und da blutigen überall aber siegreichen Kampf hervorgerufen, der Kampf um jene bürgerlichen Freiheiten und Einrichtungen, welche anerkannt allein geeignet sind, Gewährschaft zu leisten für das Gedeihen staatlicher Verbindungen. Dieser Kampf hat seine Wogen auch in unser Land gewälzt. Mit Freuden begrüßt man den Sieg des constitutionellen Prinzips und knüpft daran die Hoffnung an das Aufgeh'n der Freiheits-Sonne auch im eignen Vaterlande. Dennoch ist es nicht möglich, sich eines bangen Gefühles vor dem möglichen Sturm zu erwehren, den man noch überall diesen Sonnenaufgang hat begleiten sehn. Zwar besitzt Siebenbürgen eine sogenannte Constitution, allein dieselbe trägt trotz der Bestrebungen des letzten Landtags noch zu viele den Absolutismus und die allenthalben aufgegebenen feudalistischen Theorien begünstigende Elemente in sich, als daß man den unausbleiblichen Wirkungen jener unwiderstehlichen Ereignisse im Auslande, ja in Theilen der österreichischen Monarchie, sogar in der Haupt- und Residenzstadt selbst beruhigt entgegen sehen könnte. Das fühlen alle Stände und Klassen der Landesbewohner. Darum der allgemeine Ruf nach Volksbewaffnung. — Darum die hastige Manifestation der Bereitwilligkeit zu Concessionen von Seiten derjenigen Classen, welche Ursache haben, vor den Ereignissen auch in unserm Vaterlande insbesondere zu bangen. Beides ist zeitgemäß nothwendig, denn es ziemt jedem Volke in solchen Tagen für die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung selbst Sorge zu tragen und einem wohlwollenden Regenten thatsächlich zu beweisen, daß das Vertrauen in das Volk die sicherste Stütze des Thrones ist — es ziemt jeder weisen Regierung — jeder bisher bevorzugten Bürgerklasse, den Forderungen des Zeitgeistes opferwillig Gehör zu geben. Lassen wir also die blutigen Erlebnisse einiger Völker uns zur Warnung dienen und befolgen wir das rühmliche Beispiel Andrer, die in ähnlichen Lagen es ihre erste Sorge haben sein lassen, Störungen der Ruhe und Ordnung zu verhindern, Man gebe dem Volke Waffen. Man hat dadurch für die öffentliche Sicherheit besser gesorgt, als es auf sonst irgend eine Weise möglich ist. Man rechtfertige aber sodann auch das Vertrauen des Volks, man mache ungesäumt und allen Ernstes Anstalt, die Wünsche der Landesbewohner zu erfüllen. Die Gelegenheit dazu wird hoffentlich bald gegeben sein. Die Vorgänge in den letzten Tagen lassen es nicht bezweifeln, daß auch für Siebenbürgen ein Landtag eröffnet werden wird. Dieser Landtag hat eine zugleich schöne und unendlich wichtige Aufgabe zu lösen. Darum thut es Noth, sich diese Aufgabe im Voraus zu vergegenwärtigen — es ist die höchste Zeit auszusprechen, was dieselbe in sich faßt. Meiner Meinung nach gehört dazu:

1. Erkämpfung einer andern Landes-Repräsentation auf die Grundlage der siebenbürgischen Union und der Summe der Bevölkerung — also keine Regalisten mehr, sondern bloß freigewählte Vertreter!

2. Vollständige Anerkennung der Gleichheit aller Volksklassen; also keine adelichen Immunitäten, keine adelichen Vorrechte mehr! keine Unterthanen, kein Urbarium mehr! sondern: Gleichheit in der Theilnahme an öffentlichen Lasten jeder Art — Gleichheit der Ansprüche auf öffentliche

Digitized by Google

Aemter — gleiche Wahlfähigkeit und Wählbarkeit für Alle — endlich ein zeitgemäßes Freikaufgesetz an die Stelle des Urbariums.

3. Einführung eines Steuergesetzes auf der Grundlage des Einkommens.

4. Verminderung des stehenden Heeres bis zum möglichsten Minimum und Errichtung von Nationalgarden.

5. Verantwortliche Verwaltung der Landes-Einkünfte mit Aufhebung der Kammer und Trennung der Domestical-Cassen von der Landescasse.

6. Freiheit der Presse und unbedingte Oeffentlichkeit aller Verhandlungen wie der Gesetzgebung, so auch der Verwaltung und Rechtspflege.

7. Trennung der Justiz von der Administration mit Anerkennung der nationellen und localen Municipal-Verfassung und einer freien Wahl, endlich

8. Abfassung eines Strafgesetzbuches — Einführung von Geschwornen Gerichten und Regelung der Polizei.

Diese Gegenstände — und es sind nicht einmal Alle genannt — werden und müssen in Verhandlung genommen werden. Für Alle muß wenn auch nicht ein gewünschtes Endresultat, doch wenigstens hinreichende Gewährschaft einer schnellen und dem Zeitgeiste entsprechenden Erledigung erreicht werden. Man muß gestehen, daß die Arbeit eine riesenhafte ist, allein unmöglich ist das Gelingen nicht — denn die Meisten der bezeichneten Fragen sind nicht neu. — Verschiedene Völker haben Aehnliche bereits glücklich gelöst — Ungarn befaßt sich gegenwärtig auch damit und die gewaltigsten Hindernisse, die, welche eine übel berathene Regierung und ein engherziger Kastengeist in den Weg gelegt haben, sind von dem Odem des Zeitgeistes gebnet. Also ans Werk mit Besonnenheit, Eifer und Vertrauen!

L. G...

Verdienen die Siebenbürger Sachsen den Tadel in Ungarn?

(Schluß.)

Es wäre zu wünschen gewesen, wenn von dieser Seite die Sachsen und ihr neuestes Verhalten auch in Ungarn beurtheilt worden wäre, dann hätte auch beim Einwanderungsgesetz die Ueberzeugung an das Licht treten müssen: daß gerade bei den Sachsen in Siebenbürgen am meisten für die ungrische Nationalität verwandte Elemente zu finden sind, welche den Principien der alterenden Aristocratie und der schlummernden Industrie, aber am meisten der Schutzbedürftigkeit des eigenen Heerdes entsprechen; weswegen es endlich an der Zeit wäre, die überschätzte Sprachfrage in mäßigen Grenzen zu ordnen, aber das Universal-Bindemittel aller Nationalitäten, nämlich den Geist der verwandten Constitutionen von 1222 und 1224 in seine harmonischen Rechte einzusetzen; denn die Politik der Sachsen beruht auf der ewigen Wahrheit: „Die Sprache schützt nicht vor Sclaverei, sondern die Constitution;“ sie verbräudert nach dem Gesetze der Menschenrechte die Völker in den Tagen der Gefahr, um für das gemeinschaftliche Palladium der Freiheit zu kämpfen.“ So war es stets bei den Sachsen: der Genius der Freiheit trieb sie an die Mongolen zu verjagen, den König Andreas nach Asien zu begleiten, und die Türken auf dem Brotfelde unter Hecht's tapferer Anführung zu besiegen. Der Genius der Freiheit wachte unaufhörlich, um an dem rothen Thurme bald unter Petrus Gräf, bald unter Laurentius Hahn die Tartaren aus dem Lande zu schlagen. Der Genius der Freiheit trieb den alten Sachsengrafen Hedwig mit 1000 Bürgern dem edlen Fürsten Stephan Bathori zu Hilfe, um die Wahlfreiheit im Vaterlande zu schützen. Ja der Genius der Freiheit, um unter vielen Heldenthaten die unglaublichste zu nennen, half in frühester Zeit, bevor die Ungarn daran dachten, das Licht der Reformation in das ferne Siebenbürger Land verpflanzen, und mit Gut und Blut unter Pemphlingers und Armbrusters ausdaurender Leitung die Glaubensfreiheit zu erkämpfen.

So ist noch immer das geräuschlos mühsam redliche Sachsenvolk, in seiner Seele lebt und webt der Geist der Freiheit in Kirche und Staat — nicht dogmatische Träume und nutzlose Theorien, sondern der gute Gott und das theure Vaterland sind sein heiligster Glaube, dem sie alles anheimstellen und alles opfern — und zu ihrem Erdenglück fehlt nur noch eine ehrenvolle Harmonie mit ihren Magyaren-Brüdern, denen sie im Jahre 1834 freudig ein offenes Herz entgegenbrachten, aber bald dafür traurige Erfahrungen einernteten, und ihren Nachhall nun sogar auch jenseits der Meseschgebürge mit Wehmuth vernehmen müssen. Aber vergebens will man die Sachsen wie ein abgenütztes Schwert in die Rüstkammer der Verachtung stoßen, oder sie als Gäste und Einwohner bei den Wirthen und Hausherren der Ungarn stempeln; wohl mögen dies die Deutschen in Ungarn sein und bleiben, aber in Siebenbürgen auf dem sächsischen Königsboden sind sie es nicht, hier haben sie die weisen Könige und das heilige Gesetz zu würdigen Vaterlandssöhnen adoptirt; darum kann man im ungleichen Ungarn auch keine Beweise, von der Nichtunterwerfung der Sachsen, auf die Vernichtung der deutschen

Digitized by Google

Nationalität anwenden; denn in Siebenbürgens Wüsten haben die Sachsen sich durch eigene Tapferkeit ein neues Vaterland erkämpft, und durch deutschen Fleiß, Wirthschaft und Befestigungskunst nicht nur sich selbst einen anmuthigen Aufenthaltsort, sondern im ganzen Vaterlande eine neue Cultur in Handel und Wandel, in Gewerben und Landbau verbreitet, wofür sie von den hochherzigen Königen reichlich belohnt wurden durch eine freie Constitution, welche sie mit den Magyaren im Geiste der Freiheit aber nicht in der Sprache verband. Will man aber diese constitutionelle Verwandtschaft nicht als Versöhnungsmittel anerkennen, sondern dieselbe sogar als anmaßende Ungesetzlichkeit in Ungarn verdächtig machen, um die Abneigung gegen das deutsche Element in Ungarn den Sachsen in Siebenbürgen aufzubürden; so wird das Sachsenvolk in Siebenbürgen doch nicht aufhören, seine königlichen Freiheiten bescheiden und freimüthig zu vertheidigen, und sein wohlgelungenes Colonisirungswerk durch die Segnungen der Aufklärung und des Wohlstandes zum Heile des ganzen Vaterlandes treu, fleißig und freiheitsliebend fortzusetzen in der festen Ueberzeugung: daß die Sachsen zu allen Zeiten von dem Privat-Interesse verkannt, aber stets von ihren Königen und Fürsten in Schutz genommen wurden, von denen aber keiner den unverdienten Tadel der Siebenbürger Sachsen handgreiflicher widerlegt, als der ebenso tapfere als weise Fürst Christoph Bathori, indem er auf dem Landtage zu Klausenburg im April 1580 die Sachsen gegen die Anfeindungen der Ungarn vertheidigte und sprach: „In was für eine beispiellose Barbarei würden wir (ohne die Aufklärung der Sachsen) versinken, wie wir sie in den benachbarten Gegenden und Provinzen zu sehen Gelegenheit haben. Darum sollen sie selbst unverletzt, aber auch unangetastet bleiben ihre Einkünfte und Privilegien.“ Quanta obrueremus detestanda barbarie quemadmodum videre licet in vicinis Regionibus ac Provinciis. Quare illaesi et intacta maneant illorum Proventus et Privilegia.)

Die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn.*)

Die letzten Ereignisse in Wien und Pesth dürften auch für unser Vaterland nicht ohne mächtigen Einfluß bleiben, am nächsten und stärksten berührt uns Sachsen jedoch die vorgeschlagene, und von mehreren Seiten verlangte Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn. Mag auch die sächsische Nation in dieser Beziehung ein besonderes Interesse haben, und auf der Grundlage der bestehenden Verfassung von Siebenbürgen sich gegen diese Vereinigung aussprechen, — so scheint dieselbe dennoch, bei dem allgemeinen Wunsche von Seiten Ungarns und der siebenbürgischen Comitate und Sekler Stühle in nicht gar weiter Ferne zu liegen; es ist also wohl an der Zeit, daß auch die sächsische Nation, wenigstens für den Fall einer dringenden Nothwendigkeit, auf eine glückliche Lösung dieser Frage Bedacht nehme.

Die beabsichtigte Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn bezweckt aber offenbar ein näheres Aneinanderschließen der beiden, von jeher sinn- und stammverwandten Schwesterländer, eine Kräftigung und Stärkung der ungarischen Nation, und es kann auch die sächsische Nation dieses Streben nicht tadeln. Aus demselben Gesichtspuncte ausgehend sollen und dürfen wir also dieser Einigung und nationalen Erstarkung in so lange nicht hinderlich entgegentreten, so lange auch der municipalen Selbstständigkeit der Sachsen keine Gefahr droht! Was ist also im Drange der Umstände zu thun? und wie lassen sich die Interessen der ungarischen und sächsischen Nation am sichersten und vortheilhaftesten für beide Theile ausgleichen?

Ungarn hat die hochherzigen und ehrenwerthen Worte bereits ausgesprochen: Achtung aller Nationalitäten und deren Rechte! näheres Aneinanderschließen derselben, — und Kräftigung der Regierung! In dieser Gesinnung liegt also nicht nur für die Slaven, sondern auch für die sächsische Nation die Anerkennung ihrer Nationalität und municipalen Selbstständigkeit, welche sich noch auf den Andreanischen Freibrief, und namentlich die Worte desselben: „Nemo eos judicet, nisi Nos et Comes Cibinensis“*) gründet, und auch seither durch mehrere Freibriefe und Gesetze den Sachsen zugesichert worden ist. Ueber die oben gestellte Frage, wie Siebenbürgen und Ungarn, mit Anerkennung der municipalen Authonomie der Sachsen vereinigt werden könne, gibt uns aber, — außer der bereits ausgesprochenen Gesinnung von Ungarn, — auch die Geschichte beruhigende Auskunft. Siebenbürgen ist unter den ungarischen Königen bereits mit Ungarn vereinigt gewesen, und diese Zeiten waren auch für die Sachsen gewiß nicht die unglücklichsten; wenn also die Vereinigung auf dem

*) In diesem Sinne wolle unsre Note in Nro. 26 des Satelliten gedeutet, und derselben von unsern Freunden kein anderer Sinn unterschoben werden. D. R.

*) Niemand soll sie richten, als Wir und der Graf von Hermannstadt.

Digitized by Google

Status quo, welcher unter den ungarischen Königen bis zur Trennung Siebenbürgens von Ungarn stattfand, bezüglich der Sachsen bewerkstelligt würde, — so würde auch die sächsische Nation keine große Beeinträchtigung ihrer Rechte zu befürchten haben, es würde vielmehr mit der alten Provincia Cibinensis auch die Municipal-Authonomie anerkannt bleiben. —

Im Sinne der dermaligen Verfassung, und des, vor der Trennung Siebenbürgens von Ungarn bis zum Jahre 1538 bestandenen gesetzlichen Standes der Sachsen, welcher sich aus der Geschichte und den älteren Gesetzen nachweisen läßt, könnte demnach die Vereinigung mit Ungarn, in Bezug auf die Sachsen folgendermaßen geschehen und ins Leben gerufen werden:

1. Die Municipal-Authonomie der Sachsen, — sich ihre inneren Angelegenheiten selbst zu regeln und zu ordnen, — würde auch für die Zukunft als Grundpfeiler der sächsischen Verfassung anerkannt bleiben.

2. In allen inneren Angelegenheiten der Nation würde die Universität der Sachsen, in ihrer ursprünglichen und auch dermalen fortbestehenden Wirksamkeit, als gesetzgebender Körper Municipal-Statuten zu entwerfen, — erhalten werden.

3. Die Administration oder Verwaltung im Mittel der sächsischen Nation, könnte von den dermalen bestehenden Orts- und Kreisämtern besorgt, — die Aufrufung von derlei Gegenständen aber an den Grafen der sächsischen Nation, welchem auch dermalen die Ueberwachung der Administration zusteht, eingeleitet werden, welches für die Sachsen als oberste Landes-Instanz zu betrachten wäre. Vom Grafen der Sachsen aber sollten derlei Administrations-Gegenstände nur an den Regenten selbst recurrirt werden können.

4. Die gerichtlichen Gegenstände könnten von den bestehenden sächsischen Gerichtsstühlen, nach sächsischen Municipal-Gesetzen verhandelt, — müßten jedoch von der Universität gradezu an den Regenten aufgerufen werden.

5. Allgemeine Landes-Angelegenheiten dagegen würden auf dem allgemeinen Landtage in Ungarn, oder dem speciellen Landtage von Siebenbürgen verhandelt werden, — wozu die Sachsen ihre Abgeordneten ebenfalls abzusenden hätten.

6. Die Union der Sachsen mit den anderen ständischen Nationen Siebenbürgens müßte, bezüglich des gegenseitigen Rechtsschutzes und Aufrechthaltung ihrer Rechte und Freiheiten, — so wie auch der gegenseitigen Vertheidigung, — auch für die Zukunft emporgehalten werden.

Unter den angeführten Bedingungen, welche auf geschichtlichem und gesetzlichem Grunde beruhen, würde die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn am wenigsten nachtheilig der sächsischen Verfassung, und wohl auch am leichtesten zu Stande gebracht werden; es steht jedoch zu erwarten, daß die dermalen versammelte Universität auch bezüglich dieser, für die sächsische Nation hochwichtigen Frage fürdenken, — und selbst bis zur landtäglichen und ständischen Verhandlung derselben, welche vielleicht bald erfolgen dürfte, die geeigneten und nothwendigen Vorbereitungen veranlassen werde.

Der Codex diplomaticus Transilvaniae.

Eine Mittheilung in Nr. 11 der „Blätter ꝛc." enthält die Nachricht, daß Herr Graf Jos. Kemeny die Redaction des oben genannten, vom Verein für siebenbürgische Landeskunde herauszugebenden Urkundenbuches übernommen habe — wohl vom Ausschuß des Vereins hiezu aufgefordert. So erfreulich jedem Freunde vaterländischer Geschichte die Kunde der endlichen Herausgabe jenes so überaus wichtigen Werkes sein muß, so können wir doch an das versprochene baldige Erscheinen des ersten Bandes*) nicht glauben, und meinen, jene Nachricht müsse auf einem Irrthum beruhen. Falls wir nämlich recht berichtet sind, hat der Vereinsausschuß in seiner letzten vollständigen Sitzung in Großschenk beschlossen, die Ernennung der Redaction und die Feststellung der Grundsätze, nach welchen sie zu verfahren habe, bis zur nächsten Sitzung des vollständigen Ausschusses in Reps zu vertagen. Hat sich doch der Ausschuß in Großschenk nicht einmal darüber geeinigt, ob die „Illustrirung" und „Commentirung" der Urkunden deutsch oder lateinisch sein solle. Das mit vielen anderen Grundsätzen der Herausgabe muß nothwendig festgestellt sein, ehe die Redaction ernannt wird, und beides kann jenem Beschlusse zufolge nur in einer vollständigen Ausschußsitzung geschehen.

Dazu ist Einsender dieses und wie er gehört hat, die Mehrheit des Vereinsausschusses der Ueberzeugung, daß des Umfangs, der Schwierigkeit, der Wichtigkeit des Werkes wegen die Redaction nicht in die Hände eines Einzigen gelegt werden könne**), so wie wir auch glauben,

*) Nur das M. S. desselben wird dem Vereinsausschusse zur Beurtheilung vorgelegt werden, wie wir aus guter Quelle unterrichtet zu sein glauben. D. R.

**) Daß Graf Kemeny in der Redaction sein müsse, versteht sich von selbst, soll aber hier zur Vermeidung etwaigen Mißverständnisses ausdrücklich erwähnt werden. D. E.

Digitized by Google

daß schwerlich ein Einziger die große Verantwortung allein auf sich nehmen werde. Daß endlich das Werk, abgesehen von dem rein urkundlichen Theile, in deutscher Sprache erscheine, ist der Verein sich selbst und der Wissenschaft schuldig.

Zur Mittheilung des Vorliegenden drängte den Einsender der Wunsch, dadurch etwas beizutragen, daß das „siebenbürgische Urkundenbuch an Brauchbarkeit den oft sehr fehlerhaften Fejér'schen Codex übertreffe," „ein Werk nere perennius" werde, das „dem Vereine und seinem gelehrten Vorstand zur hohen Ehre gereiche.

Zur Beleuchtung

des Aufsatzes: „Die Besetzung der Pfarren im Unterwalde aus dem Gesichtspunkte der Grundverfassung!"

In der 9. Nummer der Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde 1848, will der Herr Verfasser des obengenannten Aufsatzes die Streitfrage über die Besetzung der Pfarren im Unterwalde auf historischen Boden versetzen. Durch innere Ueberzeugung zum ersten Schritte in dieser Angelegenheit veranlaßt, zum zweiten durch die Brutalität meines ersten Gegners genöthigt, halte ich es nunmehr für meine Pflicht, im Interesse meiner Heimath, so wie zur Steuer des Rechtes und der Wahrheit, den angeregten Gegenstand auch gegenwärtig zu verfechten. Nicht leere Streitsucht, noch viel weniger der Wunsch Böses mit Bösem zu vergelten, sind daher mein Antrieb; wenn ich aber gleichwohl offenbare Irrthümer nachweisen muß und absichtliche, unverhohlene Beleidigungen nicht mit Stillschweigen übergehen kann, so wird wohl Jedermann solche Stellen ihrem ersten Urheber und nicht mir in Rechnung bringen. Gleich im Anfang hocherfreut über die versprochene Versetzung der Streitfrage auf historischen Boden, welche mir von vorneherein die Hoffnung gab, anstatt des früheren auf so schlüpfrigen Grundsätzen bastirenden Ausfalles gegen mich, nunmehr ein leidenschaftloses, wissenschaftliches Urtheil von Seiten Hermannstadts zu vernehmen, ergriff ich die Zeitung.

„So mannigfaltige Bereicherung der Erkenntniß, wie und die Geschichte gibt — sagt Notiel — muß nothwendig auch auf's Practische einfließen, und die Geschichte kann nichts anders, als eine Lehrerin der Klugheit, des Rechtes und der Tugend sein."

Wenn daher ein Mann, der die Geschichte zum Panier seines Urtheiles erhoben, unser Wohlwollen und unsere Achtung sogleich gewinnen mußte, so war es um so schmerzlicher, sich in seiner Erwartung alsbald getäuscht zu sehen. Einer solchen Täuschung konnte aber gewiß Niemand entgehen, der da las, wie der Herr Verfasser, der uns den Vorwurf maßloser Conjecturen gemacht, gleich darauf eine Behauptung ohne Beweis hinwirft, dann ein leeres Symbol über alle Pergamentrollen erhebt, ferner die gröbsten Beleidigungen für alle nicht an Gymnasialklassen gedient habenden und dienenden Männer zusetzt und endlich sich nicht schämt, dem Unterwalde eine Reihe von Wohlthaten, worunter freilich manche falsche Angaben sind, vorzuwerfen, deren für den Geber, wie für den Empfänger gleich nühliche Folgen jedem unbefangenen Leser von selbst in die Augen fallen müssen! Und warum geschieht das Alles? Um eine gesetzlich nie da gewesene, nicht aus dem Grundprincipe unserer Verfassung, welches die Gleichberechtigung Aller deutlich ausspricht und allgemein anerkannt wird, entstandene, sondern wohl nur der Noth bedrängter Zeiten angehörende geistliche Hegemonie für Hermannstadt abzuleiten, zu bekräftigen und zu beschönigen. Denn nicht zufrieden mit dem Unterwalde, will der Verfasser das Promotionsrecht der Hermannstädter auf alle sieben Stühle ausdehnen; er will also in einer Zeit, welche die selbstständige Entwickelung, selbst des einzelnen Individuums, begünstigt, die moralischen Individuen der Stühle, deren politische Selbstständigkeit doch allgemein anerkannt ist, wenigstens in geistlicher Hinsicht — und zwar nicht durch die Macht des Geistes, sondern durch die Macht der Promotion — unter die Suprematie von Hermannstadt gestellt wissen — und übersieht dabei, in welche Widersprüche der Klugheit, des Rechtes und der Tugend ein solches Unterfangen ihn nothwendig verwickeln mußte.

In dem 4. Abschnitt der Regulativpuncte vom Jahre 1805 steht: Die eine Zeitlang gewesene, uneingeschränkte Pfarrerswahl auf den Dorfgemeinden, da nämlich den Gemeinden Niemand in die Wahl gegeben wurde, sondern sie sich blos willkürlich ihre geistlichen Vorsteher wählten (übereinstimmend mit dem Andreanum: sacerdotes suos libere eligant) hat zu mehreren gegründeten Beschwerden Anlaß gegeben. Es sind dadurch zwischen der Geistlichkeit und den Gemeinden schädliche Zwistigkeiten entstanden: daher sind Se. Majestät bewogen worden Allerhöchst zu befehlen, daß die Gemeinden aus der Zahl derjenigen sechs Individuen, welche ihnen durch die „antistites Ecclesiae" in die Wahl zu geben sind, sich ihren Pfarrer erwählen sollen.

So lange also jene Wahlfreiheit bestand, konnte weder Hermannstadt, noch sonst ein Stuhl von einem besondern Promotionsrechte reden, noch irgend ein Prätorialort oder dessen Schul- und Kirchendiener sich beklagen, daran

Digitized by Google

verkürzt zu werden, weil die Gemeinden ihren Pfarrer nehmen konnten, woher sie wollten. Da aber diese Freiheit durch die Regulation und das darauf basirte Candidations- und Wahlnormativ beschränkt ist; so kann wohl kein gerechter Mensch daraus folgern, es habe die Gesetzgebung dadurch bewirken wollen, daß hinfort die eingebornen, ihre Dienste und Kräfte den Prätorialorten selbst widmenden Schullehrer und Prediger von der Promotion in ihren Capiteln zu Gunsten der Hermannstädter ausgeschlossen sein sollten, um so mehr, da eine solche Ausschließung bei der frühern Wahlfreiheit gesetzlich durchaus nicht ausgesprochen war.

(Fortsetzung folgt.)

Freiherr Niclas Wesselényi über die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn.

Durch die Macht der Ereignisse angezogen und in Folge einer von mehreren verehrten Mitbürgern an mich ergangene Aufforderung bin ich im Begriff nach Preßburg zu gehen, und wiewohl ich mich nach Möglichkeit beeile, somit mit Ordnung meiner Angelegenheiten beschäftigt bin, so kann ich doch nicht umhin, von hier aus an meine Siebenbürger Landsleute wenigstens einige Worte über die Umstände und Ideen, von denen dermalen nicht nur das Wohl, sondern vielmehr das Fortbestehen unsres Vaterlandes abhängt zu richten. Mit Freuden habe ich vernommen, daß auch in Clausenburg die Mehrheit die heilige Wahrheit erkannt hat, daß die ungarische Nation und Siebenbürgen nur so eine Zukunft haben, und nicht nur ihr Fortbestehen, sondern auch ihr Emporblühen hoffen kann, wenn die durch der Zeiten Mißgeschick getrennten Schwesterländer wieder ganz und völlig vereint werden. Die ungarische Nation hat in der großen Völkerfamilie kein einziges stammverwandtes Volk, auch ihre Zahl ist im Vergleich zu andern nicht groß, vielmehr gering, sie ist in ihrer Gesammtheit kaum hinreichend zur Bevölkerung eines angemessenen und auch numerisch mit ansehnlichem Gewicht versehenen Staates; aber zwei verschiedene selbstständige Staaten zu bilden, gänzlich unzureichend. Wenn, Gott weiß wo, noch ein ungarischer Stamm in großer Zahl vorhanden wäre, müßte derselbe aus welcher Entfernung immer zusammengebracht und durch gemeinsame Verfassung und vereinigtes bürgerliches Leben in ein Volk verschmolzen werden, denn nach den Regeln der Rechenkunst ist, neben gleicher materieller und intellectueller Ausbildung, ein zahlreiches Volk groß und stark, wohingegen ein an Zahl geringes jedenfalls bedeutend schwächer ist und bleibt. Diesem ohngeachtet haben wir Ungarn unsere ohnehin nicht große Zahl durch besondere Verfassung und besondere bürgerliche Existenz getrennt, und auch bei dieser unglücklichen Trennung ist der eine Theil unverhältnißmäßig größer und stärker, der andere winzig und klein, und blos in der Einbildung Einiger und in dem Titel eines Fürstenthums groß geblieben. Dank dem Himmel! daß die engherzigen Kreisansichten und Richtungen immer mehr in den Hintergrund treten und die Vereinigung das Losungswort zu werden beginnt. Es sei auch mir erlaubt, über die Vereinigung, welche der Hauptgegenstand meiner Wünsche und Bestrebungen vom Anbeginn meines bürgerlichen Lebens war, in einigen Worten meine Ansichten niederzulegen.

Ich hoffe nur von einer solchen Vereinigung Heil, welche aus beiden Ländern eines macht; denn nicht blos durch Zusammengebung, sondern durch Vervielfältigung wird die Kraft der bisher getrennten beiden Länder wachsen. Das eine wird für das andere zur Kräftigung und Ausbildung einen mächtigen Factor abgeben. Beseitigen wir daher, Mitbürger! unsre geringfügigen Richtungen, beharren wir nicht auf blos auf dem Papier und in schönen Träumen existirenden Vortheilen, welche gleich einem abgeschabten, einst schönen Kleid jetzt weder wirklichen Glanz geben, noch gegen den Wechsel der Zeit schützen. Sollten wir auch etwas opfern müssen, so werden wir doch bei geringem Verlust viel gewinnen. Vor allem aber vergessen wir nicht, daß die Vereinigung jetzt eine solche Lebensfrage ist, welche darüber entscheidet: ob Ungarn bedeutend stärker werden soll als jetzt, und ob Siebenbürgen an dieser Größe Ungarns vollen Antheil nehmen oder aber fremden Völkern zur unvermeidlichen Beute werden und untergehen soll!

Reichen wir in diesem großen Augenblick der Uebergangsperiode und der Wiedergeburt unsers Vaterlandes unsern sächsischen Mitbürgern die freundschaftliche Rechte und richten wir an sie ein treues Wort der Verbrüderung. Jahrhunderte haben wir zusammen gelebt und gelitten, laßt uns jetzt auch die Segnungen eines bessern Geschicks gemeinschaftlich genießen. Sie mögen für ihre freien Institutionen und ihre deutsche Sprache nicht fürchten. Was in diesen Institutionen gutes und freisinniges enthalten ist, wird das ganze Vaterland von ihnen annehmen; was aber in den bestehenden und künftig noch werdenden Institutionen des großen Ungarns gutes und heilsames ist, in dessen Besitz sie sich noch nicht befinden, wollen wir mit Freuden mit ihnen theilen: Gleichheit vor dem Gesetz, gleichmäßiges und dadurch erleichtertes Tragen aller Lasten, und die Segnun-

Digitized by Google

gen des fortstrebenden Gewerbsfleißes und Handels wollen wir gleichmäßig genießen. Ihre Sprache ist auch unser beliebtes Eigenthum, als eine Hauptsprache der Cultur und der Wissenschaften.

Ein Hauptgesichtspunct, aus welchem die Vereinigung betrachtet werden muß, wovor aber viele zurückschrecken, ist der Zustand des Landvolkes und die Urbarialverhältnisse; und gerade dieser macht die Vereinigung unaufschiebbar. Die Zeit der Knauserei dem Landvolke gegenüber ist abgelaufen, wäre sie doch nie an der Tagesordnung gewesen! Lasten, wie sie das Landvolk in Ungarn nun nicht mehr drücken, und von welchem dasselbe in der nächsten Zeit auf gesetzlichem und friedlichem Wege befreit werden wird, können auch dem siebenbürgischen Landvolke nicht fürder auf dem Halse bleiben; denn dies wäre gegen Gottes ewige Gerechtigkeit. Aber auch die Macht der Ereignisse könnte sie nicht mehr dulden. Es ist und kann nur davon die Rede sein: ob da auf friedlichem oder gewaltsamen Wege die unläugbar übermäßigen Leistungen der Frohnbauern aufhören sollen? Das auf dem vorigen Landtage ausgearbeite vorsündfluthliche und eher in Uladislaus-Zeiten, als in die Gegenwart passende Urbar kann nicht ins Leben treten, und käme es auch, könnte es doch nicht bestehen: noch weniger aber kann der dermalige Zustand der Willkührherrschaft emporbleiben! Die ganz Europa durchwehende dermalige Bewegung oder Reform hat die Heiligkeit des Eigenthums obenan gestellt, und für dessen Schutz bürgt deren intellectuelles und sittliches Uebergewicht beurkundender Geist. Auch das Lostrennen von den Urbarialverhältnissen und der künftige Zustand des Landvolkes kann und darf nur auf der Heiligkeit des Eigenthumes beruhen. Wenn der Grundherr, daß, was er als unbezweifeltes Eigenthum besitzt, nämlich die Leistungen des auf seinem Grunde wohnenden Frohnbauern ohne Entschädigung verlieren könnte: so wäre auch das Eigenthum des Bauern oder Bürgers nicht mehr sicher, eben so wenig das Vieh des Bauern oder seine mit eigenen Händen erbaute Wohnung, als das Haus und die Hausmiethe des Bürgers. Die auf der Heiligkeit des Eigenthums entspringende Entschädigung des Grundherrn ist aber nur so zu bewirken, wenn wir mit Ungarn vereinigt sind, und dasselbe durch seinen noch unbefleckten Credit jene zweckmäßigen und energischen Schritte und Finanzoperationen ausführen wird, wodurch der Staat selbst die Ablösung bewirkt und die Unterthanen zu freien Menschen, die Grundherrn aber zur zweckmäßigen und unabhängigen Betreibung ihrer Landwirthschaft befähigt.

Gebe der Himmel! daß wir einen König, ein Vaterland, eine Verfassung haben mögen, jeder Bürger des gemeinsamen Ungarlandes frei und nach seinem Verdienst und Arbeit glücklich sei, daß Jederman Gesetz, Ordnung und Friede heilig und unversehrt erhalte!

Beiträge zur Gründung eines Armenerziehungshauses.

Die in Nr. 10 der Blätter veröffentlichten Beiträge „zur Gründung eines Armenerziehungshauses" sind durch nachfolgende vermehrt worden.

	Uebertrag von früher	14 fl.	— kr. C.M.
Hiezu von Frau	Fried. Mager f. Kinder	1 „	4 „ C.M.
„ „	H. C.	— „	20 „ —
„ „	K. S.	— „	40 „ —
„ Hrn. J. v.	Greißing. Dr. Med. mit der Zusicherung eines jähr. Beitrages von eben so viel.	4 „	— „ —
„ „	Carl Burg, Dr. Med.	2 „	— „ —
„ „	Franz Lassel, Pfarrer in Petersberg . . . und jährlich 2 fl.	4 „	— „ —
„	Einem Schullehrer . . .	3 „	— „ —
„	N. J. G. f. Gattin . .	4 „	— „ —
„	Herrn H. L.	4 „	— „ —
„ „	Pet. Lange, Senator	4 „	— „ —
„	Einer Unglücklichen . . .	1 „	— „ —
	Vom früh. Rathsherrn nachträglich von Herrn Michael Kaiser, Pfarrer in Weidenbach . .	8 „	— „ —
	Ergebniß einer Wette . .	10 „	— „ —
	Auch ein Senfkorn zum Bau eines Erziehungshauses für arme protestantisch-evangelisch-lutherische Glaubensgenossen	100 „	— „ —
	Summa .	162 fl.	4 kr. C.M.

Somit ist die in Nr. 10 der Blätter gegebene Bemerkung: „daß das Senfkorn zu keimen beginne" richtig. Ja es keimt und gedeiht! Wie könnte es auch anders sein, da es mit demselben wie mit jedweden andern Saamen sich verhält, dessen erstes Gedeihen hauptsächlich durch die gute Beschaffenheit des Bodens bedingt wird. Diesen guten, milden Boden aber fand das Senfkorn in den Herzen unsrer Mitbürger und Mitbürgerinnen, bei denen die Idee eines „Armenerziehungshauses" den Anklang gefunden, wie es

Digitized by Google

voranzusetzen war. Voranzusetzen, sage ich, zu hoffen, zu erwarten war es — nicht etwa um das „Kronstadt voran!“ nein, um edlerer, gewichtigerer Gründe willen, die wir auf sich beruhen lassen wollen, indem alle Jene, welche lebendigen Antheil an der Sache nehmen, sie hinlänglich in ihrem Herzen werden erwogen haben. — Genug, das Senfkorn hat gekeimt und verspricht ferneres fröhliches Gedeihen; denn schützend, pflegend und wartend hat sich eine Anzahl etwa 80 bis 100 edelgesinnter Frauen Kronstadts um dasselbe geschaart. Ihr Wirken soll nächstens veröffentlicht werden. Mögen immer mehre der edlen Schaar sich anschließen, und es dem Senfkorn nie fehlen an belebender Wärme. —

Da nun die Sache so weit gediehen dürfte es an der Zeit sein zu der in Nr. 10 der Blätter angedeuteten Berathung zu schreiten, sowohl über den Zweck den wir verfolgen, als auch über die Herbeischaffung der Mittel zu diesem Zwecke, das heißt: darüber ins Reine zu kommen wie in kürzester Zeit zu den nöthigen Geldmitteln zu gelangen. Zu dieser Berathung werden daher alle, denen die Sache am Herzen liegt, auf den 3. Ostertag, als den 25. April höflichst eingeladen. — Der Versammlungsort wird später angegeben werden.

Es erübrigt noch ein Wort an dich, edler Menschenfreund, der du von deiner Händearbeit das Senfkorn zur Erbauung eines Armenerziehungshauses gewidmet. Längst schon warst du über meine Schwelle, als ich inne ward, was du gethan. Darum folge mein Dank im Namen derer, deren Thränen du trocknen willst, dir nach, so wie der schönste Lohn der dem eigenen Bewußtsein entquillt, dir nicht entgehen wird. Nie werden die Worte meinem Gedächtnisse entschwinden, die in jener Stunde den Druck deiner Hand begleiteten, und die Thräne, die in deinem Auge glänzte, ist mir Bürge, daß sie warmem Herzen und fühlender Brust entquollen. Segne der Himmel ferner das Werk deiner Hände und schenke Gedeihen dem Beginnen derer, die es einsehen, daß Wohlthun reichere Zinsen trägt und durch Almosengeben Niemand verarmet. Joh. Vogt.

Entgegnung auf den Nothruf

in den Blättern für Geist, Gemüth u. s. w. **Nr. 11.**

Ein Nothruf brachte die angezogene Nr., als ob in Schäßburg wieder ein Brand ausgebrochen sei, der zum Erstaunen der Leser auch die Zeitungen ergriff und erst in denselben völlig gelöscht wurde; einen Nothruf haben wir vernommen in einer Sache, welche nur einer einfachen Berichtigung bedurfte, wenn die Geschichte von irgend einer falschen Angabe gefäubert werden sollte. Daraus, daß in dem Aufsatz „die Besetzung der Pfarren aus dem Gesichtspunkte der Grundverfassung 60 Jahre angegeben werden, hätte die nothrufende Matrikel entnehmen können, daß diese bestimmte Leistzahle nicht aus der Luft gegriffen sei. Der Gewährsmann dafür ist ein wissenschaftlich gebildeter Beamter in Schäßburg selbst, welcher vor 20 und noch mehr Jahren im traulichen Gespräche zum Schrecken der Matrikel aussagte, daß man vor 30, jetzt also mit Zuzählung der ungewissen verflossenen Zeit, vor etlichen 50 Jahren sich nicht getraut habe, der Schule in Schäßburg den Namen „Gymnasium“ beizulegen. Der Gewährsmann, dem eine genaue Bekanntschaft mit der dasigen Schulanstalt nicht abzusprechen ist, hat zwischen der Aufschrift der Matrikel und der wirklichen Existenz des Gymnasiums einen Unterschied gemacht. Hätte die nothrufende Matrikel bei den ältern Herrn in Schäßburg Umfrage gehalten, sie würde dieselbe Erfahrung gemacht haben und hätte sich gewiß mit keinem Geifer befleckt. Wenn schon ein präsumtiver Verstoß gegen eine Schulmatrikel zu einem Nothruf drängt, der in der Hitze beleidigten Ehrgeizes ausgestoßen, die Kraftausdrücke „anmaßend, hierarchisch, hochgelehrt und tiefe Weisheit“ nicht erst abwägen kann, welches Angst- und Zettergeschrei wäre die nothrufende Matrikel erheben, wenn die Bruderkreise sich anschicken sollten, die Schäßburger geistlichen Gerechtsamen auf brüderlicher Liebe zu nehmen um damit nachdrücklich zu beweisen, wie man das beliebte: divide et impera den Satz „Unus sit populus“ zur Wahrheit machen könne!

Der Verfasser.

Berichtigung.

Indem wir mehre Druckfehler in dem Aufsatze: Die Stiftungen und Fonde des Schäßburger Gymnasiums ꝛc., wie einem statt immer, wohlhabend st. wohlwollend, ja sogar durchaus Fl. st. Ufl. oder Rfl. der gütigen Nachsicht und gefälligen Verbesserung der verehrl. Leser anheimstellen müssen; bitten wir sie inständigst aus Rücksicht der gerügten Behauptung des Verf. von: „Die Besetzung der Pfarren im Unterwalde u. s. w.“, doch ja S. 71 Z. 5 von unten für 1670 schreiben zu wollen 1607, d. i. Eintausend Sechshundert Sieben. D. V.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 14 und 15. Montag, den 10. April 1848.

Die drei Tage der Revolution in Wien,

von Augenzeugen und Theilnehmern geschildert.*)

Erster Funke zu dem Märzbrande.

Es war am Faschingdienstag spät Abends. In einsamer Kneipe, beim Stern in der Alservorstadt, saßen sieben zusammen, meist Mediziner des 5. Jahres. Das Ende des Karnevals sollte erharrt und gefeiert werden. Tolles Zeugs ward getrieben, die französische Revolution gespielt, Louis Philipp und Guizot mit Pfiffen und Stößen aus Frankreich d. i. der Stube verjagt und der Schlaf und die Auferstehung des deutschen Michels aufgeführt. Da rief plötzlich der Mediziner Löser: „Hört, Freunde! auch wir sollten eine Adresse ergehen lassen hier vom Stern aus!" Das Wort traf wie ein Blitz, aber in die Pulvertonne. Man schwieg, nachdem man rasch eine Zusammenkunft für den folgenden Tag bestimmt hatte. Der Tag war da. Vormittags hatte er einen Juristen gesprochen und die jubelnde Zusicherung erhalten: „Daß sie schon dieselbe Idee gehabt und man solle nur das Beste von ihnen erwarten." So gingen sie des Abends von der Klinik in die Wohnung eines Freundes und hier saßen sie bald ihrer 7 um den Tisch, die Federn in der Hand, zur Abfassung bereit. Allein sie wurden nur einig über die Puncte der Adresse, die Abfassung selbst wurde Lösern überlassen. Denselben Abend noch wurde ein Gesandter bestimmt, um einige verläßliche Techniker zur ersten Versammlung beizuziehen. Die Techniker beriefen andere, die Juristen 2. Von den Letzteren erschienen fünf, zwei gleichfalls mit Adreßentwürfen versehen. Er führte sie in die Versammlung, Donnerstag Abends. Ungefähr 40 junge Männer aus allen Gegenden und Jahren begrüßten sich mit dem Du — verbunden zur Entfesslung und Hebung des Vaterlandes. — Sie lasen ihre Adressen — Lösers, die erste, war zu aphoristisch, in zu kekem Tone — die zweite das Gegentheil, und so wählten sie die dritte, welche mit kanzleiüblicher Fassung eine entschiedene Sprache verband. — Nachdem sie sie verkürzt und geändert, erhielt jeder der Anwesenden die Weisung, unter dem Siegel des Schweigens Leute für sie zu gewinnen. Die nächste und letzte Versammlung war Samstags. — Die Hoffnungen waren gesunken, der Muth hin und der Geist der Ueberlegung gewichen. Hatte ja doch Mancher das Unternehmen für Unsinn erklärt. Der Eine, weil er die Zeit, den gemeinsamen Flügelschlag der Geister nicht begriff, der Andere, weil er die Festung vor seinem Auge sah, die allerdings der Lohn geworden wäre, wenn das alte Polizeisystem hätte bleiben können. — Sie wichen in Einigem dem überbrachten Wunsche der Mehrzahl; aber im Wesentlichen blieben die Versammelten treu dem Ausgesprochenen. — Alles dachte gleich mit Löser, als er sagte: „Freunde! bedenkt unsre Ehre Angesichts von Deutschland. Wir haben die strengste Kritik auszuhalten. Ehe wir eine knechtische Adresse verfassen, lieber keine! — Alle die fürchten, fürchten nur — weil sie die Zeit verkennen — sie sehen noch die Glorie des Polizeisystems in vollstem Glanze! — Dieses System muß fallen und gingen wir selbst auf die Festung — in kurzer Zeit sind wir befreit! Wagen wir Alles — wer die Adresse in dieser Fassung nicht unterzeichnet, unterzeichnet sie auch in jener nicht. Er fürchtet schon den Act allein! Lassen wir es darauf ankommen. — Finden wir keine Unterstützung, so

*) Wir entlehnen diese kräftige Schilderung der merkwürdigen Wiener Ereignisse den Wiener Sonntagsblättern von Dr. L. Frankl und entledigen uns dadurch unseres Versprechens.
D. R.

Digitized by Google

falle das Ganze!" — Die Adresse blieb; der sie am folgenden Morgen las, nahm sie zur Abschrift über Nacht mit, Alles ward für 8 Uhr an die Universität zur Unterzeichnung bestellt und die Maßregeln selbst für den Fall bewaffneten Einschreitens getroffen. — Um halb 10 Uhr Nachts gingen die letzten auseinander. Möge jede der gefürchteten Verschwörungen, wenn das eine war? — so glücklich und schnell für Fürst und Land enden wie diese!

Sonntag in der Aula.

Samstag den 11. wurden die Professoren der Wiener Universität durch ein Decret des obersten Kanzlers Inzaghi beauftragt, sich Sonntag um 9 Uhr im Consistorial-Saale zu versammeln und die Studenten von dem Abfassen und Unterfertigen einer Bittschrift an Se. Majestät um zeitgemäße Concessionen abzumahnen. Sie erschienen, aber auch die Studenten erschienen in ungewöhnlich großer Zahl, überfüllten die große Halle des neuen Universitäts-Gebäudes, den geräumigen Universitätsplatz, dann die beiden Bäckerstraßen, und verlangten Einlaß in die gewöhnlich offenen, diesmal aber, in Folge ausdrücklicher Anordnung des obersten Kanzlers, geschlossenen Hörsäle. Da man die Thüren nicht aufsperrte, machten sie Miene mit Gewalt einzudringen. Die Professoren, Vicedirectoren ꝛc. im Consistorialsaale durch diese Nachricht aus ihrer gemüthlichen Conversation aufgeschreckt, entsandten ihre besten Redner und populärsten Männer, Endlicher und Hye, um die aufgeregten Gemüther zu beruhigen. Aber fest und unerschütterlich lassen sie sich davon nicht abbringen, und nehmen nur noch das Anerbieten an, daß ihre Adresse von den genannten Professoren überreicht werde, nur stellten sie die Forderung, daß diese Ueberreichung „Heute noch" und „unmittelbar in die Hände des Kaisers" geschehe, auch fragten sie sehr dringend, wann die Professoren ihnen Antwort bringen würden. Man versprach ihnen am nächsten Tage Bericht zu erstatten, konnte aber trotz dem die Studenten zu der cumulativen Unterschrift: „Die Studenten der Wiener Hochschule" — nicht bewegen, man beharrte auf persönlicher Unterfertigung der Adresse. Um 11 Uhr verfügten sich Hye und Endlicher in die Burg um bei Sr. Majestät Audienz zu erbitten. Vom Grafen Kolowrat an den Erzherzog Ludwig gewiesen, trugen sie demselben ihre Bitte um unmittelbare Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser vor, nebst gründlicher Auseinandersetzung der hiefür sprechenden unabweisbaren Motive. Ihr Vortrag wurde nicht günstig aufgenommen. Da, ergriffen von der Wichtigkeit des Moments und vertraut mit der unter Wiens Bevölkerung herrschenden Stimmung, erklärte Endlicher dem Erzherzog unter Berufung auf seine bekannte Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, und auf das besondere Vertrauen dessen er von den Gliedern Desselben zu wiederholten Malen gewürdiget wurde, daß Metternich im Kaiserreiche verhaßt sei, und die Liebe der Bevölkerung zu einzelnen Gliedern des angestammten Herrscherhauses auf dem Spiele stehe, wenn man fortführe ihn noch ferner in der bisherigen Weise wirken zu lassen. Der Erzherzog entließ hierauf die Deputation sehr kalt, ja streng, und ohne Hoffnung auf die erbetene Audienz bei Sr. Majestät. Während Endlicher und Hye in dem Vorzimmer ihre Oberröcke anzogen, ging Erzherzog Ludwig durch daselbe und reichte dem Endlicher die Hand. Bei ihrer Entfernung aus der Burg hörten sie: es sei Befehl gegeben, den Staatsrath auf 2 Uhr zusammen zu berufen. Um 4 Uhr erhielten sie die Einladung Schlag 6 Uhr bei Sr. Majestät zur Audienz zu erscheinen. Die Adresse wurde gütig angenommen, genaue Erwägung zugesagt, bestimmtere Antwort jedoch nicht ertheilt.

Im Hofe des Ständehauses, Montag 8 bis 1 Uhr.

Es war acht Uhr Morgens vorbei als ich mich auf die Universität begab um das Resultat zu hören, von deram vorigen Tage von der Studentenschaft an Se. Majestät abgegangenen Deputation. Ich kam zu spät, um Hrn. Professor Hye selbst hören zu können, und erfuhr von den ab- und zuströmenden Studirenden, daß die Adresse von Sr. Majestät gnädigst aufgenommen worden, daß Hye auf die große Bedeutung dieser Huld hinwies und mit all seiner Beredsamkeit aufforderte, den eingeleiteten Fortschritt auf dem Wege der Ordnung und des Gesetzes anzustreben. Seine Worte, so kräftig sie waren, so sehr sie beschworen, waren doch nicht im Stande dem immer mehr anschwellenden Strome Schranken zu setzen, bald waren die Schranken überfluthet und nach allen Seiten wogte es hinaus, zuvörderst nach dem Ständehause in der Herrengasse; denn da versammelten sich eben die Stände zur Berathung der Adresse, die an den Thron gebracht werden sollte. Ein dienstfertiger Polizeicommissär wollte dort seine Macht entfalten, allein er mußte der Strömung weichen, und also war der große Hofraum dichtgefüllt. Bemerkenswerth ist, daß lauter gut gekleidete jüngere Männer die Versammlung bildeten und Niemand Waffen trug, ja die Studirenden hatten absichtlich ihre Stöcke zu Hause gelassen, damit die Demonstration ihren friedlichen Character nicht verliere. Nur durch den laut ausgesprochenen Willen

Digitized by Google

wollte man wirken, und in der That die kühnen Worte hieben besser als das ritterlichste Schwert. Die improvisirte Versammlung war da, und alsogleich machte sich der Geist, der sie beseelte, Luft, Fischhof, ein Ungar, Dr. der Heilkunde, ließ sich auf die Schulter seiner Nebenstehenden heben und entwickelte, was dem Volke Noth thue, und was es verlange. Unglücklicherweise konnte ihn nur die nächste Umgebung hören; auch ich stand zu weit entfernt und vernahm wegen des murmelnden Getöses nichts, allgemein rühmte man seine klare leichtfaßliche logische Rede. Er ermahnte vorzüglich auf ein einiges Streben der verschiedenen Nationen Oesterreichs und brachte denselben Lebehoch; lautes Beifall- und Eviva-Rufen brach nach jeder Stelle los und ließ ihn in der Folge zu keiner zusammenhängenden Rede mehr kommen; endlich rief er die verschiedenen Forderungen des Fortschrittes aus und nach jedem Puncte folgte ein kräftiger Zuruf und lautes Beifallklatschen. Das starre Eis war jetzt gebrochen, jeder folgende Anstoß mußte wirken. Bald darauf erblickte ich auf einer Erhöhung, die nach näherer Besichtigung das spitze Giebeldach des Hausbrunnens war, einen Mann. Seine Gebärden waren etwas marionettenhaft und seine Rede predigtartig, auch declamirte er von Eintracht und Liebe und mußte nach Kurzem unter Mißbilligung den Platz räumen. Ein Anderer folgte nach und ließ sich von unten herauf die Wünsche des Volkes zurufen, die er dann, als dessen Organ, der übrigen Versammlung mittheilte. (Mehrfacher Beifall.) Mittlerweile sammelte sich die Menge immer mehr an; Kopf stand an Kopf und vom Haupteingangsthore her kamen stoßweise ganze Massen von neuen Eindringenden. Auf einmal geht die Losung „in den Ständesaal!" und alles stürmt gegen den Brunnen nach vorwärts. Das Gedränge wurde so heftig und tobend, daß ich der Meinung war, es gelte einer Erstürmung des Saales. Da zeigte sich Graf Montecuculi am Fenster und veröffentlichte nach langen Mühen um Ruhe: Daß 12 aus den Versammelten zu den Berathungen zugelassen werden, als Garantie, daß die Stände gewiß nachdrücklichst die Wünsche des Volkes beim Throne bevorworten werden, zugleich bat er um Ruhe und Ordnung. Das Getümmel nahm seinen Fortgang, da rief von einem andern Fenster eine klare Stimme: die versammelten Herren möchten sich gedulden, damit die Herren Stände in ihren Discussionen nicht gehindert würden, in einer halben Stunde, höchstens einer Stunde, sollten die Entschlüsse kund gethan werden; inzwischen bitte er, daß man ruhig auseinandergehe oder wenigstens sich ruhig verhalte. Nach einer kleinen Pause wurde es lauter, als es früher gewesen, Alles schrie durcheinander. Jetzt drängte sich ein junger Mann vom Hauptthore durch die Massen indem er eine Schrift emporhielt. Alsogleich wurde er aufs Giebeldach gehoben; er entfaltete das Papier und erklärte, daß er eine Rede vortragen wolle, die Kossuth, der edle Vorkämpfer der Freiheit, am 3. März am Preßburger Landtage hielt. (Großer Beifall.) Allein der Redner drang nicht durch, seine Stimme war zu schwach, auch zitterte er am ganzen Körper, wahrscheinlich wegen seiner Anstrengung, da er sich durch die Massen rang. Eine Stimme von unten rief ihm zu, er solle sich ablösen lassen; er setzte aus und alsogleich half man einem sehr jungen Manne in die Höhe. Er heißt Puz, ist Jurist, ein Tiroler. Mit männlicher Haltung und klarer Stimme stellte er gleich die Ruhe her und las die in unserer Zeitung bereits mitgetheilte Rede ab. — Die einzelnen Puncte der Rede wurden mit stets sich erneuerndem Beifall und stürmischen hoch begrüßt, und die Kraftstellen mußten zwei- auch dreimal gelesen werden. In der Mitte der Rede machte der Leser eine Pause und es wird ihm von unten herauf ein Glas Wasser gereicht, er entblößt sein Haupt und mit mit dem hocherhobenen Glase ruft er: „Das ist ein lauterer, ein klarer Quell, mit ihm trinke ich auf das Wohl der Versammlung! (Lauter Beifall.) Oesterreich das constitutionelle, das freie, das einige hoch! (Stürmisches Hoch.) Hoch das erlauchteste Kaiserhaus! Ferdinand hoch! (Der Enthusiasmus bricht brausend aus, Hüte werden geschwenkt und immer von neuem ertönt das einstimmige hoch, als ob es nimmer enden wollte.) Hoch Franz Joseph unser Thronfolger! (Ueberschwenglicher Jubel.) Hoch Franz Karl! Hoch Stephan! Hoch Johann (ein dreimaliges hoch beschließt den Jubelruf.) Als sich nach einer Pause die Wogen gelegt, fuhr der Redner fort, es kostete ihm Mühe die stürmische Aufregung ganz zur Ruhe zu bringen. Während des Lesens fliegt ein Blatt aus dem Ständehause nieder, man bringt es dem Redner; er scheint es lesen zu wollen, da bricht eine wahre Fluth von durcheinander schrillendem Geschrei herein, man ist pro und contra. Des Redners Stimme dringt nimmer durch, da zeigt er beide Blätter vor und hält die Rede und das neue Blatt abwechselnd in die Höhe; der stürmische Beifall für Kossuths Blatt entscheidet ihn zum Weiterlesen. Kaum beginnt das Lesen so fordern drohende Rufe den Redner zur Ablesung des Zettels der aus dem Ständehaus gestogen war auf; es bricht ein Sturm los; er beschwichtigt ihn durch Vorzeigung des Blattes, wobei er ausdrückte, daß nur wenig geschrieben sei. Er liest. Der Inhalt war, daß Se. Majestät einen Bankausweis vorlegen lassen werde, und daß hinfür ein ständischer Ausschuß aller Pro-

)(

Digitized by Google

vinzen zusammenberufen werde zur Berathung zeitgemäßer Verbesserungen. Von allen Seiten stürmt es, daß sei nichts: der Ablesende zögert, endlich fliegt das Blatt zum Publikum hinunter. Ein junger Mann, Herrmann aus Steiermark, ein Medizíner rafft es auf, klimmt auf das Dach, und als es ruhig geworden, ruft er: „Ich erkläre hiermit Angesichts der ganzen Versammlung, Angesichts des österreichischen Volkes, daß Keiner seiner Wünsche erfüllt sei, und vernichte feierlich den Erlaß.“ Der hochherzige Vorkämpfer sprang unter donnernden endlosem Jubel vom Dache, man fing ihn auf und trug ihn auf den Achseln unter der stürmischen Menge herum. Die Aufregung hatte jetzt ihren Culminations-Punct erreicht, Manche sollen vor Ingrimm geweint haben. Nach einer langen Pause, während der Tumult regierte, versuchte Putz wieder zu Wort zu kommen. Die Ruhe, die er früher durch einen einfachen energischen Ruf herzustellen vermochte, wollte sich kaum wieder einfinden: er bat, rief, fing an zu lesen und drang endlich durch. Kossuths Worte: „Und jetzt schlage ich vor eine Repräsentation an Se. Majestät, daß die Stände für die gesammte Monarchie eine den verschiedenen Nationalitäten angemessene Constitution und für Ungarn ein verantwortliches Ministerium verlangen“ werden mit großem Beifall aufgenommen. Putz wendete sich nun mit eigenen Worten an die Versammlung, trug alle die Forderungen des Volkes vor, worunter er besonders die Volksvertretung beim deutschen Bunde und Nullirung der russischen Allianz hervorhob. „Keine Russen!“ war sein letztes Wort. Er hatte über eine Stunde gesprochen. Unter enthusiastischem Zurufe wurde er von dem Dache gehoben und unter den Massen auf den Schultern seiner Collegen herumgetragen. Diese Rede drang wie Feuer in die Herzen, sie war das nachhaltende Ferment das unwiderstehlich wirkte: die Stimme des Volks hatte in ihr den Ausdruck und das Echo gefunden. Nach ihm erschien Jurist Ritter von Böhm, ein Wiener. Er würdigte seines Vorgängers Postulate und sagte, er habe zu suppliren und vorerst drei Wünsche: Abdankung des allgemein verhaßten Ministers (stürmisches Geschrei um seinen Namen!); endlich nannte er Metternich. Vertreibung der Jesuiten, sie sind die die Werkzeuge, womit man das Volk verdummen will (Polterndes Getümmel.) Augenblickliches Unterwaffentreten der Bürgergarde (großer Jubel). Ein ältlicher Mann hinter ihm soll ihm zugerufen haben, schweigen Sie; den ergriff man und warf ihn zu Boden und endlich zur Versammlung hinaus. Herrmann bestieg wieder das Dach und resumirte die Volkswünsche; nach einiger Zeit erschien er am Balkone, der unmittelbar oder dem Brunnen sich hereinwölbt, und schloß dort: „Ich will mich kurz fassen, denn was braucht es vieler Worte, wir wollen eine Constitution und somit lebe unser constitutioneller Kaiser!“ Unter Jubelruf ging er ab durch das Fenster, durch das er erschienen; nach ihm sprach Graf Colloredo umgeben von den 12 aus dem Volke; er versuchte die Menge zu beschwichtigen und zum Auseinandergehen zu bewegen, allein umsonst. Einzelne Stimmen riefen: „Wir bleiben bis man uns willfahrt.“ Unterdeß wurde es im Hause sehr laut, einzelne Stimmen drangen unheimlich durch; wahrscheinlich entfernten sich aber jetzt die Stände. Bald erschienen zwei Herren und lasen die beschlossene Adresse; sie enthielt die gewöhnlichen Petita der süddeutschen Kammern; nur fehlte die Volksvertretung beim Bunde, dies wurde vom Publikum laut zugerufen. Ein anderer schrie: „Nieder mit den Russen,“ wieder ein anderer schrie: „Nieder mit Metternich.“ Auf einmal wechselte die Scene. Die 12 aus dem Volke waren an den Fenstern und riefen: „Kommt herauf, helft, man hat uns eingesperrt, Böhm ist eingesperrt!“ Durch ein Mißverständniß war dieß geschehen. Alsogleich stürmte die ergrimmte Menge gegen das Aufgangsthor. Im Nu hörte man von oben herab stürmisches Geschrei, Getöse und Geklirr von Stühlen und Fenstern. Einzelne Trümmer flogen in den Hof herunter. Alles glaubte, bewaffnete Macht sei eingedrungen, und wüthe gegen das Publikum, von Ferne hörte man Schüsse und es entstand ein mörderisches Geheul und ein dumpfes Murmeln: hinaus, hinaus, rettet euch, wir sind verloren! Alles drängte nach Außen und eh ich mich versah, war ich mit dem Strome der Flüchtigen hinausgerissen. Draußen marschirten bald darauf die Grenadiere auf. Es sollen sich später noch mehre auf den Brunnen gestellt haben um zu sprechen, allein sie drangen nimmer durch. Während der Vorgänge im Landhause sprach der heldenmüthige Pohle Burian, Jurist, am Palais Metternich. Mitten im Brausen der Volksmenge. (Fortsetzung folgt.)

Der „Humorist“ führt die in den drei Märztagen in Wien gefallenen Personen namentlich an, es sind derunter 12 Gesellen von verschiedenen Gewerben, 6 Meister und selbstständige Gewerbtreibende, 3 Taglöhner, 3 Frauen, 1 Buchhalter, 1 Hausknecht, 1 Kellner; von Studirenden 1 Techniker, 1 Chirurg, zusammen 29. Später starben an den Folgen der erlittenen Verletzungen im allgemeinen Krankenhause noch 1 Rhetor, 1 Frau und 5 Personen von diverser Beschäftigung. Aus Siebenbürgen ist Niemand darunter.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 16. **Montag, den 17. April** **1848.**

Die drei Tage der Revolution in Wien,

von Augenzeugen und Theilnehmern geschildert.

(Fortsetzung.)

Im Ständesaal.

Den 13. März Montag Morgens gegen 11 Uhr wogte bereits eine so zahlreiche Menschenmenge im Hofe des Landhauses in der Herrengasse hin und her, daß Gedränge war bereits so gewaltig, daß Erzähler dieses, mit mehreren Beamten sich nur mit Mühe demselben entwinden konnte, und um den Ueberblick über die Bewegung zu gewinnen, es für gerathener hielt, sich einen Platz in den Gängen des ersten Stockwerkes zu suchen, deren in den Hof gehende Fenster von einer Menge ruhiger Zuschauer besetzt waren. Man konnte jedoch nur in Einen Theil der Gänge gelangen, der andere dem Versammlungssaale näher gelegene Theil war von zwei jungen Leuten mittelst quergehaltener Stöcke abgesperrt. Sie versicherten den Ständen das Ehrenwort gegeben zu haben, Niemanden durchzulassen. Wir beschieden uns, und frugen, was es denn eigentlich mit der Deputation sei, die schon vor einer Stunde von den Ständen verlangt worden, und erfuhren, man sei eben im Hofe mit Fortsetzung der Wahlen beschäftigt, Wir fanden es begreiflich, daß Wählen in einer so bewegten Masse etwas Mißliches und Langwieriges sei. Mittlerweile wurde unten im Hofe vom Brunnen herab Kossuth's Rede unter stürmischem Beifalle vorgelesen, und durch die Nachricht, es sei ein Blatt von den Ständen herabgekommen unterbrochen. Ein Theil der Masse verlangte die Vorlesung desselben, ein anderer wollte durchaus die herrlichen Worte Kossuth's durch nichts hintangesetzt wissen. Endlich erlangte die Begierde, die Zuschrift der Stände zu vernehmen das Uebergewicht und diese wurde laut verlesen. Empört über die Unzulänglichkeit des Inhaltes (man wollte darin nur Rechnungsablegung über den Staatshaushalt verlangen) verlangte man mit einstimmigem Zurufe der Vorleser möge die Zuschrift zerreissen, da dieser zauderte, erklomm ein junger Mensch den Brunnen, riß sie ihm aus der Hand, und zerriß sie im Angesichte der ganzen Volksmenge in tausend Stücke. Der Lärm wuchs nun zusehends, wir sahen Ohnmächtiggewerdene hinaustragen; Ausrufe, die unzweideutig über Alles belehrten, was man zu thun vorhabe und wozu man entschlossen sei, machten sich mit immer wachsenderem Beifalle bemerkbar, und die Stände verlangten, die Deputation zu sprechen. Es war in Eile nichts Anderes zu thun, als die Zwölfzahl aus den in den Gängen und dem Saale zunächst sich Befindenden zusammenzustellen. Man berücksichtigte, so gut es sich thun ließ, alle Nationalitäten und Stände, man verkündete der Menge durchs Fenster, zwölf aus dem Volke werden jetzt bei den Ständen eintreten, und fragte ob sie dazu zufrieden sei, und auf die beifallbonnernde Erwiederung, trat die Deputation in den Vorsaal. Mehrere schwarz gekleidete Herren empfingen sie hier mit Worten, aus denen ein Kenner bereits die Stimmung der Stände ersehen konnte. Sie ermahnten zu Ruhe und ermangelten nicht, aufmunternde Worte ihrer Ermahnung einzuflechten. Sie wiesen darauf hin, wie man den gesetzlich vorgeschriebenen Weg gehen müsse, und schienen sich im tiefsten Herzen der Demonstration zu freuen, durch die sich der erwachte Volkssinn, so eben kund gab. Die Deputation wurde in den Ständesaal geführt, und mit den Worten: „Was wollen Sie hier? und was wollen die Leute unten?“ etwas barsch empfangen. Einer aus den zwölfen, Med. Dr. Kapper, trat nun hervor und nahm

Digitized by Google

beiläufig folgender Weise das Wort: „Hochansehnliche Versammlung! Eine stürmisch bewegte Menschenmasse erfüllte die Räume in und vor diesem Hause. Ihre nächste Absicht war, Ihnen für die in letzter Zeit kund gegebene liberale Gesinnung ein Lebehoch zu bringen. Das Volk fühlt genau wer ihm wohl will, wer seine Wünsche versteht, und zu den seinen macht, und weiß das zu schätzen. Je lebhafter nun der Beifallssturm war, der Ihnen noch vor einer halben Stunde erscholl, desto furchtbarer ist die Erbitterung, die die Zuschrift hervorbrachte, welche als von Ihnen zugesandt, dem Volke nun verlesen wurde. Sie wurde, als unzulänglich unter Wüthen zerrissen. Es ist unsere heiligste Pflicht zu versichern, daß Alles was außer den Gränzen der Ordnung und Ruhe ist durchaus nicht in den Absichten irgend eines von Allen ist, die sich unten befinden. Fortschritt und Recht ist Alles, was sie wollen, und für dies Alles sind sie bereit Alles zu opfern, wenn es sein müßte! Wir haben daher im Namen des Volkes blos die einfache Frage zu stellen, ob das vorgelesene Blatt, in der That Alles enthalte, was die Hochansehnlichen Stände in Sache des Volkes zu petitioniren gedenken, oder, was wir hoffen und vermuthen, nur einen Theil! Im erstern Falle steht es außerhalb unserer Macht, die einmal rege gewordenen Gemüther zu beruhigen. Wir wollen nichts halbes! ist ein Ruf der von tausend Lippen scholl. Die Lichtlawine, die von Westen gegen Osten heranrollt, reißt alle Völker fort, und kein leeres Wort ist mehr im Stande sie zu hemmen! Ist das Verlesene aber nur ein Theil der Petition, so wird die Versicherung dessen von Seite der Hochansehnlichen Versammlung die Ruhe bis zur Mittheilung der weitern Puncte herzustellen nicht verfehlen!" Hierauf antwortete der Präsident Graf Montecuculi beiläufig Folgendes: „Seien sie überzeugt, meine Herren, daß uns die Wünsche des Volkes nicht fremd sind, daß wir sie verstehen, und daß wir es uns zur heiligsten Aufgabe machen, dieselben in gehöriger Fassung vor den Thron zu bringen. Wenn wir Sie aber versichern, daß dies nichts Leichtes ist, daß wir bereits seit Jahren damit beschäftigt sind, des Volkes zeitgemäße Forderungen zu berathen, daß wir so eben in derselben Absicht beisammen sind, so werden Sie einsehen, daß die fortdauernde Bewegung und der unaufhörliche Lärm in der Nähe des Berathungssaales uns nur stören, und den Gang der Berathung hemmen muß. Nehmen Sie die Versicherung hin, daß von unserer Seite dem Volke nichts mitgetheilt wurde; das erwähnte Blatt ist somit ein zufällig oder böswillig unterschobenes, und uns Fremdes. Benützen Sie dies zur Herstellung der Ruhe, und veranlassen Sie, um uns die zur Fortsetzung unserer Geschäfte nöthige Ruhe zu verschaffen, daß die Volksmasse sich zertheile und friedlich auseinander gehe. Es kommen uns jeden Augenblick neue Petitionen zu, die wir zu erwägen haben, und wenn das Volk uns stört, stört es nur den gesetzlichen Fortgang seiner eigenen Sache." Eine Erwiederung auf diese Rede, die ein Zweiter aus den Zwölfen mit dem Ausrufe; „Wir wollen jetzt Thaten und nicht Worte!" begann, wurde durch eine Bewegung unter den Ständen und durch mehrfaches Durcheinanderreden niedergehalten. Graf Ferdinand v. Colloredo nahm das Wort. Auch er sprach im Sinne des Präsidenten, und fügte noch hinzu, eben so wie die Stände, deren Aufgabe es ist, die Sache des Volkes zu der ihren zu machen, entschlossen seien, diese mit aller Macht gewissenhaft zu vertreten, eben so werden diese wissen sich die nöthige Ruhe zur Erfüllung ihrer Pflicht zu verschaffen, wenn man sie ihnen nicht aus freien Stücken geben werde. Nun bemerkte der Präsident, der vorige Sprecher hätte ihn wohl über den Grund des jetzigen Lärmens belehrt, aber durchaus nicht die Wünsche genannt, die das bewegte Volk eigentlich zu solchen Versammlungen erregten. Dies zu beantworten, stellte sich ein dritter Sprecher Dr. Brühl aus den Zwölfen zur Aufgabe. Er sprach etwa folgendermaßen: „Sie begehren zu wissen, was die Wünsche der unten versammelten Menge sind? Nun so vernehmen Sie es. Fürs Erste verlangt man Rede- und Preßfreiheit. Erlauben Sie mir die Bemerkung, daß wir weit genug fortgeschritten sind, um von den wohlthätigen Consequenzen des befreiten Staates, die mißlichen Stellen desselben zu scheiden. Nicht zur Schmähung, nicht zum Schimpfe soll es dienen! Nein! Nur zur Offenbarung gerechter Wünsche, zu gerechtem Tadel, zur freien bandelosen Entwicklung des Geistes! Für's zweite wird Lehr- und Lernfreiheit verlangt. Das Maß des zu Erlernenden sei Niemanden mehr zugemessen, die Weise, wie er es, und wo oder wann zu erlernen habe, nicht beschränkt; möge Jeder nach Maßgabe seiner Fähigkeiten ungehindert diese entwickeln, diese verwenden können. Viel wäre über diesen Punct noch zu sprechen, jedoch Ort und Zeit gebieten mir Kürze. Für's dritte ist Vertretung bei dem deutschen Bunde ein allgemein ausgesprochener Wunsch. Ich nenne diesen Punct einen hochwichtigen! Deutschlands Einheit ist die mächtigste Schutzwehr, die das bis jetzt zerstückte deutsche Volk dem drohenden Feinde entgegenzustellen im Stande ist. Die immer reger werdende Theilnahme der Stände, die sich den Worten des Sprechers zuwandte, so wie der immer mehr zunehmende Lärm

Digitized by Google

hemmten die weitere Entwicklung der Volkswünsche (unseres Wissens: constitutionelle Verfassung, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichtsbarkeit, Gleichstellung der confessionellen Zustände). Die Stände beschlossen nun beruhigende Worte vom Hofbalcone herab zur aufgeregten Menge zu sprechen. Jeder Versuch gehört zu werden war vergebens. Die dazu bestimmten Ständemitglieder kehrten unverrichteter Dinge zurück. Kaum jedoch hatten sie wieder den Saal erreicht, als schon Scheibengeklirr ganz unzweideutig den Grad anzeigte, bis zu welchem die Volkserbitterung bereits gediehen. „Es ist zu spät!', hörte man die Ständemitglieder, die in furchtbarer Unordnung ihre Hüte und Stöcke auftrafften, untereinander ausrufen; der Präsident meinte, nun wäre nichts zu thun, als den ganzen Pack von Petitionen, die ihm vorliegen, unverzüglich Sr. Majestät vorzulegen, und verließ mit einigen ihm als Deputirte hiezu beigegebenen den Saal. Im Vorsaal waren Tische und Stühle bereits zertrümmert. Die Gänge voll Glasscherben. Durch die Herrngasse rückten Grenadiere in ganzer Straßenbreite heran. — Während die in dem Landhause zurückgebliebenen Ständemitglieder die Rückkunft ihrer Deputation aus der Burg erwarteten, hatte sich im Wiener Ständesaale ein improvisirtes Comite aus Studenten und Bürgern gebildet, und inmitten von Trümmern zerschlagener Bänke, Stühle, Thüren, Scheiben, um den großen grünen Tisch seinen Sitz eingenommen. Dieses Comite hatte sich zur Aufgabe gestellt, die nothwendigsten Maßregeln für den Moment zu ergreifen, und durch Redner aus seiner Mitte die Versammlung im Hofe vom Balcone herab einerseits in Athem zu erhalten, anderseits, wo es Noth thäte, zu beschwichtigen, bis wir das Resultat unserer Deputation aus der Burg erfahren hätten. Aus diesem Comite, in welchem Jurist Stöber zum Präsidenten, Mediciner Schlesinger zum Secretär gewählt wurde, gingen alle jene Redner hervor, welche von Mittag bis 2 Uhr die Menge im Zaume hielten, über das, was dem Vaterlande Noth thut, belehrten. Lautlose Stille, abwechselnd mit enthusiastischem Zurufe begleitete ihre Reden, aber die Ungeduld der Zuhörer wuchs von Minute zu Minute. „Man täuschet uns, man höhnt uns!" rief's von vielen Seiten, „unsere Brüder in der Burg sind vielleicht schon in sicherem Gewahrsam, während wir hier ruhig stehen, und auf ihre Rückkunft warten." — Der Lärm wurde überwältigend, zugleich rückte das Militär langsam dem Landhause vom Minoritenplatze aus näher. Da gelang es dem Comite nochmals für kurze Zeit die Gemüther zu beruhigen. Der Secretär las dem Volke unter allgemeinem Jubelruf eine Adresse an den Magistrat vor, welche ich hier wörtlich wiedergebe: „Ein Ausschuß von Studenten und Bürgern, welcher sich im Momente der Gefahr im Gebäude der niederösterr. Landstände gebildet hat, bittet einen löbl. Magistrat, um augenblickliche Mobilmachung eines Theiles der Bürgergarde zur Verbinderung militärischen Einschreitens, welches die Aufregung des Volkes so steigern würde, daß man ihrer kaum mehr Meister werden dürfte."

½ 2 Uhr. Folgen einige Unterschriften.

Drei Deputirte wurden beauftragt, die Schrift dem Bürgermeister zu überbringen. Sie flogen durch die Straßen bis zu dessen Wohnung. Dort angelangt, fanden sie einen großen Haufen Volks vor seiner Thüre. Der Bediente weigerte ihnen den Eingang, der Bürgermeister sei nicht zu Hause. Das Volk aber rief: „Er ist zu Hause; der Spitzbube war so eben am Fenster." Nun begab sich die Deputation ins Haus und drang bis in sein Zimmer. Mit den Worten: „Was wünschen Sie meine Herren?" tritt ihnen der Bürgermeister ruhig, als wüßte er nichts von den Bewegungen der Stadt, entgegen. Die Deputirten überreichten die Adresse des improvisirten Comites. Es war diese nichts mehr und nichts weniger als ein schmutziger halber Bogen Papier mit kaum leserlichen Schriftzeichen und mit mehr Tintenflecken als Buchstaben bedeckt — der Moment war für calligraphische Schöpfungen eben nicht günstig gewesen. —, Aber bildet denn dieses Comite," frägt der Bürgermeister höflich? »Männer,« antworteten die Deputirten, »die nicht ruhig zu Hause sitzen, und aus dem Fenster schauen, Männer aus dem Volke, welche das Schrecklichste von ihren Brüdern abwehren wollen, Männer, die Sie beschwören, augenblicklich bewaffnete Bürger zur Erhaltung der Ruhe zusammenzurufen, wenn Ihnen Ihre Pflicht, wenn Ihnen das Schicksal der Stadt am Herzen liegt.« „Und wie viele Bürger verlangen Sie?" »So viel Sie aufbringen können!« „Und wie lange geben Sie mir dazu Zeit?" »Nicht einen Augenblick mehr, als unumgänglich nöthig.« „In einer Stunde meine Herren, hoffe ich hundert Mann beisammen zu haben. Mehr kann ich nicht versprechen." Die Deputation kehrte sogleich ins Landhaus zurück und meldete die baldige Ankunft der Bürger. Aber — war es Unmöglichkeit, diese zu versammeln, Saumseligkeit des Bürgermeisters — nicht Ein bewaffneter Bürger erschien auf dem Platze, die Deputation aus der Burg kam nicht zurück; und die Menge war nicht mehr zu halten. Alles was der Zertrümmerung bis jetzt entgangen und ihr nun zugänglich war, flog in Splittern. Ich selbst sah einen herkulischen Menschen mit Einer Hand einen Schiebkarren

)(

Digitized by Google

schwingen und mit solcher Kraft gegen ein Fenster des Erdgeschosses schleudern, daß dasselbe sammt Kreuz und Gitter in Stücke flog. Da plötzlich erscholl die erste Salve des Militärs von der Gasse herauf. Ohne früheren Aufruf, ohne vorauf gegangene Mahnung commandirte ein Officier, welchen ein Stück Holz aus den Fenstern des Landhauses getroffen, nicht verwundet haben soll, Feuer auf die unbewaffneten Massen. Wir oben glaubten Anfangs es seien blinde Schüsse, doch als einige zu den Fenstern eilten, pfiffen die Kugeln an ihren Köpfen vorbei, und schlugen in die Decke des Saales. Es war ein furchtbarer Moment. Wir eilten die Treppe hinab, gegen das Thor der Landhausgasse; da scholl und die zweite Salve entgegen, wir sahen unsere Brüder an unserer Seite fallen: es waren Fünf. Wir trugen sie ins Haus und vor den Brunnen, vor welchem das Wort: Einigkeit und Brüderschaft so oft den Tag über Begeisterung erweckt hatte, wuschen wir die Wunden der Getroffenen. Sie waren bereits verschieden. Die Menge hatte sich indeß nach allen Richtungen verlaufen. Wir aber, die um die Todten standen, und förmlich im Hause blokirt waren, drangen in den großen Ständesaal, den wir bis zu diesem Augenblicke als heiligen Ort der Volksvertretung vor jedem Andrange mit unseren Leibern gedeckt hatten. Aber die Verzweiflung kennt kein Gesetz; wir umringten die Ständemitglieder und stellten ihnen die Alternative, entweder das Militär zum Abzuge zu bringen, oder an unserer Spitze aus dem Landhause zu ziehen, wo wir ihre Leiber als Schild für die unsrigen vorhalten wollten. Die Alternative war eben nicht nöthend, denn die Herren waren in der Absicht, der Aufmerksamkeit des Volkes zu entgehen, nicht in Amtstracht erschienen, der Soldat hätte in ihnen die Volksvertreter nicht erkannt, und die Kugeln vor ihren schwarzen Fracks nicht mehr Achtung gehabt, als vor den unsrigen. Zum Glück hatte sich indessen das Volk zerstreut, die Gassen wurden frei; wir verließen unangefochten das Haus, und so endeten die stürmischen Auftritte vom 13. März im Landhause um sich an andern Orten zu erneuern.

Deputation der Universität.

Montag gegen 4 Uhr stürzte Professor Hye mit einer bedeutenden Anzahl Studenten in die große Halle des neuen Universitätsgebäudes, er, trotz der großen Aufregung, mit den Spuren der Erschöpfung, sie in gespanntester Erregtheit, die Treppe hinauf in den juridischen Hörsaal, der die Zahl kaum zu fassen vermochte. Hye bestieg die Lehrkanzel und theilte ihnen mit: daß er seit Sonntag halb 9 Uhr in ihren Angelegenheiten thätig, von Endlicher kräftigst unterstützt, dennoch bisher Nichts erwirkt habe, daß auf ihre Eingabe keine Antwort zu erwarten sei, am Allerwenigsten eine günstige, daß aber er, ein Familienvater von vier Kindern, bei ihnen treu ausharren wolle, und möge werden, was da will, ihr Schicksal theilen werde. Die aufgeregten Studenten riefen ihm ein Vivat und forderten einander wechselseitig auf, sich auf den nächsten Militärposten zu stürzen, um sich Waffen zu erobern. Med. Dr. Köck, der bei Hye's Ankunft in der Halle anwesend, neben ihm in den Hörsaal, und auf die Kanzel gedrungen war, verlangte das Wort, und nachdem er sich dem Prof. Hye genannt, der ihn zwar nicht persönlich, doch dem Namen nach kannte, forderte er die Studenten in energischen herzergreifenden Worten auf, bevor sie sich, wehrlos, wie sie seien, auf das Militär stürzten, um sich Waffen zu erkämpfen, noch einmal den ihnen zustehenden gesetzlichen Weg zu betreten. Noch stehe das 500jährige Privilegium der Universität, Kraft dessen der Rector magnificus derselben, geschmückt mit den Insignien seiner Würde zu jeder Zeit, unter allen Umständen, durch alle Wachen Einritt bei dem Landesfürsten erlangen müsse, aufrecht. Von diesem kostbaren Privilegium müsse der Rector in dieser Stunde der höchsten Gefahr augenblicklich Gebrauch machen. Acclamation der Studenten. Hye äußert die Besorgniß, man werde den Rector nicht durch die Wachen in die Burg lassen, auch habe man schon alle möglichen bittlichen Schritte gethan, worauf Dr. Köck antwortete: „Die Lage der Dinge habe sich geändert. Bei dem ersten bittlichen Schritt sei von Seite des Militärs noch kein Angriff auf wehrlose Bürger geschehen, kein Blut geflossen, damals habe man andere Concessionen erbeten als man jetzt fordern müsse. Legale Bewaffnung der Studenten zu ihren eigenen Schutz und zum Schutz wehrloser Bürger gegen Angriffe des Militärs, das sei es, was der Rector verlangen müsse, unter Hinweisung auf das oben Vorgefallene, auf die Folgen, wenn man die Waffen nicht im gesetzmäßigen Wege, sondern mit Gewalt sich verschaffen müßte. Allgemeiner Ruf nach dem Rector, der bald darauf erscheint. Dr. Köck trägt ihm das Verlangen der Studenten vor und schickt den Subpedell um die Colane. Die Zahl der Studenten wächst und man ist genöthigt, aus dem Hörsaal sich in die Aula zu verfügen. Der Präses der Facultät, Dr. Well, erscheint und zeigt an, daß er unter den obwaltenden Umständen die anberaumte Facultätssitzung nicht halten werde. Der Rector entschließt sich nachdem die Colane herbeigeholt war, zum Gange zu Sr. Majestät, verlangt jedoch aus Rücksicht für sein Alter

Digitized by Google

(Hofrath Jenull iſt 73 Jahre alt) Begleitung. Die Studenten wählten die Profeſſoren Hye und Endlicher und leiſten das Verſprechen, ſich ruhig in der Aula zu verhalten, bis die Deputation von Sr. Majeſtät zurückkomme. Vor dem Abgang beauftragte der Rector den Dr. Köck während dieſer Zeit auf der Kanzel der Aula zu bleiben und auf möglichſte Erhaltung der Ordnung zu ſehen. Dr. Obermayer blieb zu ſeiner Unterſtützung zurück. Man beginnt in Erwartung, daß die Deputation die Bewaffnung der Studenten erwirken werde, ſich zu ordnen. Ueber Aufforderung des Dr. Köck theilen ſich die Studenten in die vier Winkel der Aula nach den Facultäten Juriſten, Mediziner, Philoſophen, Techniker. Sie reihen ſich in Rotten und jede wählt ſich einen Anführer, dieſe dann die Oberanführer. Für die Juriſten den Dr. Giskra, für die Mediziner den Dr. Strich, für die Philoſophen den Studenten Oberrauch, für die Techniker (wir bitten um Angabe des Namens, der uns entfallen iſt). Dieſe Organiſirung wurde jedoch mehrfach unterbrochen, es kam Dr. Schmidt, der Erſte mit der weißen Binde am Arm, am andern einen Offizier der Linie und erklärt, er ſei von Sr. kaiſerl. Hoheit abgeſchickt und habe zur Beglaubigung den Offizier mit, die Studenten aufzufordern, daß ſie, wenn ihnen Herſtellung der Ordnung und Ruhe am Herzen liege, gleich ihm mit einer weißen Binde am Arm mit dem Linienmilitär gemeinſchaftlich und an deſſen Seite zur Herſtellung der Ordnung mitwirken mögen. Allgemeiner Ruf: „Nie mit dem Militär, das unprovizirt auf uns geſchoſſen.“ Eine Stimme: „Welche kaiſerl. Hoheit ſchickt Sie?“ — »Erzherzog Albrecht.« — „Der hat ſie kommandirt, nie, nie mit dem Militär.“ Dr. Köck beruhigt die Studenten und antwortet dann in ihren Namen dem Dr. Schmidt: „Sagen Sie Sr. kaiſerl. königl. Hoheit, was Sie geſehen und gehört, ſagen Sie Ihm, daß die Univerſität in dieſem Augenblicke durch ihren Rector bei Sr. Majeſtät unmittelbar vertreten ſei, und um Bewaffnung bitte. Ehe nicht die Reſolution Sr. Majeſtät anlangt, könne ſie ſich mit Niemand Anderem in Unterhandlungen einlaſſen und erwarte zuverſichtlich günſtigen Beſcheid (Acclamation). Ueber Aufforderung des Dr. Köck öffnen die Studenten Spalier und laſſen dieſe Geſandtſchaft ohne alle Manifeſtation aus der Aula abziehen. Gerüchte der aufregendſten Art, von wiederholtem Blutvergießen, von errichteten Barrikaden ſteigerten die Aufregung und drohten der Ungeduld über langes Ausbleiben der Deputation, nur die Erinnerung auf ihr gegebenes Wort vermochte die Studenten zu längerem Warten. Bald darauf erſcheint die mediziniſche Facultät, ihren Decan, geſchmückt mit der Colane, und ihren Notar im Staatskleide an der Spitze; der Erſtere erklärt im Namen der Facultät, daß dieſe ihr Begehren als billig erkennen, ſich ihnen anſchließe und mit ihnen im Guten und Schlimmen ausharren wolle. Der Decan beſchwört ſie noch bis 9 Uhr geduldig auszuharren, er werde ſogleich der erſten Deputation nachgehen und ihr Begehren kräftigſt unterſtützen, bis 9 Uhr jedenfalls Nachricht ſenden. Der Notar und Dr. Engel begleiteten ihn.

Das Militär und die Aula.

Nachdem Dr. Engel Montag Vormittag die begeiſternden Reden im Hofe des Ständehauſes mit angehört, und das bedeutungsvolle Finale, nämlich das Zerſchmettern der Thüren und Fenſter daſelbſt mitangeſehen hatte, führte ihn ſein Weg Nachmittag um 3 Uhr an demſelben bedeutungsvollen Gebäude vorüber. Mit Mühe machte er ſich Bahn durch die dicht gedrängte Volksmenge, welche heulend, pfeifend und ziſchend eine heranmarſchirende Grenadiertruppe empfing. Hier war er Zeuge, wie Einzelne die Rahmen der Anſchlagezettel zerbrachen, die Schildershäuſer zertrümmerten, um ſich mit den Bruchſtücken derſelben zu bewaffnen. Ein Hauptmann der Grenadiere wurde gröblich inſultirt, worauf ohne vorhergehendes Commando einige Grenadiere mit Kolbenſtößen und Bajonettſtichen unſchuldige Zuſchauer angriffen und verletzten. Dr. Engel im Vorgefühl der nahenden, ſchrecklichen Scene, eilte auf den Hof, wo unter den verſammelten Generälen ſich auch Erzherzog Wilhelm befand. Er beſchwor ihn, das Bürgermilitär zum augenblicklichen Ausmarſch zu commandiren, da das Erſcheinen dieſes, dem Volke verwandten und und ihm erſtandenen Corps gewiß am ſchnellſten Ruhe und Ordnung herzuſtellen am geeigneſten wäre. Mit liebenswürdiger Intelligenz erkannte der junge Prinz die Richtigkeit dieſer Anſicht, und mit den Worten: „Ich danke Ihnen ſehr, und werde ſogleich das Nöthige verfügen,“ ſprengte er, gefolgt von den andern Generälen in der Richtung gegen den Freiungsplatz davon. Eine lange halbe Stunde verging — plötzlich hörte er Schüſſe fallen, und bald darauf wurden Verwundete an ihm vorübergetragen. Da drang er ein zweitesmal zu demſelben, mit-lerweile auf den Hof zurückgekehrten Erzherzog. „Kaiſerliche Hoheit! Sie ſind noch ein junger Menſch, aber im ſpäten Alter wird die Erinnerung an Ihr heutiges Thun Sie mit Wehmuth oder Freude erfüllen, je nachdem Ihr Commando Blut fließen macht, oder ſelbes ſchont. Ziehen Sie um Gotteswillen die Truppen zurück, und laſſen Sie das Bürgermilitär ausmarſchiren.“ Ergriffen von den Wor-

Digitized by Google

ten, versicherte der junge Erzherzog zu wiederholten Malen, daß er solches im Augenblick nicht vermöge, und gleiche Versicherung wurde auch von den ihn umgebenden Generälen ausgesprochen. Das Vergebliche seiner Bemühungen einsehend eilte E. nun in höchster Aufregung auf die Universität, wo er die seit mehreren Stunden versammelten Studenten und Doktoren in fieberischer Ungeduld versammelt fand. Sie erwarteten nämlich den Erfolg einer nach Hofe abgeschickten Deputation, an deren Spitze der Rektor magnificus stand. Sie hatte die Mission, die Bewaffnung der Universität zu bewirken. Die in der Aula anwesenden Mitglieder der medizinischen Facultät fanden es unter so dringenden Umständen für höchst nöthig eine Facultätssitzung im Consistorialsaale zu halten. Kaum waren sie daselbst versammelt, so trat auch Decan Lerch in seiner Amtstracht in den Saal, und nun erst konnte die Sitzung, da der eigentliche Präses nicht anwesend war, als rechtskräftig angesehen werden. Nachdem E. seine eben erzählten Erlebnisse zu Protocoll gegeben hatte, wurde einmüthig beschlossen, eine abermalige Deputation, zusammengesetzt aus Decan Lerch, Notar Dr. Schilling, Facultätsmitglied Dr. Engel, an Se. Majestät zu schicken, um so die frühere Deputation zu unterstützen, und schleunigst die Bewaffnung der Universität zu erwirken. Es wurde jedoch für räthlich gefunden, früher in feierlicher Prozession nochmals in die Aula zurückzukehren, um die Studenten von ihrem Vorhaben zu unterrichten. In der Halle angelangt, hörten sie das Krachen der Bänke, die eben zerbrochen wurden, ein Toben der ungeduldigen Menge, aus deren Mitte der Ausruf am häufigsten erscholl: „Wie lange sollen wir noch warten? Und wir wollen nicht warten." Der Decan gab nun den Studenten die Versicherung, daß die erwählte Deputation nach Hofe gehe, mit jedem ihr zu Gebote stehenden Mittel die Waffenertheilung zu bewirken; dagegen solle auch von den Studenten keine Ruhestörung ausgehen, bis sie vom Erfolge der Deputation unterrichtet wären. Trotz ihrer aufs Höchste gesteigerten Aufregung gaben sie ihr Wort, bis 9 Uhr ruhig in der Aula zu warten, dann aber, um jeden Preis sich Waffen zu erwerben. Bereits war die siebente Stunde vorüber; in verdoppelter Hast eilten die drei Deputirten auf den Stephansplatz, wo ein General mit verschiedenen Truppengattungen hielt. Die Deputation verlangte von ihm eine Escorte, um ungehindert in die Burg gelangen zu können. Er wollte zuerst nur einen Gemeinen zu diesem Zwecke bewilligen. Man stellte ihm hierauf vor, daß eine solche Begleitung mit der Würde der Universität unvereinbar sei, und daß wenigstens ein Offizier beigegeben werden müsse. Der alte Herr wollte hierauf bloß einen Feuerwerker bewilligen, als aber auch dieser consequent zurückgewiesen wurde, bewilligte er zwei Offiziere und zwei Feuerwerker. Durch Seitengassen eilend, kam die Deputation auf den Josephsplatz, als eben dort Scheiben eingeschlagen wurden, und ein Volkshaufe gegen die Thore der Stallburg andrängte. Hier ist der Ort das Schicksal der ersten Deputation zu schildern; sie wurde von einer großen Zahl Studenten begleitet, und erbat sich auf dem Stephansplatze, von dem daselbst stationirten Artilleriecommando einen Offizier zur Escorte. Durch die Kärnthnerstraße und über den Mehlmarkt folgte noch eine große Zahl Studenten, die nach und nach auf freundliches Zureden zurückblieb. Ueber den ganzen leeren Lobkowitz- und Josephsplatz gelangte sie in die Burg zum Grafen Kollowrat, um durch ihn eine Audienz bei Sr. Majestät zu erlangen. Man bedeutete ihr, daß diese im Augenblicke nicht möglich sei. Auf ihre Vorstellung von der Größe der Gefahr, der Aufgeregtheit der Studenten, ihr gegebenes Wort, die Kostbarkeit der Zeit und der unsichern Wendung der Dinge gelangten sie zum Erzherzog Franz Karl, der ihr „als ehrlicher Mann" versicherte, es sei bereits die Ertheilung von Concessionen im Werke. Auf die Bewaffnung der Studenten könne er sich in seiner Stellung nicht einlassen. Endlich bei Erzherzog Ludwig, der von Gesandtschaften belagert war, vorgelassen, wurde ihnen auch hier die Zusicherung von Concessionen. Die Bewaffnung der Studenten wolle man in Berathung ziehen. Ueber ihr Begehren beauftragt der Erzherzog den Staatsrath Pilgram ihnen das schriftlich mitzugeben, das er im Cabinete in ihrer Gegenwart aus dem Concepte der zu ertheilenden Concessionen heraus einem Schreiber in die Feder dictirte. Bewaffnung aber werde in Berathung gezogen werden. (Schluß folgt.)

Zur Beleuchtung

des Aufsatzes: „Die Besetzung der Pfarren im Unterwalde aus dem Gesichtspunkte der Grundverfassung!"

(Fortsetzung.)

So viel im Allgemeinen — dessen Wahrheit aus der nachfolgenden Prüfung das Einzelne zu erkennen, wir dem Urtheile des partheilosen Lesers überlassen. Der Verfasser sagt: „Die Albenser und Milkover Diöcese waren der Gerichtsbarkeit nach von einander streng geschieden, aber der

Digitized by Google

Unterwald nahm seine Plebane nicht aus dem Albenser Comitat, sondern aus der Hauptstadt des freien Sachsenlandes u. s. w. Dieses will er beweisen durch die vielen Cleriker und Priester aus allen sieben Stühlen, die in Hermannstadt lernten und lehrten. Zum ersten muß bemerkt werden: daß eine solche Behauptung, als hätten die Unterwälder ihre Plebane aus Weißenburg genommen, von uns nicht ausgesprochen worden ist; zum zweiten ist des Hrn. Verf. eigene Behauptung nicht völlig erwiesen. Da nämlich auch das kleine Mühlbach bereits vor dem Jahre 1438 eine eigene Schule besaß *), so konnten offenbar auch ihre Lehrer, so wie die an der unbezweifelten Kirche dienenden Priester nach der bestehenden Wahlfreiheit gesetzlich promovirt werden. Daſselbe müſſen wir von den größern Städten Schäßburg und Medwisch vermuthen. Gesetzt aber, es haben die Unterwälder und die Eingebornen der übrigen Stühle, wie es ja auch heut zu Tage noch großentheils der Fall ist, ihre Bildung eine Zeitlang ausschließlich in Hermannstadt erhalten, und aus Mangel an eigenen Schulen auch ihre ersten Dienste in Hermannstadt gesucht und geleistet; so folgt auch daraus nur so viel, daß alle Stühle ein gleiches Recht zur Promotion hatten und nur der Promotionsweg über Hermannstadt genommen wurde. Dabei bleibt es erlaubt, mit Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, daß die freiwährenden Gemeinden, das Verdienst und den guten Ruf vorausgesetzt, zunächst ihre Eingebornen mögen berufen und blos, wenn ihnen diese mißfielen oder mangelten, weiter gegriffen haben. So belehren uns dann die alten Pfarrerverzeichnisse **), daß sowohl Eingeborene, als auch Männer aus andern Stühlen, ja selbst Ausländer zu Pfarren innerhalb des Sachsenlandes gelangt sind, während auch die Unterwälder anderwärts promovirt wurden, ja sogar zur Pfarre der Haupt-Hermannstadt gelangen konnten ***). Wenden wir das allgemeine Promotionsrecht auf die Gegenwart an. Das erste ist sich zum Theil noch gleich geblieben, viele Theologen der Stühle erhalten ihre Bildung in Hermannstadt. Der Promotionsweg dagegen sind nun mehrere entstanden, und zwar verfassungsmäßig entstanden, da die Verfassung den einzelnen Stühlen weder das Bedürfniß, noch das Recht, eigene Schulen zu gründen und zu erweitern, absprechen konnte. Die Lehrer dieser Schulen müssen sich die durch die Verfassung vorgeschriebene Bildung erwerben und verbreiten alsdann Licht und Gotteswort, so wie sie es an den Gymnasien erhalten und auf den Universitäten ausgebildet haben, in ihren eigenen Kreisen. Daqu kommt, daß die einzelnen Capitel auf verfassungsmäßigem Wege von einander geschieden *), und das freie Wahlrecht der Gemeinden durch das Candidations- und Wahlnormativ beschränkt wurde. Soll also nach solchen verfassungsmäßigen Vorgängen das allgemeine Promotionsrecht auch gegenwärtig aufrecht erhalten werden, so können die nun innerhalb ihrer Capitel dienenden Candidaten vom Promotionsrechte in diese Capitel nicht ausgeschlossen werden, um für das jetzt ebenfalls abgeschlossene Hermannstädter Capitel allein Thor und Thüren zu öffnen; es sei denn der Herr Verf. könnte etwa nachweisen, daß es die Schuld der sieben Stühle sei, daß die Anzahl der Hermannstädter Lehrer über 26 anwachsen mußte.

Der zweite Beweis des Hrn. Verfasser vom alleinigen Promotionsrechte der Hermannstädter in alle sieben Stühle ist ganz augenscheinlich. Es ist nur Schade, daß uns diese schöne Deutung des Symbols der sieben Kirchengiebel unwillkührlich an die Allegorie seines Vorgängers erinnerte. In der Mühlbacher Rathskanzlei hängen seit zwei Jahren die gemalten Wappen der eilf sächsischen Kreise. Wie Schade, daß sie nicht seit 200 Jahren schon da hängen, damit, wenn ihre Entstehung längst vergessen wäre, ein scharfsinniger Geschichtsforscher daraus das Supremat Mühlbachs, oder doch wenigstens sein Promotionsrecht in die eilf Kreise herleitete! Wie denn aber, wenn zur Erbauung jener „Landeskirche" die sieben Stühle insgesammt ihr Scherflein beigetragen hätten, und die Haupt-Hermannstadt, um sie zu ehren und ihren Antheil zu versinnlichen, die sieben Burgen auf die sieben Giebel gepflanzt hätte?! Ein solcher Fall war wenigstens auch denkbar und möglich! Was aber die Errichtung der Hermannstädter Schule, rühmlichen Klanges, (möchte er ihr immer verbleiben!!) anbelangt; so war es wohl natürlich, daß zunächst sie in der kräftigen Hauptstadt entstand. Die Idee einer einzigen Landesschule und allein herrschenden Landeskirche lag und liegt aber weder in dem Principe der

*) vgl. Seiverts Siebenb. Geiehrt. S. 457. ff. Das Buch des betreffenden Gelehrten soll sowohl in der Hermannst. Schulbibliothek, als auch in der Biblioth. Acad. Nobilium zu Wien vorfindig sein.

**) vgl. Siebenb. Provinzialblätter B. I. und II.

***) vergl. Siebenb. Quartalschr. B. IV. S. 148.

*) Einen Beweis solcher Geschiedenheit hat auch das Hermannstädt. Consistorium geliefert, indem es den Broosern wohl einen Rector geben wollte, demselben jedoch weder den Rang sichern, noch den Zurücktritt ins Hermannst. Capitel gestatten wollte, vgl. die Consistorialacten des Brooser Consistoriums.

Digitized by Google

überall Aufklärung fordernden Reformation, noch in dem Wesen der sächsischen Grundverfassung, in welches der Inhalt und die Form der Reformation hineinschmolz, die consistoriale Verfassung der Kirche erzeugte, die hierarchische Gewalt brach und die selbstständigen Consistorien zu Patronen der Kirchen und Schulen einsetzte. Eben so wenig ist eine solche Idee geschichtlich zu erweisen. Neben den schlagenden Gegenbeweisen, die in dem Schäßburger und Mediwischer Gymnasium dastehen, spricht auch der „Grundstein des Mühlbacher Schulseminarii vom Jahre 1724," woraus wir das schon frühere Bestehen einer mehr als gewöhnlichen Trivialschule ersehen, deren abwechselndes Steigen und Sinken mit den lichtern oder trübern Gestaltungen der Zeit und dem Schirm und Schutze ihrer Inspectoren und hochherzigen Patronen verbunden war.

Das Gewicht solcher Thatsachen wohl fühlend, läßt auch der Herr Verfasser das ehrenvolle Schäßburg unangetastet stehen und auch Mediwisch mit einem glimpflichen „Seinwollen" durchkommen. Um aber wenigstens die Unterwälder und Schenker aus der Reihe der Lebendigen wegzustreichen, schreitet derselbe nunmehr zu solchen Aeußerungen, deren Widerspruch mit seinen eigenen Aussagen, so wie mit den herrschenden Ideen der Zeit, nur einem von übermäßigem Stolze geblendeten Auge entgehen konnte. „Denn die Grundverfassung" heißt es in seinem Aufsatze „fordert zur Besetzung der Pfarren durchgebildete Männer, welche nur aus Lehrern an Gymnasien und einer gebildeten Hauptgemeinde hervorgehen können." Und ferner: „durch angestrengte Gymnasial- und Kirchendienste wollen die Pfarren verdient werden; sie sollen nicht zu Sinnecuren für Söhne und Vettern herabsinken, die an Prätorialschulen sogenannter Consistorialbezirke gedient haben" u. s. w. Den Widerspruch dieser Behauptungen gegen seine eigenen Aussagen und Wünsche werden wir tiefer unten berühren: die unverhohlene Herabsetzung, welche sie sowohl über die Prätorialgemeinde als auch deren Consistorien, so wie über alle nicht an Gymnasien gedient habenden Pfarrer und Prediger, aussprechen, fällt von selbst in die Augen; der Widerspruch mit den herrschenden Ideen der Zeit ist wahrscheinlich nur dem Herrn Verfasser entgangen. Nur er mag es vergessen haben, mit welchem Eifer man schon vor einigen Jahren die Stabilirung und gänzliche Trennung des Gymnasialdienstes vom Prediger- und Pfarrersdienste vertheidigte und als ersprießlich für beide Theile darstellte? Oder hat diese, in Deutschland schon seit lange stattfindende Trennung des Philologen- und Pädagogenstandes vom Priesterstande alsbald den Ruin des Dogma's und der Verfassungen nach sich gezogen? Doch wozu das Ausland? Müssen vielleicht alle diejenigen Pfarrherrn, welche blos in den Unterclassen des Hermannstädter oder anderen Gymnasien gedient haben, untauglich, verdienstlose Pfarrer sein? Und was sollen wir endlich von Denjenigen halten, die nach kaum einjährigen oder gar keine Dienste von Hermannstadt aus zu Pfarren promovirt worden sind — und deren giebt es doch noch gegenwärtig in und neben dem Unterwalde! Sagt doch der Verfasser selbst, daß Hermannstadt früher seine 15 Kleriker und Priester nach den beschwerlichen und kargbesoldeten Diensten weniger Jahre auf eine Pfarre habe befördern können; und diesen Stand wünscht er offenbar auch in die Gegenwart zurückzuführen! Das ist und war aber kein Frevel und keine Sünde an der Grundverfassung; dadurch ist die Reinheit des Dogma's und die Glaubenstreue nie gefährdet worden!!

Nein! deßhalb ist und wird weder die sächsische Grundverfassung noch das Dogma untergehen; denn die eigentlichen Bedingungen der rechten Tauglichkeit zum Pfarramte sind nicht die langjährigen Schul- oder Gymnasialdiensten, sondern vielmehr nächst Talent und Tugend die mit guten Zeugnissen und gutem Gewissen beendigten theologischen Gymnasial- und Universitätsstudien, dann die Dissertation oder Prüfung und zuletzt die Ordination. So lange also die Unterwälder und Schenker, oder welches Namens sie seien, die genaunnten Bedingungen eben so getreulich als die Hermannstädter Candidaten erfüllen werden, so lange kann bloß deßhalb, weil sie nicht das Glück haben an einem Gymnasium zu dienen, von einer Ausschließung derselben vom Promotionsrechte die Rede nicht sein. Eine solche Ausschließung der zu allen Aemtern gleichberechtigten Landessöhne, (vorausgesetzt ihre vorschriftsmäßige Bildung) wäre eben so sehr gegen die Verfassung, als gegen Recht, Vernunft und Menschlichkeit — sie mag angesucht werden wo sie will und wann sie will. Denn was der Herr Verfasser von bloßen „Sinnecuren für Söhne und Vettern" gesagt hat, das würde in einem solchen Falle der Ansuchung erst bewiesen werden, und da würde z. B. Mühlbach dagegen zeigen können, wie bisher seit langen Jahren seine Schulmänner in einem 15 bis 25 jährigen Schuldienste ergrauen mußten, in einem Schuldienste, der dem in höherern Wissenschaften ausgebildeten Academiker mit seiner Staub- und Stundenlast gewiß noch drückender ist, als die Abhaltungen dreier Vorlesungen am Gymnasium — deßhalb aber nicht weniger nothwendig und wichtig für das Ganze des Volkes und Bürgerthums. Ebenso müßte auch der Beweis ihrer Untauglichkeit geführt werden, welchen zu vernehmen wir begierig wären. (Schluß folgt.)

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 17. **Montag, den 24. April** **1848.**

Die drei Tage der Revolution in Wien,

von Augenzeugen und Theilnehmern geschildert.

(Fortsetzung.)

Das Militär und die Aula.

(Fortsetzung.)

Mit diesem Reskripte entfernte sich die Deputation, und bei ihrem Abgang hörte sie, daß schon eine zweite von der Universität angekommen und zu Erzherzog Ludwig vorgedrungen sei. Besorgt über die mittlerweile auf der Universität vielleicht vorgekommenen Ereignisse, eilte die Deputation von demselben Artillerie-Offizier begleitet, zurück. — Die erste Deputation (Jenul, Hye, Endlicher) kehrt nun zurück, Hye liest von einem Blatte eine beschwichtigende, aber ungenügende Antwort, deren Wortlaut uns nicht mehr genau erinnerlich ist. Die Studenten sind hierdurch erbittert und wollen sogleich aus der Aula brechen. Auf wiederholte energische Vorstellungen des Dr. Köck, Juris Dr. Obermayer und mehrerer Mitglieder der medizinischen Facultät beruhigen sie sich wieder in Etwas und versprechen neuerdings auf die Bothschaft der zweiten Deputation zu harren. Auch gestatten sie dem von der Anstrengung erschöpften greisen Rector sich zurückzuziehen. Da kömmt Baron Somaruga jun. und proclamirt den Studenten, er komme vom Regierungspräsidenten und sei beauftragt ihnen mitzutheilen, daß sie des andern Tages um 8 Uhr Früh bewaffnet werden würden. Allgemeiner Zuruf: „Heute noch! Wir weichen nicht von der Stelle. Heute noch! Oder wir bewaffnen uns selbst." Somaruga verspricht mit der Bothschaft zurückzugehen und längstens in einer halben Stunde zurückzukehren. Allgemeiner Jubel. Dr. Köck bietet die Kraft seiner ganzen Beredsamkeit auf, daß sie sich schnell wieder nach den schon früher geordneten Rotten rangiren, um geordnet ihrer Bewaffnung entgegen zu sehen. Hierüber vergeht beinahe die von Somaruga anberaumte Zeit, und er erscheint wirklich am Arm eines Offiziers vom 2. Bürgerregiment, mit der Nachricht, daß der Bürgermeister, dareingewilligt hat, den Studenten sogleich aus dem bürgerlichen Zeughause Waffen zu verabfolgen. Allgemeiner unbeschreiblicher Jubel. Ruf zu den Waffen, Fahnen herbei! Laßt die Universität nicht unbewacht! Ordnung! Endlich verschafft sich Dr. Köck Gehör: „Vier Rotten gebildet nach den Facultäten, müssen zum Schutze des Hauses zurückbleiben. Ich verspreche mit der ersten bewaffneten Truppe zurückzukehren, sie abzulösen und dann auch sie zu bewaffnen." Es wird Folge geleistet und über seine weitere Aufforderung das feierliche Versprechen gegeben, die in legalem Wege erlangte Bewaffnung nur zur Herstellung der öffentlichen Ordnung zu eigenem Schutz und dem des wehrlosen Volkes zu gebrauchen. Wiederholter Ruf: „die Türkenfahne, die Fahne von 1797." Dr. Köck: „Beide hat der Pedell unter Verschluß und er ist nicht zu finden;" und eine brennende Kerze emporhaltend, „das Licht sei unsere Fahne. Vernichtet sei das Reich der Finsterniß!" — die zweite Deputation im Innern der Burg mittlerweile angelangt, wurde von einem Dienstthuenden Herrn empfangen, und auf ihr Begehr zu Sr. kaiserl. Hoheit, dem Erzherzog Franz Carl geführt. Er hörte mit ermunternder Freundlichkeit das Ansuchen, und versprach dasselbe kräftig beim Erzherzog Ludwig zu unterstützen. In dem Vorzimmer desselben befanden sich zahlreiche Bürgeroffiziere, mehrere Herren in Civilkleidung und in Staatsuniformen. Sie bildeten verschiedene höchst

Digitized by Google

lebhaft debatirende Gruppen, da sie schon seit drei Stunden auf die wichtigste Entscheidung des Tages, auf den Rücktritt des Fürsten Metternich harrten. Ein Bürgerofizier stürzte athemlos und mit verstörtem Gesichte aus dem Audienzsaale, ausrufend: „Das ist unerhört, das ertragen wir nicht!" Im selben Augenblicke öffneten sich für die bereits früher angemeldete Deputation die Thüren, daher entging ihr das Motiv dieses leidenschaftlichen Ausrufes. Der Saal voll von Staatswürdenträgern, unter denen die Gestalten des Fürsten Metternich, des Grafen Kollowrat hervortraten. Der Dekan und nach ihm der Notar wendeten sich in den eindringlichsten Worten an den greisen Erzherzog und beschworen ihn, ihrer Bitte Gehör zu geben, und die in nimmer zu zügelnder Ungeduld harrende Jugend zum Besten der Stadt zu bewaffnen. Engel konnte sich nicht zurückhalten, und wendete sich mit den Worten an den Erzherzog: „Kaiserliche Hoheit! bewaffnen Sie die Studirenden, und Sie gewinnen dem Kaiserhause 2000 Streiter, in denen sich Muth, Intelligenz und der reinste Patriotismus vereinen. Keine sicherern Waffen hat je die Residenz, hat jemals der Monarch gehabt. Auch ist dieser Akt nur ein Zurückblättern in dem Buche der Geschichte, zu wiederholten Malen sind die Studenten der Wiener Universität bewaffnet worden, und stets haben sie sich tapfer und treu bewährt. Glauben mir, kaiserl. Hoheit, zeigen Sie diesen jungen Leuten ein ehrendes Zutrauen, und jeder von ihnen wird freudig sein Blut für die geliebte Dynastie, so wie für die Sicherheit und Ruhe der Residenz verspritzen. Erfolgt aber die Bewaffnung nicht, erfolgt sie nicht bis 9 Uhr Abends, so wird die nicht mehr einzudämmende Jugend, mit den Fragmenten zerbrochener Bänke versehen, sich in die Bajonette der ungarischen Grenadiere stürzen, um selben die Waffen zu entreißen. Das edelste Blut wird fließen, das wohl zu besseren Zwecken aufgespart bleiben dürfte, und im Innersten meiner Seele bin ich überzeugt, daß kaiserl. Hoheit um jeden Preis das Blut solcher Jünglinge schonen wollen." Decan Lerch sprach hierauf: „Kaiserliche Hoheit! wir sind Familienväter, aber wir verlassen Weib und Kind, und stellen uns in die Reihen der Studenten, um vereint mit ihnen kräftig für Ruhe und Sicherheit zu wirken." Notar Dr. Schilling fügte hinzu: „Die Gesinnungen, die wir hier aussprechen, sind die allgemeinen, sind die des Volkes, denn wir Aerzte haben es mit allen Klassen der Bevölkerung zu thun. Wir besuchen die Pallaste der Großen und die Hütten der Armen, und jedes Wort, das kais. Hoheit aus unserm Munde vernehmen, ist das Echo der Volksredner, der Volksgedanken." Erzherzog Ludwig, der noch nicht recht überzeugt zu sein schien, wendete sich einen Augenblick zu einer andern im Saale stehenden Gruppe. Dr. Engel richtete seine Worte alsdann an den trefflichen Kolowrat, und beschwor denselben seine gütige Mitwirkung nicht zu versagen, und dahin wirken zu wollen, daß die Deputation nicht vergebens auf die Universität zurückkehren müsse, weil sonst das Traurigste zu befürchten wäre. Auch war es der herrliche Greis, welcher den Erzherzog wieder der Deputation zuführte, und durch seine Rücksprache bewirkte, daß dieselbe in freundlichen Worten, die einen günstigen Erfolg erwarten ließen, zu kurzem Harren ins Vorzimmer beschieden wurde. Notar Dr. Schilling trennte sich nun von der Deputation, und eilte zurück in die Universität, um den wahrscheinlich günstigen Erfolg dort im Voraus zu berichten. Dekan Lerch und Dr. Engel blieben zurück, um die Entscheidung abzuwarten. Mit dem peinlichsten Gefühle bemerkten sie auf einer im Vorzimmer befindlichen Uhr, daß ein Viertel auf neun vorüber sei, und nur noch dreiviertel Stunden zwischen dem ruhigen Jetzt und der nahen vielleicht tragisch werdenden neunten Stunde lägen. Da trat ein athemloser Bürgerofizier in die Antichambre mit dem Ausrufe: „Aus dem Polizeidirections-Gebäude ist schon wieder gefeuert worden, die Kugeln pfiffen hart an mir vorüber; Ein Mann ist getödtet, ein zweiter verwundet worden; dem Unheil muß gesteuert werden." Im dumpfem Chore riefen die Bürgerofiziere: „Zu spät, zu spät!" Dr. E., der die kostbare Zeit unter den quälendsten Gefühlen verrinnen sah, sprach nun zum Decan: „Werden wir nicht bald hineingerufen, so öffne ich die Thüre; denn Beobachten der Etikette wäre hier ein Versündigen an der Weltgeschichte. Im selben Momente öffneten sich die Flügelthüren, und man berief die Deputation zum Eintritte. Mitten im Saale stand Fürst Metternich, umgeben von einer Gruppe Bürgerofiziere, an die er folgende Worte richtete: „Meine Herren! wenn Sie glauben, daß ich dem Staate durch meinen Rücktritt einen nützlichen Dienst erweise, so bin ich mit Freuden erbötig, zurückzutreten." Ein Bürgerofizier erwiederte ihm hierauf: „Durchlaucht! Wir haben durchaus nichts gegen Ihre Person, aber Alles gegen Ihr System, und darum müssen wir Ihren Rücktritt mit Freude begrüßen." Fürst Metternich erwiederte hierauf mit einer für einen solchen Moment unbegreiflichen Ruhe und Würde: „Ich erkläre Ihnen abermals, daß ich, da ich nach Ihrer Meinung durch meinen Rücktritt dem Staate nütze, mit tausend Freuden solchen effectuire." Decan Lerch und Dr. Engel gelangten hierauf in die unmittelbare Nähe Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Ludwig, der folgende

Digitized by Google

Frage an sie richtete? „Wenn ich die Studenten bewaffne, können Sie mir auch dann dafür haften, daß die Waffen wirklich nur für die Sicherheit der Stadt gebraucht werden, daß nicht fremdes, vielfach jetzt herumschleichendes Gesindel sich unter die Studenten mische, und so zum Unheil friedlicher Bewohner gerüstet werde?" Decan Lerch erwiederte: „Kaiserliche Hoheit, ich bin Familienvater, aber mit Freuden lege ich mein Haupt auf den Block, denn ich kann haften für den biederen Charakter der Studenten." Engel setzte hinzu: „Lassen kaiserliche Hoheit die Studenten bewaffnen, und behalten Sie uns hier; wenn in den nächsten 24 Stunden die Universitätsjugend ihre Wehr zu anderem Zwecke als für das Kaiserhaus und für Sicherheit und Ruhe der Stadt verwendet, so mögen Sie uns füsiliren lassen." Der Erzherzog, durch die Wärme dieser Versicherungen bewegt, willigte endlich ein, die Bewaffnung am Morgen des andern Tages vornehmen zu lassen. Bestürzt entgegnete man hierauf, daß hierdurch der angedeutete Zweck gänzlich vereitelt, und die verderblichen Scenen, denen wir vorbeugen wollten, nicht verhütet würden. Graf Kollowrat zeigte zur Beruhigung den bereits geschriebenen Befehl, dem jedoch die bekräftigende Unterschrift des Kaisers fehlte. Warum diese nicht eingeholt? warum kein zur Ausführung des Befehls nöthiger Adjutant herbeigerufen werden konnte? blieb unbekannt. In dieser Verlegenheit schlug E. vor, man möge zwei Bürgeroffiziere als Bevollmächtigte mit der Deputation absenden. Diese würden die Thore des bürgerlichen Zeughauses öffnen, und so die erwünschte Waffenvertheilung einleiten. Den innigsten Dank im Herzen verließen nun Decan Lerch und Dr. Engel in Begleitung der mit ihnen sich freuenden Offiziere, Hofklaviermacher Schrimpf war der Eine, das Kaiserhaus um dreiviertel auf 9 Abends, und wie sie beflügelten Fußes durch die Gassen eilten, ließen sie den Ruf ertönen: „Metternich ist gestürzt, der Universität die Bewaffnung bewilligt." Aller Orten erbrauste darauf ein himmelanstürmender Jubel, die Massen geriethen in Extase, aus den illuminirten Fenstern wiedertönte das Echo des Entzückens. Tücher wurden geschwenkt, und die lebhaftesten Begrüßungen folgten den Vorübereilenden. In der obern Bäckerstraße angelangt, kam Dr. Kök an der Spitze eines Studententrupps entgegen als Panier eine brennende Kerze auf hoher Stange schwingend, die er statt der fehlenden Fahne ergriffen hatte; „das Licht," rief er, „ist unser Symbol, dem Lichte folgen wir fortan." In fortdauerndem, sich stets erhöhendem oder immermehr anschwellendem Jubel ging es nun zum Zeughause. In der Bäckerstraße vor der Universitätshalle begegnet die zurückkehrende zweite Deputation dem Zug. Der Decan ruft: „Die Bewaffnung bewilliget." Wir wissen schon. „Metternich hat abgedankt." Neuer, nicht enden wollender Jubel. Der Decan schließt sich dem Zuge an.

Zum Zeughaus.

Dr. Kök mit dem Bürgeroffizier an der Spitze, führen die jubelnden Studenten zum Zeughaus. Am hohen Markt bei den aufgestellten italienischen Grenadieren, angelangt, ruft der Zug ihnen ein Vivat zu, was wohl die leichtversöhnlichen Gemüther der Jugend characterisirt. Vor dem Zeughause angelangt, mußte man eine halbe Stunde warten. Der commandirende Staabsoffizier des Bürgercorps verweigert den Eintritt ins Zeughaus. Der Bürgermeister auf den man sich beruft, ist nicht zu finden. Der mit den Studenten angekommene Bürgerhauptmann (Name?) und Baron Somaruga gelangen durch eine Hinterthüre in das Innere des Hauses und erzwingen, unter persönlicher Uebernahme der Verantwortlichkeit die Oeffnung des Thores.

Allein der hier commandirende Bürgeroffizier wollte ohne schriftlichen Befehl weder Einlaß gewähren, noch Waffen herausgeben. Nur der eifrigsten Verwendung der uniformirten, bereits erwähnten Begleiter gelang es endlich, die Flügel des nun seit vielen Stunden von Tausenden belagerten Gebäudes zu öffnen, und das herzerhebendste Schauspiel begann. Bei Mondlicht und Fackelschein wurden Musketen vertheilt, Säbel umgeschnallt; Rotten bildeten sich in wunderbarer Schnelle, wählten zeitweilige Commandanten, und zogen augenblicklich zum Schutze der bedrängten Vorstädte und nahe liegenden Gründe unter Gesang und Jauchzen ab; unter ihnen wurden auch die Schriftsteller Siegfried Kapper und Ludw. Aug. Frankl bemerkt. Der Zug überfüllt den Hof, Fackeln werden herbeigebracht, alte Gewehre, mit alten Schlössern, ohne Stein und Riemenzeug u. Säbel ohne Scheide ausgetheilt. Die Namen der Betheilten aufgeschrieben. Die Studenten sind über die schlechte Beschaffenheit der Gewehre empört, werden durch die Vorstellung beruhigt, daß sie keine Munition hätten, und wenn sie solche hätten, es dem geübten Militär nicht gleich thun könnten, daß für sie das Bajonet die Hauptwaffe sei. Die ersten 30 Bewaffneten führt Dr. Kök einen Bürgerlieutenant an der Seite, unter Trommelschlag über den Hof, an der Militär-Hauptwache vorbei; Wagnergasse, Graben, Stephansplatz, Bischofsgasse, zur Universität. Schon vor Stunden verlangten die durch alle Straßen wogenden Menschenmassen Beleuchtung aller Fenster, wo

)(

Digitized by Google

kein Licht erschien, wurden alle Fenster zerschmettert. Mit Trümmern zerschmetterter Ankündigungstafeln, zerbrochener Wachthäuser bewaffnet, an einer Stange zerfetzte Lumpen, als Fahnen tragend zerschlugen sie an allen Regierungsgebäuden, Hofkanzlei, Censurgebäude, Polizei-Oberdirection u. s. w., die Fenster. Jetzt wehten aus allen Fenstern weiße, die bewaffneten Studenten begrüßende Tücher und Fahnen von Frauen geschwungen. Ununterbrochenes Vivatrufen begleitete jeden ihrer Schritte. Nachdem die Universität unter die Obhut der Bewaffneten gestellt war, deren Commando Dr. Obermayer übernahm, zog Köck mit den vier noch unbewaffneten Rotten zum Zeughaus, um auch diese zu bewaffnen. Mittlerweile zogen schon andere bewaffnete Studenten Korps gemischt mit uniformirtem Bürgermiliär in die Vorstadt Mariahilf, wo der Pöbel plünderte. Das Liniengebäude von ihm erstürmt, brannte. Andere zogen erst in die Halle der Universität und von da in einzelnen Gruppen unter selbst gewählten Führern, unter anderen der Notar Dr. Schilling, Dr. Ludwig Aug. Frankl in die Vorstadt Wieden, wo der Pöbel das eiserne Brückengeländer abgebrochen, die Gasröhrenleitung zerstört hatte, sich aber bei Ankunft der Bewaffneten rasch zerstreute, worauf sie zur Universität zurückkehrten. Um den Zudrang Fremder, Unberufener und Verdächtiger abzuhalten, ließ Doctor Engel durch Bürger-Grenadiere die Thore besetzen, und redete Jeden, der sich als Student meldete, in lateinischer Sprache an. Natürlich, daß der Plebs verlegene Gesichter machte, und die Antwort schuldig blieb, oder auch sogleich den Rücken kehrte, wenn nicht Dreistigkeit noch einen Angriff wagte; der aber eben so tactvoll entgegengetreten wurde. Nur wirkliche Studenten erhielten Waffen, da den Technikern gegenüber die Sprache der höheren Intelligenz angewandt wurde. Jeder Andere, der mit ähnlichem Begehr sich meldete, wurde angewiesen mit gehöriger Legitimation, sich morgen auf dem Rathhause oder im Arsenale einzufinden. Dies dauerte bis gegen 2 Uhr, und Vivatruf und Zubelhalloh begleitete die durch eine weiße Binde als zum Studentenchor gehörig Bezeichneten bis in die fernsten Straßen.

(Schluß folgt.)

Rede auf das Geburtsfest

Sr. Maj. Kaisers Ferdinand I.

Gehalten im Kronstädter Gewerbverein
am 25. April 1848,
von

Karl Kraft,
Lehrer am Gymnasium.

Liebe Mitbürger!

Die Gefühle, welche am heutigen Tage, dem Geburtsfeste unseres allverehrten Landesvaters unsere Herzen durchströmen, sind in Folge der jüngst Statt gefundenen und noch immer sich fortentwickelnden Welterreignisse sehr verschieden von denjenigen Empfindungen, welche bei gleichen feierlichen Gelegenheiten uns erfüllten. Zwar pocht auch diesmal unser Herz in rascheren Schlägen, zwar glänzt auch diesmal eine Dankesthräne in unserem Auge, zwar schwellt auch diesmal das Gefühl der Treue und Ergebenheit an unser geliebtes Herrscherhaus unsere Brust; allein diese Gefühle sind heute nicht nur in einem höherem Grade vorhanden, sondern auch mit andern frohen oder unheimlichen Empfindungen gepaart. So groß der Abstand zwischen dem Sonst und Jetzt, so groß ist der Unterschied zwischen den Gefühlen der Vergangenheit und Gegenwart. Des Zeitgeistes mächtiger Strom hat seinen bisherigen ruhigen Lauf plötzlich geändert und seine brausenden Fluthen haben schon auch unser am äußersten Ende europäischer Bildung und Gesittung befindliches Ländchen berührt. Gefühle der mannigfaltigsten Art sind in unserer Seele wach geworden, Furcht, Hoffnung, Muth, Vertrauen, Begeisterung, und die Kunde von den in raschem Wechsel einander folgenden Begebenheiten in der Nähe und Ferne, läßt keinen Menschenfreund, keinen gebildeten und warm fühlenden Bürger theilnahmlos und gleichgiltig. Wie aber der Mensch fühlt, so handelt er auch. Nach unseren Handlungen, unserem Verhalten in dieser vielbewegten, ernsten Zeit werden sich aber größtentheils auch unsere Umstände, unsere bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse gestalten. Darum dürfte es zeitgemäß erscheinen, bei dieser feierlichen Gelegenheit, welche uns auf Veranstaltung des für alles Hohe und Edle begeisterten löblichen Gewerbvereines hier versammelt hat, „Von dem Verhalten des sächsischen Bürgers in gegenwärtiger Zeit“ einige Worte zu sprechen.

Wohl fühle ich es, daß die Aufgabe, welche ich mir gestellt, eine Lebensfrage für uns ist, deren Erledigung ihre nicht zu verkennenden Schwierigkeiten hat; — doch will ich, der gewohnten Nachsicht meiner werthen Mitbürger, welche mich als Ehrenmitglied des löblichen Gewerbvereines zum Sprecher an diesem erhebenden Feste ernannt haben — wofür ich Ihnen hiemit meinen wärmsten Dank abstatte, — vertrauend, es unternehmen, die Lösung der angedeuteten Aufgabe zu versuchen. —

Digitized by Google

In Zeiten, welche nichts Außerordentliches bieten, wo in endlosem Wechsel an das schon Bekannte Erfahrens und Erlebtes sich reiht, in Zeiten, wo der Handwerker, Künstler, Kaufmann und Gelehrte ungestört, ihren Berufspflichten obliegen können, in Zeiten, wo der goldene Friede Stadt und Land beglückt, in Zeiten, wie sie unser jetzt lebendes Geschlecht nun seit mehr als dreißig Jahren froh und friedlich verlebt hat, in solch ruhigen und friedlichen Zeiten würde es mit Recht Befremden erregen, wollte man von einem besondern Verhalten des durch Erziehung, Unterricht und Lebenserfahrung herangebildeten Bürgers umständlich reden, sowie es einem Schiffer, der auf spiegelglattem See zeither sein Fahrzeug mit geschickter Hand zu lenken verstand, als eine unnöthige Mühe, als ein undankbares Geschäft erschiene, wenn man ihm über den zweckmäßigen Gebrauch des Steuerruders bei wolkenlosem Himmel und tiefer Windstille Rathschläge ertheilen wollte. Doch würde er wohl jeden besonnenen Wink, jeden wohlgemeinten Vorschlag, den wir im Sturm, Noth und Gefahr ihm gäben, gut aufnehmen und davon die bestmögliche Anwendung machen. — Eine solche Zeit der Stürme und Bewegungen ist die gegenwärtige. Die letzten zwei Monate sind so reich an großartigen Ereignissen, an gewaltsamen Erschütterungen und völligen Umgestaltungen gewesen, daß es beinahe unmöglich ist, alle einzelnen Vorfälle in den verschiedenen Ländern unseres Erdtheils vollständig zu wissen und zu übersehen. Ein mächtiger König ist entthront, einflußreiche Staatsmänner sind gestürzt, Verfassungen umgeschaffen, Volksaufstände beschwichtigt, neue Kriege entzündet, und der schon bestandene heftig fortgesetzt worden. Am Staatenhimmel Europas schweben finstere Gewitterwolken, einige haben hie und da sich entladen, andere vertheilt, noch andere drohen in nächster Zukunft loszubrechen. Ueber mehreren Ländern sehen wir schon eine heitere Bläue ausgebreitet, und die Sonne der Freiheit strahlt in herrlichem Glanze auf deren glückliche Bewohner herab. Sie haben errungen, was sie einmüthig gewünscht; sie haben theils auf friedlichem Wege, theils durch gewaltsame Mittel ihren Menschenrechten die gebührende Anerkennung verschafft. Eine Verfassung, wie unsere Vorfahren bald nach ihrer Einwanderung in Siebenbürgen gründeten und im Sturme der Zeiten durch sieben Jahrhunderte aufrecht zu erhalten suchten, eine Verfassung, die keinen bevorrechteten Adel, keinen unterdrückten Bauernstand kennt und duldet, eine Verfassung, die, auf Achtung der Menschenwürde beruhend, Gleichheit der Rechte und Pflichten vorschreibt, eine Verfassung, welche mit den Grundsätzen des Großfürstenthums im vollen Einklange steht, eine solche Verfassung ist vor Kurzem in den meisten Staaten Europas entweder schon eingeführt worden, oder harrt ihrem baldigen Inslebentreten entgegen. —

Auch unser friedliches Sachsenländchen ist von den Bewegungen, welche die Völker mit electrischer Macht durchzuckten, nicht frei geblieben. Zwar steht unsere schöne Verfassung noch in aller Kraft und Würde da, jedoch hat sich das Bedürfniß einer zeitgemäßen Reinigung von den allmälig in dieselbe eingeschlichenen Mängeln und einer Ausdehnung ihrer Rechte und Freiheiten auf alle Bewohner des Sachsenbodens nie so unabweisbar geltend gemacht, als unter den jetzigen Zeitverhältnissen. Schon sind in dieser Absicht die nöthigen Schritte geschehen; und es hat unsere löbliche Nationsuniversität, dem Wunsche unserer Bürgerschaft entsprechend, in ihrem Beschlusse vom 3. April die Aufnahme der griechischen Glaubensgenossen in den gleichberechtigten Bürgerverband des Sachsenvolkes feierlich erklärt. Was die zeitgemäße Reinigung unserer Verfassung betrifft, so läßt sich auch in dieser Beziehung von dem gesunden Sinne, der Einsicht und dem Rechtsgefühle unserer Vertreter zuversichtlich erwarten, daß sie dieselbe gleichfalls ehestens in Angriff nehmen werden. Vieles Andere, was von dem Geiste der Zeit dringend geboten wird, ist noch im Werke; darunter ist wohl das Bedeutungsvollste die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn. So getheilt die Meinungen in dieser Beziehung sind, so stimmen doch die Meisten darin überein, daß dieselbe unbedenklich eingegangen werden könne, wenn die ungarische Nation den Bürgern auf Sachsenboden ihre Verfassung ungekränkt zu erhalten sich anheischig mache, in gleicher Weise, wie sie es den Slaven im Königreiche Ungarn verbürgt. Und daß dies von einer Nation, welche im gegenwärtigen Umschwunge der Dinge sich so großherzig bewiesen, indem sie ihre Jahrhunderte hindurch behaupteten Adelrechte mit ruhmwürdiger Bereitwilligkeit aufgegeben, nicht im Geringsten wird beanstandet werden, daran zu zweifeln, ist kein trifftiger Grund vorhanden. — Um das Bild, welches ich von der gegenwärtigen Lage der Dinge in flüchtigen Umrissen zu entwerfen mich bemühe, zu vervollständigen, habe ich noch zweierlei anzuführen, nämlich die Preßfreiheit und die angeordnete Bürgerbewaffnung. Die Erstere besitzen wir schon seit einem Monate und ihre wohlthätigen Folgen sind unverkennbar; die Letztere wird ebenfalls bald ins Leben treten und hoffentlich länger als sonst erhalten werden. Die Presse soll künftighin frei und ungehindert ans Tageslicht fördern, was die weisesten und gesinnungstüchtigsten Männer denken und fühlen, sie soll die weithinschallende Posaune sein, die alles Unwahre, alles Unrechte, alles Unedle, alles Niedrige und Gemeine, alles Schädliche und Staatsgefährliche, noch zeitig genug zur Kenntniß der Fürsten und Völker bringt, damit es möglich sei, Mißbräuche und Uebelstände zu entfernen, Wahrheit und Irrthum zu erkennen, Tugend und Edelsinn mit dem verdienten Lohne zu krönen, Laster und Heuchelei mit der gerechten Strafe zu brandmarken, und das Wohl Einzelner und des Ganzen dauerhaft zu begründen und zu überwachen. — Die Bürgergarde soll eine kräftige Schutzwehr sein gegen alle diejenigen, welche Leben und Eigenthum des freien Bürgers in Gefahr zu setzen wagen; sie soll aber auch den Muth, das Selbstvertrauen und den Unternehmungsgeist, diese Zierden jeden Mannes, welche unsere Vorfahren in höherem Grade als wir besaßen, wecken und beleben, damit Jeder von uns bereit sei, in Tagen der Gefahr Gut und Blut für Freiheit, Fürst und Vaterland zu opfern. —

Digitized by Google

So habe ich denn in wenigen Zügen die ewig denkwürdigen Ereignisse der jüngsten Zeit dargestellt, nicht um Ihnen geliebte Mitbürger etwas Unbekanntes mitzutheilen — denn welchem Gebildeten könnten diese Erscheinungen fremd geblieben sein? — sondern um Ihnen das, was Sie bereits vollständiger wissen, ins Gedächtniß zu rufen, weil ich daran einige Winke für unser Verhalten knüpfen möchte, welches wir jedesmal nach den gegebenen Umständen, unter denen wir leben, einrichten müssen. —

Sollen wir auf der Bahn des Fortschrittes nicht stehen bleiben und von andern Völkern unseres Vaterlandes in Bildung und Gesittung nicht übertroffen werden, so müssen wir vor allen Dingen die Forderungen der Zeit immer besser verstehen lernen und in ihrem Geiste handeln. Zu dem Ende müssen wir unsere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, welche durch die Zeitereignisse mächtig geweckt worden ist, wach und rege zu erhalten suchen, und insgesammt zu einer zeitgemäßen Fortentwickelung unseres bürgerlichen Rechts- und Verfassungszustandes mitwirken. Und dieß ist jedes redlichen Bürgers heilige Pflicht, denn nur wenn alle Bürger eines Gemeinwesens, unmittelbar oder mittelbar, ihre Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten bethätigen, kann eine bessere Gestaltung, ein zeitgemäßes Fortschreiten im Gebiete des Rechts und der Verfassung erzielt werden. Sprechen wir also freimüthig und ohne Scheu unsere Meinung über Gegenstände des Rechts und der öffentlichen Verwaltung aus, und machen wir diejenigen, welche Mängel zu beseitigen und Mißbräuche abzustellen berufen sind, auf alles das aufmerksam, was das Gemeinwohl beeinträchtigt und gefährdet. Geben wir es durch unser Reden und Handeln zu erkennen, daß wir uns als Glieder in der Kette betrachten, welche die Bürger unserer Vaterstadt, unseres Vaterlandes umschlingt. — Dabei sei unsere angelegentlichste Sorge darauf gerichtet, Frieden und Eintracht im Innern unseres bürgerlichen Lebens zu erhalten. Reichen wir den nun mit und gleichberechtigten Waclachen die Bruderhand und vereinigen wir uns mit ihnen zur Beförderung des allgemeinen Wohles, der Ruhe und Eintracht, der Ordnung und Gesetzmäßigkeit, Oeffnen wir ihnen, sobald sie die erforderlichen Eigenschaften dazu besitzen, willig unsere Zünfte und Communitäten, und suchen wir das freundliche Verhältniß, in welchem wir bisher zu ihnen gestanden, in ein brüderliches umzuwandeln. Meiden wir unsererseits mit Vorsicht und Besonnenheit alles, was die Gemüther der mit uns lebenden Nationen erbittern und die Eintracht stören könnte. Suchen wir Mißverständnisse zu heben, und diejenigen, welche von böswilligen oder verblendeten Führern zur Empörung aufgewiegelt werden, mittelst ruhiger, leidenschaftsloser Aufklärung über die bestehenden Verhältnisse davon zu überzeugen, daß sie durch solche unbesonnene Schritte unfehlbar sich selbst am empfindlichsten schaden würden. — Erkennen wir in jedem Vaterlandsbewohner unsern ebenbürtigen, gleichberechtigten Freund und Bruder, schätzen wir jeden nach seinem ächten menschlichen Werthe, ohne Rücksicht darauf, welcher Nation und Religion er angehöre, achten wir in Jedermann den Menschen. Verbannt sei alle Engherzigkeit und Selbstsucht, aller Neid und Haß, alle Feindseligkeit und Verfolgungssucht. Treten wir gerne und willig ein in die Reihen unserer Bürgergarde und zeigen wir uns bereit, selbst mit Opfern zur Aufrechthaltung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit nach Kräften beizutragen. Das gleiche Kleid erinnere uns an unsere gleichen Rechte und Pflichten, an unsere gleiche Gesinnung und Bestimmung. Die Jünglinge unserer Vaterstadt, welche in derselben Absicht eine Freischaar gebildet haben, mögen in uns würdige Vorbilder erblicken und zu gleicher Brüderlichkeit, zu gleicher Eintracht, zu gleichem einmüthigem Zusammenwirken, zu gleich hoher Begeisterung entflammt werden! —

Eine der dringendsten Forderungen, welche die gegenwärtige Zeit an uns stellt, besteht darin, daß wir auf Hebung und Vermehrung unserer Bildungsanstalten ein vorzügliches Augenmerk richten. Denn wie die die Schulen eines Landes, einer Stadt beschaffen sind, so steht es auch um die Bildung, das geistige und leibliche Wohl des Volkes. Von dieser Ueberzeugung beseelt, haben in früherer Zeit einzelne edelgesinnte Männer unserer Vaterstadt durch Vermächtnisse für die Erhaltung der Pflanzstätten wahren Volksglückes Sorge getragen, und wir danken es beinahe einzig und allein ihrer preiswürdigen Großmuth, daß unsere Schüler hinter den Anforderungen der Zeit nicht allzusehr zurückgeblieben sind. In neuester Zeit sind derlei edelmüthige Spenden seltener geworden, nicht als ob der Sinn für Jugendbildung in den Herzen unserer Mitbürger erkaltet wäre; sondern weil man vielleicht glaubte, es seien die Mittel für Erziehung und Unterricht in reichem Maße vorhanden. Dem ist aber leider nicht also. Darum haben warmfühlende Freunde unseres Volkes einen Verein ins Leben gerufen, dessen Mitglieder die Absicht haben, durch beliebige monatliche Beiträge einen Fond zu bilden wovon der Zinsenertrag auf zweckentsprechende Weise zur Verbesserung unserer Schulen verwendet werden soll. Viele Bürger unserer Stadt und unseres Districtes sind zwar bereitwillig der guten Sache beigetreten; allein wir vermissen noch immer manchen Ehrenmann unter den Theilnehmern. Wer daher sein Volk aufrichtig liebt, wer die Emporhaltung des Deutschthums in unserem Vaterlande wünscht; wer in der Bildung und Gesittung die Grundsäulen der Volkswohlfahrt erblickt; wer nicht bloß für sich, sondern auch für die Nachwelt zu leben und zu wirken bestrebt ist; wer den ernsten Mahnruf der Zeit versteht: der säume nicht, seine Vaterlandsliebe auch dadurch an Tag zu legen, daß er nach Kräften zum Flore unseres Schulwesens das Seinige beiträgt. —

Eben so eifrig sei aber auch Jeder darauf bedacht, einen zeitgemäßen Fortschritt in Handel, Künsten und Gewerben herbeizuführen. Es wäre überflüssig, die Mittel und Wege anzugeben, wie dieß bewerkstelligt werden könnte;

Digitized by Google

dieselben sind Ihnen, liebe Mitbürger, schon hinlänglich bekannt. Zudem ist ja gerade der Zweck eines löblichen Gewerbvereines auf diesen hochwichtigen Gegenstand hingerichtet. Und wir müssen zur Ehre unseres Bürgerthums gestehen, daß von diesem edlen Vereine schon manches fruchtversprechende Saatkorn im Bereiche seiner Wirksamkeit ausgestreut worden. Doch ist noch viel, sehr viel zu thun übrig. Die Zeit mahnt dringender als je, und wir wären fürwahr nicht werth des deutschen Namens, wollten wir ihren rechten Forderungen Ohr und Herz verschließen. Legen wir daher frisch und muthig Hand ans Werk und arbeiten wir in vereintem Streben rüstig und unverdrossen fort an der gedeihlichen Entwickelung und Vervollkommnung unserer gewerblichen und Handels-Verhältnisse. Die Anerkennung der Mitwelt, der Dank unserer Nachkommen, der Beifall unseres Kaisers und Großfürsten wird uns dafür lohnen!

Ja, Du hast in der letzten Zeit die Völker thatsächlich überzeugt, erhabener Fürst und Vater Deiner Unterthanen, glorreicher Kaiser Ferdinand I., daß Du jeden zeitgemäßen Fortschritt, jedes heilsame Werk der Menschenbeglückung kräftig förderst und unterstützest; Du hast gezeigt, daß Du ein warmer Freund des freien Bürgerthums bist; Du hast bewiesen, daß Dir nicht bloß daran liegt, als gewaltiger Herrscher über Millionen zu gebieten, sondern die Liebe und das Vertrauen Deiner Unterthanen Dir über Alles geht; Du hast den Regenten der Jetzt- und Nachwelt ein musterhaftes Beispiel von königlicher Gesinnung, hoher Mäßigung und deutschem Edelmuth gegeben! Darum erschallt Dein Ruhm in den Staaten Deines großen Kaiserreiches, in allen Gauen Deutschlands, in allen Ländern Europas, darum vereinigen heute Millionen Deiner Unterthanen ihre heißen Dankgebete für Dein langes glückliches Leben und segnen frohgerührt und hochbegeistert den Tag, an welchem Du das Licht der Welt erblicktest! Auch wir! an der fernsten Gränze Deines großen Reiches des kräftigsten Schutzes genießend, preisen uns glücklich, die Unterthanen eines so edlen ruhmgekrönten Fürsten zu sein und geben mit Herz und Mund Treue dem Vaterlande, Treue unserer Verfassung, Treue unserem allverehrten Kaiser und Großfürsten Ferdinand I.! —

Zur Beleuchtung

des Aufsatzes: „Die Besetzung der Pfarren im Unterwalde aus dem Gesichtspunkte der Grundverfassung!"

(Schluß.)

Nach solchen von selbstgefälligem Stolze zeugenden Ausfällen, geht der Herr Verfasser dazu über, die Verdienste, welche sich Hermannstadt um den Unterwald durch Beistand im Kriege, durch Abwehr ungarischer Ebelleute, durch Beisteuer zu Auslösungen und endlich durch viele Kleider zur Bedeckung der Entblößten und 400 fl. für die Hungernden erworben habe. Wie unzart es unserm feinern Gefühle auch scheint, über einen solchen Gegenstand vor dem Publikum zu sprechen; so sind wir, da sich der Hr. Verfasser nicht gescheut hat, uns diese Wohlthaten zum Vorwurfe zu machen, nunmehr genöthigt dieselben näher zu zergliedern.

Was zuerst die Unterstützung des Unterwaldes gegen den Einbruch betrifft, so lasen wir in Kemenys Not. Cap. Alb. B. I. S. 22. daß jener Aufstand oder „Bannererhebung" von der „Universitas Saxonum sub duce quodam Gän" ausgeführt worden sei. Eder in seinen Observationen zu Felmer S. 21 muthmaßet, daß insbesondere die Schelker betheiligt gewesen seien. Teutsch in seinem Geschichtsanhang zur Binderschen Geographie sagt S. 149 daß des Grafen Alardus Sohn zur Vergeltung des am Vater verübten Mordes den Bischof in Weißenburg mit seinen sächsischen Freunden überfallen habe. Im ersten Falle käme also das Verdienst der Theilnahme an der Noth ihrer Brüder allen Stühlen zu, im zweiten Falle müßten wir den Hrn. Verf. mit seinen daraus gefolgerten Ansprüchen nach Schelk verweisen; im letzten Falle könnte von gar keinem Verdienste die Rede sein. Dagegen lesen wir in Kemenys Not. Cap. Alb. B. S. I. 23, daß „Sub ductu plebanorum de Sebus" im Jahre 1308 ein solcher Vertheidigungsact gegen den Einbruch Statt fand, bei welchem wohl das größte Verdienst auf der Seite der im Streite selber Betheiligten bliebe. Bezüglich der dem Brooser Stuhle erwiesenen Unterstützungen wissen und sehen wir, daß derselbe Trotz dem sehr hart mitgenommen wurde. Und bezüglich der Auslösung jener Brooser Dörfer dürften wir vermuthen, daß derselbe Fall Statt gefunden, wie bei der Auslösung Mühlbachs, welches erstlich nicht schon im Jahre 1421 ganz entvölkert worden sein kann,*) sondern erst im Jahre 1438 seiner Zerstörung entgegen ging, dann aber nach der gesetzwidrigen und schuldlosen Verschenkung oder Verpfändung durch König Mathias, wieder nach dem Willen des König Mathias, nicht durch Hermannstadt allein, sondern durch alle sieben Stühle ausgelöset wurde: „annueramus vobis ut super comunitate Saxonum septem sedium Szászebes duo millia florenorum auri exigeretis" etc. **) Bezüglich der letzten Unterstützung „durch Kleider und 400 fl." können wir nichts Anders erwidern als auf das traurige Loos Hamburgs hinzuweisen, welches in Folge seines großen Brandes und der darauf erfolgten Unterstützungen nun fast der halben civilisirten Welt eine Promotionsverbindlichkeit schuldig sein wird.

Doch abgesehen von alle Diesem, fragen wir nun: hat denn Hermannstadt durch den Schutz seiner angrenzenden Stühle gegen innere und äußere Feinde, nicht immer sich selber mitgeschützt? und ist denn den für ihre Erhaltung wohl auch selbst kämpfenden Stühlen gar kein eigenes

*) Vgl. Neugedrucktes Handb. der Siebb. Geschichte S. 112 mit Seivert's Siebb. Gel. am a. O. u. der Orig. Urk. im Mühlb. Stadt Arch. Lit. C. Nro. 2.

**) Orig. Urk. im Nat. Arch. Nro. 389.

Digitized by Google

Verdienst geblieben? und sollten diese zur Unterstützung Hermannstadts nie etwas beigetragen haben? Was wäre aus Hermannstadt geworden, wenn es ganz allein, ohne diese Vormauern dagestanden wäre?! —

Was schließlich die, außer dem Bereiche meiner Aufgabe liegenden Probstei und Abteigüter betrifft, so ist es zum wenigsten Schade, daß der Herr Verf. dieselben nicht namentlich angeführt, den davon abfallenden Contingent an die Stühle aufgezählt und überhaupt die Geschichte ihres Ueberganges vollständig auseinandergesetzt hat; denn dadurch erst würde uns ein Urtheil über das Recht oder Unrecht dieses Vorganges möglich gemacht worden sein.

Fassen wir nun das Ganze noch einmal ins Auge, so können wir ein Promotionsrecht der Hermannstädter Schul- und Kirchenlehrer von Broos bis einschließlich Großschenk als gesetzlich weder nach dem Grundprincipe unserer Verfassung, noch nach den bestehenden Ordnungen anerkennen und es werden auch die Capitel und Consistorien eine solche Beschränkung zum offenbaren Verderben für die Entwickelung und den Bestand ihrer Schulen nicht zugeben. Eben so wenig ist zu befürchten, daß bei höhern Stellen, mit Uebersehung der grundverfaßlichen Gleichberechtigung und Selbstständigkeit der Stühle und der Capitel, eine solche Schranke bestätigt werden wird, und es dürfte daher nach einem richtigen, dieselbe in ihrem Zusammenhang fassenden Verständnisse der Geschichte und des jetzt herrschenden Zeitgeistes am gerathensten sein, ein solches Streben nach Hegemonie lieber von vorneherein aufzugeben.

Der Unterwälder.

Freischaarlied.

Weise: Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang.

Wohlauf! deutsche Brüder, die Waffen von der Wand,
Jetzt gilt es sich rüsten zu tapferm Widerstand;
Der Freiheit Feind rückt gegen uns zum Streit,
Er soll uns finden wehrhaft und kampfbereit.

Was Söldner! was Truppen! wir sind ja Männer auch,
Und Männern geziemet der Waffen kühner Brauch;
Die fleiß'ge Hand, die Friedenskünste schafft,
Führt auch in gutem Kampfe ein Schwert mit Kraft.

Wir haben vergossen so manchen Tropfen Schweiß
Im Dienste der Arbeit um schlichten Lohn und Preis;
Wir wollen auch den letzten Tropfen Blut
Vergießen für der Freiheit unschätzbar Gut.

Wohlauf denn, ihr Brüder, die Trommel schlägt Alarm:
Das Schwert um die Hüften! die Büchse in den Arm!
Uns rufet laut das theure Vaterland;
Wir eilen ihm zur Hilfe mit starker Hand.

Geschlossen die Reihen, die Züge Glied an Glied!
Der oberste Feldherr sei unser deutsches Lied,
Das deutsche Lied von wunderbarem Klang,
Das schon in tausend Schlachten den Sieg errang!

So laßt uns ihm folgen in neuen heil'gen Kampf,
Es schalle gen Himmel durch Staub und Pulverdampf!
Mit Sang und Klang zu Schutz und Trutz vereint,
Begegnen wir allmächtig dem stärksten Feind.

Er komme, er komme! Sein Loos ist schnelle Flucht;
Wir wollen ihn lehren der deutschen Hiebe Wucht;
„Sieg oder Tod! frisch, fröhlich, fromm und frei!"
Sei ewig unser Wahlspruch und Feldgeschrei!

Max. Moltke.

Den Manen
seines frühverklärten Freundes,

Heinrich Emil v. Salmen.

Kurz ist der Schmerz und ewig währt die Freude!
Schiller.

So freundlich grüßt Dein Bild aus sel'gen Auen,
Es lächelt mild herab in unsre Thränen:
Als wollt es mit dem Tod das Herz versöhnen;
Denn tief umnachtet es der Wehmuth Grauen.

Ja, trauert mit uns, ihr edlen Sachsengauen!
Was wir gehofft, es war — ein süßes Wähnen! —
Horch, eine Stimme klingt mit leisen Tönen,
Sanft wie die Weste säuselnd niederthauen:

„Nicht für den Erdstern ist der Mensch geboren:
„Im Chor der Engel blüht sein Paradies
„Und Alles eint der Zukunft großer Morgen!"

Und seinen Kummer hat das Herz verloren,
Der Friede Gottes glänzt ihm himmlisch süß:
Sein Glaube sprichts: Der Liebling ist geborgen!

G. W. Henning.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 18. **Montag, den 1. Mai** **1848.**

Für die Union.

(Aus Hermannstadt eingesendet.)

Sachsenbrüder! Der Ruf ergeht an Euch, daß Ihr für die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn sein möchtet.

Biedere Männer in Kronstadt, Schäßburg und Hermannstadt haben schon ihr lautes Ja erklärt. Aber die Menge verharret bei ihrem Schweigen oder lauscht den Worten Jener, die da meinen, es sei des Sachsen Sache, dem in Siebenbürgen und Ungarn allgemeinen Wunsch für die Vereinigung, ein Nein entgegen zu setzen. *)

Wohl, Freunde, eine Vereinigung mit dem alten Ungarnland, das nur für den Adel Menschenrechte hat, das den Nichtmagyaren anfeindete, konnte kein Wohlwollender anrathen. Was wartete in diesem Ungarn des Bürgerlichen, des Sachsen, der die k. Städte Ungarns unter die Kammer geknechtet und am Landtag ohne Stimme, den Nichtmagyaren aber vom Spracheifer des herrschenden Stammes bis in Kirche, Gemeinde und Schule verfolgt sah. Da war es besser, in Siebenbürgen, im zerrissenen Siebenbürgen, als dritte Nation und vierte Religion den Kampf der Erwehrung und Abstreitung von Rechten, wie er die Kräfte auch unnütz aufzehrte, fortzuführen — gut oder schlecht. — Welch aussichtloser Zustand.

*) So eben erfahre ich, daß große Aufregung unter vielen der hiesigen Bürger gegen jene Personen, welche sich für die Union erklärten, herrsche und daß sie der sogenannten Unionisten die und da nicht in den liebsten Ausdrücken gedacht haben. Weiß Gott, ich schätze den Patriotismus, wenn er auch nur vom unmittelbaren Gefühl irgend eines unwesentlichen möglichen Verlustes beherrscht wird. Aber demjenigen, der opferwilliger ist, der seinen Mitbürgern in Wort oder Schrift darzulegen sucht, daß es ein eingebildeter Verlust ist, den sie fürchten, zu schmähn, zu verdächtigen, zu bedrohn, finde ich eines freien, gebildeten Bürgerthums unwürdig. Lasset doch die entgegenstehenden Meinungen sich aussprechen. Eine Sache von solcher Wichtigkeit, wie die »Union« muß von allen Seiten beleuchtet werden. Die rechte Ansicht wird aus dem freien Austausch der Meinungen gekläutert hervorgehn; ja die Irrenden, seien sie auf dieser oder jener Seite, werden sich überzeugen lassen und unsere Vertreter werden am nächsten Landtag in unbeschädigter Einheit dastehen.

D. Vers.

Aber mit einem Mal haben die Dinge sich gekehrt. Im Zusammenhang mit den Ereignissen der Welt ist Ungarns Wiedergeburt geschehen. Das neue, das volksthümliche Ungarn fordert uns jetzt zur Vereinigung auf.

Ungarn, bisher von den Räthen des Kaisers in Wien regiert, bald mit, bald ohne Verfassung, wie es eben ging, hat in den letzten großen Tagen des Monates März eine Selbstständigkeit seiner Regierung in Ofen-Pesth von Sr. Majestät zugestanden erhalten, wie sie nicht anders zugestanden werden konnte, in dieser Zeit, in welcher die Fürsten erkennen, daß Throne sich nicht mehr erhalten lassen, wenn sie nicht mit der Selbstständigkeit der Völker gestützt werden.

Und diesen Augenblick der wieder erlangten Selbstständigkeit, diesen Augenblick feierte das edle Volk der Ungarn mit einem Fest, wie es nicht schöner, nicht erhabener gedacht werden kann. Sie nahmen die Fesseln, welche die Millionen Grundunterthanen zu Lastthieren erniedrigten und zerbrachen sie; die Mitbewohner ihres Landes zogen sie an das hochaufklopfende Herz, nannten sie Brüder und gaben ihnen Rechte gleicher Brüder. Das war eine Freiheitsfeier! Das muß ein herrliches Volk sein, das seine Feste so feiert! — Und in dieser Stimmung riefen sie den Schwesterland Siebenbürgen zu, daß es sich mit ihnen näher vereinige zu einem auf vernünftiger Freiheit und Gleichheit gegründeten großen Reich; so groß und so mächtig, wie es sein muß, um die Aufgaben der bösen Zeit, die Freiheit und Selbstständigkeit sichern, die Hebung des Verkehrs, der Gewerbe und des Handels bewerkstelligen zu können.

Der Ruf fand den lebhaftesten Wiederhall in den Thälern des bergbekränzten Siebenbürgens. Den Ungar und Szekler zog die alte Liebe zum Bruder hin; der Walache schaute aus seiner Niedrigkeit empor, daß er die Wahrheit erlausche, wie durch die Vereinigung ihm Erleichterung und Recht werden solle, da ertönte es: ja Vereinigung und durch sie gleiche Freiheit, gleiches Recht, Wohlstand, Macht! — Nur du, o Sachse, sinnest noch, ob du trauen sollest. —

Sachsenbrüder, was wollt Ihr mehr? Ihr tretet in Verhältnisse, welche dieselben Freiheiten bieten, ja noch

Digitized by Google

schönere, wie die Ihr als Reste der alten Volksfreiheit unter dem Namen der sächsischen Verfassung besitzt. Ihr werdet Euere Vertreter selbst wählen; denn in Ungarn haben sie die Selbstergänzung der Kommunitäten aufgehoben. Ihr werdet Euere Beamten ohne die schmähliche Kandidation wählen. Ihr werdet ungehindert die öffentlichen Sitzungen besuchen können. Man wird Euch Rechnung legen über den öffentlichen Haushalt.

Ihr meint, dies Alles könnte auch ohne Vereinigung mit Ungarn unter uns eingeführt werden. Aber die Vereinigung bringt es doch am sichersten. Ja es gibt Vortheile, welche allein die Vereinigung bringen kann. Nicht nur die Sachsen für sich, Siebenbürgen allein, wäre dem Zustandebringen von Eisenbahnen, — um nur Eines zu nennen — jenen Lebensadern für die Völker, ohne die sie heut zu Tage ökonomisch zu Grunde gehen, nicht gewachsen. Seht Ihr nicht, daß überhaupt alles Gleichartige, was zerbröckelt und zertheilt aus der Feudalzeit da stand, sich jetzt in Gruppen von größeren Staaten zusammenthut? Seht Ihr nicht den in der Neuzeit wirksamen Geist der Zusammengesellung? Denn nur die gemeinsame Kraft kann Staaten heben, kann Staaten schützen, kann die Mittel zum Wohlwohl herbeischaffen. Und wir sollten es vermögen durch Zersplitterung und Trennung?

Ja, sagt Ihr alle möglichen Vortheile, der Schutz gegen Außen, der gehobene Verkehr, vereinfachte Verwaltung u. s. w. wiegen den Verlust der Nationalität nicht auf, der in der Vereinigung liegt? Ist nicht wahr. Wir müssen nur in einem Punkt im Reinen sein und uns nicht mit Einbildungen tragen. Unsere Nationalität läßt sich keinenfalls mehr in der alten Abgeschlossenheit und Reinheit bewahren. Wohnen nicht schon mehr Walachen unter uns, als wir Sachsen zählen? Sie sind nun in dieselben sächsischen Rechte mit uns getreten. Wird das denn keine Folgen für Nationalität und Vortheile, die bisher an die sächsische Nationalität sich knüpften, haben? Was sein muß, läßt sich nicht abwenden. So theilten wir nun schon entschieden mit dem Ungarn und dem Walachen. Sie, die lebenskräftigen Volksschaften mit uns abgelebtem Stamme. Sie werden uns um so leichter überkommen, je mehr wir uns auf einen isolirten Kampf einlassen, den sie mit dem dann gerechten Groll ihres Herzens gegen die Sachsen fortführen, ja bei der neuen Wendung der Dinge wie erfolgreich führen werden.

Nein, wir wollen und nicht zu Grunde richten; nicht bei der allgemeinen Einigung auf den exponirten Posten der Absonderung uns stellen. Das können Völker von der Stärke einiger Millionen, wie Kroaten und Illirier, versuchen, aber nicht ein zahmes, kleines, räumlich zerstückeltes Völkchen von 170,000 Menschen. Kroatien, Dalmatien und Slavonien bilden ein eigenes Königreich. Unsere Selbstständigkeit ist nur secundärer Art, wir sind blos nationales Municipium; ein leider abgewelktes Municipium. — Einigen wir uns! Nicht zu unserm Untergang, zu unserer Frischung. Stellen wir uns unter das Panier der gemeinsamen Rechte! Wir sind sonst verloren!

Die Nationalität verlieren wir nicht, wir sichern sie durch die Vereinigung. Die Völker in Ungarn sind jetzt alle gleich gestellt, die Religionen ebenfalls. Es knüpft sich kein sündhaftes Vorrecht mehr an einen Stand, eine Klasse, einen Stamm. Wollt Ihr mehr? In einem auf Freiheit und Gleichheit, gegründeten Gemeinwesen bietet man Euch den Platz an, einen Ehrenplatz, denn es nimmt Keiner einen bessern ein. Doch ja, der Hausherr hat sich oben angesetzt. Das ist überall so in der Welt. Aber nicht darum, daß er Etwas vorweg habe. Er theilt sein Herzblut mit den Gästen, er öffnet den Schatz seiner Rechte und theilt mit denen, die hungrig vor der Thüre standen. Eines will er und will es entschieden, daß das Haus, welches wir fortan zusammen, als gleiche Brüder, bewohnen sollen, seinen Namen trage. Ganz recht. Die ungarische Sprache soll die Staatssprache sein. Es können doch nicht 4—5 Staatssprachen sein! Aber noch bleibt die Landschaft, die Gemeinde, die Kirche, die Familie. In diesen Kreisen verkehrt der Slave, der Deutsche, der Walache in seiner Sprache.

Es ist wahr, unsere Aemter hatten bisher das Recht, auch in Staatssachen Einiges in unserer Sprache schreiben zu können. Wir verlieren es vielleicht durch die Vereinigung. Aber wenn unsere Aemter auch hinfort ungarisch schreiben müssen an das Ministerium in Ofen-Pesth, was erst die Frage ist, so ist das ein Opfer, welches wir der Einheit des Ganzen bringen; es benimmt unserm Volk nichts an seiner Deutschheit. Unsere Behörden haben bis vor Kurzem lateinisch geschrieben, Jahrhunderte lang über die Maaßen, und früher auch oft ungarisch, und wir sind so gute Deutsche geblieben, wie nur möglich.

Brüder! Es ist kein Traum, daß ein vielzüngiger Staat bestehen könne, ohne daß eine Nationalität die andere aufzehren müsse, wenn sie nicht alterschwach stirbt. In Nordamerika bestehen die verschiedensten Nationalitäten, so in der Schweiz und andern Orts mehr. Bestehen sie etwa dadurch, daß jede für sich einen abgesonderten Staat im Staat bildet? Jede ihre Sprache zur Staatssprache hat? Nein. Es ist in einem volksthümlichen Staat nicht nöthig die Freiheiten und Rechte nach den Volksschaften gesondert zu stellen und zu ordnen. „In der Gemeinsamkeit der Freiheit und des Rechtes liegt die Bürgschaft der Existenz für jede Nationalität.“ In Nordamerika ist die Staatssprache die englische; aber in den Landschafts-, Gemeinde- und Kirchenversammlungen spricht der Franzose seine Sprache, der Deutsche die seine. Sie nennen sich alle mit Stolz freie Nordamerikaner und sind doch so gute und strenge Franzosen, Deutsche u. s. w., wie ihre Landsleute im Stammland. So sollen wir uns als freie Ungarn nennen, und werden doch die gesonderten Stämme der Magyaren, Deutschen, Slaven, Walachen bleiben.

Ungarn hat eine Bahn der Verbesserungen und freisinnigen Staatseinrichtungen betreten, wie sie freisinniger in Europa nicht bestehen. Was für ausgezeichnete Männer sind die neuen Minister! Man muß sie aus ihrem bisherigen Wirken kennen. Sie würden den gebildetsten Staaten zur Zierde dienen. — Freunde! nicht hört auf

Digitized by Google

die Menschen unter uns, die nichts sehen und nichts hören als was in den Kreis ihrer engbrüstigen und eigennützigen Vorstellungen schlägt. Nehmet die Ungarn, wie sie jetzt sind, und nicht wie aus den Raubritterzeiten. Seit kaum einigen Wochen hat sich Alles gekehrt. Von allen Völkern, die sich mit einem Mal erhoben, haben die Ungarn dem Zeitgeist die edelste Huldigung gebracht. Es ist kein bloßes Sprechen und Theoretisiren, was sie gethan. Es ist geschehn. Es ist ins Leben getreten. Kein Rücktritt mehr. Die Folgen werden sich unaufhaltsam entwickeln. Die Ungarn haben ihr Land aus einem Staat der Privilegien, zu einem Gemeinwesen auf Grund der gleichen Freiheit gemacht.

In diesem Gemeinwesen sollen wir auch gehören. Das ist ein Entgeld für einige ohnehin verlorene Posten nationaler Vorrechte. Aus Eigennutz sollen wir dazu gehören. Als warmer Sachse wünsche ich es. Bei Ungarn in seiner Neugeburt finde ich Sicherheit für meine Nationalität. Nationalität nämlich in der Gemeinde, im Haus, in der Kirche und Schule, ja auch als evangelische Kirchengemeinschaft und bürgerliches Municipium, dessen Dasein die Vereinigung nicht verwischt.

Unsere Universität bleibt als Appellationsstelle in bürgerlichen Streiten; es bleibt das Ober-Consistorium, als höchster Berührungspunkt der Intelligenzen in der Nation, wie bisher. Lasset uns nur diese Gebiete mit mehr volksthümlichem Leben erfüllen, als bisher, wir werden so glorreich, wie je, als echte Deutsche dastehn. — Die Sicherheit unserer Nationalität ist sie etwa mehr gegründet, wenn Siebenbürgen eine Provinz für sich bliebe? Vergesset nicht; den Walachen müssen endlich als Volk und Glaubenspartei die vollen Rechte verliehn werden. Sie, die ungeheure Mehrzahl, wären dann die vierte recipirte Nation und die fünfte Religion. Welche Zersplitterung der Interessen. Welche Erweiterung der Hetzbahn, auf der eine Nation die andere mit ihren Privilegien und Rechtsantheilen zu überholen trachtet. Da behauptet die eine die meisten Vortheile für sich vom aristokratischen Standpunkt aus (denn sie muß ihn festhalten, sie kann dem Fortschritt ihrer Brüder im Schwesterland, allein stehend, nicht folgen, sie würde sich selber aufgeben); die andere wehrt sich der behaupteten zu großen Lasten, die dritte sieht in ihrer bedrängten Minderheit mit gewöhnten Hoffnungen auf den Schutz einer Regierung, obgleich diese nach dem alten Begriff gar nicht mehr besteht; die vierte endlich stürzt sich mit dem Heißhunger der ungeheuern Mehrzahl und des langen Entbehrens auf das neugewonnene Terrain. Jede der vier Parteien hat andere Interessen, eine andere Richtung, andere Absichten. Sie werden auf der jetzt entfesselten Bahn frei hervortreten. Die Kräfte werden sich messen. — In diesem Gedräng hofft Ihr das durchlöcherte alte Kastell der privilegirten sächsischen Freiheiten und Stammbevorrechtungen über den Fluthen halten zu können? Etwa mit den Waffen der sächsischen Bürgerwehr? Mein Gott! In einem Waffenkampf geht ein kleines, räumlich getheiltes Völkchen, unter die aufgeregten Millionen hinein geworfen, ganz sicher zu Grunde; wenn auch Bistrit, Großschenk und Reußmarkt die Waffen annehmen sollten. Mit den Waffen des Geistes und der Industrie aber werden wir uns unter den veränderten gleichen Verhältnissen fort und fort erhalten können. —

Freunde! ich habe hören sprechen, wir könnten uns mit Ungarn nicht vereinigen, es sei ein Land in Anarchie. Diese Anarchie sehe ich nicht, obgleich ich die Zeitungen, nicht nur den Boten und Wochenblatt, sondern die ungerländer magyarischen und deutschen, lese. Ich sehe Ungarn im Uebergang in eine neue Staatsordnung, die freilich nicht ohne Verletzung von Einzelinteressen und Bewegung vor sich geht. Aber das ist nicht Anarchie, nicht ein Zustand als wenn die Leiter des Reiches seiner nicht mächtig wären. Da müßten wir jetzt auch mit der ganzen Monarchie nicht vereint sein wollen. Umgestaltung in einen bessern Zustand ist nicht Anarchie. — Ich sehe dagegen die Anarchie, die uns in Siebenbürgen bedroht und kein Besserwerden verspricht, wenn die Nationalitäten Siebenbürgens sich einstellen, als wollte jede für sich einen Staat bilden, wozu doch jedenfalls die eine, wie die andere, also auch die walachische, ein natürliches Recht hätte, sobald es mißachtet werden wollte, daß es ein ungarisches Kronland ist, das wir bewohnen, und also das ungarische Interesse, nicht das walachische oder sonst eines, das Staatshoheitliche Recht habe; ein Recht, welchem die andern Nationalitäten einen billigen Theil ihrer natürlichen Freiheit zum Opfer bringen müssen, wenn überhaupt ein staatliches Zusammenleben möglich sein soll. Der Franzose und Italiener in der Schweiz läßt sich die deutsche, der Deutsche und Franzose in der nordamerikanischen Republik die englische Staatssprache gefallen; sie machen sich dadurch das Zusammenleben — und bei Gott ein sehr ehrenvolles — möglich.

Freunde! soll ich Euch erinnern, auf welchen Punkt Ihr zu sehen habt, wenn Ihr dem mächtigen Ruf nach Zusammengesellung, nach Vereinigung unter einer leitenden Staatsidee folgen wollt? Ad retinendam coronam! „Zum Schutz der Krone," sind wir berufen. Welcher Krone? Kaiser Ferdinand fand für gut, sie selbstständig hinzustellen und sie mit verantwortlichen ungarischen Kronräthen zu umgeben, daß diese von Ofen-Pesth volksthümlich und freisinnig wirken möchten. Es ist dieselbe Krone, zu deren Schutz König Geyza II. die Deutschen vor 700 Jahren berief. Jetzt wieder ergeht der Ruf des Königs, unsers Königs Ferdinand V., „ad retinendam coronam!" Nach Ofen-Pesth geht, das ist Euer Beruf. Dort die Krone für die Ihr verpflichtet seid. Euere Geschicke sind mit den Ketten der Bestimmung, der Geschichte, der Pflicht, der Klugheit und Nothwendigkeit an dieselbe gebunden. Ihr könnt Euer Interesse nicht lostrennen von dem der übrigen Glieder dieser heiligen Krone. Darum ist der Ruf zur Vereinigung nicht allein der des Magyarenstammes, sondern aller Völker, die die Glieder sind der heiligen Krone. Es ist nicht der Ruf zur räumlichen Vereinigung der Länder blos, sondern der Völker, daß sie eins werden im Geiste des Rechts, die bisher getrennt waren durch Vorrechte. Stoßen wir diesen Ruf nicht von uns; es ist der Ruf der Zeit. Antworten wir mit Beachtung

Digitized by Google

dessen, was die Zeit will, mit Beachtung dessen, was nicht uns allein, sondern Allen frommt. Die Stimme der Zeit ruft: gleiches Recht für Alle. Antworten wir darauf doch nicht mit der Stimme des Mittelalters: nein, absonderliche Rechte für uns. Man reicht uns die Hand, man nennt uns Bruder; wir wenden den Rücken. Man bietet uns Brot, geben wir nicht Steine dafür. Es müßte den Fluch des verdienten Unterganges auf uns ziehn.

Auf zur Vereinigung, zur Wiedervereinigung mit Ungarn, daß wir, die wir zusammen gehörten von jeher, im Geist der Zeit, des Rechts und der Gleichheit wieder eins werden mögen! Schaaren wir uns um den Thron, die freien, gleichen Brüder! Welchen Thron? Den Thron König Ferdinands V., der jene Krone trägt, welcher wir verpflichtet sind. *)

Sachsen! Hannibal ante portas! Der Russe hat einige Hunderttausende an den Grenzen! Schließen wir uns an Ungarn; wir schließen uns um so inniger an die Monarchie. Auch wenn der Russe nicht kommt, so bedarf die Umbildung des Feudalstaates in einen modernen Freiheitsstaat, zu unserm und zu aller Vortheil, des Einverständnisses, der gemeinsamen Kräfte. Ja er bedarf der Einzelopfer um des Ganzen willen.

Es könnte uns kein größeres Uebel treffen, als wenn wir uns der Vereinigung entziehen und als Provinz — mein Gott, welch' kleine Provinz und räumlich so zerrissen und vom Walachenthum überschwemmt — dastehn könnten, wie Einige es sogar als den einzigen Schutz vor dem Verderben wünschen. Wir würden dastehen, ausgestellt den Neckereien, den Feindseligkeiten, den Beschädigungen der als Genossen verschmähten, jetzt mit erhöhtem Groll erfüllten Nachbarn. In industrieller und commerzieller Hinsicht, ein starres Glied vom Leibe getrennt, sobald sie die Eisenbahnen um uns herumführen und eine Zollschranke gegen uns erheben, würden wir Sachsen mit unsern versauerten Zünften und unserer Beamtenregierung zu Grunde gehen, ein Opfer unserer Liebe für nationale Abgeschlossenheit, die einst am Orte, aber jetzt, jetzt in dieser Zeit der Einigung zu gleicher Freiheit, zu gleichem Wohl für alle Staatsbürger, nur eine Fessel für unsere eigene und die Entwickelung des Ganzen ist. — Es gibt jetzt kein Heil mehr für den Einzelnen, sei es Stand, Körperschaft oder Stammgenossenschaft, wenn sie ihr Heil nicht in dem des Ganzen suchen. Gott sei es gedankt, daß der Staat aus der Schutzanstalt für zusammen gewürfelte Korporationsinteressen endlich zur Anstalt für Gemeinwohl übergeht. Tra-

*) Ich weiß recht gut, daß die Ergebenheit an die ungarische Krone nicht alle unsere Verpflichtungen erschöpft. Die pragmatische Sanktion verpflichtet uns für die Anhänglichkeit an der einigen Monarchie. Doch hat der Kaiser einmal die ungarische Krone und das Reich so selbstständig gestellt, wie es geschehen ist, so muß diese Selbstständigkeit mit der privil. Sanktion sich doch vertragen. Wir haben kein Besser wissen wollen uns anzumaßen. Wir haben unserer nächsten Pflicht nachzukommen. Diese Pflicht ist der Hinblick auf die ungarische Krone, deren Verhältniß zur Kaiserkrone bereits feststeht. D. E.

gen wir doch zu dieser Umbildung das unsere gerne bei. Was wir als Einzelnheit dadurch verlieren, ist scheinbar; wir gewinnen es im Ganzen. Wir hatten ja freilich einst auch unsere eigene Miliz, eigene Münze, eigene Zollverhältnisse. Sollen wir wieder dahin streben? Dahin aber würde der Gedanke an eine provincia cibiniensis der früheren Jahrhunderte führen. Sie war von der Wildniß und Menschenleere umgeben, möglich, aber heute nicht mehr. Wer schützt sie, wenn des Königs Befehle ohne die Unterschrift der verantwortlichen Minister nichts mehr gelten?

Sachsenbrüder, treten wir aus dem unstatthaften Sonderinteresse heraus. Fühlen wir uns doch nicht mehr nur als Privilegirte! Erheben wir uns auf die Höhe des Staatsbürgers!!! Sein wir nicht Sachsen allein, sein wir einmal Siebenbürger, sein wir die Getreuen der ungarischen Krone.

Kommen wir den Umständen entgegen, sie werden uns auch entgegen kommen. **Schließen wir uns der Zeit nicht an, die Zeit, die unaufhaltsame, wird uns, die wir nur eine Hand voll sind, zermalmen.**

Noch Eines. Vergessen wir die Vergangenheit mit ihren Kränkungen und nationalen Gehässigkeiten. Sie waren die Folge des Systems. Aufsätze wie letzthin im Erdélyi Hiradó (sie sollten um des Gelingens der guten Sache willen ihren Ton ändern) stammen, so wie sonstige Gehässigkeiten, noch aus dem Boden dieses Systems. Es ist das siebenbürgische System der „Nationalrechte gegen Nationalrechte." Haben wir einmal Alle dasselbe eine, billige und vernünftige gleiche Rechte, dann haben diese gehässigen Reibungen aufgehört. Das Beispiel von Nordamerika und der Schweiz lehren es. Während der Sprachkampf sonst wüthete, lebten in diesen gemischtesten aller Staaten die verschiedenen Völker friedlich zusammen. Sie waren und sind sich alle gleich. Darin liegt das scheinbare Räthsel.

Ach, so sein wir doch dem Kommen dieser bessern Zeit auch für das Völkergemisch unter der ungarischen Krone nicht entgegen. Treten wir der Vereinigung mit dem neugebornen Ungarn bei, welche der Kaiser selbst schon angenommen hat!! — Sie wird geschehen, auch wenn wir so unklug wären, nicht zu wollen.

Briefkasten.

Aus Hermannst. „Nichts ist leichter als bei den jetzigen Verhältnissen das Volk irre zu leiten." Sie sehen hieraus, daß die Redaktion sich im Besitz Ihres Aufsatzes befindet. Ihr Schreiben „Ein Sachse Europens" desgleichen. Aufnahme kann nicht erfolgen, weil darin Namen genannt werden, der Verfasser der Redaktion nicht bekannt ist und diese die Verantwortung nicht auf sich nehmen kann. — S. aus B. „an seine Stammgenossen nah und fern." Die Redaktion des Sieb. Wochenblattes hat es bei jeder Gelegenheit bewiesen, daß sie dem Sachsenvolk mit Treu und Seelenarbeit ist, und glaubt es auch dadurch zu beweisen, daß sie Ihren Aufsatz, der zwar voll glühenden Patriotismus, aber dennoch doch einseitig ist, nicht aufnimmt. Wir fühlen uns verpflichtet alles Skandalöse, was den Ausbruch eines Bürgerkrieges befördern könnte! Schicken Sie das Buch der Geschichte auf und Sie werden finden, daß wir nicht im Unrecht sind. Näheres durch die Post. — W. aus S. nur zu verdammt, am Ende wird es sich zeigen, wer für die Aufrechthaltung der sächsischen Nationalität den besten Weg ergriffen hat. Ihre oder jene Partei die wir vertreten.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Für die Union.

(Schluß aus Nr. 18.)

Wenn nun die Vereinigung geschehen ist — Gott gebe, daß sie als ein Werk geschehe, an welches sämmtliche Nationalitäten Siebenbürgens mit Lust und guten Hoffnungen gehen, denn aus einer bessern Stimmung wird auch etwas Besseres hervorgehen — wenn sie geschehen ist, die Vereinigung, wie, fragt der Halbgläubige, wie wird es dann mit uns sein? Freunde! der müßte mehr zu wissen sich anmaßen, als er weiß, der über die Einzelnheiten und nähere Verhältnisse die aus den neuen Umständen und Rechtsgrundsätzen hervorgehen, und von denen das Wohlbefinden des Einen und des Andern abhängig ist, etwas nur einigermaßen Bestimmtes sagen wollte. Viele Aenderungen werden freilich theils plötzlich, theils allmälig geschehen. Wer wird behaupten, daß nicht Manchem besonders von Jenen, die in Amt und Würden stehen, auf Grund der bisherigen Verhältnisse entworfene Hoffnungen und angelegte Pläne umgestoßen werden könnten? Aber das Volksleben wird, begünstigt durch die gemeinsamen freisinnigen Einrichtungen, sich blühend entwickeln. Die Gleichheit der Rechte wird ein edles Bewußtsein in allen Staatsbürgern wecken. Gott! es wird nicht mehr in einem und demselben Staat die Höhe und das Glück des Einen auf die Niedrigkeit und das Unglück des Andern gebaut, nicht mehr eine Klasse die andere, ein Volk das andere seiner Vorrechte und Privilegien wegen zu hassen, zu drücken, zu verfolgen haben. Alle werden wir die gleichen Glieder eines freien großen Ganzen sein. Der Adel zahlt mit uns Allen die Steuer. Er stellt sich der Loosung zum Militär. Er hat sich durch den 8. Gesetzartikel des eben geschlossenen Reichstags freiwillig diesen Lasten unterzogen. Jetzt wird auch etwas mehr Geld in die Staatskassen einlaufen. Das stehende Heer wird herabgesetzt werden, denn jeder Staatsbürger ist von nun an Soldat. Man wird die vielen Millionen Gulden auf den Bau von Eisenbahnen und Kanälen, dann Schulen und Musteranstalten verwenden können. Man wird die Mittel zur Hebung von Bildung, von Gewerben, Handel, Landwirthschaft aus den gemeinsamen Quellen eines großen, blühenden Staates herstellen. Was wir hier in Siebenbürgen durch einige Amtsstellen verloren haben werden, wird uns der gehobene Handelsverkehr, die Eisenbahnen ersetzen. Wir werden adelige Güter kaufen können. Aber nicht mehr wird der Fluch geknechteter Menschheit an diesem Besitze hängen. Keine Unterthanen mehr. Keine Robotten mehr, laut dem 9. Gesetzartikel l. J. Der freie Mensch unter Freien wird thätig sein und schaffen und wirken für sich und ein Gemeinwesen, dem er mit Liebe und Stolz angehört, und wird die Stelle im Leben einnehmen, die nicht Geburt, nicht Stand, nicht sündiges Vorrecht, sondern Bildung, Thätigkeit und Vermögen geben.

Die politischen Rechte werden wir, nach dem gerechtesten Maßstab gemessen, nach einer Art, Alle üben. Die Komunen wählen sich frei ihre Vertreter, sind Herren ihres Vermögens; keine ewige Bevormundung von Oben mehr. Aber in der Oeffentlichkeit, der Preßfreiheit und wiederkehrenden Wahl hat das Volk eine starke Waffe gegen Mißbrauch der Gewalt, stärker als die bisherige Bewachung der Behörden durch Behörden. — Die Rechtspflege wird sich vereinfachen; der endlose Instanzenzug vor der Hand verkürzt, bald aber ein volksthümlicheres Gerichtsverfahren, das öffentliche und mündliche, eingeführt werden.

Endlich das höhere politische Leben! Diese Balgereien zwischen den privilegirten Nationen und Ständen auf dem Landtag werden aufhören. Der allgemeine Reichstag vereinigt unsere Vertreter. Jetzt wirkliche Vertreter. Auf je 30,000 Einwohner entfällt Einer. Also auf 13,400,000 Menschen, die in sämmtlichen ungarischen Kronlanden wohnen, 446 Vertreter. (69 fallen auf Siebenbürgen.) — Hier sind wir zugleich auf dem Punkt, der die Sicherung für die Volksrechte der Nationen enthält. Viele sagen unter uns: „wohl locken uns die Magyaren durch ihre freisinnigen Einrichtungen und gerechten Zugeständnisse, aber wer bürgt, daß sie über Nacht nicht Alles wieder ändern sich zu Gunsten, wie sie es immerdar gethan?“ Halt, Sie können nicht mehr. Durch die Volkswahl haben wir sie in den Händen. Jeder 20jährige Einwohner ist Wähler. Die 13,400,000 Einwohner aber sind 5,000,000 Magyaren und 8,400,000 Nichtmagyaren (nämlich 5,000,000 Slaven, 2,000,000 Walachen und 1,400,000 Deutsche). Wir 8,400,000 werden doch durch die Reichstagsdeputirte, die wir wählen, zu sorgen wissen, daß die Magyaren uns nicht überstimmen und Gesetze, die uns schädlich sind, machen. Die Magyaromanie ist gebrochen. Wir haben ein gemeinschaftliches Interesse, darauf zu wachen. Gemeinsame Interessen sind eine gewaltigere Garantie, wie Schwüre und papierne Versicherungen. Die Wähler aus den 8,400,000 Einwohnern des vereinigten Reiches bürgen für die Schonung der nichtmagyarischen Nationalitäten.

Die Magyaren dagegen sind durch die Magnatentafel, die in abgesonderten Sitzungen die Reichsgesetze berathet, gegen das Ueberstimmen der Volksvertreter gesichert, denn in der Magnatentafel sitzen die Großen des Reichs, die größtentheils Magyaren sind und zugleich die Meinung haben, den zu großen Eifer der Volksvertreter etwas zurückzuhalten, indem sie in deren Gesetzvorschläge nicht eingehen. — Das verantwortliche Ministerium endlich, durch welches Se. Majestät die gemachten Gesetze vollziehen läßt, muß diese Gesetze strenge einhalten, denn es ist die Anordnung getroffen, daß es, sobald es die Stimmung vor sich hat, sobald es die Geldsummen, die es zu seinen Absichten braucht, vom Reichstag nicht bewilligt erhält, abtreten muß, um bessern Ministern Platz zu machen. Ja für grobe Fehler werden die Minister vom Reichstag zur Verantwortung gezogen und bestraft werden.

Dies ist es, theurer Mitbürger, was ich flüchtig, um nicht noch länger zu werden, über die wichtige Sache der Vereinigung mit den neugebornen Ungarn sagen kann. Es will leidenschaftslos erwogen werden, wenn man sich nicht schon blindlings in den Kampf gegen die eingebildeten Gefahren der Vereinigung verrannt hat. So glaubt doch nicht noch immer den Magyaren, besonders nur den sieben-

Digitized by Google

bürgischen Magyaren, vor Euch zu haben, der als bisheriger eingefleischter Aristokrat dem Bürger freilich nicht wohl wollen konnte. Sehen wir doch nicht immer nur den gehässigen Privilegienritter vor uns, den Jahrhunderte langen Drücker und Dränger im Lande, der von den Lasten eines ordentlichen Staatsbürgers sich zurückzog. Gelobt sei Gott! Die Zeit hat ihn endlich geändert. Er mußte endlich einsehen, daß die sündhaften Vorrechte aufgegeben werden mußten. Er that es in jenem geweihten Augenblick, da er der Angelegenheiten des Vaterlandes wieder Herr ward. Ein Volk, das die neu gewonnene Bahn seiner alten Selbstständigkeit mit dem erhabensten Opfer für das Gemeinwohl eröffnet, verdient das Vertrauen jener Nationen, die bisher durch die Gemeinsamkeit des Vaterlandes, jetzt aber auch vom Band des gleichen Interesses umschlungen sind.

Dieß ist der Stand, von dem die großen Dinge, welche jetzt mit den Völkern der ungarischen Krone zu ihrer Einigung und Beglückung vor sich gehen, auch von uns Sachsen in einem verschönendern Licht sich betrachten lassen, ja von dem Denkenden, dem Gemäßigten und Patriotischgesinnten so betrachtet werden müssen.

Eine andere Auffassung ehrt und schützt uns nicht. Daß es doch — um unserer Ehre willen — ja nicht scheine, als wollten wir dem Land und Volk, das seine Vorrechte opferte, nicht beitreten, weil wir unsere Vorrechte nicht hingeben wollen. Sie sind verloren. Die Zeit hat sie stärkern Händen entwunden, als die unsern sind. Nicht trauert. Recht ist besser, als Vorrecht. — — —

Möchte dieser Ruf Eingang finden in dem Gewirre von Besorgnissen, Streitigkeiten, Gehässigkeiten und kleinlichen Strebungen, die unser sich bemächtigt haben. Die Mahnung, auch über unsere unmittelbarsten Interessen hinauszusehen, ist nicht Verrath, wie Einige sie heißen.

Wir, die wir in einem Gemisch von Völkern leben, dürfen nicht nur auf uns allein denken. Sie wollen Alle jetzt ihr Recht haben. Das gemeinsame Recht ist der Schlüssel zur Beruhigung Aller. Seien wir doch willig bei dem eingeleiteten Uebertritt aus dem bisherigen Verhältniß der Reibungen der heimischen Völker in das Verhältniß ihrer Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit.

Die „Union" bietet die Gelegenheit zum Fest der großen Völkerversöhnung in Ungarn und Siebenbürgen. Heil uns, daß wir den Augenblick erlebten!

Hermannstadt, 24. April 1848.

Woher die gereizte Stimmung mancher Herrn Communitätsmitglieder wenn Communitätsverhandlungen in den Zeitungen besprochen werden?

Ueber diese Frage nachzudenken wurde ich schon oft und letzhin wieder veranlaßt, als ich davon hörte, daß eine kurze Bemerkung in Nr. 36 des Wochenblattes, heftige Debatten und tadelnde Aeußerungen in der am 1. Mai abgehaltenen Stadtcommunitätssitzung veranlaßt habe. Immer habe ich noch folgende Antwort auf obige Frage bei mir gefunden. Ich will sie ganz kurz und einfach, für Jedermann verständlich, hier mittheilen, vielleicht kann sie Etwas zur Verständigung beitragen.

Mir scheint die ganze Mißstimmung aus einer unrichtigen, aus der bisherigen Wahlmodalität wohl auch erklärlichen und darum auch einigermaßen verzeihlichen, Auffassung der Stellung und des eigentlichen Wesens eines Communitätsmitgliedes hervorzugehen. Manche dieser Herren übersehen es, vielleicht weil sie nicht vom Volke unmittelbar gewählt sind, daß sie ja nur Vertreter, Commissionäre, Bevollmächtigte des Volkes sind, das seine Rechte zur Regelung und Verwaltung seiner bürgerlichen Verhältnisse, ob nun stillschweigend oder contraktmäßig, einer gewissen Anzahl von Vertrauensmännern übertragen hat, weil es zu uncomod und zeitraubend und für den Gang der Gesetzgebung und Verwaltung hemmend und störend wäre, wenn immer die ganze Masse des Volkes zusammen käme und sich selbst regierte. Daher hat sich aus diesem Uebersehen die in der That doch unvernünftige Idee verbreitet, die Communitätsmitglieder hätten ihre Meinungen und Beschlüsse nur vor sich selbst, vor ihrem eigenen Gewissen zu verantworten und nicht vor dem Publikum oder Volke. Wäre diese Idee richtig, so müßte es auch richtig sein, wenn die Communität dächte, „wir sind das Publikum, wir sind das Volk." Sind nun aber die Communitätsmitglieder wirklich Volksvertreter oder Commissionäre, Beauftragte des Volkes, so dürfen sie es auch nicht übel nehmen, wenn ihr Verfahren, ihr Reden und Handeln als Communitätsmänner, von ihren Committenten, von ihren Beauftragern, von Stimmen aus dem Volke öffentlich in den Zeitungen, diesem großen Sprechsaale des Volkes, freilich nur in anständiger und verantwortlicher Weise beurtheilt und wenn es mit Recht geschieht, auch scharf getadelt wird. Wer eine Commission einmal übernimmt, ist dem Committenten die strengste und pünktlichste Rechenschaft schuldig. Habe ich wohl Recht oder Unrecht?

Samuel Schiel.

Mannigfaltiges.

Ein Theil der pommerschen und sächsischen Junker haben sich mit Beamten, denen es um ihre Stellen ein wenig bange wird, verbündet, um die Provinzen, denen sie angehören, gegen Berlin aufzuwiegeln. In der Provinz Sachsen sind schon einige derartige Personen ihres verbrecherischen Versuches überführt und verhaftet worden. Daß sich das Junkerthum noch gar nicht davon überzeugen kann, daß seine Zeit vorbei ist!

Herr Adam Clark, ein kenntnißreicher Engländer, ist vom ungarischen Minister der Kommunikation Grafen Széchenyi zum Chef der ungarischen Landesbaudirektion ernannt worden.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 19 **Montag, den 8. Mai** **1848.**

Die drei Tage der Revolution in Wien,

von Augenzeugen und Theilnehmern geschildert.

(Schluß.)

Vorstadt und Stadt.

So brach der 14. März, Dienstag, an, welcher für Dr. E. leicht der letzte hätte werden können. Nachdem er nämlich am Morgen noch für Fortsetzung der Bewaffnung gesorgt hatte, zog er mit einem wackeren Häuflein Medizinner und Chirurgen nach den am meisten bedrohten Gründen Fünfhaus und Sechthaus. Welch grauenhafter Kontrast! Während die Vorstadt Mariahilf noch das Bild einer festlichen Aufregung darbot, deuteten die noch brennenden Linziengebäude, die zertrümmerten Linienschranken, die Gräuelscenen an, die auf genannten Gründen Statt fanden. Die jungen Leute zeigten eben so viel Muth, als unsichtige Klugheit; in den von Plünderern besetzten Häusern schreckte sie die dreifache Anzahl derselben nicht, und mit wahrhaft unbegreiflicher Schnelligkeit hatten sie mehrere Häuser von zahlreichen Dieben gesäubert; die hartnäckigsten davon kopfüber über die Treppen gestürzt, und mit Kolbenstößen und stechen Säbelhieben eine vollkommene Hochgerechtigkeit geübt. Leider boten unter dem Gesindel die plündernden, besoffenen Frauen den scheußlichsten Anblick dar; mit Fetzen behangen, blutrünstig, vom Branntweindusel taumelnd, mit geraubten Sachen bepackt, wurden sie einhergetrieben. Auf dem Weitermarsch gelangte die Truppe zur Zappert'schen Apreturfabrik. Der Eigenthümer dieses Etablissements beschäftigte 180 Arbeiter, und nie war denselben die mindeste Ursache zur Klage gegeben. Im Gegentheile hatte er im verflossenen Theurungsjahre sich wie ein fürsorgender Vater seinen Arbeitern gegenüber benommen. Nichtsbestoweniger hauste hier die Zerstörungswuth am ärgsten. Ueber 200 in Trunksucht und Zertrümmerungswuth entbrannte Fabriksarbeiter hieben mit Werkzeugen aller Art, wie rasend nicht nur auf die Maschinen, sondern auch auf Meubeln, Wagen, kurz auf jeden im Wege liegenden Gegenstand ein. E. wollte zuerst durch Anwendung der Kraft imponiren, und riß einen Burschender mit einer Axt auf einen Wagen einhieb, gewaltsam zurück; da hieb ein Anderer mit einer eisernen Stange nach E.'s Kopf, und nur dem kräftigen Kolbenstoß eines jungen Begleiters, der den Angreifenden niederstreckte, verdankt er sein Leben. Die Nutzlosigkeit der Gewalt einsehend, da mit 20 jungen Männern solcher betrunkener Masse kaum zu begegnen war, versuchte E. nun den Einfluß der Ueberredung. Sein Augenmerk war vor Allem auf Erhaltung der noch nicht ganz zerstörten Dampfmaschinen gerichtet. Durch Haranguiren, freundliches Entgegenkommen, ja Begrüßung mit Bruderworten gelang es ihm, zehn Männer zu gewinnen, daß sie sich selbst als sauve garde um die Dampfmaschinen stellten, die denn auch vor weiterer Beschädigung verschont blieben. Während E. und die wackern Studenten so ihr Leben im Innern der Fabrik Preis gaben, standen 40 bis 50 uniformirte und mit Waffen wohl versehene Sechshauser-Bürger in Reih und Glied müßig als Zuschauer (?!) und ein dicker Amtsdiener bat E. flehentlich, doch ja keinen weitern Versuch zur Rettung wagen zu wollen, sondern das Gesindel ungestört hausen zu lassen. Aufgestellte Posten der Studierenden hielten die Plünderer mit wahrer Kraft, Einsicht und Ausdauer von einzelnen Häusern ab, von wo sie erst nach drei Stunden abgelöst wurden. Erst gegen Mittag um halb zwei Uhr kehrte die Truppe, abgemattet, beschmutzt, in tiefster Seele

Digitized by Google

von dem Erschauten betrübt, in die geschmückte und jubelnde Stadt zurück.

So groß die Freude war, mit welcher die Aufhebung der Censur entgegengenommen wurde, so sehr trübte sich in diesen Stunden die Stimmung, da sich plötzlich die Meinung einnistete, daß darunter nicht die vollständige Preßfreiheit verstanden sei. Gegen 5 Uhr Nachmittag sammelten sich auf dem Kohlmarkte dichtgedrängte Volksmassen, unter denen man viele Studenten und den gebildeten Ständen Angehörige sah, die in hitzigen Debatten Zweifel und Forderungen äußerten. Auf dem Michaelerplatze bemühte sich der so vortheilhaft bekannt gewordene Arthaber vergebens, die erhitzten Meinungen zu beschwichtigen: „Heute gab uns der Kaiser Preßfreiheit," sagte er, „morgen wird er das Geschwornengericht genehmigen, und wird jeder Tage die Erfüllung einer der Punkte unserer Petition bringen." E. bemerkte hierauf, daß auf solche Weise die Großmuth des besten Monarchen erschöpft werden müsse, und daß es wohl zweckmäßiger wäre, statt einzelner, sich gegenseitig ergänzender Forderungen mit Einemmale ein Ganzes, Vollständiges zu verlangen, und zwar: Konstitution. Elektrisch wirkte dieses Wort auf die Umstehenden, die wohl nicht im Momente ganz begriffen, daß bei einem so gemischten Haushalte, wie ihn der österr. Staat darbietet, eine allen Ländern und Nationen anpassende Konstitution nicht urplötzlich geschaffen werden könne. Einstimmig aber schrieen sie: wir werden hier warten, und den Platz nicht verlassen, denn heute noch muß die Konstitution gegeben werden. E., das Unmögliche des Erfüllens einsehend, und die traurigen Scenen, die solches Begehren herbeiführen konnte, fürchtend, befragte die Menge: ob sie dann sich zufrieden geben würde, wenn heute noch der Kaiser oder ein kaiserlicher Prinz sich zeigen würde, um durch persönliches Erscheinen die hervorstehende Ertheilung einer Konstitution zuzusichern. Arthaber nahm hierauf den Umstehenden den Schwur ab, daß Niemand weder durch Wort, That oder Geberde sich beleidigend gegen die höchsten Personen benehmen würde. Mit hochgeschwungenen Waffen leisteten Alle den freiwilligen Eid. — Nun gingen Arthaber und Engel nächst der Dehne'schen Zuckerbäckerei durch die, ihre Reihen öffnenden Soldaten. Die Offiziere kommandirten in zuvorkommender Weise den Durchlaß, obwohl die mit der Mündung gegen die Stadt gerichteten Kanonen den Ernst des Augenblicks nicht verkennen ließen. Der Franzensplatz bot den Anblick eines Lagers dar; bivouakirende Soldaten aller Waffengattungen überfüllten den großen Raum. Herr Arthaber, mit den innern Räumlichkeiten vertraut, schritt ungehindert durch mannigfache Corridore und Gemächer, und gelangte mit seinem Begleiter endlich in einen Speisesaal, wo ein großer runder Tisch, gedeckt, mit Candelabern und reichlichen Utensilien versehen war. Ein greiser General empfing die Eintretenden zuerst, und überbrachte ihre Namen dem Fürsten Windischgrätz, der sogleich bereitwilligst erschien, um das Begehren der Volksdeputation zu vernehmen. Um dem Wunsche zu entsprechen, daß Se. Majestät sich dem Volke zeige, war die Zeit schon zu vorgerückt; er betrat mehrere Balkone, die Dunkelheit war schon eingebrochen. Von den Erzherzogen war Niemand im Momente zugegen. Auch war der Kaiser in Folge der Tagesereignisse nach Versicherung des Fürsten-Windischgrätz zu angegriffen, um die Beiden persönlich empfangen zu können. — Fürst Windischgrätz übernahm daher, sie im Namen Sr. Majestät zu beauftragen, dem Volke die Mittheilung zu machen: daß der Kaiser sich morgen den Unterthanen zeigen werde, und zwar zur Versicherung seines weitern konstitutionellen Verfahrens. Diese ganze Verhandlung fand inmitten mehrerer Garden, Stabsoffiziere und hochgestellter Personen statt, von denen Eine dem Dr. E. die Bemerkung machte; wie es denn käme, daß die von konstitutionellen Völkern so fern gehaltenen Oesterreicher so dringend eine Konstitution begehrten, deren Bedeutung sie gewiß nicht verständen? — Die Antwort war: daß man wohl chinesische Mauern um die Länder ziehen, aber das Hinüberfliegen der Ideen nicht verhindern könne. Die Ideen sind tief ins Mark des Volkes eingedrungen, und somit auch das Verständniß der Konstitution. Auf dem Michaelerplatz zurückgekehrt, ersuchte Arthaber den Dr. E. die Verkündigung der erfreulichen Botschaft allein zu übernehmen, da ihn wichtige Verhandlungen in die Kollegialsitzung rufen. „Fürst Windischgrätz — lautete die Anrede des Dr. E., dessen Organ durch die Anstrengung bereits geschwächt war, aber dennoch durch äußerste Kraftanstrengung verständlich —" hat mich im Namen Sr. Majestät beauftragt, mitzutheilen, daß der durch die Tagesereignisse sehr angegriffene Kaiser sich morgen seinem Volke zeigen wird zum Pfande weiteren konstitutionellen Verfahrens. Jetzt nun, meine Freunde, wollen wir dem Kaiser zeigen, daß wir seines Vertrauens würdig, mit welchem er die Waffen in unsere Hände gelegt; laßt uns nicht länger hier verbleiben, sondern hinaus eilen, wo der rasende Pöbel in den Vorstädten und Gründen mit Mordbrennerwuth über Personen und Eigenthum herfällt. „So jubelnd die erste Mittheilung aufgenommen wurde, wollte die Masse dennoch, mißtrauisch und neugierig zugleich, sich nicht zerstreuen. Allein die intelligenten Studierenden schaarten sich sogleich um jenen Mann, der für ihre Ergebenheit und ihren Ordnungseifer mit Ehre und Leben ein-

Digitized by Google

gestanden, und zogen jubelnd mit Dr. E. ab auf dessen Ruf: „Universität zu mir! folgt mir!" Der Haufe der Studenten vergrößerte sich immer mehr auf dem Kohlmarkt, Graben und Stephansplatz, und das Losungswort war: „Zur Aula! zur Aula!" Beim juridisch-politischen Lesevereine ließ E. Halt machen, um den dort versammelten Fakultätsmitgliedern die gleiche Botschaft zu verkünden, und zum sogleichen Anschlusse aufzufordern. All' die Tausende in der Aula ordneten sich nach der ersten jubelvollen Begrüßung in Rotten, und zogen in die bedrohten Vorstädte. Dr. E. patrouillirte bis Nachts 2 Uhr auf der Wieden, ohne daß Erhebliches seiner Truppe vorgekommen wäre. Mittwoch, den 15. wurde Se. Majestät auf der Universität erwartet. Aus Reindorf kamen beunruhigende Nachrichten betreff der dort exponirten Studierenden; Professor Schrötter wollte sogleich hinausreiten, aber da Alles bereits unter Oberkommando des Grafen Hoyos stand, konnte nicht eigenmächtig verfahren werden. Dr. E. bewerkstelligte, daß zur nöthigen Kommunikation Militärpferde requirirt werden sollen, die auch sogleich bewilligt wurden. Aber vergebens wurde der Kaiser erwartet. Es hieß, er sei bereits durch die Stadt gefahren. Dr. E. und drei Begleiter ritten in die Burg, die ersten zu Pferde erscheinenden Nationalgardisten, die rauschend empfangen wurden. Trotz der mit Staub und Koth bedeckten Winterkleidung wurden sie durch den Volksfreund Grafen Breuner eingeführt; er selbst entschuldigte sich, daß er an dem Nichterscheinen des Kaisers in der Universität Schuld sei. An der Ecke der Bischofsgasse hatte sich ein Fremder an den Wagenschlag gedrängt, und dem Kaiser eine ungebührliche Bitte vorgetragen; dies gab Veranlassung, die weitere Fahrt abzukürzen. Ihr Ansuchen, daß der Kaiser oder einer der Erzherzoge an seiner Stelle sich den Studierenden zeigen möge, ihre Versicherung, daß deren sehnlichst erwartetes Erscheinen den lautesten, herzlichsten Jubel auf dem Universitätsplatze hervorbringen würde, wurde abermals vom Fürsten Windischgrätz entgegengenommen. Selber gab im Namen Sr. Majestät das Versprechen, daß am morgigen Vormittag der Kaiser sich dem Universitätskorps zum Zeichen seiner besondern Zufriedenheit mit dessen Leistungen und Gesinnungen zeigen würde. Zur bessern historischen Würdigung der gegenwärtigen Momente bedeutete er ihnen überdies, daß ein großer Theil der gegenwärtigen Reformen schon seit mehreren Monaten (??) zur Ausarbeitung vorliege. Der verehrte Graf Breuner erbot sich nun selbst, mit auf die Universität zu reiten, um die erwähnte Versicherung noch zu bekräftigen. Welch' erfreulichen Eindruck diese unter dem harrenden Universitätskorps hervorbrachte, bedarf nicht erst der Beschreibung.

Sachsenadel.*)

Als an des Rheines Felsenstrand
Der Ritter Burgen baute,
Und vor des Eisenmannes Hand
Dem frommen Bürger graute:
Da beugte vor gewalt'gem Streich,
Geknechtet, sich die Menge;
Da ward's im heil'gen deutschen Reich
Dem freien Mann zu enge.

Da zogen viele Wack're aus
Ein neues Land zu finden:
„Wir wollen uns ein neues Haus
Ein Haus der Freiheit gründen;
Uns winkt des Urwalds freier Schooß
Im fernen Ungerlande:
Drum reißen wir uns weinend los
Vom heimischen Verbande!"

„So leb denn wohl, o Vater Rhein!
Ha, trügst du keine Ketten,
Nicht wollten wir in Wüstenei'n
Die deutsche Freiheit retten;
O, deutsche Heimath, groß und hehr,
Nicht magst du uns verklagen:
Wir wollen deines Namens Ehr'
In ferne Lande tragen!"

„Im fernen Land soll fort und fort
Uns deutscher Geist durchdringen,
Es soll das traute deutsche Wort
Im Waldland nie verklingen:
Doch — was im theuren Heimatland
Verhaßt ist freien Söhnen —
Uns soll kein frecher Herrenstand
Im neuen Deutschland höhnen!"

Sie zogen von der Heimat weit,
Wohl ohne adlig' Wappen;
Was soll am neuen Freiheitskleid
Der buntgestickte Lappen?

*) Gedichtet einige Wochen vor den Märzereignissen.
D. Red.

Digitized by Google

Doch nicht vergaßen sie das Schwert,
Des freien Mannes Wehre:
Beschirmen soll's den neuen Herd,
Der neuen Heimat Ehre!

Sie nahmen von des Rheines Strand
Wohl mit den Pflug, die Rebe:
Daß auch das neue Heimatland
Gewohnte Labung gebe;
Mitnahmen sie den Hammer auch,
Das Webschiff und die Säge,
Daß dorten auch nach Bürgerbrauch
Ihr Arm des Handwerks pflege!

So zogen sie ins Waldland ein,
Wo Bär und Ur noch hauste;
Hei, wie da durch den Eichenhain
Der Aexte Schlag erbrauste!
Wie hinterm Pflug die Wildniß wich,
Der Fleiß sein Füllhorn streute,
Ein Kranz von schmucken Dörfern sich
Um stolze Städte reihte!

Doch, sagt, wer schützt die junge Saat
Vor Feindes Ungewitter?
Wer wird, o junger Bürgerstaat,
Nun deiner Freiheit Ritter?
Die Ritter ließest du am Rhein,
Die kühnen kräft'gen Recken;
Wer wird, wenn Feinde dich umdräu'n,
Mit ehrnem Arm dich decken?

Es drohet der Komane dir,
Der wilde Petschenege
Belau'rt aus dunkelm Waldrevier
Des frommen Bürgers Wege;
Und sieh', wie sich am Mittagsrand
Ein schwarz' Gewitter thürmet:
Weh' dir, mein Volk, im fernen Land,
Wenn's über dich auch stürmet!

Ja, Feinde rings! doch unverzagt
Sieht man die deutschen Gäste:
Die Freiheit hält bei Ihnen Wacht,
Und Muth heißt ihre Feste!
Nicht ließen sie am Rhein das Schwert,
Des freien Mannes Wehre:
Treu schirmt es nun den neuen Herd,
Der neuen Heimat Ehre!

Wer Art und Hammer schwingen kann,
Schwingt auch das Schwert als Krieger;
Der Bürger wird zum Rittersmann,
Zum Rittersmann der Pflüger!
Den Bürgersmann, den Bauersmann
Ehrt Königsbank zum Lohne,
Stolz kündigt ihm sein Banner an:
„Du fichst „zum Schutz der Krone!" "

Da stiegen stolze Burgen auf
Im Thal und auf den Höhen;
Die haben in der Zeiten Lauf
Manch' harten Strauß gesehen!
Und fragst du nach dem Rittersmann,
Der diese Burgen baute:
Der Bürger war's, der Bauersmann,
Der Solches sich getraute!

Der Bürgersmann, der Bauersmann,
Schlägt kühn des Königs Schlachten;
Da darf fürwahr kein Edelmann
Den Sachsenbau'r verachten!
Der Bürgersmann, der Bauersmann
Thürmt Wälle auf und Mauern:
Der Adel sucht, wenn Feinde nahn,
Beim Bürger Schutz, beim Bauern!

Drum singt am Rheine immerhin
Von euern Ritterburgen:
Der Sachse zeigt mit stolzerm Sinn
Auf seine Bauernburgen!
Die hat die Freiheit aufgebaut;
Gern möchte sie drin weilen,
Und Königsworte rühmen laut:
„Des Reiches feste Säulen!" —

Und wer im freien Sachsenland
Sich schämt nur „frei" zu heißen,
Und durch erkaufter Ehre Tand
Meint herrlicher zu gleißen:
Es kraft aus alten Mauern ihn
Der Ahnen Zorn und Tadel;
Ein treuer, freier Bürgersinn,
Das ist des Sachsen Adel!

Fr. Marienburg.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 20. Montag, den 15. Mai 1848.

Nachhall zur Unionsfrage.

Hermannstadt hat am 3. Mai durch den begeisterten Ruf: Heil und Segen der unzertrennbaren constitutionellen Monarchie! sein politisches Glaubensbekenntniß abgelegt; und dieser Ruf wird in allen sächsischen Gauen im freudigen Echo wiederhallen, ja bei allen Bewohnern des Vaterlandes den ungetheiltesten Anklang finden; denn welcher gutgesinnte Staatsbürger ist wohl nicht im Innersten davon überzeugt, daß der Fortbestand und das Wohl jedes Einzelnen dieses Völker- oder Länder-Conglomerats in der Aufrechthaltung und constitutionellen Kräftigung der Gesammt-Monarchie die sicherste Garantie hat.

Doch mit dieser loyalen Manifestation ist unserer Ueberzeugung nach, die Unionsfrage noch nicht erledigt; denn die engere Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn, dieses Zeitpostulat, steht in keinem Widerspruche mit der Grundidee der untrennbaren Monarchie. Wir sind daher der Meinung, daß Hermannstadt durch diesen öffentlichen Act blos die Grundlage, auf welcher die Union im Geiste der pragmatischen Sanction ruhen muß, feststellen, andererseits aber dem durch Böswillige verbreiteten Gerücht, als schlummere im Hintergrund der Union eine separatistische Tendenz, so kräftig als möglich begegnen wollte.

Traurig genug, daß solchen Verdächtigungen hie und da Glauben geschenkt wird, und noch trauriger, daß zur Depopularisirung der zeitgemäßen Unionsidee die unlautersten Mittel angewendet werden; oder bewegen sich vielleicht die anonymen Rathgeber auf gesetzlichem Wege, welche unter dem Deckmantel der pragmatischen Sanction, nicht nur die sächsische Nation, sondern sämmtliche Erblande auffordern, sich der Union zu widersetzen? — welche der sächsischen Nation den Rath ertheilen, sich als Provincia Cibiniensis, vom Lande zu trennen und mit den Erblanden zu verbinden? — oder welche gar eine Union mit den Wallachen einer Union mit Ungarn vorziehn? Die pragmatische Sanction ist nicht ein Völkervertrag, welchem die Festsetzung des politischen Gleichgewichtes der einzelnen Provinzen zum Grunde lag; sie ist ein Vertrag zwischen dem Regenten und seinen Völkern, welcher blos die Erbfolge regelte, und das Princip der gegenseitigen Unterstützung aller demselben Scepter unterworfenen Provinzen aufstellte! Mit welchem Rechte könnten sich also fremde Provinzen in die Unions-Angelegenheit mengen? oder welcher Nachtheil könnte daraus für sie entspringen? und würde die Unterstützung des vereinten Ungarns nicht schneller und nachdrücklicher erfolgen, als wenn diesfalls erst mit zwei Ländern verhandelt werden müßte?

Die Provincia Cibiniensis aber ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Chimäre! das zerstückelte, von fremden Elementen umfluthete, kleine Gebiet, welches die Deutschen, nicht mehr ausschließlich, sondern mit fremden Nationen stark durchspickt, bewohnen, ist nicht mehr geeignet die Rolle der einstigen Provincia Cibiniensis zu spielen. Und nun gar die unheilschwangere Idee einer Vereinigung mit den Walachen oder Erhebung derselben zur vierten ständischen Nation.

War nicht bisher schon des Kampfes genug mit drei ständischen Nationen, soll nun auch die vierte auf dem Kampfplatz erscheinen, und durch Verfolgung ihrer National-Interessen den Knäul politischer Wirren noch mehr verwickeln, und den gesetzgebenden Körper ewig dazu verdammen, jeden Wunsch nach durchgreifenden Reformen durch National-Eifersüchteleien paralisirt zu sehen?

Wir wollen die Stimmen, die aus Wien und Hermannstadt über diese hochwichtige Frage bisher ertönten, noch nicht als den Ausfluß des National-Willens hinnehmen; noch hat sich die Universität hierüber nicht ausgespro-

Digitized by Google

chen, noch haben die sächsischen Kreise ihr Votum nicht abgegeben, und ehe dies geschieht, wird wohl auch die Universität Anstand nehmen ohne Einfluß des Volkswillens, ohne positive Instruction der Consur-Deputirten einen Beschluß zu fassen und ihre individuelle Ansicht dem Volkswillen unterzustellen. — Aber zu wünschen wäre es, daß die sächsischen Jurisdictionen, jetzt nachdem auch Se. Majestät die Ständeversammlung am 29. Mai genehmigt und die Unionsfrage als einen Hauptgegenstand der Berathung aufgestellt hat, — bald einen bestimmten Entschluß fassen und Landtagsdeputirte wählen wollten; denn die Zeit drängt, die Deputirten der Ungarn und Szekler sind schon längst gewählt und die dritte ständische Nation wird wohl den Landtag nicht in die unangenehme Lage versetzen wollen, de me sine me eine Entscheidung fällen zu müssen.

Unter dem unmittelbaren Schutze der ungarischen Krone stieg der Wohlstand und das Ansehen der sächsischen Nation zu einer kaum geahnten Höhe, und ihr Verfall schreibt sich nur aus den Zeiten der Separation her, wo früher die Willkührherrschaft der Nationalfürsten, später aber der Druck der ständischen Verfassung am Mark des Volkes sogen; wie könnte also die sächsische Nation, nach 300jähriger Trennung voll schwerer Prüfungen, die ihr auf gesetzlichem Wege vom Stammlande gebotene Hand zur Wiedervereinigung mißtrauisch von sich stoßen? sollte sie jetzt, da sich Ungarn nach einer kurzen aber glorreichen Anstrengung der Feudalfesseln entledigt, und statt eines Reiches privilegirter Kasten einen constitutionellen Staat gleichberechtigter Bürger gegründet hat, — an den liberalen Institutionen nicht Theil nehmen wollen, welche mit ihrer eigenen Municipalverfassung so sehr im Einklang stehen? oder will sie etwa mit Rückblick auf die Autonomie des Landes, worin sie aber seit Abschaffung des votum curiatum eine äußerst subordinirte Rolle spielte, den Versuch wagen, die Reformen, welche Ungarn schon errungen hat, auch in Siebenbürgen Schritt für Schritt durchzuführen? Doch wie vielen politischen Zuckungen wäre dabei das Vaterland ausgesetzt, wie zweifelhaft der Ausgang, und bei den nicht mehr zu beseitigenden Wünschen, ja stürmischen Forderungen, wegen Aufnahme einer vierten Nationalität in den siebenbürgischen Völkerbund, wie gewiß der künftig noch geringere politische Einfluß der sächsischen Nation.

Wir halten daher unter den gegebenen Verhältnissen die Union nicht nur für einen gesetzlichen Schritt, sondern für eine dringende Forderung der Zeit und Politik, und sind der Meinung, daß diese schon seit Jahren in Verhandlung stehende, auf dem letzten siebenbürgischen Landtag positiv ausgesprochene und im VII. Artikel des vor Kurzem geschlossenen ungarischen Reichstags auch durch Se. Majestät sanctionirte Idee nicht schnell genug in's Leben treten kann. Wir wollen nicht läugnen, daß im Gefolge der Union, wenn auch nicht materielle, so doch manche politische Verluste die sächsische Nation bedrohen; aber hat nicht der ungarische Adel dem Wohl des Vaterlandes und der Gründung eines freien Bürgerstandes noch größere Opfer gebracht? — Die Reformen, welche Ungarn durchgefahren hat, sind eine Forderung des Zeitgeistes, sie können auch bei uns nicht länger verweigert werden, ohne das Land in Anarchie zu stürzen; und Wir sind der festen Ueberzeugung, daß in der Union die sicherste Garantie für einen friedlichen Uebergang und Gründung einer volksthümlicheren Verfassung, als die bisherige war, liegt.

Klausenburg, den 11. Mai 1848.

J. V. B.

Nehmt ein Exempel dran!

An alle Polizeispitzeln und Freunde der Ligorianer.

(Aus der allgemeinen Theaterzeitung.)

Man sollte glauben, das Unwesen der sogenannten Polizeispitzeln oder Ruderer hätte denn doch einmal das heißersehnte Ende erreicht; aber nein — sie sind gesonnen, wie es scheint, ihr elendes Gewerbe noch ferner fortzutreiben, keine noch so große Demonstration kann sie davon abschrecken. Es wurden doch schon so viele dieser Spitzeln auf der Universität eingefangen und furchtbar blamirt, ein Stock eines solchen, den ein Student, als er Nachts am Glacis angefallen wurde, eroberte, ist in der Universitätshalle zum ewigen Angedenken aufgehängt und darüber steht die Inschrift: „Corpus delicti eines constitutionellen Spitzels, erobert am 19. April 1848;“ man haßt, verachtet diese Leute, der Fluch der Menschheit lastet auf ihnen und — doch hören sie nicht auf, Feinde der freien Gedanken, Reden zu sein, wagen sich noch in einem fort auf die Universität, um die Disputationen allbort zu belauschen und dann am gehörigen Orte darüber Bericht zu erstatten. So wurden vorgestern auf der Universität nicht mehr als drei — solcher verruchter Polizei-Spione eingefangen — das war zu viel, man mußte ein warnendes Beispiel öffentlich anstellen, um diesen niederträchtigen Creaturen zu zeigen, wie man künftighin gegen sie verfahren werde, wenn sie es wagen, irgendwo zu erscheinen, wenn sie sich erkühnen, den nunmehr freien Herd der Ge-

Digitized by Google

danken und der Worte mit Schakalenblicken zu bewachen, mit ihren Eselsohren zu behorchen. Was suchen, was wollen Spitzeln auf der Universität? Wollen sie vielleicht dem dort aufgehängten Spitzelstock ihr Mitleid bezeigen? Wollen sie ihn vielleicht gar wieder erobern? — das wird schwer gehen, denkt an euern Collegen Ignaz Rößler und nehmt ein Exempel dran. Dieser Polizeispitzel wurde vorgestern auf der Universität eingefangen und gestand im Verhöre, das mit ihm vorgenommen wurde, daß er ein Spion der Polizeibehörde der Vorstadt Wieden sei, daß er monatlich für sein Spioniren 15 fl. C. M. erhalte, u. s. w. Ist dies nicht niederträchtig? — Wir brauchen keine Spione, wir sind keine Hunde, die man an der Kette hat, will man uns aber zu solchen machen, dann werden wir aufspringen und unsere unheimlichen Wächter zerfleischen. — Gottlob, die Presse ist frei, und ich frage nun, wer ist jene Behörde oder jene Person, die noch fortwährend auf eine so elende Weise das Geld verschleudert, es muß an das Tageslicht kommen, wer noch so unverschämt ist, solche elende Creaturen zu bezahlen, während Hunderte armer, redlicher Leute, arbeitslos sind und hungern müssen. Die Pest über diese Schakalenbrut, die noch jetzt Spione unterhält!!! Die geheime Polizei ist abgeschafft, das Volk hat sie verdammt und bei der vorgestrigen Gefangennehmung hat es seinen Unwillen laut — unendlich laut gezeigt. Nachdem jener Spitzel seine Schuld angezeigt hatte, erhielt er eine Tafel auf die Brust, worauf „Polizeispitzel" stand, wurde auf allen drei Balconen der Universität zur Schau ausgestellt und von dem, in unzähligen Massen versammelten Volke mit Pfeifen empfangen. Hätte man ihn in diesem Augenblicke der Wuth des Volkes preisgegeben, er wäre zertreten worden; weil die Stimmung Aller eine furchtbare war, so führte man ihn, um sein Leben zu retten, in einem Menageriewagen, gezogen von zweien Männern, durch die Stadt nach dem Hauptquartier der Nationalgarde, in das bürgerliche Zeughaus. Vor, neben und hinter dem Wagen waren Studenten und Nationalgardisten mit Waffen: der Andrang des Volkes, das am ganzen Wege pfiff, war so groß, daß man den Wagen nur langsam vorwärts bringen konnte. Beim bürgerlichen Zeughause angelangt, wurde er der Wache übergeben, in ein Zimmer abgeführt und nochmals verhört. Nehmt ein Exempel dran, ihr Alle, die ihr noch Spione seid; so wird es jetzt mit jedem ergehen, der als Polizeispitzel ertappt wird, und wir wollen sehen, ob diese niederträchtige Brut nicht baldigst gänzlich ausgerottet sein wird. Dieser Vorfall hatte unter der ganzen Bevölkerung Wiens eine furchtbare Stimmung erregt und Abends eine Unzahl von Menschen in den Straßen versammelt, um Mehreren durch Katzenmusik ihren lauten Unwillen an den Tag zu legen. — Bevor ich ein Näheres darüber sage, finde ich mich veranlaßt zu bemerken, daß diese Katzenmusik nicht unmittelbar von den Studenten ausging, daß nur wenige derselben daran Theil nahmen und die meisten nur mitgingen, um Beschädigung des Privateigenthums hintanzuhalten. Die erste Katzenmusik wurde wieder dem juridisch-politischen Lesevereine gebracht, galt jedoch nur jenen Illiberalen, welche die schwächere Partei der Liberalen unterdrücken wollen. Von da ging der Zug vor die Polizei-Oberdirection, da fing das Gejolle erst recht an; der Unwille des Volkes wuchs, man erstieg das Portal des Hauses, riß die Tafel herunter und zertrümmerte sie. In diesem Augenblicke erschien der provisorische Polizeidirector Dorn und erklärte, daß gegenwärtig keine Polizeispione mehr existiren, daß die sich irgendwo zeigenden von keiner Behörde beauftragt seien, sondern nur eigenmächtig handelten, und daß künftighin kein Polizeidiener sich anders, als in Uniform zeigen dürfe. Auf diese Erörterung zog man weiter über den Graben zum Palais des Erzbischof. Aber das Palais war von Studenten besetzt, und so zog man weiter, abermals zum Lesevereine, und von da in die Leopoldstadt zu jenen Bürgern, die im Namen aller (?) Christen eine Bittschrift für die Liguorianer eingereicht haben. Vor ihren Häusern ging ein furchtbarer Lärm los, und sie mußten sich an den Fenstern zeigen. Nun werden sie doch die Ueberzeugung haben, daß es nicht der Wille der Christen ist, die Liguorianer zurückzurufen, sondern, daß diese Pfaffen-Secte furchtbar gehaßt wird, und mit ihnen alle ihre Vertheidiger, Betbrüder und Betschwestern. Wir brauchen keine Pfaffen, die nichts thun als essen und trinken; wir brauchen würdige Priester, die der guten Sache das Wort reden, die das Volk belehren, bessern, aufklären. Das sind echte Priester, vor diesen ziehen wir den Hut, aber vor solchen Mißgeburten mag uns der Himmel zeitlebens bewahren. Das Volk hat die Liguorianer verbannt; wie lächerlich ist es also, wenn man sich erdreistet, die bei der Vertreibung Betheiligten, zur Verantwortung ziehen zu wollen. Auch ich war dabei, zieht mich zur Verantwortung, ihr werdet es wohl nimmer wagen, denn das Volk wird die Vollstrecker des Willens des Volkes auch schützen. Ihr Freunde der Liguorianer habt gesehen, wie euch das Volk seine Verachtung zeigt; ihr heimlichen Betbrüder, die ihr noch für die Liguorianer seid, — nehmt ein Exempel dran.

J. M. Schleichert.

Digitized by Google

Stimmen aus Oesterreich über die Bestrebungen der Magyaren

Die Oesterreicher und die Ungarn sind aus dem Felde der Journalistik etwas unsanft aneinander gerathen. Es ist aber die beste Hoffnung vorhanden, daß der Kampf auf dem Feld, wo er begonnen, ohne Schaden ausgefochten werden wird! Die officiellen Mittheilungen des ungarischen Ministeriums, besonders aber jene, worin die Zurückziehung der ungarischen Truppen aus Italien verlangt wird, haben in Oesterreich eine gewaltige Sensation erregt und die Oesterreicher über die Magyaren aufgeregt. — In den ungarischen Journalen wird dagegen demonstrirt. Beide Ansichten sollen in diesen Blättern Aufnahme finden. — Unter den vielen Artikeln gegen Ungarn wollen wir jenen aufnehmen, welchen die österreichische Zeitung vom 9. Mai unter den Rubrik: „Verblendung der Magyaren" bringt, — und als Gegenansicht: „Die Schreier aus Wien" der Morgenröthe entlehnen. Der Artikel in der österreichischen Zeitung lautet:

„Die gerühmte Brüderlichkeit ist zur Ironie geworden. Der Oesterreicher begreift nun, wie er mit Ungarn steht, der Jubel ist verstummt, die Apologien ungarischer Hochherzigkeit haben aufgehört. Die ungarische Presse beeilt sich, das bereits Klare noch klarer zu machen — sie sagt uns ganz trocken: „es freute uns und ist recht schön, daß Ihr euch frei gemacht; übrigens wollen wir von Euch nichts wissen."

Der Engländer macht uns Deutschen den Vorwurf, daß unsere Politik mehr eine Politik des Gefühls als des Verstandes sei. Nun denn, so wollen auch wir Oesterreicher derb und trocken reden, alle Sympathien bei Seite lassen und lediglich den Verstand zu Rathe ziehen. Dieser belehrt uns, daß zwar dem Eljenrufe über die von uns errungene Freiheit schnöder Egoismus zu Grunde lag, daß aber die Magyaren selbst in großem Irrthume sind, wenn sie glauben, daß der Separatismus ihrem eigenen Interesse entspreche.

Das Magyarenthum von Oesterreich losgerissen hat keine Zukunft. Das unabhängige Ministerium, welches wir im ersten Taumel der Freude dem drängenden Ungar gewährten, ist des Magyarenthums Verderben. Was wir prophezeiten, ist eingetroffen. Der Tag der Vergeltung kam eher als wir dachten. Die Slaven stehen den Magyaren drohend gegenüber. Die Ersteren schon im eigenen Lande den Letzteren an Zahl bei Weitem überlegen, zeigen übermüthig auf die Millionen ihres Stammes in den Nachbarstaaten. Thorheit wäre es zu behaupten, der magyarischen Sprache werde nach wie vor das Principat in Ungarn verbleiben. Schon jetzt sieht sich der Magyare genöthiget, dem Croaten und Slavonier Zugeständnisse zu machen, welche noch vor einigen Monaten für unmöglich gehalten worden wären. Bloße Zugeständnisse werden aber offenbar nicht genügen. Der Slave wird herrschen wollen, wie es früher der Magyare gethan. Und er wird herrschen, wenn der Magyare nicht bei Zeiten zur Besinnung kommt. Enger als je muß der Magyare sich an Oesterreich anschließen, in seiner isolirten Lage kann er Oesterreichs Schutz nicht entbehren. Ja Oesterreich muß euch schützen, stolze Magyaren, sollt ihr nicht aus der Reihe der Völker verschwinden. Ihr seid empört über diese ungewohnte Sprache, aber sie ist die Sprache der Wahrheit. Ihr wollt und nicht beistehen im Kampfe gegen Italien? — auch ohne Italien, auch ohne Galizien würde Oesterreich nicht zu Grunde gehen; seine Nationalität, seine Festheit wird unter allen Umständen unangetastet bleiben, denn hinter und mit Oesterreich stehen vierzig Millionen Deutsche. Ihr aber steht allein, eure Nationalität wird ohne uns eine leichte Beute des euch umfluthenden Slaventhums. Ihr sollt uns nicht mehr der Sentimentalität beschuldigen und darum sagen wir euch kurzweg, daß wir eurer nicht bedürfen und daß es an uns ist, die Bedingungen des ferneren Verbandes mit euch zu dictiren. Wollt ihr diese Bedingungen nicht eingehen, so werden wir euch eurem Schicksale überlassen. Der Stand der Dinge zwischen uns kann nicht bleiben wie er ist, soll das Band für uns nicht zum Fessel werden. Biegen oder brechen! Nicht rächen wollen wir uns, nicht den Slavismus gegen euch reizen — obwohl die Politik der Selbstsucht, an welche ihr fortwährend appellirt, dies entschuldigen würde — allein sagen müssen wir euch, daß, wenn die Trennung von dem durch Jahrhunderte in Leid und Freud verbrüderten Ungarn unserm Herzen widerstrebt, diese Trennung mit euren wohlverstandenen Interesse noch weniger im Einklange steht." (Schl. f.)

Zur Nachricht für Bürgergarden!

Unter der Presse befindet sich:

Abrichtungs- und Exercier-Vorschrift für die Kronstädter Bürgerwehr.

Dieselbe ist sehr faßlich und practisch ausgearbeitet und wird nächstens erscheinen. Kronstadt, 15. Mai 1848.

Johann Gött.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 21. **Montag, den 22. Mai** **1848.**

Wehrmann.

Ein Wehrmannslied, ein Feuerlied
In kriegerisch heiterm Kleid —
Wer dichtet uns das neue Lied
Für die neue, die freie Zeit?

Kein Herrenpreis und Fürstenlob!
Das hat uns nimmer beschirmt!
Wir wollen keine Gnaden mehr,
Wir haben das Recht erstürmt.

Kein Friedenslied, kein Kinderlied
Die „alten Herrn" zu erfreu'n, —
Ein dräuend Lied von Schwerterblitz
Und Freiheitssonnenschein!

Kein Lied des Hasses und des Fluchs
Zu zerfleischen das Vaterland!
Den Nationen ein Friedenslied,
Den Oelzweig dem Sachsenland!

Ein Kriegslied wider Herrendrang,
Das uns die Brust durchglüht
Zum Streite wider Zwang und Nacht:
Ein freies Männerlied!

Ein freies Lied, ein Wehrmannslied
Voll Stolz und Kraft und Saft!
Frischauf! denn kommen wird das Lied
Mit der neuen Sachsenkraft!

Martin.

Worte des Friedens!*).

Zwei Feinde hat das Beste und Heiligste, was die Vorsehung gewährt oder des Zeitgeistes unaufhaltsamer Gang zur Reife bringt, und diese zwei sind: Der Unverstand in allen seinen Nuancen und die Selbstsucht.

Daher kommts, daß nach dem Zeugnisse aller Geschichte das Menschengeschlecht nie eine große Veränderung ohne kleinere oder größere Erschütterungen bestanden hat. Wie die Individuen, so haben auch die Massen ihre Tugenden und ihre Fehler; und die Manifestationen derselben unterscheiden sich darin, daß die kleinere Zahl auf die Waffen des Geistes gewiesen ist, wenn sie gegen die Irrthümer und die über die Ufer getretenen Leidenschaften der Massen ankämpfen soll.

Die Masse, der große Haufe, von Einzelnen, die von der Leidenschaft fortgerissen, die Folgen nicht zu berechnen vermögen, aufgereizt, hat immer und zu aller Zeit die schönsten und edelsten Kraftentwickelungen mit Blut und Schmach befleckt. Diesen Uebergang über die Brücke des Blutes der Zerstörung hat die Vorsehung den Völkern noch nie erlassen. — Wir haben schnell in das Siegeshorn geblasen und das unserer Nation eigenthümliche sanguinische Temperament hat von einer friedlichen Umgestaltung geträumt.

Die traurigen und zum Theil schmachvollen Ereignisse der jüngsten Zeit beweisen es, daß wir uns in unserer Rechnung getäuscht haben; wir waren nicht umsichtig genug jene beiden Gegenkräfte: Unverstand und Selbstsucht mit in Rechnung zu nehmen. Es ist dahin gekommen, daß in einigen Theilen des großen Ungarlandes Unruhe, Auf-

*) Der nachfolgende Aufsatz ist aus dem Erdélyi Híradó vom 12. ai. M

Digitized by Google

rubr und Plünderung herrschen; daß friedliche Bürger aus ihren Wohnstätten gejagt; fremdes Eigenthum weggenommen wird, und daß die kleinern und größern Völkerstämme andern gänzliche Niedermetzelung und Ausrottung bereiten; dahin ist's mit der Freiheit heiliger Sache gekommen, daß die rohe Tyrannei elender zerlumpter Rotten ihr eisernes Scepter drohend über uns zu schwingen beginnt.

Es ist also an der Zeit, dem Vaterlande die Zinsen vom Capitale unserer Gesammterkenntniß darzubringen und ohne irgend welchen lächerlichen Anspruch auf Unfehlbarkeit — nicht unserer Träume und Phantasieerzeugnisse, sondern unsere innersten Ueberzeugungen auszusprechen: Das Gute soll die Oberhand gewinnen, aber laßt uns einander anhören.

Die für unabsehbare Zeiten berechneten Zwecke der Vorsehung kann der beschränkte menschliche Verstand nicht erkennen, ja auch nur die nächste Zukunft vermögen wir nur zu ahnen. Aber es gibt Dinge, für deren Auffassung es nur offene Augen und etwas Erinnerungsvermögen bedarf.

Wer die zwei oder drei letzten Jahrzehnde hindurch die europäischen Ereignisse und die politische Presse mit Aufmerksamkeit beobachtet hat, der mußte sich überzeugen, daß zwischen dem großen und gebildeten deutschen und dem noch zahlreichern, aber in asiatischem Geiste befangenen und seiner Mehrzahl nach auf der untersten Stufe der Bildung stehenden slavischen Elemente und den diesfälligen Nationalitäten sich wegen der Oberhand und Leitung der europäischen Angelegenheiten ein Kampf auf Leben und Tod vorbereitet.

Von welcher Bedeutung und entscheidenden Wichtigkeit dieser Umstand für die zwischen andern Nationen eingeklemmte ungarische Nation sei, geht wohl schon daraus hervor, daß derselbe schon seit lange die Aufmerksamkeit der Einsichtsvollern in Anspruch nahm.

Wenn die ungarische Nation jene (nach unserer individuellen Meinung) kaum lange Zwischenzeit von Jetzt bis zur Catastrophe des erwähnten unausbleiblichen Zusammenstoßens nicht ohne Säumen dazu benutzt, daß sie sich im Interesse einer der beiden großen Nationen äußert, ihre aufrichtige, durchaus rücksichtslose Sympathie für dieselbe ausspricht und zu einem edlen, ewigen Bunde die Hand bietet, so wird unzweifelhaft in Folge theils der geringen Anzahl, theils der geographischen Lage der ungarischen Nation dieses Zusammenstoßen über deren Trümmern geschehen.

Wir haben es ausgesprochen, daß wir keine Unfehlbarkeit ansprechen, aber nach unserer individuellen Meinung ist bei solcher Lage die Wahl nicht schwer: Denn es steht auf der einen Seite die civilisirte, intellectuell und materiell ausgebildete, sich erkämpfter freier Institutionen bereits freuende und solche noch zu erringen hoffende Deutsche, auf der andern Seite die zurückgebliebene und größtentheils unter asiatischem Despotismus niedergedrückte slavische Nation, oder mit andern Worten, auf der einen Seite constitutionelles Leben, auf der andern Rohheit und Knechtschaft.

Es ist demnach des Ungarn ungesäumte Pflicht gegen sich selbst und gegen Europa: während der wichtigen Zwischenzeit der großen deutschen Nation zu ewigem Bunde aufrichtig und mit vollem Vertrauen die Hand zu bieten, ihr unverhüllt seine Sympathie an den Tag zu legen, und so zu handeln, daß sie des deutschen Volkes Vertrauen und dessen bereits in bedeutendem Grade sichtbare Sympathie in möglichst größtem Maße gewinne.

Da die Sache also steht, können wir dem Gott der Ungarn nicht genug danken, daß er unser Volk zu einem großen integrirenden Theile der österreichischen Monarchie gemacht und uns somit zugleich auf dasjenige Terrain gestellt hat, wo wir unser Geschick auf sichere Grundlagen bauen können.

Wir glauben, daß es unsere heilige Pflicht, unsere dringendste Aufgabe ist, bei jeder Gelegenheit, auf allen Kreisversammlungen und zumal auf dem hier in Siebenbürgen mit Nächstem abzuhaltenden Landtage, am öftersten und entschiedensten es auszusprechen: daß wir es nicht nur wünschen, sondern auch verlangen, daß das vereinigte (összes) Ungarn wie bisher so auch forthin einen untrennbaren integrirenden Haupttheil der unter der österreichischen (austriai) Dynastie der österreichischen (osztrák) Monarchie ausmache, und daß wir diesen unsern Grundsatz und Beschluß mit Gut und Blut treu und männlich zu vertreten bereit sind.

In der That nie dürften wir das mit mehr Zuversicht und Bereitwilligkeit thun können als eben jetzt, da unser eigenes constitutionelles Dasein und dessen weitere segensreiche Entwickelung dadurch, daß die übrigen Staaten der österreichischen Monarchie zu constitutionellem Leben gelangten, garantirt ist und somit der bisherige unbehagliche Zustand aufhört, der darin seinen Grund hatte, daß im Gesammtverbande der Staaten der österreichischen Monarchie nur das einzige Ungarn eine Verfassung besaß.

Aus allem diesem folgt von selbst auch das, daß wir aufrichtig trachten müssen, die mit uns wohnende von einzelnen unverständigen, oder selbstsüchtige Interessen verfolgenden Aufwieglern gegängstete sächsische Nation zu beruhi-

Digitized by Google

gen. Wir sind davon vollkommen überzeugt, daß die schönen germanisch-democratischen Institutionen*) der sächsischen Nation, welche in das neue ungarländische System am besten hineinpassen, ungekränkt bleiben werden, und daß die ungarische Nationalität ohne alle Gefährdung ihrer selbst den Sachsen den Gebrauch ihrer Nationalsprache in dem möglichst größten Umfange gewähren kann und muß.

Sehen wir dieser Frage gerade in's Gesicht: und wir werden finden, daß auf einem solchen loyalen Verfahren gegen die sächsische Nation nicht nur kein Schaden, sondern sogar Nutzen für uns erwächst.

Denn wir glauben nicht, es könne jemanden geben, der dafür hielte, daß die kaum 240,000 Kopf starke Nation, wie immer sie ihre Sprache gebrauche, uns sie so sehr an Zahl überwiegende Ungarn zu assimiliren und aufzulösen vermöchte.

Im Gegentheil können wir die Sympathie des großen deutschen Volkes, mit dem wir so gern einen ewigen Bund zu schließen wünschen, kaum in größerm Maße gewinnen, als dadurch, daß wir ihre zwischen uns wohnenden Sprößlinge nicht nur schonen, sondern gegen sie bezüglich ihrer Sprache auf die möglichst loyale Weise handeln.

Wenn in Hermannstadt die schwarz-gelbe Fahne darum aufgepflanzt wurde, daß die sächsische Nation dadurch ihren Willen für ihre Untrennbarkeit von dem österreichischen Herrscherhause und der großen österreichischen Monarchie ausspreche: so können wir das als Männer der freien Meinung im Geringsten nicht tadeln: im Gegentheil glauben wir, daß die ungarische Nationalfarbe neben jener schwarz-gelben in friedlichster Eintracht hätte bestehen können zum Zeichen dessen, daß das gesammte Ungarn seine Entwickelung auf friedlichem Wege als ein Hauptglied im Vereine der österreichischen Staaten am sichersten erreichen könne; und auch zum Zeichen dessen, daß die österreichische Monarchie nur so eine europäische Macht bleiben kann, wenn es Ungarn seinen vorzüglichsten integrirenden Theil nennt, und weil es ein ungarischer König aus dem Blute der Arpaden war, der unsern sächsischen Brüdern fast den schönsten Theil unseres Vaterlandes zur Wohnung gab, und wir unsere sächsischen Vaterlandsgenossen für viel zu loyal halten, als daß sie dies vergessen könnten und wollten.

Johann Bethlen d. ä.
Nicolaus Josika.

*) Die nach gerade leider einen etwas starken bureaukratischen Zusatz bekommen hatten. D. R.

Wohlthun muß es uns, aus dem Schwall leidenschaftlicher und unredlicher Invectiven gegen unser Volksthum, mit denen auch in der letzten Zeit die vaterländischen ungarischen Blätter freigebig waren, endlich einmal eine humane und dabei die Sachlage in ihren tiefsten Gründen erfassende Sprache zu vernehmen. Lassen Sie, edle Verfasser dieß ihre hier ausgesprochenen Ansichten und Grundsätze übergehen in das magyarische Nationalbewußtsein; lassen Sie jene Maßlosen, welche die Ungebundenheit, Freiheit nennen, die ihren Patriotismus im Auflösen aller Ordnung, im wahnsinnigen Hasse besonders gegen das Sachsenvolk am glänzendsten darzuthun meinen, lassen Sie diese der Besonnenheit und Vernunft und Gerechtigkeit weichen: dann werden Sie die Sachsen zu vertrauensvoller Hingebung gewiß nicht schwerfällig finden, und die Nation, — d. i. die Nation und nicht jene Kotterie von bureaukratischen Fechterlingen, die den Namen der Nation usurpirten, und deren Wirthschaft nun ein Ende haben soll —, wird in den Losungsruf der Magyaren „Union!" mit Jubel einstimmen. Magyaren! seid menschlich, gerecht — großmüthig, laßt unser Eigenthum und Heiligthum die Gränzen unseres Rechts und Gebietes unangetastet, macht nicht Anforderungen, deren Gewährung unsere Lebensader zerschneiden würde, und wir sind euer, aufrichtig, ehrlich, deutsch! Der Kampf, der auf dem Felde der Politik und Journalistik bisher zwischen uns geführt wurde, war — ihr müßt es gestehen, doch von unserer Seite nur ein Vertheidigungskampf. Wir werden, wir dürfen ihn bei fortgesetzten Angriffen nicht aufgeben, und sollten wir zu den Mitteln der äußersten Verzweiflung greifen müssen! Laßt uns Frieden machen! J. Bethlen und Nic. Josika haben oben die Präliminarien angedeutet. Lasset uns Frieden machen — aber ja keinen faulen — einen lebenskräftigen freien, frischen Frieden!!!

Stimmen aus Oesterreich über die Bestrebungen der Magyaren.

(Schluß.)

In unserer vorigen Nummer brachten wir einen Artikel, der gegen die Magyaren zu Felde zog und ihnen wegen ihrer Trennungsgelüste eine scharfe Strafpredigt hielt. — Die in Wien erscheinende „österreichische deutsche Zeitung" und die Pesther „Morgenröthe" nehmen sich der Magyaren an. Die österreichische deutsche Zeitung läßt sich also vernehmen: „Einige Journale, deren politische Sehweite nicht über den Teller hinausreicht, gefallen sich seit einiger Zeit auf einer Seite die beste deutsche Gesinnung zur Schau zu tragen, und auf der nächstfolgenden mit schwarz-gelbem Schnabel auf die Magyaren loszuhacken. O heilige Ein-

Digitized by Google

falt! Abnt ihr denn nicht, daß die Magyaren die natürlichen Bundesgenossen Deutschlands an der unteren Donau sind, daß sie das Bedürfniß ihrer Lage, der Trieb der Selbsterhaltung zu eben so ergebenen Freunden des deutschen Volkes machen muß! als sie jetzt trotzige Vasallen der österreichischen Regierung sind! die sich auf die Slaven stützt und die Deutschen und Magyaren verräth? Wenn es euch also mit eurer deutschen Gesinnung ernst ist, so denkt künftig zuerst an die Deutschen, dann an die Magyaren, dann an gar nichts und dann erst an die Geldverlegenheit der k. k. österreichisch-slavischen Regierung. Jetzt geht und bessert euch, laßt ihr euch aber nochmals ertappen, so wird man euch als Solchen begegnen, die zugleich mit der Freiheit kokettiren und mit dem Absolutismus buhlen wollen."

Die „Morgenröthe" sagt: „Da oben in Wien klagen uns verschiedene Zeitungen der Untreue an, sie werfen uns vor, wir heucheln Freundschaft, aber wir trügen im Herzen keine rechte Liebe zu den Völkern jenseits der Leitha, wir wären nicht im Stande ein Opfer für sie zu bringen, wir ließen sie im Stich an dem Tag der Noth.

Und weßhalb dieses Geschrei? Weil wir ihnen nicht so zwei hundert Millionen Gulden und hundert Tausend Mann verleihen wollen um Venedig um die Lombardei, wie sie es nennen, zur Pflicht zurückzuführen.

Auf diesen Lärm antworten wir nur einfach folgendes: Die alten patriarchalischen Redensarten von Verbrüderung, von Treue und Herzlichkeit zwischen den Völkern waren von jeher Redensarten und haben heute wo die Völker nicht mehr durch Diplomaten und Hofzeitungen sprechen, sondern den Mund selbst aufmachen allen Sinn verloren. Es gibt jetzt kein anderes Band zwischen Völkern als das des gemeinschaftlichen Wohles. Ungarn schließt sich nun darum an die österreichischen Lande und mit ihnen an Deutschland, weil wir fühlen, daß unsere Sicherheit nach Außen, unsere Förderung im Innern diesen Anschluß für beide Theile zu einer Nothwendigkeit machen.

Aber soll dieses Band nicht reißen, darf es kein Gängelband werden: auch ins Schlepptau lassen wir uns nicht nehmen — wir sind selbstständig und mündig.

Wir werden weder Geld noch Blut sparen, wenn wir eure Unabhängigkeit bedroht, eure Interessen gefährdet sehen, mag die Gefahr von welcher Seite immer kommen, aber wenn ihr bei Laune seid irgendwo Krieg zu führen, werden wir uns überlegen, ob man wohl daran thut.

Offen und entschieden wollen wir es euch sagen: Dieser Krieg in Italien, von Metternich angezettelt, von Fiquelmont fortgeführt und von einer intriguirenden Camarilla genährt und erhalten, schint uns weder ehrenvoll noch nützlich für euch selbst. Dieser Krieg in Italien ist kein Bürgkrieg, wie ihr vorspiegelt. Die österreichische Bevölkerung zeigt nirgends Enthusiasmus und Leidenschaft dafür. Einige Hundert Vagabunden ausgenommen, die man in Wien durch Geld gefodert, strömen von keiner Seite Menschenmassen herbei um die vergeblich gefährdeten Interessen des Landes zu vertheidigen.

Das ist kein Bürgerkrieg, wo auf der einen Seite der mit Recht erzürnte Bewohner seines unglücklichen Landes, auf der andern Seite eine sklavische Soldateska steht, die sich für das Avancement schlägt oder aus Furcht vor dem Profossen. Das ist ein Eroberungskrieg von altem Datum, wir aber wollen unsere Hände nicht besleckken mit dem Blute einer für Unabhängigkeit kämpfenden Bevölkerung, wir wollen den Jammer eingeäscherter Städte und Dörfer nicht auf unser Gewissen laden. Wir wollen den Engländern den Ruhm überlassen für den Absatz ihrer Waaren diplomatische Ränke zu spinnen und Völker zu zertreten.

O ihr seid noch lange nicht heraus, da oben in Wien, aus der alten Diplomatentheorie! Ihr seid noch stark von Gottes Gnaden und versteht wenig die Ideen der neuen Zeit! Seit 2 Monaten habt ihr Zeit genug gehabt mit Italien einen ehrenvollen Frieden zu schließen. Ihr hättet weniger Blut vergessen und Italien hätte sich zu bessern Bedingungen entschlossen. Aber ihr bewahrt noch die unselige Tradition: ein Land sei glücklicher wenn es mehr Quadratmeilen zählt.

Der Verlust den Handel und Industrie der österreichischen Länder durch die Trennung der italienischen Provinzen trifft, wäre aufgewogen worden durch den Aufschwung den beide genommen hätten, wenn der Friede rasch hergestellt worden wäre. Die großen Summen, welche dieser Krieg fortwährend kostet, werden durch Wiedereroberung schwerlich einzubringen sein.

Und diesen wahnsinnigen Krieg sollten wir mit Lust und Liebe mitmachen? Nimmermehr. Wenn ihr durchaus diesem Kampf kein Ende machen wollt, werden wir euch zu Vernunft bringen, indem wir „mit aller Energie darauf bestehen, daß die Kinder unseres Landes in die Heimath zurückkehren," denn wir haben ein Recht auf euer Geschick einzuwirken, bei dem auch wir betheiligt sind.

Wenn ihr blind seid, so sehen wir unsere Lage klar genug. Wir fühlen es mit Entrüstung, daß es nur von einem wilden Augenblick des russischen Wüthrichs abhängt, unser Land mit Kosacken zu überschwemmen. Wir würden den Feind wohl zurückschlagen, halb Europa würde uns zu Hülfe kommen, aber wir würden im ersten Anlauf unser Land durch Mord und Brand verwüstet sehen; denn unsere Gränzen sind schlecht gedeckt, unsere Nationalgarde ist noch lange nicht organisirt und zur Abwehr gerüstet.

Wir wissen es wohl, daß eine reactionäre Partei in der Regierung, welche die neuesten Veränderungen mit Wuth und Zähneknirschen gesehen, uns gern Verlegenheiten bereitet und die russische Knute über unserem Haupte drohend schweben läßt. Wir kennen sehr wohl die wackere Fraction, die uns auf allen Seiten im Lande Verlegenheiten bereitet. Es ist dieselbe Partei, die in Krakau ihre Liebe für die Ideen der Zeit gezeigt. Wir sehen klar und werden stets auf unserer Huth sein. Euch aber da oben, die ihr euch zu bethörten Werkzeugen und Contrarevolution macht, indem ihr die Blicke nach Italien richtet, statt um euch her zu blicken euch können wir nur bedauern und beklagen."

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 22. **Montag, den 29. Mai** **1848.**

Zwei Adressen aus Deutschland.

Es ist uns ein wahrer Trost in den mannigfachen Nöthen der jetzigen politischen Kämpfe von Stimmen in unseren Ansichten und Strebungen aufgerichtet zu werden, von denen wir überzeugt sein dürfen, daß sie es mit uns und der deutschen Sache ehrlich meinen, — es ist uns ein Trost, daß wir bei der besten Absicht für das Wohl unseres Volkes und Vaterlandes zu wirken keinen Fehlgriff gemacht haben, denn Irren ist menschlich und nur im Irrthum könnten wir schaden, sonst gewiß nicht. Daß wir aber den Ausspruch dieser beiden aus vielen Tausenden bestehenden Vereine für competent halten, fließt aus ihrer in so kurzer Zeit erhaltenen allgemeinen Geltung und ihrer großen Wirksamkeit in und außer Deutschland. Ihre uns zugesendeten ganz kleinen Adressen, welche vom nachfolgenden Schreiben begleitet waren, sind die beste Widerlegung auf eine 3 Bogen lange Flugschrift „Von der Union und nebenbei ein Wort über eine mögliche dako-romanische Monarchie unter Oesterreichs Krone," die in Hermannstadt erschienen ist, in der Metropole des Sachsenlandes, und die einen Sachsen zum Verfasser hat — die aber das Heil der Sachsen nur in einem dako-romanischen Reiche erblickt! Die Scham vor Deutschland röthet unsere Wangen — mögen auch die des Herrn Verfassers und seiner Kampfgenossen sich färben und mögen sie ihr Unrecht erkennen!

Leipzig, den 14. Mai.

„Der Sturm, der vor nunmehr 4 Monaten von der Seine ausging, hat, wie wir aus Privatnachrichten und aus ihrem werthen Blatte ersehen, auch unser sonst so friedliches Vaterland erfaßt. Möchte die Umwälzung, die er in den fruchtbaren Thälern der Karpathen hervorrufen wird, wie überall, so auch hier seine heilsamen Folgen äußern, oder wenigstens auf den ungeschmälerten Fortbestand unsers theuren Völkchens nicht hindernd einwirken! Allein nur allzusehr ist unser Volk von doppelter Gefahr bedrängt. Die Walachen haben durch einen hochherzigen Entschluß unserer Nationsuniversität die ihnen lange, wir müssen gestehen mit Unrecht vorenthaltenen Rechte und Freiheiten endlich erhalten. Werden sie aber dabei stehen bleiben? Werden sie diese Wohlthaten zu würdigen wissen? Oder werden sie, durch die gemachten Zugeständnisse kühn gemacht, vielleicht Forderungen stellen, die ihnen ohne Gefährdung unsrer eignen Nationalität nicht gewährt werden können?

Gefahr droht unserm Volke ferner von den Magyaren oder besser von einem Theile derselben. Sie wollen eine — auch von uns gewünschte — Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn. Einige Ultramagyaren gehen aber so weit, daß sie ein völliges Aufgehen aller übrigen Nationalitäten in der ungarischen verlangen. Das werden sich aber die Sachsen ebensowenig als die bei weitem zahlreichere Slaven gefallen lassen! . .

Aber eine uns in einer brieflichen Nachricht aus Siebenbürgen als letzte Zuflucht unsers Volkes dargestellte Vermuthung: die Sachsen würden sich im äußersten Nothfalle mit den Slaven, die mit ihnen den Ungarn gegenüber dasselbe zu verlieren hätten, verbinden, scheint mir, selbst als letzte Zuflucht, durchaus nicht annehmbar und für unser Volk in der That mehr schädlich als wirklich ersprießlich. Denn gesetzt es gelänge dem sich gewaltig regenden Slaventhum auch die Ungarn zu überschwemmen, was hätte unser Volk dann unter slavischer Oberhoheit (denn anders können wir füglich nicht sprechen) für eine Zukunft zu erwarten? vielleicht — die russische Knute! —

Aber die übermüthigen Forderungen jener Ultramagyaren gehen durchaus nicht von dem kernhaften und wirklich hochherzigen Volke der Ungarn aus. Es sind meist nur elende Subjecte, die solchen Uebermuth und solche Gesinnungslosigkeit zeigen können. Die Bessern unter ihnen,

Digitized by Google

Koſſuth und viele andere können, werden und dürfen, namentlich im Angeſichte der großen ſlaviſchen Bewegungen, durchaus nichts verlangen, was mit dem nationalen Fortbeſtande unſers Volkes im Widerſpruch ſtände. —

Doch dieſe Nachricht iſt ja Gott ſei Dank nur eine, obwohl ſehr nahe liegende — individuelle Vermuthung, die Stimmung des Volkes wird, wie wir es zuverläſſig hoffen, eine andere, beſſere ſein. Denn durch einen Bund mit dem Slaventhum würde es ſich des Mutterlandes tiefſte Verachtung zuziehen, weil dieſes ſich in Böhmen und Ungarn gegen ſeine Söhne, die Deutſchen, rückſichtslos und grauſam benimmt. Gegen die Slaven iſt daher die Stimmung der Deutſchen ſehr erbittert, während ſie gegen die Ungarn, wie Sie aus der Beilage erkennen werden, eine freundliche iſt. Deutſchland hat jetzt mit ſeinen innern und äußern Feinden vollauf zu thun; es kann ſeine bedrängten Söhne in Ungarn und Siebenbürgen nicht mit gewaffneter Hand ſchützen — es braucht ſelbſt — Bundesgenoſſen. Es fordert daher die Ungarn auf, dieſe ſelbſt zu ſchützen, und ſich, in Anſehung der Gefahr, die ihnen beiden von den Slaven drohe, mit den deutſchen Bewohnern Ungarns und Siebenbürgens vereint, enger an Deutſchland anzuſchließen. —

In dieſem Sinne erließ unlängſt ein hieſiger Verein, der ſich zunächſt zum Schutze der Deutſchen in Poſen gebildet hatte, in Erwägung der Gefahr, die den deutſchen Brüdern in Ungarn und Siebenbürgen drohe, beiliegenden Aufruf an die Ungarn, der an den Mann des Volkes, Koſſuth, zur Verbreitung geſchickt worden iſt; nachdem er ſchon in einem an die öſterreichiſche Regierung gerichteten Staatsſchreiben, dieſe zur kräftigen Schützung des Deutſchthums in ihren Provinzen aufzufordert hatte.

Damit aber unſer Volk durch dieſen Aufruf nicht etwa auf den Gedanken komme, Deutſchland habe ſeiner ganz vergeſſen und wende ſich an ſeine Feinde (wenn ich noch ſo ſagen darf) ſo wurde von uns in der Verſammlung der Antrag geſtellt: es möchte auch an unſer Volk eine Adreſſe von dem Vereine erlaſſen werden, des Inhalts: es möchte dem edlen Volke der Magyaren die Hand zum Bunde bieten, zugleich aber auch für die Wahrung ſeines Deutſchthums Sorge tragen. Der Antrag wurde mit Freuden und mit der größten Bereitwilligkeit angenommen. —

Beide Adreſſen wurden am folgenden Tag dem mehre tauſend Mitglieder zählenden „deutſchen Vereine“ vorgelegt, der auch mit Freuden und großem Applaus ſeine Zuſtimmung zu beiden Adreſſen erklärte. — Beide Adreſſen ſind in vielen tauſend Exemplaren abgedruckt, und werden ihre Wirkung, wie ich zuverſichtlich hoffe, nicht verfehlen. —

Ich gebe mir daher die Ehre, Ihnen, Herr Redacteur, beiliegend beide Adreſſen zu überſchicken, und bitte Sie im Intereſſe der guten Sache, beide in ihrem vielgeleſenen Blatte ſo ſchnell als möglich abdrucken zu wollen! — Um uns herum wird noch fortwährend Weltgeſchichte gemacht. Einige Mittheilungen möchte ich Ihnen gerne machen, aber ich weiß in der That nicht, wo eigentlich anzufangen und wo aufzuhören wäre; dann bin ich auch überzeugt, daß Sie durch die Zeitungen alle Nachrichten eben ſo ſchnell erhalten, als dies durch Briefe geſchehen kann. Wir Siebenbürger nehmen an den hieſigen politiſchen Vereinen thätigen Antheil, denn aus dieſen iſt in der That mehr Kenntniß für das zukünftige Leben zu holen, als aus den Büchern Moſe's ꝛc. Fahren Sie fort, hochgeſchätzter Herr Redacteur, in ihrer gewohnten kräftigen Weiſe für unſer theures Volk zu wirken, nur theilen Sie uns in Ihrem Blatte die wichtigern politiſchen Ereigniſſe mit, damit wir unſererſeits die nöthigen Schritte hier thun können, daß Deutſchland unſerm Volk wenigſtens durch Worte zu Hülfe komme! Sie werden ſich dadurch unſer und unſers Volkes Achtung und Liebe erwerben und ſichern. Ich frankire gegenwärtiges Schreiben nicht, damit es ſicher an den Ort ſeiner Beſtimmung gelange; und weil ich überzeugt bin, daß Sie der guten Sache dieſes kleine Opfer gerne bringen werden. Indem ich deßhalb Ihre gütige Nachſicht in Anſpruch nehme, verharre ich hochachtungsvoll u. ſ. w.“

Magyaren!

Ein Volk, das vereint mit Euch manchen heißen Kampf gegen Barbarenhorden des Oſtens beſtanden hat, reicht Euch die Hand. Ihr habt Bedrückungen erlitten, aber nicht vom deutſchen Volke, das Eure edle Nationalität in ihrem Rechte und in ihrem hohen Werthe immer anerkannt hat, nein! von argliſtiger Diplomatie, von einer Regierung, die auch die Deutſchen in Banden zu halten trachtete. Jetzt ſteht Volk mit Volk! Keine Kluft des Haſſes oder Argwohns darf uns trennen.

Fern iſt uns die Anmaßung, Eure Angelegenheiten regeln zu wollen. Dieſelbe Gewalt, die Euch bevormundete, ſchlug auch uns in Feſſeln; ſie ließ die böſe Saat des Mißtrauens zwiſchen uns wuchern. Jetzt ſind wir Beide frei. Nicht die Noth drängt uns, Eure Hülfe zu ſuchen, wie jenes ſüdliche Volk, das ſich jüngſt an Euch gewandt hat. Aber gemeinſame Gefahr fordert gemeinſamen Entſchluß, gemeinſame That.

Nicht wie in den vergangenen Jahrhunderten

Digitized by Google

von dem Reiche des Halbmondes: von dem nordischen Czaarenreiche steigt jetzt das Gewitter empor. Schon sammeln sich über Euren Häuptern die Wolken, sie sammeln sich in allen Ländern Eures Königs. Eine slavische Fluth droht Magyaren und Deutsche zu überschwemmen. Diese Fluth zu dämmen ist Eure Pflicht, es ist die unsere.

Arglistig sind seit langen Jahren die Fäden des Netzes gesponnen. Weite Ländergebiete bis in Europas Herz hinein will es bestricken. Zerreißet es! Freiheit und edle Sitte will es tyrannisch umschnüren, die Gewissen als Beute der Machtherrschaft einfangen. Zerreißet das Netz! Uns aber laßt Brüder sein!

Behandelt die Deutschen unter Euch und in Siebenbürgen als Brüder! Seid ihrem uralten deutschen Wesen gerecht; sie wollen deutsch bleiben. Bedränget sie nicht, öffnet nicht ein Thor zum Rothbunde zwischen Deutschen und Slaven! Er ist ihnen, Euch und uns verderblich.

Leipzig, den 10. Mai 1848.

Im Namen und Auftrag des Vereines zur Wahrung der deutschen Sache im Osten:

Dr. Gustav Kühne.

Im Namen und Auftrag des deutschen Vereines zu Leipzig:

Dr. Jul. Ludwig Klee.

An die Sachsen in Siebenbürgen!

Sachsen! In den ersten Stunden unserer Freiheit gedenken wir Euer, lang vergessene Brüder. Deutsche Männer in den Thälern der Karpathen! Ihr habt, Mann für Mann, die Waffen ergriffen zum Schutze der Heimath, zur Erhaltung Eurer Sprache, Eurer Sitten, Eures Rechts. Wohlan denn, bleibt Deutsche, seid treu Eurer Vergangenheit, besonnen im Drang der Gefahr! Nicht Oesterreich allein, es steht das ganze deutsche Volk auf Euch. Aber wir senden diesen Gruß, Brüder, in ernster Zeit. Auch Euch hat sie berührt, hat an Euern Grenzen die Welt neu gestaltet. Dort hat ein edles Volk seine Freiheit errungen. Reicht ihm vertrauungsvoll die Hand, denn wir sind Freunde. Wir sagten es ihm, wir wollen Freunde sein. Verbündet Euch mit ihm und bildet die Vormauer für die Völkerfreiheit, wie Ihr ehemals ein festes Bollwerk der Christenheit waret. Gehet dem lebensfrischen, kräftigen Volk entgegen. Fortan wird es mit uns Euer Deutschthum schützen, Eure Rechte und Sitten ehren und unser wie Euer Vertrauen rechtfertigen. Vereinigen wir uns mit ihm gegen den Einen Feind, der uns Beide bedroht. Die Gefahr ist nahe, sie schwebt über Euerm und der Magyaren Haupte: es ist der Slaven Streben, Ein großes Reich zu gründen, das Euer Volksthum und unsere Bildung vernichtet.

Noch einmal, gehet Hand in Hand mit den edlen Magyaren, aber vergesset nicht, daß Ihr Deutsche seid!

Leipzig, den 10. Mai 1848.

Im Namen und Auftrag des Vereines zur Wahrung der deutschen Sache im Osten:

Dr. Gustav Kühne.

Im Namen und Auftrag des deutschen Vereines zu Leipzig:

Dr. Jul. Ludwig Klee.

Eine Kinderfreude in der obern. ev. Schule am ersten Ostertag.*)

Pfeilschnell stürzte am ersten Ostertag nach der Predigt ein Knabe durch das Thor des obern. ev. Schul- und Kirchhofs fast athemlos bis mitten in den Fahrweg, wo er, die Rechte hoch über dem Kopf erhoben mit dem Ausruf „Kolatschen, Kolatschen!“ auf einem Bein sich herumdrehte, das unverhoffte, doch willkommene Ostergeschenk in den Lüften schwingend. Ihm folgten bald darauf 2, diesen 3, diesen 4 u. s. w. bis 57 Schulkinder beiderlei Geschlechts vor dem Schulhause versammelt waren, alle mit einem tüchtigen, noch warmen Kronstädter Strüzel versehen. Es bildeten sich bald verschiedene Gruppen, in denen eben so verschiedene Betrachtungen angestellt wurden. In der Einen z. B. wurde durch Abwägen eines Strüzels gegen die übrigen, und durch Anmessen, und wieder Abwägen und wieder Anmessen, — bestimmt wer den größern erhalten. Der betreffende jubelte und die andern wußten sich ebenfalls zu trösten. In einer andern Gruppe wieder wurde (wie weiland zwischen Luther und Kalvin — ja, ja! meine Herren, grade so; so ernst wie zwischen Luther und Kalvin — über die Worte des Heilandes: „das ist mein Leib“)

*) Diese Zeilen schrieb ich schon vor mehreren Wochen zur Mittheilung in diesen Blättern nieder; hielt sie aber aus besondern Gründen bisher zurück. Der Eins.

Digitized by Google

über die Worte, die der Lehrer bei der Austheilung des Geschenkes gesprochen haben sollte, ein gar hitziger Streit geführt. Die Einen sagten: „der liebe Gott hat's uns gegeben" — so hat der Lehrer gesagt! die Andern meinten wieder: „so hat er wohl gesagt, hat's aber so nicht gemeint, sondern daß der liebe Gott durch einen guten Menschen es uns zugeschickt!" — Immer hitziger wurde der Streit und wer weiß wozu es noch endlich gekommen, hätte nicht etwas Wichtiges ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ein 5jähriger Junge nämlich, dem der gelehrte Streit zu langweilig dünkte, hatte sich unvermerkt von seiner ältern ihn beaufsichtigenden Schwester entfernt, auf einen Stein gesetzt und suchte auf eigenthümlichem Wege der Forschung schneller der Wahrheit auf die Spur zu kommen, indem er nämlich sich's wohlschmecken ließ. Seine Schwester nach ihm sich umsehend, erblickte ihn und stieß einen wilden Schrei aus: „Du, iß doch nicht!" worauf Alle, sehr froh gestört worden zu sein, aus der tiefen Forschung in den Ausruf einstimmten: „Seht da! der ißt schon," zu diesem sich hinbegaben und von da mit Betrachtungen über ihn nach Hause gingen ein Jeder mit seinem Glauben. —

„Was ist das?" rief mir unterm Fenster ein Nachbar zu. — „Eine Kinderfreude," sagt' ich. „Ja wohl, eine Kinderfreude!" erwiederte er, indem er sich im Weggehen eine Thräne trocknete — ich hatte ihm nämlich schon vor der Predigt die Geschichte erzählt. — Auf seinem Wege traf er mit mehreren Leuten zusammen, mit denen er sich in ein Gespräch einließ, und ich sah aus dem Fenster, wie alle mit denen er redete, sich die Augen trockneten, denn er erzählte ihnen die Geschichte, die Ursache der Kinderfreude, — die ich meinen Lesern nun auch nicht nur nicht vorenthalten will, sondern zu deren Mittheilung ich mich innigst gedrungen fühle. —

„Aber" — ruft vielleicht mancher Leser unwillig — „aber jetzt gerade mit Erzählung von Kinderfreuden den Raum der Blätter füllen, wo für 100 wichtigere Dinge nicht Raum genug?" Doch, lieber Leser, wer kann denn dafür, daß auf dürrer Sandwüste mitunter ein grünes Plätzchen sich findet und der ermattete Wanderer grade dieses sucht? — wer, daß im werthlosen Gestein verborgen die Goldader sich hinzieht und der Bergmann grade sie verfolgt zur Seite schiebend das unnütze Gestein? Und wenn der Sinn für Kinder-Wohl und Wehe inmitten der mannigfachen größtentheils ihm heterogenen Interessen doch nicht erstickt worden, ja — merkwürdig genug — jetzt erst aufzukeimen beginnt; sollen wir da nicht jede Regung desselben freudig verfolgen? „Ist denn aber Kinderfreude und Kinderleid etwas gar so Wichtiges, daß man bei dieser Zeit solch Aufsehen damit in Anspruch nehme?" — Wichtig allerdings! wichtig auch jetzt; ja, das Wichtigste jetzt und immerdar! — Hätten wir freilich mit dem Apfel u. B., den wir dem Kinde reichten und den es mit sehnsüchtigem Blicken verfolgte als der Erwachsene seinen Goldklumpen, blos momentan ihm eine Freude gemacht oder ein physisches Bedürfniß gestillt; hätten wir durch Abwehrung eines Hundes dasselbe blos von einer augenblicklichen Angst befreit: so hätten wir, obgleich Etwas, Vieles indessen doch nicht gethan. Aber indem wir Jenes thaten, pflanzten wir auch etwas Ewiges; letzten wir im kindlichen Gemüthe den Grund zu Gefühlen, die im gereiften Mann zur gehörigen Kraft entwickelt, ihn antreiben Thränen der Noth zu stillen wo er sie trifft und ein Hort gedrängteter Seelen aufzutreten. Verfolge nur Jeder die einzelnen Züge seines Charakters so weit zurück als es ihm möglich und er wird die Wahrheit des Gesagten bestätigt finden. — In meinem 6ten Lebensjahre fuhr mir beim Spiele ein Holzsplitter tief unter den Nagel des kleinen Fingers. Das war damals ein höllischer Schmerz. Ich lamentirte; die Kameraden standen um mich her; keiner konnte helfen. Einen vorübergehenden Soldaten mag ich gejammert haben; er nahte sich mir, zog mit einer Stecknadel den Splitter hervor, sog das Blut aus der Wunde und sprach im Weggehen noch einige tröstende Worte, deren ich mich nicht mehr entsinne. Aber lebendig steht sein Bild mit der theilnehmenden Miene noch immer vor meiner Seele, wenn ich ein Kind jammern sehe, das den Fuß an einen Stein stieß. —

Doch nun ist's Zeit auf die versprochene Kinderfreude zu kommen. Das Vorangeschickte indessen hielt ich mancher Leser und Nichtleser — oder besser mancher Pränumeranten und Nichtpränumeranten — wegen für nothwendig zur rechten Würdigung des Folgenden.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Der alte Castelli veröffentlicht im „Humoristen" folgendes Skolion, das freilich mehr Wahrheit als Poesie enthält:

Wenn ich die ganze Freiheit der Presse
Auch nur eine Minute besäße,
Dankt' ich ihr doch das große Behagen,
Weil ich kann machen dem Herzen Luft
Und dem Carlo Alberto sagen:
Gekrönter Verräther, du bist ein Schuft.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Remeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 23 **Montag, den 5. Juni** **1848.**

Versuch

einer Erklärung der Namen:

Siebenbürgen und Hermannstadt.

An Freund Gött, den Buchdrucker in Kronstadt.

Noch aus der Zeit meiner Lehrjahre an der Kreis- und Stadtschule zu Mediasch, wo ich Geschichte vortrug, merkte ich mir etliche Gegenstände an, die ich gelegentlich der öffentlichen Prüfung und Begutachtung zu übergeben gedachte. Dieser Versuch einer Erklärung der Namen: Siebenbürgen und Hermannstadt kam mir dieser Wochen zufällig in die Hände, und theile ich ihn als erste Gabe mit. Er sollte in einem festlicheren und kaltenreicheren Gewande auf dem Vereine in Reps erscheinen und dort sich hören lassen, wie ich hoffte, als willkommener Gegenstand für die größere Menge, die auch für ihren Verstand eine Nahrung, und für ihre gemeinschaftliche Theilnahme eine Gabe verlangen darf. Weil nun aber die Heroldrufe der Freiheit, Gleichheit und — Brüderlichkeit hierlandes alles in Bangigkeit versetzet haben, und die Musen Schwerter umgürten, Kaldauner ergreifen und Hähne spannen, so hat der Verein in Reps ausgesetzt werden müssen. Kann ich nun also auch diesen Gegenstand nicht als eigentliche Vorlesung im Vereine, selbst vortragen, so will ich doch, durch Zeitverhältnisse genöthiget, die dermalen einzig noch mögliche Art gebrauchen, um zu dem unversammelten Vereine durch die öffentliche Presse zu sprechen. Habt Ihr also, lieber Gött, in Eueren Blättern für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde, bei diesen wühlerischen Zeiten, wo Politik alle Räume ausfüllet, irgend einmal ein freies Plätzchen darinnen für diese friedliche Angelegenheit, so laßt diese Zeilen dann abdrucken und in die bewegte Welt laufen. Die Umstände sind zwar dem Nachdenken über leidenschaftlose Gegenstände höchst ungünstig — aber sollen wir abwarten, bis alle Wasser wieder in festen und sichern Rinnsälen fließen, die jetzt überfluthen und alles aus- und umwaschen wollen, wird es zu lange dauern, da nach meiner Meinung manches Jahr vergehen und Mancher von uns ins Grab steigen wird, ehe der Friede wieder in's Land und in die Gemüther rückkommen wird. Wie aber selbst Heldenleibern Speise zur Stärkung und Schlaf zur Erholung auch dann noch von Nöthen ist, wenn die Fehde noch immer dauert; so bedarf auch unsere Seele, selbst während der größten Aufreizung, einer mildernden und besänftigenden Beschäftigung, um nicht als überspannter Bogen zu brechen, oder schlaff zu werden. Wir müssen es übrigens alle mehr und mehr einsehen, daß auch unsere hiesigen Angelegenheiten im Zusammenhange mit anderen größeren Ereignissen stehen, die wir nicht lenken können, und deren Zügel Gott in den Händen hat. Gott aber wolle auch uns seinen heiligen Geist, der aus der Welt entschwunden scheint, nicht lange entziehen, und jeder von uns öffne sein Herz den Einwirkungen dieses göttlichen Anhauches, um im Dienste der Wahrheit, des Rechts und — der Liebe zu wirken, so lange es Tag ist. Grüßet die Freunde, und Gott erhalte Euch u. s. w.

Woher Siebenbürgen und Hermannstadt ihre Namen erhalten haben, ist noch unerklärt. Hier ein Versuch, eine Wahrscheinlichkeit.

Die Magyaren leiten den Namen unseres Vaterlandes Siebenbürgen von 7 Lagern her, die sie einstmals in diesem Lande gehabt. Diese 7 Lager wären dann von den Deutschen 7 Burgen genannt worden. Wenn also ihre Lager dem Lande den Namen gegeben, so würde es wohl wahrscheinlicher sein, wenn sie selbst und nicht die späteren Deutschen hienach das Land benannt hätten. Denn als die Deut-

Digitized by Google

schen einberufen wurden, bestanden diese 7 Lager nicht mehr, wenn sie überhaupt jemals bestanden haben. Sie selbst aber machen in ihrer magyarischen Benennung gar keine Anspielung auf diese 7 Lager: sie nennen es blos Waldland oder das Land hinter dem Walde. Indem sie es aber die jenseitigen Theile nennen, oder das Land hinter dem Walde, folgt hieraus, daß eigentlich das Land noch keine Namen an sich gehabt habe. Hieraus aber schließe ich auch zugleich, daß dieses Land seinen Namen Erdély und Transsylvania nicht von den Einwohnern dieses Landes, also nicht von den inländischen, sondern von den ungarländischen Magnaren und andern Bewohnern Ungarns erhalten habe, so wie ich auch glaube, daß unsere siebenbürgischen Magyaren, die mit den Petschenegen eine verwandte oder gleiche Sprache redeten, oder omoglottoi waren, erst eine geraume Zeit nach Stephans Zeiten — in vermehrter Zahl in dieses schöne Land sich gezogen haben.

Der Name Siebenbürgen, der nur in deutscher Sprache gebraucht wird, ist vermuthlich auch von ihnen, den Deutschen, aus ihrer Geschichte, aus ihrem Leben ausgegangen. Dieser Meinung sind Viele und wollen den Namen von 7 deutschen Burgen herleiten, die von diesen Colonisten erbauet worden. Frägt man aber ausdrücklich nach diesen 7 Burgen, und will wissen, wo sie gestanden, und welches sie eigentlich gewesen, so happert es gewaltig. Welche burtig mit der Zunge sind, sagen geradezu: das seien diese 7 Burgen gewesen, an deren Ortsname die Schlußsylbe: —burg hange, also Klausenburg, Stolzenburg, Thorenburg, Salzburg, Sommerburg u. s. w. Wie man sich aber auch windet, bald kommen zu viele, bald zu wenige heraus.

Ich stelle diese absonderliche Meinung auf.

Während die Ungarländer dem hiesigen Lande blos den ungarischen Namen „Land hinter dem Walde" gaben, erhielt dieses Land von den Deutschen einen positiven Namen in der Bezeichnung durch Siebenbürgen. Dieser Name war ursprünglich nicht Landesname, sondern zunächst nur die Benennung ihrer Burg am Zibin. Die Zibinsburg war die erste Burg oder die einzige Burg im Lande. Unter Zibinsburg (Siebenburg) verstand man später die ganze Hermannstädter Provinz = Provincia Cibiniensis, endlich alles Sachsenland, was in der Zibinsburg seinen Halt hatte. Daß aber ganze Länder von einzelnen Orten oder Landestheilen ihre Namen entlehnen, lehren viele Beispiele, und Gelehrten und Belesenen darf es nicht erst bewiesen werden, da sie solcher, auch ohne besondere Anführungen schon glauben. Siebenbürgen sollte diesemnach Zibinburgen heißen. Denn nur der Aehnlichkeit des Tones zwischen Zibin und Sieben verdankt die jetzige Schreibart ihren dermaligen Gebrauch. Der Fluß, an dem die Sachsen ihre unüberwundene Burg baueten, hieß bereits Szibin und Szeben. Die spärlichen magyarischen und ebenfalls spärlichen walachischen Nomaden, die ohne feste Sitze hier und in den umliegenden menschenarmen Gegenden weideten, hatten den Flüssen und andern auffallenden und größern Bergen und Strecken doch bereits Namen gegeben: wie die Kinder Israel im wüsten Arabien auch schon Namen fanden oder, obgleich Nomaden, gaben. Die einberufenen Sachsen behielten die Namen, wo sie einen vorfanden. Der Fluß hatte schon einen Namen. Die Burg am Zibin nannten sie also Zibinburg. Man glaube nur ja nicht, unser Vaterland habe schon damals feste und bestimmte Grenzen gehabt. Nomadenvölker, die in der Breite und Weite unermeßliche Weideplätze finden, dehnen sich aus und ziehen sich abwechselnd zusammen, wo sie weiden, ist ihr Vaterland, und bis wohin sie weiden, sind des Landesgrenzen. Die Partes ultra sylvam oder das Land jenseits des Waldes war also der Ausdruck für eine unbestimmte Ausdehnung von hier bis an's schwarze Meer. Alle diese Strecken waren dünn bevölkert, denn die Völkerwanderung hatte mit Schwert und Feuer, mit Hunger und Seuchen die Einwohner gelichtet. Daher finden wir auch, daß unser Land lange keinen allgemeinen Namen hat, sondern immer nur einzelne Theile genannt werden, Terra sebus, sylva Blacorum etc. Deswegen sahen auch die ungarischen Könige diese unbestimmten Strecken hinter dem Walde als eine unsichere Besitzung an, für einen dubiae possessionis solum. Um sich den Besitz zu sichern, oder eigentlich in Besitz zu kommen, was durch Nomadisiren nicht möglich war, beriefen sie die Deutschen, die Mauern in die Erde legten, und als Schutzgenossen der ungarischen Krone, dieses Land für die Krone festhielten. Sie hätten etwas gut nomadisiren können — denn Platz war genug da, und durch feste Besitznahme eines bestimmten Territoriums blieb den wandelnden Zelten der andern übrigen Landesbewohner noch links und rechts und nach allen Seiten eine so zu sagen grenzenlose Weide übrig. War der Name eines ungarischen Königs, selbst in der Entfernung, gefürchtet, so befanden sie sich unter seinem Einflusse, er war, so weit sich die Heerden der durch ihn beschützten Nomaden ausdehnte, ihr König. Wurden die fernen Gegenden unsicherer, reichte der ungarische Schutz nicht in die Entfernung, so zog sich auch ihr Land in engere Grenzen zurück. Meiner Meinung nach sind also diese Waldtheile oftmals viel größer gewesen, wie dermalen. Die Kreuzritter an der Purze, woraus man Wurzel machte, sicherten nun im Osten, wie bekannt, der ungarischen Krone die Ober-

Digitized by Google

hoheit und den Besitz. Dieser Theil jenes unbestimmten Landes nannten die Ritter auch ein Land, nämlich Burzenland, und noch heutzutage rechnet sich das Burzenland nicht zu Siebenbürgen. Denn wenn ein Kronstädter nach Westen um Wein reiset, und man fragt ihn: Wohin? so sagt er: Nach Siebenbürgen.

Siebenbürgen also oder Zibinburg, das anfangs ein bloßer Ortsnamen war, dehnte sich allmälig zum Namen der nächst umliegenden Gegend aus, umfaßte später das ganze Sachsengebiet. Letztere Ausdehnung dieses Namens scheint sich durch das Privilegium Andreanum gebildet zu haben, weil durch eben dieses Privilegium alle Sachsen unter die Verwaltung des Grafen in der Zibinsburg kamen, oder Siebenbürger wurden. Es ist ja bekannt, daß wir Flandrenses heißen, nicht so wohl, weil wir insgesammt aus Flandern stammen, sondern des flämmischen Einwanderungsrechtes uns erfreuten, Flandrensium jure utentes waren. Wir wir also Flandrenses hießen vor unserem Colonierechte, so nannten wir uns Siebenbürger nach unserer Centralverfassung, vermög der wir uns alle unter Einem Oberhaupte befanden, das in der Zibinsburg jedesmal wohnte. Die deutschländer Deutschen vermengten gar oft die ungarländer Deutschen mit den hiesigen Deutschen, besonders deswegen, weil sie Unterthanen des gleichen und nämlichen magyarischen Königs waren. Um sich nun von den ungarländischen Deutschen zu unterscheiden, war nichts leichter und möglicher, als sich nach der Zibinsburg Siebenbürger zu nennen. Weil nun der Name Siebenbürgen schon in verschiedenen ausgebreiteten Gegenden des Landes als ein Collectivname galt, nannte man später das ganze Land in deutscher Sprache Siebenbürgen oder dasjenige Land, wo die Zibinsburger Deutsche wohnen.

Als aber Zibinsburg hiedurch aufhörte die Bezeichnung eines einzelnen Ortes zu sein, fühlte man das Bedürfniß diesem Orte einen besonderen Namen zu geben. Weil die Zibinburg der Mittelpunct aller Colonien war, und hier der Sachsengraf wohnte, der der Heermann des ganzen Volkes war, oder der Oberanführer im Kriege, so bekam die Stadt, die sich um die Burg siedelte, einen eigenen Namen vom Heermanne. Kriegführung war seine Hauptaufgabe. Denn das Land hatte sehr wenig oder keine Centralisation, ja es war lange kein Land im heutigen Sinne, sondern nur einzelne Gaue, und von der heutigen Verwaltungsart wußte man gar nichts. Diese Burg am Zibin erhielt also vom Sachsengrafen, weil er der Heermann war, den Namen: die Stadt des Heermannes oder die Hermannstadt.

Dieses Alles gebe ich nur als bloße Muthmaßung hin — ohne Beweis durch Urkunden. Wahr ist und unzweifelhaft, was sich durch Urkunden beweisen läßt — aber manches kann auch wahr sein, worüber keine Urkunden angeführt werden können. Sollte irgend Jemand aus dem Vereine für siebenbürgische Landeskunde zur Bekämpfung oder Erhärtung dieser bloßen Muthmaßung im Schatze seiner Kenntnisse oder Sammlungen etwas vorräthig haben, so möge er hiemit freundlich gebeten sein, sich hierüber vernehmen zu lassen, wenn es ihm gefällig ist.

St. L. R.

Gedanken und Wünsche,

auf die bevorstehende National-Versammlung der Deutschen (Sachsen) in Siebenbürgen gerichtet.

Gewiß hat die erfreuliche Nachricht von der genannten Versammlung in vielen echten Söhnen des deutschen Volks (in Siebenbürgen) Gedanken und Wünsche angeregt und theils auch schon entwickelt, deren Mittheilung für alle siebenbürger Deutschen noch vor jener Versammlung sehr zu wünschen wäre. Die folgenden sind unter dem Drange vieler Geschäfte, Sorgen und Kämpfe nur aphoristisch und eilig niedergeschrieben mit dem Wunsch und in der Hoffnung, sie möchten bis zur Versammlung von warmen einsichtsvollen Volksfreunden weiter ausgebildet, berichtigt und ergänzt, besonders aber mit vielen andern, von der Zeit und dem ehrenvollen Fortbestand unsers Volkslebens geforderten, vermehrt werden. Es wäre höchst unbescheiden, zu wähnen, daß das nicht geschehen würde ohne diese Anregung. Darum erwähne ich hier nur wenige Punkte, die vielleicht im Zudrange der nächstliegenden Fragen nicht der Aufmerksamkeit und Prüfung dürften unterzogen werden, die sie mir zu verdienen scheinen. Wenn aber selbst diese Besorgniß, wie ich hoffe, unnöthig wäre, so wird jetzt gewiß kein Scherflein, aus reinem Herzen auf den Altar des Volksgenius gelegt, verschmäht werden.

1) Nicht blos, wie es in dem Berichte hieß, die „sächsischen Gauen," sondern **alles Deutschthum** in Siebenbürgen soll auf der bevorstehenden Versammlung vertreten und zuerst allda ausgesprochen werden: daß der Name „Sachsen," wenn er auch aus Gewohnheit, histe-

)(

Digitized by Google

rischen Rücksichten ꝛc. noch gebraucht wird, gleichbedeutend ist mit „Deutsche.“ *)

2) Die siebenbürger Deutschen wollen nicht hinter den Walachen zurückbleiben, deren geistliche Oberhäupter unter dem Jubel des ganzen Volks ein erhebendes und ewig ruhmwürdiges Beispiel der brüderlichen Einigung gegeben und die kirchlichen Scheidewände, welche das zum Selbstbewußtsein erwachte Volk schwächten, niedergerissen haben. In Wien, in ganz Deutschland arbeiten schon die edelsten Männer an einem Plan zur Einigung in eine christliche Kirche und zur weisen Wegräumung der kirchlichen Scheidewände, welche die große deutsche Nation schwächten und, ich möchte sagen, schändeten, wenn die Haupt- und Grundschuld nicht in dem finstern, wohlbekannten Treiben des Ultramontanismus und Jesuitismus zu suchen wäre. Dasselbe Bedürfniß der um so innigern und festern nationalen Einigung durch Wegräumung der kirchlichen Scheidewände haben auch die ungarische, slavische und andere Volksstämme empfunden. Jetzt ist der günstige Zeitpunkt von der Vorsehung auch uns siebenbürger Deutschen geboten, wo wir diese Einigung anbahnen, wo die Einsichtsvollen und Redlichen beider Kirchen zusammentreten und den Grund legen können zur unzweifelhaften Lebensversicherung eines kräftigen und herrlichen Deutschthums in Siebenbürgen für alle Zukunft. Hier lasset uns im Angesichte Gottes und der Welt den Grundsatz aussprechen und dem Volk alsogleich in den empfänglich deutschen Buben impfen, bevor es von papistischen, jesuitischen und ultramontanistischen Nebeln und Schreckbildern verwirrt und eingeschüchtert wird, den Grundsatz: Das allgemeine Erwachen des Volksbewußtseins soll auch die siebenbürger Deutschen wach finden! der Schandfleck, daß zu dieser Zeit allgemeiner nationaler Einigung sie allein dieselbe geopfert hätten der engherzigen Rücksicht auf kirchliche Nebendinge, — da sie doch alle in der Hauptsache, im Glauben an den Einen Gott und seinem Gesandten Jesum Christum einig sind, wo nun der bisherige Nimbus und die Fesseln von Rom gesprengt sind, und da sie eine höhere Bildungsstufe ansprechen, als die Walachen, — dieser Schandfleck soll über die siebenbürger Deutschen nicht kommen! Die wahrhaft gebildeten katholischen Geistlichen aus deutschem Blut deren wir Gottlob mehrere zählen, werden mit ihren gebildeten Gemeindevorstehern und mit noch andern deutschgesinnten Männern ihrer Gemeinden zu der Versammlung kommen, die Hand, wenn auch hier nur noch zu einer vorläufigen solchen Einigung reichen, und dann das himmlische Saatkorn auf guten Boden ausstreuen und für eine baldige Entwickelung pflegen. Die übrigen nicht-deutschen, oder auch noch deutschen jesuitischen Finsterlinge, mögen, wenn es nicht schon geschehen ist, ehebaldigst zur Einsicht kommen, daß auch hier ihre Zeit abgelaufen ist, daß auch der katholische Deutsche in Zukunft seine Deutschen nach seinem Vertrauen selbstgewählten Geistlichen und deutschen Gottesdienst haben will, und daß, im Fall sie reactionäre Bestrebungen an Tag legen wollten, sie das Schicksal ihrer Glaubensgenossen in Wien, Grätz u. a. theilen könnten. Unser geliebter Kaiser hat es selbst ausgesprochen, daß ihre Zeit um ist, indem er allen Kirchengemeinschaften vollkommene Freiheit und Gleichheit gewährt hat. Es kommt nun nur auf das Volk an, sich dieses erhabenen Geschenks würdig zu zeigen, die alten, — die Menschenwürde schändenden, das Volksleben entnervenden — Fesseln abzuschütteln und die geistlichen Miethlinge, die es auf niedriger Selbstsucht noch im alten Irrthum zurückhalten möchten, wenn auch mit nicht verdienter, doch dem deutschen Volk geziemenden Artigkeit zu entlassen. Kirchen und Schulen auf den Grund, den Christus gelegt hat, in gemeinschaftlicher Berathung, nach selbstentworfenen und verbesserten, den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen angemessenen Regeln aufbauen, leiten und verwalten, nicht nach todten Satzungen, nicht nach Normalbüchern, welche bisher Dunkelmänner unwissenden und unmoralischen Lehrern in die Hände gaben, — Kirchen, Schulen, Erziehungsanstalten und durch sie unser deutscher heiliger Volksgenius, wie herrlich werden sie bei solch fester brüderlicher Einigung blühen und gedeihen in diesem schönen Lande, das auch dem gehört, der Himmel und Erde gemacht hat, und nicht hochmüthigen Menschen, die andre nur aus ihrer Gnade hier wollen leben lassen, so lange sie sich unter sie beugen. Bei redlichem Willen und männlichem, deutschem Muth lassen sich alle hierüber auftauchenden Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten überwinden. Daß es noch nicht Zeit sei dieses anzuregen? — O gerade jetzt nicht nur kräftig anregen, sondern auch so anbahnen, daß es keiner List und Macht mehr möglich werde, dieses Werk, das aus Gott, nicht aus Menschen ist, zu hindern, gerade jetzt ist das die höchste, die beste Zeit, — später dürfte es zu spät sein!

3) Da es bisher höchst ungerecht war, daß der geplagte Landmann den zehnten Theil (eigentlich noch mehr) seiner Feldfrüchte neben der Landessteuer abgeben mußte,

*) Das möge besonders unserem sächsischen Landvolk eingeprägt werden, das den deutschredenden Deutschen noch immer mit einem gewissen Mißtrauen „Mueser“ nennt, was sich jedoch leicht wird bessern lassen. A. d. E.

Digitized by Google

und da die Bedingungen einer weitern Beibehaltung des Zehntens unabsehbare Schwierigkeiten, Verwirrungen, Collusionen mit den Waalachen und noch größeres Unheil zur Folge haben und nicht für die Dauer sein dürften: so wäre es weit gerathener, den Zehnten ganz aufzugeben, den Klerus mit keiner, weder privaten, noch allgemeinen ökonomischen Verwaltung zu behürden, sondern mit baarem Gelde und daneben höchstens mit einigen Grundstücken zu besolden. Einige wenden ein: dem Landmann fiele die Geldabgabe viel schwerer, als der Zehnten. Dagegen bemerke ich: Wenn alles Kirchen- und andere bisher privilegirte Gut-Staats- oder Nations- oder Landesgut wird, jeder Staatsbürger ohne Ausnahme nach einem gerechten Zinsfuß, im Verhältniß seines Vermögens und Einkommens steuert und eine weise und gerechte Staatswirthschaft begründet und geführt wird, so wird der Landmann, auch wenn ihm der Zehnten ganz nachgelassen wird, nicht mehr Steuer zahlen als bisher, wo er sehr gedrückt war im Verhältniß zum Fabrikanten, Kaufmann, Spekulanten, Kapitalisten u. s. w., welche trotz ihrer verhältnißmäßig geringern Landessteuer und trotz ihres leichtern Vermögenserwerbes zur Besoldung der öffentlichen Lehrer und Geistlichen, zur Erhaltung der Kirchen und Schulen direct gar nichts steuerten. Ich habe aber aus dem Munde vernünftiger Landleute und Bürger die wahre Bemerkung vernommen: „Wir wollen gerne noch etwas mehr Steuer zahlen, wenn nur diese vielen indirecten Steuern, diese unendlichen Abgaben unter allerlei Titeln an weltliche und kirchliche, und Schulbehörden und an allerlei Anstalten, die man entweder gar nicht, oder doch keinen Nutzen davon sieht, aufhören sollten.“ Ja wohl! lieber eine einzige gewisse, wenn auch größere Steuer, und weg mit allen Taxen, Sporteln, Stolargebühren u. s. w. — Wie viel rascher wird der moralische Zustand des Landvolks gebessert werden können, welch heilsames Verhältniß zwischen Gemeine und Seelsorger wird eintreten, wenn die gleiche Besoldung aus öffentlichen Kassen dem bisherigen Werben, den Mißhelligkeiten wegen Zehnten und Stolargebühren, Schullohn u. s. w. ein Ziel gesetzt haben wird.

Weil ich aber besorge, daß man sich hierin schwer einigen und nicht ganz von der mühseligen Pfarrerswirthschaft und der eingewurzelten Gewohnheit wird trennen können und daß man den wackelnden Zehnten, Kirchengüter u. s. w. noch von allen Seiten wird zu stützen suchen, so schlage ich vor:

4) Alle bisher dem Klerus und den Schulen gehörige Güter, Zehnten, Dotationen mit allgemeiner Bestimmung mögen, wo nur möglich, in einen Kirchen- und Schulfond vereinigt und daraus akademische Lehrer und Pfarrer etwa nach drei Dienstalterstufen gleichmäßig und zwar so besoldet werden, daß sie ihrem wichtigen und schweren Beruf, wie auch den vielen an sie gemachten Ansprüchen und Zumuthungen möglicher und billiger Weise entsprechen können. Eben so mögen die nicht-akademischen Geistlichen und Lehrer auch gleichmäßig und nicht in so schreiendem Mißverhältniß zu den akademischen, wie bisher ebenfalls aus öffentlichem Gut besoldet, dafür aber die Dorfsprediger auch zum Unterricht der Jugend, und die Schullehrer auch im Sommer besonders zum Unterricht und zur Ueberwachung der kleinern Kinder verpflichtet werden. Wozu freilich eine andere zweckmäßigere Anordnung und Einrichtung getroffen werden muß. Keine größere Gefahr für unser Volksthum und für die in ihm noch vorhandenen guten Keime, als wenn der schon irgendwo gemachte Vorschlag ins Leben träte, wornach jede Gemeinde sich selbst ihre Schullehrer besolden solle. Wir kennen schon einige, mitunter selbst wohlhabende sächs. Gemeinden, welche mit dem Schullehrer so lange vom Schullohn abgehandelt und ihn soviel aufgebürdet haben, daß kein tüchtiger und absolvirter Schulmann mehr daselbst dienen kann.

Zur Berathung über diese Gegenstände mögen seiner Zeit nicht nur Wenige, sondern möglichst Viele aus dem geistlichen und juridischen Stand zugezogen werden und sich auch freiwillig einfinden.

5) Nicht nur die Deutschen auf Sachsenboden sollen in den kirchlichen und Schulverband der siebenbürger Deutschen aufgenommen werden, sondern auch die im übrigen Siebenbürgen wo immer lebenden Deutschen, sobald sie eine Gemeinde, wenn auch nur Filialgemeinde von wenigen Familien bilden. Die Geistlichen und Lehrer von christlich-deutschen Gemeinden in nicht sächsischen Städten sollen ja nicht wie bisher vernachlässigt, vielmehr noch größere Aufmerksamkeit und Unterstützung als die andern erfahren. Sie sind der am meisten bestürmte Wall gegen entnationalisirende Einflüsse. — Sollte es aber nicht möglich sein, die deutschen oder sächsischen Communitäten außerhalb des Sachsenbodens nicht nur in den kirchlichen, sondern auch in den politischen Volksverband der siebenbürger Deutschen aufzunehmen? Diese Frage kann jetzt nicht beantwortet werden, hängt vielleicht vom Gange der Landtagsverhandlungen oder von sonstiger ab, aber aus dem Auge sollte sie ja nicht gelassen werden.

6) Sollte die ungerechte Bürde des Zehntens auf dem Landmann bleiben, so müßten auch die übrigen Mitglieder der gemeinsamen Kirche zu Kirchen- und Schulzwecken beisteuern, was aber schon der oben gewünschten

Digitized by Google

Wegräumung der kirchlichen Scheidewände und der innigeren nationalen Einigung durch die kirchliche im Wege stehen würde. Diese könnte am glänzendsten gelingen nur durch Aufhebung aller Abgaben an Kirche und Schule und durch Besoldung aller Geistlichen und Lehrer aus den öffentlichen Kassen.

Eine Kinderfreude in der oberv. ev. Schule am ersten Ostertag.

(Schluß.)

Am frühen Morgen des ersten Ostertages Schlag 5 Uhr kam ein Schreiben an der Spitze von 57 — schreibe fünfzig und sieben — Kronstädter Strützeln oder Kolatschen oder wie man sie immerhin heißen mag, an meine Thür, warm und dampfend. — Lieber Leser! 57 — schreibe fünfzig und sieben — Kuruzen wären mir in diesen (ich weiß nicht ob Gott wohlgefälligen) Zeiten gewiß nicht so unerwartet gekommen als diese Friedensboten es waren; wenigstens hätte ich jene nicht zum Nachbar beschieden wie ich diesen es that, in der Meinung es walte ein Irrthum ob. Das Schreiben aber das eine der Mägde oder Anführerinnen hervorzog, belehrte mich bald eines Bessern. Denn darinnen stand mit klaren Worten geschrieben: „Vom Wunsche, einigen Ihrer Kinder eine Freude zu machen, getrieben, bitte ich Sie, beifolgendes Backwerk unter dieselben vertheilen zu wollen." — „Mit u. s. w." — und keine Unterschrift. — Ich las den Brief noch einmal durch und noch einmal. Und lieber Leser, ich frage dich, wie wird dir zu Muthe, wenn du die Freude, die innige Freude von 57 Kindern dir vorstellst, sie lebhaft in deiner Brust nachbildest? — Grade so ward auch mir zu Muthe, als ich meine Voraussetzung bestätigt sah: „es müsse doch Seelen geben, die sich in kindliche Gemüther zu versetzen im Stande, von denen viele am Ostertag kaum Brot zu essen haben." Doch, was mir bei diesem Gedanken wiederfuhr, gehört nicht hieher. — Ich suchte im Schülerverzeichniß von den 96 Kindern 57 heraus, schrieb sie auf eine Liste und übergab sie einem mir zunächst wohnenden Kinde. In einer Stunde waren sie alle aus den entlegensten Winkeln auf dem Kirch- und Schulhof in ihren Sonntagskleidern, wie sie dieselben nun hatten, versammelt, wo ich sie bis nach der Predigt ihren Betrachtungen und Muthmaßungen überließ.

Nach der Predigt führte ich sie ins Schulzimmer, wo das duftende Backwerk mehrere Bänke fülle; und mein innigster Wunsch war, daß doch die edle Seele, die auf so sinnige Weise ein Andenken an diese Ostern in dem Gemüthe manches armen Kindes zu gründen gewußt, selbst zugegen gewesen wäre, um aus dem Staunen der Kleinen über diese Fülle, aus ihren freudigen Mienen und den feuchten Blicken der Herren Kirchenvorsteher, die zugegen waren, selbst den Dank zu empfangen, dessen ich nur ein schwacher Dolmetsch bin! „Liebe Kinder, sagt' ich, der gute Gott, von dem ich euch oft gesagt, wie er den Menschen hilft, und wie er sie, und besonders die Kinder, die guten und frommen Kinder liebt, hat auch gewußt, daß manche von euern Eltern arm sind und deswegen gestern nichts backen konnten, euch heute zu erfreuen. Und weil er euch liebt, so hat er wieder einem guten Menschen den Sinn eingegeben, für euch etwas backen lassen, wie er es auch früher mit dem braven Herrn gethan, der mehrern von euch Kleider und Hemden schenkte.*)" Und nun theilte ich die milde Gabe unter sie auf. — Dies ist die Kinderfreude in der oberv. ev. Schule am ersten Ostertag. —

Mir erübrigt aber noch der edlen Seele, die den Kleinen und damit auch manchem Erwachsenen diese Freude bereitet, den innigsten Dank für die kundgegebene Theilnahme zu bringen. Möge Sie die Versicherung hinnehmen, daß Sie damit nicht blos „momentan ein physisches" Bedürfniß gestillt; sondern daß sie damit in manches Gemüth auch einen ewigen Keim gepflanzt, der seiner Zeit schöne Früchte tragen wird; möge es ihr vergönnt sein, einen schönen Lohn darin zu finden dereinst diese Früchte sehen zu können, wie auch in dem Bewußtsein kindlichen Gemüthern Freude bereitet zu haben. Möge aber auch im Allgemeinen der Sinn und die Theilnahme an der Erziehung der Kinder immer mehr sich ausdehnen und besonders der leider lockere Zusammenhang der Schule mit dem Leben ein immer festerer, lebendiger werden. Ich meine das nicht blos von Seite der Schule in Beziehung des Lernens für das Leben; nein, das versteht sich von selbst: wohl aber meine ich's bezüglich der Theilnahme an, und des Verhältnisses des Lebens zur Schule; daß man nämlich zur Einsicht gelange, daß es gar mancher Veranstaltungen bedarf, die auch

*) Der edle Wohlthäter möge es nicht als Gleichgiltigkeit gegen seine Theilnahme ansehen, daß ich mich über die Vertheilung der mir übergebenen Kleidungsstücke noch nicht ausgewiesen. Ich habe mir die Erwähnung hievon für eine andere Gelegenheit vorbehalten, die bald kommen wird.
Der Eins.

Digitized by Google

von Außen auf die Schule einwirken müssen, wenn sie Früchte der Gerechtigkeit wirken; wenn namentlich der Religionsunterricht lebendige Wurzel schlagen; wenn Charakterbildung, was unter allen Umständen das Höchste, erwirkt; wenn überhaupt der Mensch — nicht zum Sachsen oder Ungarn u. dgl. — wenn er zum Menschen herangebildet und erzogen werden soll. —

Johann Vogt.

An das siebenbürgische Sachsenvolk.

Von aufrichtiger Freundeshand sind uns nachfolgende zwei Aktenstücke zugekommen, mit der Bitte sie möglichst zu verbreiten. Wir glauben dieses am besten dadurch zu bewirken, daß wir dieselben — die zwar schon in vielen Exemplaren hier verbreitet sind — in unsere Blätter aufnehmen. Wir beugen dadurch auch zugleich dem Argwohn vor, als hätten wir die Sachen bezüglich „unserer unionsfreundlichen Gesinnung" unterschlagen.

„Bürger und Brüder!

Bestürzt und tieferschüttert, wie vom Schlage getroffen, stehen die Bürger von Hermannstadt über die Nachricht von der im Landtagssaale am 30. Mai ausgerufenen Union, in die die Deputirten der sächsischen Nation mit eingestimmt haben. Die besammernswerthe Zerrissenheit der Nation trägt die Schuld davon. In einem aber waren wir einig, ein Kreis wie der andere, in die Union, wenn sie nun einmal unvermeidlich ist, nur unter bestimmten ausdrücklich ausgesprochenen Bedingungen, die uns das nationale Fortbestehen, die deutsche Volksthümlichkeit in unserm Gemeinde- und Kirchenleben verbürgen und gewährleisten, einzuwilligen. Eine Union ohne diese Garantien hat kein Bürger auf dem Sachsenboden gewollt. Der Volkswille der Sachsen ist klar und deutlich. An diesem Volkswillen haben sich die sächsischen Deputirten in Klausenburg verständigt, denn sie sind nicht aufgetreten als die wahrhaften Vertreter des Volks, sie haben die Union nicht von Bedingungen abhängig gemacht, sie haben nur fromme Wünsche ausgesprochen, und haben so die dritte ständische Nation, eine Nation, die gleiches Recht mit den beiden andern hat, der hochherzigen Gnade der magyarischen Nation überliefert. In dem Landtagsartikel über die Union, der besiegelt an Se. Majestät zur Bestätigung hinaufgesendet worden ist, steht kein Wort, keine Silbe von den Rechten der sächsischen Nation, nicht einmal „die Wünsche" sind erwähnt.

Schäßburg denkt so, wie wir. Das haben wir so eben mit Rührung aus seiner Zuschrift an unsern Magistrat erfahren. Wir handeln also auch im Geiste unserer Brüder von Schäßburg, wenn wir nachstehende Petition, die wir in einer großen Bürgerversammlung beschlossen, und mit zahlreichen Unterschriften bedeckt haben, der löbl. Nationsuniversität, als der obersten Centralbehörde der sächsischen Nation, mit der dringenden Bitte um schnelle und kräftige Berücksichtigung unterbreiten. Wir theilen Euch dieselbe mit und beschwören Euch bei dem ehrlichen sächsischen Namen, bei eurem und eurer Kinder Glück in eurem Kreise zu thun und zu handeln, damit das Nationalunglück, das uns betroffen, noch abgewehrt werden könne.

Hermannstadt, am 3. Juni 1848.

Die Hermannstädter Bürgerversammlung."

Wohllöbliche Nationsuniversität!

Die Resultate der Landtagssitzung vom 30. Mai haben die gefertigten Bürger und Einwohner von Hermannstadt mit tiefer Betrübniß und den größten Besorgnissen erfüllt. Nicht genug, daß im Widerspruche mit der Ansicht der Mehrheit der sächsischen Nation, von deren Deputirten die Union Siebenbürgens mit dem Königreiche Ungarn im Principe zugestanden worden ist, so hat der größere Theil derselben gegen den ausdrücklichen Wortlaut ihrer Instruktionen die Geltendmachung aller jener Bedingungen und Garantien ohne allen äußern Zwang unterlassen, welche allein im Stande waren, die Gefahren abzuwenden, die der sächsischen Nation bezüglich ihrer Nationalität, ihrer Municipalfreiheit und der Integrität ihres Gebietes drohen.

Nachdem nun diese Gefahren der sächs. Nation durch das Benehmen ihrer Landtagsdeputirten näher gerückt sind, jedoch der tiefere Grund derselben in der beklagenswerthen Uneinigkeit der einzelnen sächsischen Kreise, ja sogar der Landtagsdeputirten einer und derselben Gerichtsbarkeit unter einander zu suchen ist, so können die gefertigten Bürger von Hermannstadt nicht länger zögern, die löbl. Nationsuniversität ehrerbietigst aufzufordern, die sämmtlichen Kreise des Sachsenlandes zur nähern Berathung des Benehmens ihrer Landtagsdeputirten einzuladen, und ohne Verzug alle Maßregeln zur Abwendung der üblen Folgen jenes Landtagsbeschlusses in Anwendung zu bringen, vorzugsweise aber ihr ganzes Streben dahin zu richten, daß unter die sächs. Kreise das Vertrauen wieder zurückkehre

Digitized by Google

und in diesen Tagen der drängenden Gefahr jene Einheit erzielt werde, welche allein im Stande ist den freien selbstständigen Fortbestand der Nation zu gewährleisten. Die wir ꝛc. Hermannstadt, am 3. Juni 1848.

Folgen 603 Unterschriften.

Offenes Schreiben

an das

Siebenbürger Wochenblatt.

Hochgeehrte Redaction!

Kronstadt, am 6. Juni 1848. Ihr Satellit vom 5. d. M., Nr. 45, enthält unter der Aufschrift: „Das Kronstädter Publicum an den Siebenbürger Boten in Hermannstadt," eine Entgegnung auf eine im Siebenbürger Boten mitgetheilte Nachricht über Gerüchte, welche hier im Umlauf gewesen sein sollen.

Unwürdig des Boten finde ich es, daß er ein albernes, selbst in Kronstadt von Wenigen nur gehörtes, von Niemanden aber beachtetes Geschwätz zu veröffentlichen, und seiner Nachricht unziemliche Glossen beizufügen nicht angestanden ist. Aber eben so wenig kann ich die Entgegnung billigen. Für's Erste deswegen nicht, weil sie im Namen des Kronstädter Publicums spricht, da doch dessen bei weitem größter Theil — ich bin es überzeugt — weder die heftigen Ausfälle gegen den irrenden Boten, noch viel weniger die verletzenden Berufungen auf eigene Verdienste billigen wird; — und für's Zweite aus dem Grunde nicht, weil ich der Meinung bin, der Verfasser dieser Entgegnung hätte seine gute Absicht, seinem Publicum zu nützen, sicherer erreicht, wenn er der Taktlosigkeit des brummigen Boten — wollte er sie nicht durch Stillschweigen strafen — mit Ruhe und Kaltblütigkeit und mit nicht mehr Worte, als ein albernes Geschwätz verdient, entgegen getreten wäre.

Nach meiner Ueberzeugung besteht das Verdienst, welches Kronstadt durch sein Handeln in der bewegten Gegenwart ansprechen dürfte, nicht so sehr in dem Wesen der gefaßten Beschlüsse, als vielmehr in der Unbefangenheit, Ruhe, Festigkeit und Besonnenheit seiner Verhandlungen und in der nachsichtigen Schonung der Meinungen anders Denkender. Dieses Verdienst möchte ich meiner Vaterstadt auch in Zukunft bewahren, und dieserwegen wünsche ich, es möge Jeder, welchen guter Wille und eine geübte Feder zum Kämpfer befähigen, dem Eifer und der Liebe für sein Volk und Publicum die so nöthige Ruhe, Besonnenheit und Nachsicht zu treuen Begleitern geben.

Wir alle 11 Kreise des Sachsenlandes wollen gewiß nur das Beste unseres Vaterlandes, unseres Volkes. Diese beruhigende Ueberzeugung steht fest in meinem Innern. Daß wir aber nicht Alle einen und denselben Weg zum gemeinschaftlich ersehnten Ziel für den geeignetesten halten, das däucht mir um so natürlicher, je wichtiger die Frage ist, um welche es sich handelt, und es ist also auch um so unerläßlicher, mit Ruhe und Würde sich gegenseitig zu belehren und zu überzeugen zu trachten und jede Aufreizung zu vermeiden.

Ein solches Benehmen könnte nun freilich mit größerm Recht vom alten Boten, als vom jungen Wochenblatt gefordert werden; verläßt aber der greise Herr das gute Geleis, so wird es meinem jugendlichen Landsmann nur zur Ehre gereichen, wenn es seinem sich überstürzenden Gegner, statt ihm nachzurennen, mit Ruhe und Besonnenheit gemessenen Schrittes entgegen trittst, und auf solche Art zur Erhaltung des guten Rufes seines Publicums das Seinige beiträgt.

Wir leben in einer bewegten Zeit, und sehen einer ernsten Zukunft entgegen. Diese so freundlich als möglich zu gestalten, ist unser Aller heilige Pflicht und zweifelsohne auch unser Aller redliches Bestreben. Vermessenheit aber wäre es, sich für unfehlbar und den eingeschlagenen Weg für geebnet und gefahrlos zu halten; drum möge Keiner gelästert und verdammt werden ob seiner Meinung und innern Ueberzeugung!

Ist es uns Kronstädtern gelungen, Beschlüsse gefaßt zu haben, welche im Einklang standen mit den Ansichten der Mehrheit der Kreise; so mag uns dies zur Beruhigung dienen, aber ja nicht verleiten, den überwundenen Gegner demüthigen zu wollen, vielmehr uns aneifern, Alles anzuwenden, um auf dem bisher befolgten Weg der Unbefangenheit, Ruhe und Nachsicht die Vereinigung nicht nur der Mehrheit, sondern der Gesammtheit des Volkes vorzuziehen.

Können wir diese vollständige Vereinigung nicht erringen, nun so mögen wir immerhin streiten und kämpfen, aber stets als freundliche, nie als feindliche Brüder.

Ich schließe mit der Bitte an Sie, hochgeehrte Redaction: helfen Sie uns erstreben dies schöne Ziel mit Ihren ausgiebigen Kräften!

Vielleicht bekehrt sich auch der Bote, so lange es noch nicht zu spät ist.

Ein Kronstädter, welcher unbefangen zu sein glaubt.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 24 Montag, den 12. Juni 1848.

Der Madefalver Bluttag und Aufgabe des Landtags: daß nichts Aehnliches geschehe.

Von Johann Ferenczi.

Es ist eine traurige Wahrheit im Leben der Nationen, daß die bisherigen gekrönten Häupter von ihren Vertrautesten betrogen wurden. Maria Theresia, von Gyöngyösi die Mutter der Völker genannt, welche in die Militarisirung der Szekler nur so einwilligte, daß dabei keine Gewaltanwendung, geschweige denn Blutvergießen vorkomme (die diesfällige Urkunde befindet sich im Originale im Wiener geheimen Hofarchive) drückte, von dem auf dem Hermannstädter Landtage am 6. Mai 1762 mit dem Indigenat betheilten Bukow betrogen, zwar nicht auf die über ihre Unterthanen mit mütterlicher Liebe wie über ihre Kinder herrschende Königin, wohl aber auf die österreichische Regierung das Brandmal ewiger Schmach*). Vergebens befahl der gefühlvolle Kaiser Franz, als er im Jahre 1817 Siebenbürgen bereiste, den Madefalver Bluthügel abzutragen; ein einfaches Kreuz bezeichnet heut noch seine Stelle, und es gereichte der Szeklernation zur ewigen Schande, wenn sie da nicht eine Denksäule errichten ließe, auf welcher die Namen der gefallenen Blutzeugen glänzten. — Dieser Bukow, welcher am 17. Mai 1762 kommandirender General wurde, übernahm auf Anordnung der Regierung das Präsidium im Rathe des Guberniums, wodurch der brave Ladislaus Kemeny sein Amt als Gouverneur am 22. Mai niederzulegen gezwungen war, und so vereinigte sich die civile und militärische Obergewalt in einer und derselben Hand, ein Umstand, wie es einen gefährlichern zur Unterdrückung der Völker kaum geben kann. Es gebar auch diese unbeschränkte Willkührherrschaft ihn Ungeheuer. Achtzehn Regimenter wollte Bukow unter den Szeklern und Walachen errichten, woran ihn die Flucht durch einen Abtritt in Udvarhely hinderte. In Bistritz begann er sein Werk, befreite die unirten Walachen von ihren Verpflichtungen an die Stadt und errichtete das zweite walachische Regiment. Auf der gebrochenen Bahn weiterstrebend gelüstete es ihn nach Szeklersoldaten und so schickte bedwogen eine Commission, bestehend aus Oberst B. Schröder, Hauptmann Zsambler von Csernaton, dem Csiker Oberkönigsrichter B. Bornemissa ꝛc. nach Gyergyo, wo dieselbe, am 25. Juli ankommend, unter einer Strafe von 500 fl. kraft königl. Befehls auf den 26. Juli das Volk zusammenberief. Hier wurde das Volk mit Hinweisung auf den angestammten Heldensinn der Szekler — ein Mittel, dessen man sich auch heute noch als Honigfaden bedient — aufgefordert, unter folgenden Bedingungen die Waffen zu nehmen: 1) daß, wenn sie sich bewehren würden, Niemand mehr als 10 Groschen Steuer zahlen werde; 2) daß sie nur die Grenze zu bewachen hätten und auch bei der dringendsten Gefahr nicht über die Grenze Siebenbürgens gehen würden; 3) daß sie innerhalb 21 Monaten nur 3 Monate Militärdienste zu leisten hätten. Das, sagte man, seien die Punkte der königlichen Entschließung. Das Volk verlangte ein Par, erhielt es aber nicht und weigerte sich darum die Waffen zu nehmen. Dieserwegen mit Verlust von Kopf und Gut und einer Strafe von 500 fl. bedroht, wurden die Edelleute von einer Session, die Primipilen und Libertinen vom 10. Jahre angefangen — wobei die Nichtgegenwärtigen ausgefordert wurden —, conscribirt; Gleiches geschah auch auf den Dörfern des Gyergyoer Stuhles, ausgenommen

*) Ludwig Hofman. 1. Band p. 56. 1833.

Digitized by Google

jene, welche sich nicht einschreiben lassen wollten, bevor man ihnen nicht ein Par der königlichen Verheißungen gäbe. Nachdem hier das Geschäft in 8 Tagen beendigt worden, geschah die Einschreibung auch in der Csik. Nach 14 Tagen erschien in Gyergyó der Oberstlieutenant Caratto und in Alfalu Hauptmann Römer. Um diese Zeit langte auch das Schreiben des katholischen Bischofs an den Pleban von Csik-St.-Lelek, Peter Jöld, ein, worin derselbe ersucht wurde, im Verein mit der Csiker Geistlichkeit das Volk zu ermahnen, die Waffen anzunehmen; jedoch sollte das auf milde, freundliche Weise geschehen, ohne alle Täuschung, so motivirt: 1) daß sie so in die Fußtapfen ihrer heldenmüthigen Vorfahren treten; 2) daß so nicht Fremde, sondern sie selbst sich schützen; 3) daß sie, indem sie in 21 Monaten drei Waffendienste thäten, von der Steuer befreit würden. — Auch die Waffen wurden herbeigeschafft und, je nachdem einer Husar oder Infanterist werden wollte, vertheilt. Welche die Waffen angenommen hatten, verkündeten jenen, die dieses nicht hatten thun wollen, daß ihre Güter dem Fiscus verfallen würden; doch dieses Schreckmittels ungeachtet nahm ein großer Theil die Waffen nicht.

Da Bukow bis zur Tagesneige nicht ankam, fingen die harrenden Szekler an zu murren. Endlich erschien er und forderte das Volk in der bei Kerzenlicht gehaltenen Versammlung zur Eidesleistung auf. Da wählte das Volk zwei Deputirte (Ambros Ferenczi, ein Blutsverwandter von mir, und einen Andern, dessen Name nicht genannt ist *), welche bei Bukow anfragten, ob sie, wenn sie Militärdienste thäten, noch Steuer zahlen würden, und ob sie gezwungen sein würden, auch außerhalb der Grenzen des Vaterlandes Kriegsdienste zu thun. Auf Bukows bejahende Antwort erklärten sie, in diesem Falle die Waffen nicht nehmen zu wollen. Das Volk stimmte mit ungeheurem Lärm mit ein und vertheilte sich.

Am andern Tag rief Bukow die beiden Deputirten vor sich, beschenkte jeden mit Dukaten, klopfte sie auf die Schultern: sie möchten doch das Volk zur Eidesleistung bewegen. — Wunder, daß er sie nicht auch küßte wie Czar Nikolaus den gemeinen Kosakensohn und ein siebenbürgischer General den gemeinen walachischen Krieger; — aber umsonst würde er den Szekler küssen: dieser würde Verrath darunter wittern wie unter dem Judaskusse. — Auch diese Deputirten sprachen es aus, daß sie nie und nimmer sich militarisiren würden, wenn sie auch Steuer zahlen müssen; lieber wären sie bereit zu sterben. Bukow drohte mit dem Galgen, worauf Ambros Ferenczi antwortete: „Gyergyo erleidet keinen großen Schaden, auch wenn ich gehenkt werde." Während sie Bukow lange in seinem Cabinet eingeschlossen bei sich behielt, und in sie drang, verbreitete sich das Gerücht, Bukow habe sie in Eisen schlagen lassen. Mit wildem Lärm bricht das Volk die Thore ein. Bukow, erschreckt, entläßt sie und gibt jedem 8 Dukaten: sie möchten heraus sein gutes Herz erkennen und das Volk beruhigen. Mit Jubel wurden sie vom Volk umarmt; aber das gegebene Geschenk reizte noch zu größerem Tumult: während des Mittagsessens der Offiziere warf man die Soldatenkleider und Patrontaschen auf das Dach des Hauses, und man vernahm sogar den Ruf: „bis ans Heft stoßt das Bajonet in diese Verfluchten." Die Offiziere sprangen vom Mittagsmahle auf und der General gab dem anhers nicht zu beruhigenden Volke die Erlaubniß, die Waffen abzulegen; dieselben hinwerfend eilten sie nach Hause. Aber der Eperes (Dechant) Johann Siko und der Gyergyóer Pleban bewogen Vierzig, den Eid zu leisten, welche der General des andern Tages als Soldaten aufnahm. — Er hielt es nicht für sicher, da länger zu verweilen, und begab sich hinab in die Csik. Durch die Bethörungen und Verhöhnung von Seiten dieser Vierzig wurden sowohl in Gyergyo als auch später auf den übrigen Dörfern Viele dazu gebracht, daß sie das Gewehr nahmen. Armer Szekler, immer war das deine Hauptsünde, daß es dir an Einverständniß fehlte! wegen Reibungen zwischen den verschiedenen Gerichtsbarkeiten wurde das Joch dein Loos!! Die das Gewehr genommen hatten, exequirten bei denen, welche solches nicht gethan, auf Befehl ihrer Offiziere die Steuer und escortirten sie, — denen man mancherlei Verbrechen aufbrachte — als Rebellen nach Csik-Szereda. Ambros Ferency's Haus wurde geschleift, und er nach Csik-Szereda in Gefangenschaft geführt und 14 Tage in Eisen gehalten; dann wurde ihm die militärische Kravatte umgelegt, die er während eines ganzen Monats nicht ablegte. „Ich habe sie nicht angelegt," sagte er, „werde sie auch nicht herabnehmen, bis sie herunterreißt."

In der Csik angekommen, versammelte die Commission die ganze dortige Bevölkerung. Auf Bukows Frage, ob sie das Gewehr nehmen wolle, wurde, wie aus einem Munde, „Nein!" geantwortet. In Folge dessen ließ er auch die, welche bereits die Waffen trugen, solche ablegen. Um nicht gerade zu scheinen, als habe man sich umsonst bemüht, leisteten 7 Mann, von einem Fähnrich überredet, den Eid unter der von Taplocza gebrachten Fahne und

*) Handschrift des Professors der Philosophie Leonhard Lofstainer vom Jahre 1777.

Digitized by Google

wurden reichlich beschenkt. — Am 28. October geschah Aehnliches in Haromszek; auch hier wurde Bukows Aufforderung, den Eid zu leisten, vom versammelten Volke einstimmig zurückgewiesen, so daß er die bereits Bewaffneten entwaffnen ließ. Doch gab's später Einige, die einzeln aufgerufen, durch große Versprechungen und Geschenke bewogen, die Annahme der Waffen versprachen. So ist's heute noch mit den ärmern, vom Cordondienste Lebenden; sie erklären, wenn sie gefragt werden, die Waffen gern zu tragen. — Es wurden von den Generalen immer nur diese gefragt. — Sie aber machen nicht das ganze Volk aus; der größere und bessere Theil desselben möchte wohl mit dem ärmern auf gleiche Weise als Nationalgarden Dienst leisten. Es ist eine üble Sache, wenn die Regierung das Geschick des Volkes nach den Antworten der Proletarier zu dirigiren beginnt.

(Schluß folgt.)

Noch etwas an den Boten.

Das Kronstädter Publikum ist fortwährend der Gegenstand der bittersten Vorwürfe und Anfeindungen von Seiten des Siebenbürger Boten. Dieser nimmt es dem, — eine nüchterne Gesinnung bewährenden — Kronstädter Magistrate sehr übel, daß derselbe auf gewisse Schritte der Nationaluniversität (eigentlich war es nur deren Antrag, daß die sächsischen Kreise den gesetzmäßig ausgeschriebenen Landtag nicht beschicken sollten) nicht einging, sondern sich dagegen erklärte. — Die Frage: wer von beiden — ob die Universität mit ihrem Verlangen, oder das Kronstädter Publikum, wenn es ein solches Ansinnen zurückwies und von der wohlbegründeten Ansicht: der Nationsgraf gehöre theils als Leiter der dort zusammengetretenen Nationalversammlungen, theils als integrirendes Mitglied des Guberniums, auf den Landtag, ausgehend, die Auflösung des Conflures dringend verlangte — sich vom Rechtsboden entfernt hat, bleibe hier unerörtert; dieselbe entscheidet sich vor dem unbefangenen Auge von selbst. Der Vorwurf aber, daß in diesem Stücke und in der Unionsfrage überhaupt Kronstadt in gewohnter Weise eine eigene separatistische und antinationale Politik verfolge, ist als ein böswillig ungerechter und die Ehre unserer Stadt und Bürgerschaft brandmarkender entschieden zurückzuweisen. Wann und wo ist Kronstadts Politik eine in gewohnter Weise separatistische und antinationale gewesen? Etwa weil dieses Publikum, im Bewußtsein seiner Selbstständigkeit den zuweilen von gewissen Seiten geltend gemachten hegemonistischen Tendenzen widerstrebte? Oder weil dieses Publikum — besser: seine Presse — zuerst anfing, an den schmachvollen Fesseln, in welche der finstere Geist der Bureaukratie die ganze Nation geschmiedet hatte, zu rütteln? — O, wir wissen es recht gut, es ist noch so lange nicht her, als derselbe Bote dieses Klirren als rebellisch verschrie! — — Und wie beweist sich diese Politik Kronstadts jetzt so separatistisch und antinational? Etwa weil dieses Publikum, aller versuchten Mittel ungeachtet, noch immer nüchtern genug geblieben ist, um sich nicht in jene unions- und magyarenfresserische Extase hineinfanatisiren zu lassen und mit der Stirne wider die Wand zu rennen! O, glauben Sie, Herr Bote: wir wissen was wir thun! Wir haben sie gelesen, jene meisterhaft ausgearbeitet sein sollenden Flugschriften, die uns gegen die Union einnehmen sollten; wir haben sie gelesen, jene Briefe aus Wien und sonstiher, die uns im Vertrauen sagen, welch' mächtiger Unterstützung großer und kleiner Herren wir uns versehen dürften, wenn wir das Unsrige thäten, die Union zu hintertreiben. Und sehen Sie, hinter dem allem haben wir — nicht den Wolf — aber doch den Fuchs im Lammpelz herausgespürt. Es war nach dem 14. März, und wir wußten, wie weit es mit der mächtigen Unterstützung her sei. Der Boden unter der Hofkanzlei, deren Regierung besonders auch unser Sachsenvolk nicht gerade überglücklich gemacht hat, fing an zu krachen, und da sollten wir Sachsen das in Trümmer gehende Gebäude — wenigstens *versuchen* zu stützen. — Es gab Leute, die ihren hohen Einfluß, den sie unter der alten Wirthschaft, wenn auch nur hinter den Coulissen, geübt, mit Verzweiflung seinem Ende nahe sahen; wir Sachsen sollten ihn retten helfen. Wenn wir dabei Haar ließen — was thät's weiter? Es war derselbe Geist, der uns gegen die Union und die Magyaren hetzte, der die Wiener Ereignisse vom 15. und 25. Mai heraufbeschwor; der Geist der Reaktion, der Geist der altbekannten schwarzgelben Politik, der das Roth des Herzbluts fehlt; jener böse Geist, der sein Heil im „divide et imperabis" suchte! — Und daß wir uns von diesem Geiste nicht besessen machen ließen, ist das die separatistische, antinationale Politik? — Hat Kronstadt, wenn es auch die Union nicht desavouirte, nicht sich dahin ausgesprochen, daß es die pragmatische Sanktion, die sächsische Municipalität, das sächsische Gebiet, aufrecht und unbeschädigt erhalten wissen wolle? Wo ist da auch nur eine Spur von antinationaler Gesinnung? Hätten wir nicht mehr Recht, jene Richtung als separatistisch und antinational zu bezeich-

Digitized by Google

nen, die es nicht erkennen will, wie selbst Deutschlands Interesse an eine Erstarkung des Magyarenthums — wir meinen das nicht in eigentlich nationaler, sondern in politischer Bedeutung — geknüpft und, wie Ungarn umgekehrt, um seiner selbst willen, auf den Anschluß an das deutsche Interesse gewiesen ist? — Und noch eins! Alle die auch mir gewiß nicht weniger theuren Güter, als sie es dem ärgsten Unionsfeinde sind, deutsche Nationalität und Gesittung und unser selbstständiges sächsisches Volksleben scheinen mir durch die Union viel weniger gefährdet, als sie es — wie sich nun einmal die Dinge gestaltet haben — ohne sie sein würden. Das magyarische Interesse wird uns diese Güter nicht rauben können; denn es werden eben in Ungarn $1^1/_2$ Millionen Deutsche mit uns im Bunde sein, und Deutschlands Bündniß wird dabei wohl auch etwas wiegen; es wird aber das magyarische Interesse müssen uns diese Güter wahren helfen, um sich durch unsere Sympathie gegen die Gewalt viel feindlicherer Elemente zu schützen. Die Union wird uns nicht magyarisiren; was aber ohne Union aus uns werden würde, ist eben nicht schwer abzusehen. Ich mag mich bei aller Preßfreiheit nicht deutlicher erklären!!! — Darum, Union! nicht zwar auf Gnade oder Ungnade, aber doch auch nicht ohne Vertrauen auf den Gerechtigkeitssinn der Magyaren und darauf, daß sie ihr Interesse selbst nicht verkennen werden, ja auch darauf, daß sie ihre nationale Ehre mehr lieben, als sich Angesichts Europas eines völkerrechtlichen Verbrechens schuldig zu machen. Einem Volke, einem ganzen selbstständigen Volke, das nicht sich entweder von einer perfiden Bureaukratie knechten, oder von Pfaffen fanatisiren läßt, ist jedenfalls mehr zu trauen als einer Camarilla, die, während sie in Wien mit bewaffneter Hand im Namen des Menschenrechts geforderte constitutionelle Zugeständnisse macht, und wovon sie — wie die Versuche zeigen — bei nächster Gelegenheit etwas abhandeln möchte, in Krakau eine Bürgerschlacht veranstaltet ꝛc.

Daß der Bote bei seinen Angriffen auch die Walachen ins Mitleiden zieht, d. h. unser — der Kronstädter — Verhalten als mit dem walachischen Interesse im Widerstreit darstellt: daran thut der Bote weder klug noch recht. Die Walachen sind es am wenigsten, die bei der Union etwas zu fürchten haben; es sei denn, daß sie mehr wollten als bürgerliche Freiheit; es sei denn, daß sie, im Hinblick auf ihre Uebrzahl, eine Uebermacht über die übrigen deutschen und magyarischen Landesbewohner erringen wollten. Denn die Union will ihnen ja bürgerliche Freiheit, die sie bisher nicht gehabt, gewähren; sie will sie ja mit allen Bürgern Ungarns auf gleiche Rechtsstufe stellen. — Der Bote hält sich darüber auf, daß in der Unionsfrage ohne die Walachen über sie entschieden werde. Hat denn die sächsische Universität dieselben, als sie ihre Emancipation auf dem Sachsenboden aussprach, zu Rath gezogen? Daß aber die Walachen durch derlei Hindeutungen nur noch mehr gereizt werden, ist klar und wird keinesfalls gute Früchte tragen.

J. G. Siegel.

Mannigfaltiges.

Die Jenaer Studenten haben an die Wiener Studierenden eine Einladung auf die Wartburg ergehen lassen. 26 Wiener Studenten haben sich in Folge dieser Einladung auf den Weg nach der Wartburg gemacht. Hr. Joseph Hercyka nahm am 6. Juni im Namen der 26 Abschied von der Aula, worauf der wackere L. A. Frankl beifällig Folgendes erwiederte: „Es ist bedeutungsvoll, daß Ihr, Brüder, nach der Wartburg zieht, da ihr seit Monaten pure Protestanten seid. Im März gegen den Herrn v. Metternich, gegen die Censur und gegen den Zopf, in den Maitagen gegen die Reaktion und die wieder ihr Haupt erhebende Willkühr, und so ist es begreiflich, daß Ihr freudig zu der Burg zieht, wo der Urprotestant gehaust hat. Wir haben, was uns sehr schmeichelhaft ist, große Aehnlichkeit mit dem Luther: seit dem März haben wir alle Bücher, Hefte und Dintenfässer zum Teufel geworfen; er warf sein Dintenfaß gegen den Teufel, freilich ein kleiner Unterschied. Grüßt den Dintenklex auf der Wartburg. Wir Studenten lieben den Luzifer, und haben es bewiesen, daß wir ihn lieben; denn er ist es, der lucem fert, der das Licht bringt. Aber noch eine Aehnlichkeit haben wir mit Luther; er sagte: Ich gehe nach Worms, und wenn jeder Dachstein ein Teufel wäre! Bei uns waren noch vor wenigen Tagen hunderttausende Pflastersteine aufgeschichtet und wir fürchteten uns nicht in der alten Stadt Wien. Geht denn hinaus, Brüder! stärkt Euch im Protestiren gegen das Schlechte, gegen das Gemeine, gegen die Willkühr und kommt uns freudig und gestärkt an Geist und Körper wieder. Lebet wohl!“ Prof. Füster, in den Sinn des Sprechers eingehend, sagte beifällig: „Protestiren muß man, und ich als katholischer Priester sage euch, protestiren thut auch in der Kirche gut, wie im Staatsleben und dem der Wissenschaft. Ziehet hinaus und stärket Euern Geist, und im Namen des Gottes, welcher der Gott der Katholiken und Juden, der Protestanten und Mohamedaner ist, segne ich Euch zu Eurer Fahrt auf die Wartburg.“ Alle entblößten das Haupt, und der edle, geistvolle, von echter Menschenliebe durchdrungene Priester ertheilte der gerührten und begeisterten Menge den Segen. Die Studenten, mit einer deutschen Fahne, die sie zum Andenken auf der Wartburg aufpflanzen werden, voraus, zogen hierauf, von vielen Hunderten begleitet, nach der Nordbahn, singend: „Des Deutschen Vaterland“, — „Das bemooste Haupt“, — „Gaudeamus igitur“.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 25. Montag, den 19. Juni 1848.

Der Madefalver Bluttag und Aufgabe des Landtags: daß nichts Aehnliches geschehe.

Von Johann Ferenczi.

(Schluß.)

Nach Bukows Abgang verlangten, auf Zureden und Verlockungen der sieben beeidigten Soldaten, Viele und zwar vom Taplocjaer Kapitän die Husarenwaffen und von jenem zu St. Imre die Infanteriegewehre zurück; so daß am 31. October zu St. Imre 99 Mann von Oberstlieutenant Caratto beeidigt wurden. Auch von Gyergyo-St. Miklos meldete der Oberstwachtmeister, daß die dortigen Bewohner zum großen Theil — und zwar auf Zureden des Esperes Siko — die Waffen zurückgenommen hätten. Zu St. Domokos und St. Tamas geschah ein Gleiches durch Vermittelung der Plebane am 1. November. Traurig, daß gerade die Seelenforger ihnen das ungerechte Joch auf den Hals drückten, welche sich doch nie zu Beförderungsmitteln tyrannischer Willkühr hergeben und nie das allgemeine Vertrauen zu verderblichen Zwecken mißbrauchen sollten!!! Aber auch der Oberkönigsrichter ging mit den Militärofizieren auf Bukows Befehl von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus. Viele ließen sich bereden, nur Szepviz, St. Miklos, Palfalva, Delne, Madefalva, Csik-St. Lelek und Menyesag nicht. Aber die Soldaten gewordenen Szekler zeigten sich selbst gegen ihre Brüder grausam; sie plagten sie mit mancherlei Unbilden, bis sie die Waffen annahmen. Auch die Edelleute wurden vielfältig vexirt, ihre Häuser ausgeplündert, ihr Vieh weggetrieben; und um alles dieses wurde Niemand zurechtgewiesen. Darum schickten sie am 6. Januar 1763 den Grafen Emerich Lazar nach Wien, welcher von der Königin folgende Antwort brachte: „Wir wollen, daß unsere herausgegebene Verfügung, daß nämlich Niemand unter die neuen Soldaten, wenn er sich nicht freiwillig und gern dazu versteht, aufgenommen werde, unverändert in Kraft bleibe; und wir haben keineswegs im Sinne gehabt, in den bezüglich dieser Militarisirung getroffenen Maßregeln irgend eine Veränderung zu treffen.“*) — Bukow wurde nach Wien zur Rechenschaft gefordert. Da das Militär indessen mit der Steuer behördet worden war, baten sie, sie von der Steuerentrichtung zu entheben oder ihnen zu gestatten, daß sie die Waffen ablegten. Entbände man sie von der Steuer, so wären sie bereit, im Sinne des königl. Rescripts vom 15. Mai 1693 Punkt 15 bis auf den letzten Blutstropfen innerhalb der Grenzen des Vaterlandes Waffendienste zu thun. Hierauf sendete Maria Theresia eine Entschließung herab, in welcher Johann Lazar, Nicolaus Bethlen und Joseph Siskowicsch zu Commissären ernannt wurden, um den Beschwerden der Szekler auf den Grund zu gehen. Diese ließen statt dessen die Gyergyoer, die, in den Wald entflohen, bei strenger Kälte nicht länger dort verweilen konnten, die Waffen nehmen. In der Csik gesellte sich am 26. December der Oberkönigsrichter B. Bornemissa zur Commission, welche St. Domokos, St. Tamasch und Nagy-Boldog-Asszon beeidigen ließ, von da sich nach Rakos und später nach Taplocza begab.

Diese erzwungene Beeidigung hatte die Csiker zwar in Schrecken gesetzt, doch waren sie entschlossen, ihre Freiheit aufrecht zu erhalten; und um darüber um so heimlicher rathschlagen zu können, zieht sich eine große Menge in die Gebirge von Szalonka. Dort wird beschlossen, eine Petition an die Commission zu richten, und man wählte

*) Peter Zöld M. 5.

Digitized by Google

Vertreter, welche die Sache vorbringen sollten. Um ihr mehr Nachdruck zu geben, werden die Haromszeker durch Deputirte zur Theilnahme aufgefordert, und es erscheinen von diesen am 2. und 3. Januar 1764 an Siebenhundert. Die Berathenden vertrauten auf das königliche Rescript zur Zahl 617, ohne zu wissen, daß dasselbe durch jenes zur Zahl 624 zurückgenommen worden; sie hofften, die königliche Gnade werde sie schützen. Die Commission aber, von dieser geheimen Berathung in Kenntniß gelangt, befahl ihr, aus einander und nach Hause zu gehen; und als man diesem Befehle nicht Folge geben wollte, wurden zu Madefalva und Taploca die daheim gelassenen Weiber und Kinder bei strenger Winterkälte durch Husaren aus ihren Häusern getrieben, damit deren Väter und Männer die vom Froste Starrenden sehen und nach Hause zurückkehren möchten. Sie kehrten zurück aus dem Gebirge von Szalonka, 5000 an der Zahl, nach Szepvíz, Szent-Miklos und Delnefalva. Sie kamen am 5. Januar nach Madefalva und wollten flehentlich bitten um ihre Freiheit, oder wenn der königliche Wille ihnen diese nicht gewähren wollte, um Gnade wegen ihres Ungehorsams. Am 6. Januar reichten sie ihr Gesuch ein. Sie sollten des andern Tages 8 Uhr Antwort erhalten. Bukow befahl indessen den Haromszekern sich sogleich nach ihrer Heimath auf den Weg zu machen: zu Hause werde er sie anhören. Da es aber bereits gegen Abend ging, beschloß die Versammlung, in Madefalva zu bleiben und des andern Tags die Antwort zu vernehmen. — In der Nacht auf den 7. Januar erhielt das Linienmilitär so wie die neu errichteten Grenzersoldaten den Befehl von Taploca nach Madefalva zu kommen. Sie kamen um Mitternacht auch mit 3 Kanonen an. Von allem diesem wußte das Volk nichts, als plötzlich Morgens 4 Uhr die Kanonen zu donnern begannen. Erschreckt sprangen die Glieder der Versammlung auf. Einige riethen zur Flucht, andere zu einer an die Commission gerichteten Bitte, daß ihnen, wenn sie ihre Freiheit nicht gewinnen könnten, doch Vergebung wegen ihres — wie es die Commission nannte — vermessenen Ungehorsams gewährt werde. Im Begriff diese Bitten an den geeigneten Ort zu bringen, wurde Stephan Boros, ein edler Szekler, niedergeschossen. Die übrigen wollten das Dorf fliehend verlassen; aber allenthalben trafen sie auf Bewaffnete. Die Bargasjeg genannte Gegend von Madefalva wurde von den Soldaten in Brand gesteckt, und bei dem Lichte der Flammen fallen die, welche die Kugel nicht niederstreckt, unter der Klinge. Pardon wird Niemandem gegeben, so sehr auch darum gefleht wird. Obwohl die Ueberzahl auf der Seite des Volkes war, mochten sie doch keinen Finger erheben gegen den Willen der Königin; denn, hieß es, man sei nicht gekommen zu kämpfen, sondern zu bitten. Alle Waffen, Aexte, Knittel warfen sie weg, um auch nicht ein Zeichen des Widerstandes sehen zu lassen. Sie rufen Pardon, schwingen weiße Tücher zum Zeichen, daß sie um Gnade bitten; alles umsonst; wie das Schlachtvieh werden sie bis Nachmittag ein Uhr niedergemetzelt. Da erst kam der Befehl aufzuhören und die brennenden Häuser zu löschen. — Die Nichtgefallenen wurden von den Soldaten nach Taploca getrieben und hier die Blutüberfluteten in eine Reihe gestellt, die Verwundeten verbunden, die übrigen ins Csik-Szeredaer Gefängniß eingepfercht, so daß des andern Tages die Schwächern halb todt hervorgezogen wurden. Hundert drei und achtzig waren gefallen, ohne jene, welche tödtlich verwundet sich in die Wälder schleppten und dort zu Grunde gingen, ohne daß man sie auffand, oder welche von der Altbrücke ins Wasser sprangen, den Fischen zum Fraß. Fünf und vierzig wurden ins Madefalver Blutgrab (vérsír) begraben, die übrigen von ihren Verwandten nach Hause geführt. Unzählige waren verwundet; der Csik-Somlyoer Guardian Anton Mihalyfalvi verband allein 29 Verwundete.

Durch diese Niederlage erschreckt, leisteten zu Rakos in der Oberecke Alle zu Ende Januars den Eid, außer jenen 640, welche in die Moldau entflohen, denen Peter Jöld nachging; er war aus dem karlsburger bischöflichen Gefängniß entsprungen und mochte das arme Volk, als dessen einziger Freund, nicht verlassen. — In der Unterecke geschah die Eidesabnahme zu St. Imre neben dem Edelhof des Baron Adam Zenter. Von hier begab sich die königliche Commission — nachdem die zu Madefalva gefangenen Haromszeker als Herolde vorausgeschickt worden — am 8. Februar nach Kezdi Vasarhely, wo ganz Kezdi, umgeben von dem in der Stadt befindlichen ungarischen und deutschen Militär am 13. Februar — die Städter am 15. — den Eid leisteten. Der Orbaier Stuhl schwor zu Zabola, der Sepsier zu Ujon, der Bardotzer zu Aprilis zur Fahne. Schon am 13. Februar sendete der karlsburger Kanonikus Andreas Simony 13 Fahnen für das Szeklermilitär.

Dies ist die Geschichte der — zum Hohne so genannten — in schöner (milder) Weise geschehenen Bewaffnung des freiwillig Kriegsdienste leistenden Szeklervolkes. Es braucht dazu keinen Commentar für das Gerechtigkeit liebende, mitleidige Gemüth. — Damit aber aus dem Madefalver Blutgrab ohne Blutvergießen der Freiheit grünender Baum erwachsen könne, ist es des Landtags nächste Aufgabe:

Digitized by Google

1) Da die von der k. Landesregierung ausgesandten edlen Commissäre Graf Johann Mikes, Carl Zeyk, Moses Verde Zeugniß geben können, daß das 82jährige Sklavenjoch unerträglich geworden ist und das zum Ausbruch — dessen Hemmung dieser Commission zu danken ist — gediehene Militär nicht mehr aushalten kann, so soll mit dem Instandekommen der Union*), oder wenn diese gegen unsern Wunsch unterbliebe, auch in diesem Falle vom jetzigen Landtag ausgesprochen werden, daß der Szekler Soldat nicht mehr in der bisher üblichen Weise, sondern nur als Nationalgarde diene.

2) Es werde bezüglich des Loses und der Militärdienstleistung der Jobagyen entschieden: welche Erfordernisse sie besitzen müssen, um als freie Bürger in die Reihen der Nationalgarden aufgenommen zu werden?

3) Es sollen die jetzt ausgerückten Szekler sogleich nach Schlichtung der walachischen Wirren zurückgesendet werden.

4) Auch bis dahin beschließe der Landtag, daß die Nationalgarde sogleich errichtet werde, und Jedermann, ohne irgend welchen Kastenunterschied, der Adelige wie der militärisch conscribirte Grenzer, in gleicher Weise Militärdienste leiste; denn dieses allein kann den Adel schützen, daß er nicht durch die sonst zum Aeußersten greifende Erbitterung der Grenzer und Gemeinen (közsorsnak) und durch die mit allen ihren Schrecken sich erhebende Anarchie ins Verderben gebracht werde und das Szeklervolk sich nicht selbst aufreibe.

5) Auch das beschließe der Landtag, daß die Soldatenproletarier und die Jobagyen so viel möglich beruhigt werden, damit die Sansculottenepoche nicht eintrete.

*) Der Artikel war früher zum Druck bestimmt, ehe die Union ausgesprochen war.

An Herrn Johann Vogt.

Lieber Freund!

Du weißt, daß mich deine in Nr. 8 der Blätter für Geist ꝛc. angeregte Idee von der Gründung eines Waisenhauses sehr interessirt. Daher wird es dich nicht wundern, daß ich, nachdem ich erfahren hatte, daß an die Verwirklichung dieser schönen Idee Hand angelegt worden und bereits freiwillige Beiträge eingegangen seien, mir Mühe gab, von dem Fortgang dieser Angelegenheit mich in möglichst genaue Kenntniß zu setzen. Ich zweifle an dem Entstehen dieser segensreichen Anstalt nicht mehr. Allein du scheinst, deiner letztern Aeußerung nach, an ein baldiges Aufblühen des Senfkornes nicht so fest zu glauben, woraus ich mir es auch erkläre, daß du jetzt ganz und gar davon schweigst. Zweifle nicht, sage ich dir, es wird gedeihen, blühen — und Früchte tragen, und zwar sollst du selbst dieses noch erleben! Wie man mich versichert hat, stehen die Sachen so gut, daß der Grund zur Anstalt sogleich gelegt werden kann. Aber solches Werk will ruhige Zeiten; daher warte geduldig noch ein Weilchen, bis die öffentlichen Angelegenheiten ins Geleise kommen, und du wirst sehen, daß sich meine Prophezeihung erfüllt. Doch auf deine letzte Aeußerung zurück zu kommen. Als ich dir unlängst auseinandersetzte: daß A. H. Franke bei der Gründung des Waisenhauses in Halle im Jahre 1695 nicht einmal über 10 Gulden zu verfügen hatte, und daß dieses Institut jetzt einen großen Flächenraum vor Halle's Thoren einnehme, daß es für 200 Zöglinge eingerichtet, Real- und Gewerbschulen, Pädagogium, Naturalien- und Kunstsammlungen, seine eigene Apotheke, Buchdruckerei, Buchhandlung u. s. w. habe, in seiner Art beinahe einzig dastehe und schon unendlich viel Gutes gewirkt habe, — da war deine Erwiderung, wodurch du mich völlig zu widerlegen glaubtest: „Ja, aber da fand sich ein Baron Cannstein!“ Ich weiß wohl, wie dieser hochherzige Mann die junge Anstalt mit seinem Vermögen, mit seinem Kopfe und durch Gründung der Bibelanstalt unterstützt und das Werk mächtig gefördert hat. Ich weiß aber auch, daß das Waisenhaus in Halle nun schon über 150 Jahre besteht und somit Zeit hatte sich zu entwickeln und zu wachsen. Ich weiß, und du auch, daß Baron Cannstein die Bibelanstalt erst 1712, also 17 Jahre nach dem Entstehen des Waisenhauses gründete. Es mußte also das Waisenhaus nothwendig bereits bestehen, um einen Baron Cannstein für dasselbe zu gewinnen und zu begeistern. Und liegt es etwa außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß hier unter unsern deutsch sprechenden, denkenden und deutsch fühlenden Brüdern auch für unser Waisenhaus ein Cannstein sich finde?! Laß es aber nur auch zuvor ins Leben treten, daß die Welt sich überzeuge, was es leistet und wirkt. Wir haben freilich keine herrschaftlichen Güter zu widmen, und kein freiherrliches Vermögen; aber es gibt — Gott Lob! — auch unter uns edle, hochherzige Menschen, welche solche wahrhaft löbliche Unternehmungen kräftig unterstützen, und ein derselben gewidmetes, durch Thätigkeit und Sparsamkeit erworbenes bürgerliches Vermögen wird die gute Sache nicht weniger fördern. Und ist es nicht erhebend, zeigt es nicht von Sinn für alles Gute, daß auf deine Aufforderung sogleich Beiträge eingingen?

)(

Digitized by Google

Schon Nr. 10 der Blätter für Geist ꝛc. brachte uns das erste Verzeichniß. Nach Nr. 13 bestanden die Beiträge schon in fl. 162 kr. 14, und dermalen sollen — wie ich höre — bereits an 280 fl. eingegangen und in die Sparcasse eingelegt worden sein. Und noch mehr! Wie ich vernommen, sollen unsere Frauen für diese Idee auch sehr eingenommen sein, sich — wie von ihrem zarten Sinn zu erwarten war — der Sache warm annehmen und die Absicht haben, dieselbe mittelst eines zu gründenden Vereines zu unterstützen. Zu diesem Zwecke sind einige Einzeichnungsbogen in Umlauf gesetzt worden, welche über 150 Unterschriften zählen sollen, und darunter Namen vom besten Klang! Dieses Alles hat sich in dieser so bewegten Zeit und beinahe von selbst gemacht. Hat endlich die Abendunterhaltung am 14. d. M., deren Reinertrag auch diesem Zwecke gewidmet ist, nicht bewiesen, daß der Nutzen eines solchen Instituts anerkannt wird, daß es rühmlich und an der Zeit sei, dessen baldiges Entstehen auf alle Art und Weise zu befördern? Zweifle also fürder nicht! Der Grund wird gelegt werden; wir wollen und werden das Werk beginnen und nach Kräften daran arbeiten, und es wird gedeihen, unsern Nachkommen ein schöner Beweis unserer Menschlichkeit und Nächstenliebe! Zum Besten der Anstalt wäre es aber nothwendig, die eingegangenen Beiträge bekannt werden zu lassen, insonderheit bald zu erklären, welche Beiträge seit der letzten Veröffentlichung in Nr. 13 noch geleistet worden; wer nun an Stelle des als Pfarrer nach Neustadt versetzten Herrn Fr. Philippi etwaige Beiträge annimmt; wie und von wem diese Beiträge bis zu der über diesen Gegenstand zu pflegenden Berathung und darauf zu erfolgenden Feststellung verwaltet werden? Dieses halte ich für nothwendig, zur Wissenschaft und Darnachrichtung für Jeden, der bei der Sache betheiligt ist oder künftig daran Antheil nehmen will.

Kronstadt, den 20. Mai 1848.

Ansprache an die Sachsen*).

Landes- und Stammesbrüder! Zu Euch will ich ein Paar Worte sprechen, die Ihr vom Pflug und vom Handwerk lebet! die Ihr Ruhe und Frieden braucht, um leben zu können! die Ihr weder die Gewohnheit, noch Zeit habet, Euch mit dem sogenannten Recht und mit der sogenannten Politik abzugeben! In Euch rede ich, die Ihr von diesen Sachen wenig versteht, weil Ihr es nicht gelernt habt, sondern sie immer denjenigen zu überlassen pflegtet, die nichts Anderes zu thun haben, als zu lesen, zu studiren, zu denken, zu schreiben, zu berathen und zu beschließen.

In unserm ganzen Welttheil gehen ungewöhnliche Dinge vor sich. Ihr könnt Euch denken, wie außerordentlich die Zeiten sein müssen, wenn sogar unser mächtige Landesfürst und Kaiser seine Residenz zu verlassen sich genöthigt fand. Seht nun, in dieser außerordentlichen Zeit treten gewisse Leute unter Euch auf, sagen Euch allerlei Dinge vor, die Ihr nicht versteht, — Dinge, die Ihr nicht zu beurtheilen vermöget, — Dinge, die ganz unwahr sind und keine andere Folge haben, als daß sie Euch in namenlose Furcht und Angst versetzen. Man sagt Euch vor, die Ungarn, mit denen Ihr siebenhundert Jahre lang zusammen gelebt, Freude und Leid gemeinschaftlich getheilt, mit denen Ihr manchmal gezankt und wieder Frieden gemacht habt, mit denen Ihr als Kinder eines und desselben Landes zusammen leben und sterben müßt. Diese Ungarn, sagt man Euch, wollen Euch Sprache, Religion, Nationalität, Kassen, Vermögen, kurz Alles rauben, was Eure höchsten Güter sind. Man sagt Euch vor, diese Güter würden Euch dadurch entrissen werden, daß sich Siebenbürgen wieder mit dem großen Königreich Ungarn verschmelzt, wie es damit vor dreihundert Jahren verschmolzen war. Man sagt Euch vor, daß Ihr durch diese Wiedervereinigung mit Ungarn untreu werdet am Landesfürsten und dergleichen mehr. Seht, dieses Alles sind schamlose Unwahrheiten und Vorspiegelungen, die man Euch deßhalb vorzusagen getraut, weil man Euch für unfähig hält, hiebei das Wahre vom Unwahren zu unterscheiden. Das sind Lügen und Erfindungen, die man gebraucht, um Euch in Unruhe zu versetzen, Euch aufzuwiegeln, zur Verzweiflung zu treiben, zum Aufstand, zum Bürgerkrieg, zum schrecklichsten der Schrecken.

Brüder! Es ist eine schamlose Lüge, daß Euch die Ungarn durch die Union Eure Muttersprache rauben wollen; sie tasten Eure Muttersprache im Kirchen- und Schulwesen, in Eurer innern Verwaltung und Rechtspflege, im Dorf, Markt, Stuhl, Distrikt nie und nimmer an; sie wollen nur das, daß Eure sogenannten Herren Beamten, die ihr Leben lang weder selbst Kukuruz hacken, noch den Hobel führen, besser ungarisch verstehen, sprechen und schrei-

*) Der Aufsatz ist uns von einem patriotischen Manne zugekommen. Der Volksfreund wird im Namen des Verfassers freundlich ersucht, diesen Artikel auch in sein Blatt aufzunehmen.
Die Red.

Digitized by Google

den lernen wie bisher, daß sie mit den zahlreichern, größern und mächtigern ungarischen Ministerbeamten sich zu Eurem Wohl und Besten verständigen können. Seht Ihr, Brüder! Eure Beamten hatten von jeher die Pflicht, ungarisch zu können; sie haben es in alten Zeiten auch tüchtig gekonnt; man findet noch in Euern Archiven die ungarischen Schriften, welche dieses beweisen. Aber in neuern Zeiten sind viele Eurer Beamten als Deputirte in den Landtag gegangen, und konnten so wenig ungarisch, daß sie nicht einmal verstanden, was dort Alles gesprochen wurde, geschweige denn zu Eurem Wohl und Besten mitreden konnten. Solche Beamten glauben: jetzt würden sie durch die Union ihre Aemter verlieren, weil sie schlecht oder gar nicht ungarisch können. Das ist nicht wahr; selbst diejenigen Eurer jetzigen Beamten, die zu Eurem größten Schaden gar nicht ungarisch können, werden nicht brotlos, sondern es wird für Alle gesorgt. Daß aber die ungarische Sprache zu können für Eure Beamten recht und nothwendig ist, weil diese die Staatssprache ist, kommt daher, daß das Sachsenvolk, so lang es in diesem Lande war, niemals ein eigener, besonderer Staat, sondern immer nur ein Theil eines Staates war. Und seht nun, ihr Brüder! Selbst Eure Stammesbrüder im großen, hochgebildeten Deutschland, deren Billigkeit und Humanität zum Sprüchwort geworden ist, haben für ihr großes deutsches Land in der jüngsten Zeit das Gesetz gemacht, daß in Deutschland die deutsche Sprache Staatssprache sei, nur daß in denjenigen Theilen Deutschlands, wo die größere Bürgerzahl eine andere Sprache als die deutsche spricht, diese andere Sprache sowohl in Gemeindeangelegenheiten, in Unterrichtswesen, als auch als Gerichtssprache gelten solle. Die Ungarn im Ungarlande wollen jetzt auch dasselbe, was bezüglich der Sachsen gar nichts Neues, ja etwas so Altes als ihr Hiersein, ist; denn die sächsischen Beamten haben unter den alten ungarischen Königen, wo die Sachsen viel wohlhabender und reicher waren wie je nachher, dann unter den Wahlfürsten und später bis zum vorigen Landtag, mit den höheren und höchsten Beamten nie anders als lateinisch oder ungarisch geschrieben.

So wie das eine Lüge ist, daß die Ungarn Euch die Muttersprache rauben wollen, eben so scham- und gewissenlos will man Euch damit aufwiegeln: durch die Union wollen Euch die Ungarn Eure Religion nehmen. Dieses ist der schamloseste Betrug; denn nicht nur die bisher recipirten vier Religionen bleiben unangetastet, sondern es erhalten auch die bisher zurückgesetzten Dissidenten ganz gleiche Rechte mit den Uebrigen, gerade in Folge der Union. Lüge ist es, daß durch die Union die Verbindung der neun Stühle und zwei Distrikte der Sachsen durch die Universität zur bisherigen Nation verloren gehe; denn der Landtag hat es auf Verlangen ausdrücklich ausgesprochen, daß dieses nicht nur in keinen Zweifel gezogen, sondern noch besonders verbürgt werden solle. Es ist eine Lüge, daß man Euch die Kassen, Vermögen u. s. w. nehmen werde. Im Gegentheil hat man Euch von der Entrichtung des Zehntens an den Fiscus, an Eure Geistlichen und von den drückenden Plackereien dabei befreit. Für den Unterhalt Eurer Geistlichen wird auf andere Art gesorgt; aber Ihr, lieben Bauernbrüder! werdet in zwei, drei Jahren erst erfahren, was für ein Druck, eine Last, eine Eisenkette die Entrichtung des Zehntens für Euch war; wie Ihr mit Eurem Hab und Gut freier und besser schalten und walten könnt. Es ist eine Erfindung, daß man Eure Kassen nehmen wolle. Die Kassen habt Ihr in Euern Händen. Die wird und kann Euch Niemand nehmen. Auch, Ihr Stadtbürger, hat man insbesondere dadurch aufgehetzt: durch die Union würden die Zünfte aufgehoben. Es ist nicht wahr. Wenn Ihr außer dem Siebenbürger Boten und dem Volksfreunde, die seit zwei Monaten immer nur zu den Leidenschaften sprechen*), aufregen, verblenden und die auf die Sachsen bezüglichen Begebenheiten lückenhaft und eigens zugeschnitten mittheilen, auch andere, unparthheiische Zeitungen lesen könntet, so würdet Ihr sehen, daß die Zünfte auch in Ungarn bestehen. Reformirt und geregelt werden die Zünfte aber ohnehin, ob Union war oder nicht; denn das bekennt Ihr ja selbst, daß sie so, wie sie jetzt sind, nicht mehr sein können.

Ein Treuebruch am Fürsten ist die Union durchaus nicht; denn er selbst hat sie in Ungarn bestätigt und hier im Landtag zur Sprache gebracht; denn es bleibt ja auch nach der Union immer Ferdinand, der bisherige, unser Monarch.

Landes- und Stammesbrüder! Wir stehen alle inmitten großer Erschütterungen. Sie kommen daher, weil dieselben fast in ganz Europa stattfinden. Es ist blinder, kindischer Trotz, dieses wegzuleugnen und zu glauben, einige Eurer Beamten und Geistlichen könnten diesen Umschwung, der fast alle Länder ergriffen hat, verhindern. Es ist wahr, Viele Eurer Beamten und Geistlichen leiden durch diesen unaufhaltsamen Umschwung für den Augenblick empfindliche Verluste. Aber Niemand, der bisher gewisser Begünstigungen genossen hat, kann diesem entgehen. Diese Verluste kommen aber denen zu gut, die bisher von der

*) Beide Redaktionen haben, Gott sei Dank, einen gemäßigteren Ton angenommen. Die Red.

Digitized by Google

drückenden Abgabe der Naturalzehnten belastet, von dem Genusse am Gewerbsbtrieb u. s. w. ausgeschlossen waren, also der größern Zahl des Volkes.

So laßt Euch durch die fortwährenden Aufreizungen, Aufwiegelungen und Aufforderungen zum Ungehorsam gegen das Gesetz und Kaiserbefehl, nämlich keine Deputirte zum Landtag zu schicken — was Eure gesetzlich berufenen Deputirten im Landtag thun und der Kaiser entscheiden soll, für Verrätherei zu erklären; was der Kaiser eigenhändig unterfertigt, als Täuschung nicht zu glauben, — nicht verblenden. Seht! dazu sucht man Euch zu bringen, weder an Gesetz, Obrigkeit, Landtag und Kaiser mehr zu glauben, sondern alles dieses zu verachten, und mit Gewalt, mit Waffen, mit Blutvergießen, mit Bürgerkrieg dasjenige zu suchen, was Euch in Ruhe, Frieden, Eintracht, durch Recht und Gesetz werden wird und muß. Landes- und Stammesbrüder! Schont Euch und Eure Kinder! Ihr seid entsetzlich verblendet worden; kehret um zum Frieden, zur Eintracht, ehe die letzte Stunde schlägt!!! —

Deutschland für oder gegen Ungarn?

(Aus der Allgemeinen Oesterreichischen Zeitung.)

Von der untern Donau. Wir waren Zeuge davon, wie in den ersten Tagen der wiedergebornen Freiheit der Jubelruf der Ungarn in den Straßen Wiens ein tausendstimmiges Echo fand; wir haben gesehen, wie Ungarn und Oesterreicher einander in die Arme sanken und Bruderliebe gelobten; wir haben es in den Organen der öffentlichen Meinung gelesen, daß Deutschland und Ungarn, durch die Freiheit vereint, fortan nur durch das eine Gefühl der Brüderlichkeit und brüderlicher Hülfe verbunden bleiben solle.

Und heute? Heute, da kaum zwei Monate seit jenen Tagen verflossen sind, schleudert die österreichische Presse das politische Anathem gegen Ungarn; dieselbe Presse, welche zu Gunsten Deutschlands gegen die czechischen Anmaßungen so entschieden in die Schranken tritt, ermuntert im Gefühle einer schlecht verhehlten Schadenfreude die slavischen Erhebungen gegen die Einheit Ungarns und predigt offenen Krieg gegen das Land, welches sie bis jetzt den Hort der Freiheit, wider das Volk, welches sie bis jetzt ein edles und gerechtes nannte.

Worin liegt die Ursache dieses seltsamen Widerspruches?

Um diese Frage gründlich beantworten zu können, ist es erforderlich etwas weiter zurückzugehen, und dieses soll in Folgendem geschehen:

Es ist bekannt, daß nach dem Tode des letzten Ludwigs in der Schlacht bei Mohacs das Haus Oesterreich vertragsmäßig die ungarische Krone erbte; das Haus Oesterreich empfing diese Krone nicht durch die Gnade Gottes, sondern durch die Wahl des Volkes unter gewissen beschworenen Bedingungen, und die ungarischen Länder wurden, als auch später durch die pragmatische Sanction das Haus Oesterreich in der weiblichen Linie thronfähig erklärt wurde, nach Gesetzen und Gewohnheiten regiert, welche gänzlich verschieden waren von jenen der übrigen Länder des österreichischen Staates. Ungarn war von jeher ein constitutioneller Staat, und die ungarischen Könige haben niemals unumschränkt darin regiert, wie in den sogenannten Erbländern. Ungarn hatte eine selbstständige Verwaltung, oder hätte gesetzlich eine solche haben sollen, eine eigene Kanzlei, eine eigene Kammer, eine eigene Regierung; Ungarn hatte gesetzlich nie mit den übrigen Erbstaaten etwas anderes gemein als das regierende Haus, es war durch Zollschranken von Oesterreich getrennt, und ward von jeher in commerzieller und industrieller Hinsicht von Oesterreich als Ausland angesehen und behandelt. Wenn nun von dieser eigentlichen und gesetzlichen Stellung Ungarns zu Oesterreich im Laufe der Zeiten gar manches schöne Stück durch List und Gewaltthat, durch die geheimen Windungen der Politik und die Ränke schlechter und gewissenloser Regierungsmänner verloren ging, wenn auch Ungarn seit einer Reihe von Jahren nicht in seinem eigenen Interesse regiert, sondern mehr als eine Provinz von Oesterreich ausgebeutet ward, so konnte doch durch solche Practicen und Kniffe die staatsrechtliche Stellung Ungarns zu Oesterreich eine Zeit lang unterdrückt, aber niemals gänzlich aufgehoben werden. Hieraus folgt, daß die gegenwärtige selbstständige Stellung Ungarns keine solche ist, welche ihm die Gnade des Königs neuerlich schenkte, sondern nichts anders als ein Act der Gerechtigkeit, derselben Gerechtigkeit, mit welcher der absolute Kaiser von Oesterreich dem Drängen seiner österreichischen Völker um eine Verfassung nachgab; die gegenwärtige unabhängige Stellung Ungarns ist somit kein neu erlangtes Recht, sondern nur die Wiederherstellung aller beschworenen Verträge, deren Vortheile dem ungarischen Lande bisher widerrechtlich entzogen waren.

Von diesem Gesichtspuncte müssen die ungarischen Verhältnisse beurtheilt werden. Geschieht dies, so lösen sich alle Widersprüche leicht und ohne Inconsequenzen.

Digitized by Google

Die österreichische Presse ist aus zwei Ursachen hauptsächlich gegen Ungarn erbittert; einmal, weil Ungarn seine Kriegsvölker aus Italien zurückruft, und dann, weil Ungarn von den österreichischen Staatsschulden einen Theil zu übernehmen Anstand nimmt. Ob in diesen Thatsachen ein Grund zur Erbitterung liegt, ob deshalb die österreichische Presse von einer Eroberung Ungarns zu sprechen Grund hat, will ich im Folgenden ohne Rücksicht darauf, daß eine solche Drohung unter den gegenwärtigen Verhältnissen Oesterreichs nichts als eine Poltronerie ist, vom Billigkeitsstandpuncte aus näher zu erläutern suchen. Oesterreich führt Krieg gegen Italien. Ist dieser Krieg gerecht? oder wenn diese einfache Frage in unserer diplomatischen Zeit unpassend ist, erscheint dieser Krieg klug? Ist Hoffnung vorhanden Italien wieder zu erobern, ist selbst das eroberte Italien auf die Dauer zu erhalten und wird dasselbe den österreichischen Völkern den geringsten Ersatz für das vergossene Blut, für das verlorne Geld und für die gestörte Entwicklung seiner innern Organisation bieten? Wir sagen nein, und abermals nein, wie wir es schon oft gesagt haben. — Mit demselben Rechte, mit welchem alle Völker ihre Selbstständigkeit fordern, begehrt dieß auch Italien, mit demselben Rechte, nach welchem Oesterreich verlangt hat, politisch mündig erklärt zu werden und sich selbst zu regieren. Hier ist keine Ausnahme zulässig und Handelsvortheile können wohl Wünsche erregen, aber keinen Zwang motiviren. Die Selbstständigkeit Italiens ist ein Postulat der Zeit und kann eben so wenig verhindert werden, wie die Geburt der Leibesfrucht, wenn die Zeit dazu gekommen ist, ohne Mutter und Kind zu vernichten. Die freie nationale Entwickelung Italiens kann wohl durch Gewalt und Blutvergießen, durch Opfer aller Art verzögert, aber nie verhindert werden; das Bestreben dazu allein muß den österreichischen Staat in gegenwärtiger Zeit erschüttern, und es kann sogar möglicherweise der ganze kunstreich gegliederte Bau seines übrigen Staatenkörpers dadurch zum Sturz gebracht werden. Die Wiedereroberung Italiens ist daher ein zweckloses Problem, eine Chimäre, ein Unternehmen wider sich selbst und wider die eigne Freiheit.

Um dieses einzusehen, bedarf es nicht mehr als eines schlichten Verstandes und der Unparteilichkeit; es leugnen zu wollen, würde zeigen, daß Privat- und Handelsvortheile höher geachtet werden, als die ewigen Gesetze des Rechtes und der Völkerfreiheit, würde beweisen, daß Oesterreich in der Erkenntniß seiner eigenen Lage und der Stellung der Völker noch weit zurück sei. Wenn sich heute Oesterreich an seine deutschen Mitbrüder um Hilfe gegen Italien wenden wollte, würde ihm aus allen Gauen ein entschiedenes Nein entgegenschallen, weil Deutschland in dem Kriege Oesterreichs gegen Italien ein ausschließliches österreichisches Interesse erkennt.

Betrachten wir aber die Verhältnisse Ungarns näher in seinem Innern. Ungarn ist ein Land, welches eine Menge Nationalitäten in seinem Schooße trägt, Nationalitäten, welche fast feindlich einander gegenüberstehen und fortwährend gegen einander gehetzt werden. Das Slaventhum erhebt mit unglaublicher Gewalt sein Haupt und spricht es offen aus, sein vor einem Jahrtausend verloren gegangenes Recht wieder zu gewinnen, und die magyarischen Stämme in die asiatischen Steppen zurückzutreiben. Vom Busen der Adria bis zum eisernen Thor, zwischen Balcan und der Donau und in den Gebirgsthälern der Karpathen wird das Messer nach demselben Tacte geschliffen, der in Prag im Herzen Deutschlands und leider sogar in Wien angegeben wird. Zahllose Emissäre durchstreifen das Land, und in der Militärgrenze wie in den slavischen Ortschaften hetzen Offiziere, Ortsobrigkeiten und Popen das Volk zum Widerstande gegen die Regierung auf, und erregen das in den Massen schlummernde Ungeheuer des National- und Religionsfanatismus. — Diese Leute proclamiren offen ein Slavenreich, den Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung und die Anarchie.

Während so im Innern des Landes äußere Einflüsse den Sturm erregen, ist die neue Regierung ohne alle Mittel dagegen. Das gesammte Land ist ausgesaugt, die öffentlichen Cassen sind leer, Handel und Gewerbe stocken. Das baare Geld ist verschwunden und die Noten der österreichischen Bank haben niemals Vertrauen im Lande gehabt; die Zeughäuser sind waffenleer, und im gesammten Lande, in einem Lande, fast so groß wie der gesammte Kaiserstaat, sind nach offizieller Angabe kaum 18,000 Mann Truppen zerstreut. Eine solche Macht ist aber kaum in Friedenszeiten zur Besetzung der Festungen, und zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung hinreichend, um so weniger also in den Zeiten des Dranges und der politischen Agitation. Daher war es die Pflicht des ungarischen Ministeriums, nicht allein aus Gründen des allgemeinen Rechtes und der Achtung vor der Welt, die Rückkehr der ungarischen Truppen zu verlangen, sondern die eigene Lage Ungarns, die Anarchie in seinem Innern und seine Schutzlosigkeit dagegen erheischte diesen Schritt der verantwortlichen ungarischen Minister mit gebieterischer Strenge. In dieser Forderung Ungarns liegt kein Act der Feindseligkeit gegen Oesterreich, sondern einzig und allein die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung und die Pflicht, das gesammte

Digitized by Google

Land vor den Folgen eines Bürgerkrieges und dem Umsturze aller gesetzlichen Ordnung zu bewahren.
(Schluß folgt.)

Die gewaltsam ausgesprochene Union Siebenbürgens mit Ungarn*).

Der für Siebenbürgen so wichtige Tag, der 29ste Mai 1848 gehört schon der Geschichte an. Es ist nothwendig, daß dieser Tag und dessen Mißgeburt allen Nationen in seiner wahren nackten Gestalt zur Anschauung gebracht werde: Dieser Tag, an dem das Aussöhnungsfest gefeiert, Handschlag und Bruderkuß gewechselt werden sollte, erschien, um der Welt noch einmal zu zeigen, wie die Söhne Trajans von den Mitbewohnern Transsylvaniens verhöhnt werden! In dem Augenblicke, wo zwei Drittheile der schwer gekränkten Einwohner alles ihnen von dem andern Drittheile zugefügte Unrecht, alle ihnen angethane Schmach vergessend, der Welt zeigen wollten, daß sie nicht allein im Dulden, sondern auch im Verzeihen groß seien; daß die Romanen das Hauptprincip der Humanität, die Brüderlichkeit, verstehen und gerne zugeben, die erlittene Schmach sei rein dem Unverstande der vergangenen fluchwürdigen Zeiten zuzuschreiben; in dem Augenblicke sage ich, wird den Romanen, diesen mißhandelten Bürgern, die Ackerbau, Viehzucht und Bergbau — somit die Hauptquellen des Wohlseins in diesem Lande mit vieler Einsicht betrieben, das Heiligste der Rechte, „die Nationalität", vorenthalten! Der Romane hat dort, wo er als Mehrzahl sich entschieden aussprechen durfte; er wollte nicht die Heiligkeit der Menschenrechte, die Freiheit und Gleichheit, verletzen, er wollte über das Wohl und Wehe seines Landes mit seinen Mitbürgern brüderlich sich besprechen. — Höret nun, Nationen, welcher Junge ihr auch seid, und staunet über die verletzten Menschenrechte!

Am 15. Mai 1848 unter blauem Himmelszelte, im Angesichte der Welt, die Hand zu Gott erhebend, beschwor der Romane das Heiligste, was der Mensch dem Menschen geben kann, die Liebe zu seinen Mitmenschen, auf welcher Grundlage er die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und als Schutzwehr dieser Kleinodien die Treue zu seinem Fürsten Ferdinand und dessen Familie unverletzbar, heilig zu halten gelobte. Hoch loderte die Flamme auf in der Romanen Brust! gleich wie das Gold im Feuer sich jeder Schlacke entledigend als reiner Kern erscheint, nicht minder standen Trajans Söhne verschmolzen in einem Kern in eine unzertrennbare Nation, und sein Haupt emporhebend mit Ernst und Würde proclamirte sich der Romane als eine untheilbare Nation. Als solche forderte nun diese ganze Nation die Mit-Nationen Siebenbürgens auf, sie — als ihre Schwester anzuerkennen, und die Berathungen über alle Gegenstände bei dem am 29. Mai 1848 abzuhaltenden Landtage im Einverständnisse mit ihr als völlig integrirenden Theil, zu pflegen; sollten jedoch die drei Nationen ohne die Romanische Nation Beschlüsse fassen, legten sie die feierlichste Einsprache gegen deren Giltigkeit ein. Diese Aufforderung in der Form eines Gesuches sollte eine Deputation aus der Romanischen Nation den Landständen überbringen. Ob die Verhandlung dieses Gegenstandes beim Landtage geschehe? darüber schweigen die Berichte aus Siebenbürgen. Möglich, daß die Landstände das Gesuch von 14mal hundert tausend Menschen keiner Verhandlung würdig hielten; in jedem Falle muß der Romanischen Nation vor dem Tribunale der ganzen Welt das Recht zuerkannt werden, gegen die Giltigkeit der ohne ihre Beistimmung ausgesprochenen Union, Protest einzulegen.

Daß einige beim Landtage anwesende Romanen der Union die Hand reichten, ja dieselbe und deren Fürsprecher segneten, kann dem gesammten Romanischen Nationalwillen keine Richtung geben, und nur Furcht oder andere unlautere Gefühle mögen diese Männer ihrer Pflicht vergessen gemacht haben: ihre Sendung war einzig und allein die feierliche Uebergabe des rechtlich begründeten Wunsches der Romanischen Nation — jenes Wunsches, der den Pulsschlag der Schwester-Nationen für Recht, Freiheit und Gleichheit verdoppeln sollte!! — — Dieser Wunsch wurde nicht erfüllt, die Union wurde ohne Einfluß der Romanischen Nation ausgesprochen, und mit Eilboten zur Sanction an Se. Majestät nach Innsbruck abgesendet. Doch in Innsbruck harret eine Romanische Deputation auf die Erledigung ihrer Bitte von Seite unsers Fürsten. Mit treuer Zuversicht hoffen die Romanen, daß Vater Ferdinand, der seine Kinder mit gleicher Liebe schirmt, es nicht zugeben, nicht dulden wird, daß in den Zeiten des rechtlichen, freien Wirkens dem Völkerrechte der Romanischen Nation auf eine empörend barbarische Weise der Todesstoß versetzt werde.

Ihr aber, Brüder des Ungarlandes, Brüder aller Nationalitäten, glaubet Ihr, daß die Söhne der Coryinen, die in den Zeiten der schweren Kämpfe als unerschütterte Dämme wider die Anläufe der barbarischen Wogen felsenfest standen; an deren Muth in jenen Zeiten, wo man Euch Gut und Blut entziehen, Eure Weiber und Kinder, ja Eure Gedanken fesseln wollte; an deren Muth und Ausdauer, sage ich, die Barbaren scheiterten; glaubet Ihr, daß diese Männer, deren Wille fest wie Demant und rein wie Gold ist, ohne gehört worden zu sein, Euch warmes Blut zuführen werden? täuschet Euch nicht — Ihr mögt den Compaß drehen, wie Ihr wollt, der Völker Magnet — die Nationalität — behält ewig seine Richtung. Gedenket, wie erhaben, wie schön und groß es sei, 14mal hundert tausend Menschen als freie Männer sich zu verbünden; dagegen in welch einem Widerspruche es mit der Humanität, die Euch so adelt, stände, diese Männer Euch anzukuppeln. — Fort mit dem Gedanken, stoßt ihn weg, er schändet Euch — er schändet die Freiheit, — er schändet die Humanität. — Saget meinen Mitbrüdern aus Dacien, Ihr wollet Euch mit ihnen nur dann verbinden, wenn dieses ihr freier, ihr heiliger Wille ist. Wien, den 8. Junius 1848.

*) Dieser Artikel ist zu finden in der Wiener Zeitung Nr. 161 vom 10. Juni 1848 unter der Rubrik Siebenbürgen. Er ist der Redaktion der Wiener Zeitung von einem Deputirten der Siebenbürgischen Romanen, Hrn. Moldovan, „als die Gesinnung seiner 14mal hundert tausend Stammesgenossen" zur Einschaltung zugesandt worden. — Weitere Betrachtungen darüber möge sich der geneigte Leser selbst machen. Die Red.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 26. **Montag, den 26. Juni** **1848.**

An die Siebenbürger Deutschen.

Galatz, den 18. Mai 1848.

Deutsche Mitbürger Siebenbürgens!

Eure Grenzen sind bedroht; durch wen? — durch den bekannten Feind der Volksentwicklung und der rechtlichen Völkerfreiheit. Die Sage einer russischen Invasion in die Fürstenthümer ist kein bloßes Phantom mehr. Die Realisirung der Sage entwickelt sich täglich mehr und mehr. Ungeachtet der hermetischen Verschließung der Pruthgränze weiß man doch das Anhäufen von Truppenmassen an derselben. Bei Folteschti (einige Stunden oberhalb Galatz am Pruth) wurde bereits eine Brücke geschlagen, angeblich der leichtern Postverbindung halber, und doch geht die Straße nach Odessa über Reni!

Mitbürger! Russischer Trommelwirbel und Hörnerklang wird bald eines schönen Morgens die Bewohner von Galatz und Jassy aus dem Schlummer wecken. Officielle Maueranschläge werden uns hier zu wissen thun, dies alles geschehe nur aus Humanität, um die bedrohte Ruhe und Sicherheit zu schirmen. Wohl ist nicht zu leugnen, daß eine Todtenruhe auf den uns dann in Aussicht gestellten, weitausgedehnten Eisfeldern Sibiriens herrsche; — sie sind ein kühlendes Heilmittel für manchen Hitzkopf und die Knute gibt das niederschlagende dazu.

Mitbürger! Der mächtige deutsche Strom Donau, dessen Pforte bei Sulinah von den ehernen Feuerschlünden gewaltsam hingedrungener nordischer Gefängnißwärter bewacht wird, soll am eisernen Thore aufhören frei zu sein. Unsere Segel- und Dampfschiffahrt, dieser mächtige Hebel unsers nationalen Verkehrs sollen durch den Machtspruch eines Ukas vernichtet werden.

Mitbürger! Dürfen wir dieses dulden, dürfen wir so den deutschen Stamm mit Schande beflecken? —

Siebenbürger! Ihr seid zunächst berufen, Euch mit aller Kraft und Energie gegen jede russische Besetzung der Donaufürstenthümer zu stemmen; denn Eure Interessen sind zunächst dabei bedroht. Die Kosaken und Baschkiren werden sich mästen von Euern in der Walachei weidenden Heerden. Sie werden Eure Distrikte überschwemmen, — die deutsche Cultur und Civilisation, die Ihr Sachsen, zum ewigen Ruhme deutscher Kraft und Anhänglichkeit allen Stürmen der Zeit trotzend selbst gegen den Andrang wilder asiatischer Horden und in der Mitte der fremdartigsten Euch umgebenden Nationalitäten, Jahrhunderte lang aufrecht zu erhalten wußtet, mit Beharrlichkeit zu zerknicken suchen. Sie werden den Weg weiter in die Monarchie sich bahnen und die reine Frühlingsluft der Freiheit mit den Miasmen des Tyrannismus vergiften.

Deutsche Mitbürger Siebenbürgens! Es handelt sich nicht blos um unser Interesse allein, es handelt sich hier auch um den Thron einer uns theuern Dynastie, um die Erhaltung des Hauses Habsburg, um unsern geliebten Monarchen Ferdinand, der ewig glorreich als Oesterreichs schönste Zierde dastehen wird.

Mitbürger! Die deutsche Burg der Habsburger in Wien darf und kann kein Cremlin eines moscowitischen Czars werden; die Fahne deutscher Freiheit und Einigkeit darf und kann nicht vom ehrwürdigen Dome St. Stephan gestürzt und durch die russische Knute ersetzt werden.

Mitbürger! Kein russischer Fuß soll die Fürstenthümer, die ein deutscher Strom umfließt, betreten dürfen.

Dieses sei der einzige Wille der gesammten deutschen Nation. Den deutschen Strom müssen wir seiner Fesseln erlösen — die Donau muß ganz frei werden!

Digitized by Google

Deutsche Mitbürger Siebenbürgens! Zeigen wir uns stark und fest. Unsere gerechte Sache siegt bereits in Italien und an der Eider; — nun wohlan, so werden wir auch Sieger an des Donaustromes Mündung!

Gott ist mit uns! Hoch der Monarch, die Freiheit und das Vaterland!

Stephan Adolph Wilhelmi.

Bei der Fahnenweihe der Mediascher Bürgerwehr

am 12. Juni 1848*).

Geselligkeit ist das auszeichnende Bedürfniß der menschlichen Natur; — sie ist die bewegende Kraft, die uns auf der Bahn bürgerlicher Gesittung von Stufe zu Stufe treibt, von dem engsten Bunde im häuslichen Kreise bis zum weitverbreitetsten Staaten- und Weltenverbande. — Wie Glied zum Gliede gefügt eine Kette bildet, so schaaren die Menschen sich nach den verschiedenen Bedürfnissen und Zwecken, zu bürgerlichen und kirchlichen Gemeinden, zu gewerblichen Innungen und wissenschaftlichen Vereinen, zu friedlichem Handelsverkehr und zu Feinde bekämpfenden Kriegsschaaren — und um Alle schlingt der Staat mit der Kraft der Gesetze sein schützendes Band.

Aber der Verbindungen festeste — alle Bedingungen kalt und schlau berechnender Politik überbietende — ist der Bund starker Herzen in Liebe und Treue, geläutert und gestählt im heiligen Feuer der Begeisterung für das Edle, Wahre und Gute, das nur in dem geweihten Boden bürgerlicher und geistiger Freiheit gedeiht.

Heil dem Volke, das die Himmelstochter Freiheit in ihrer wahren Gestalt, in ihrer reinen beglückenden Klarheit erkennt, — dessen Auge stark genug ist, um nicht von ihrem strahlenden Glanze geblendet, dem täuschenden Irrlicht zu folgen, das den hastigen Wanderer nur zu oft an den verderblichen Sumpf der Zügellosigkeit verlockt! — Heil dem Volke, das jenes köstliche Kleinod — unblutig erworben von den Vätern durch bürgerliche Tugend — von Enkel zu Enkel vererbt durch sieben Jahrhunderte, treu und rein bewahrt, mit seinem Blute geschützt, aber nie durch Mißbrauch entweiht, durch keine Unthat geschändet hat! Heil dem Volke, das die Bedingungen seines Bestandes, Liebe und Treue, neben dem Muthe der Väter, in männlicher Brust gepflegt! — Das die Geschichte, die unbestechliche Richterin der Völker, ihm Zeugniß gebe! — Meine Brüder! Mit unaussprechlichem Hochgefühle stehe ich hier an der Spitze eines Häufleins, das mit Stolz sich jenem Volkshaufe zuzählt, dem meine Segensrufe gelten. Ihr seid die Söhne jener Väter, denen die Geschichte Zeugniß giebt, daß sie immer treu waren; — daß sie treu waren den Verträgen, die sie mit ihren Landesbrüdern auch fremder Zunge verbanden, — treu dem Fürsten, treu dem Vaterlande, zu dessen Schutze sie berufen waren, und das ihrem Fleiße seine Blüte verdankt. Auch heute noch bewährt sich solche Treue an Euch! — Als wackere Söhne eines kräftigen Geschlechts eilet Ihr herbei auf den Ruf: „das Vaterland ist in Gefahr, und unserm Bunde, unserer Freiheit droht der Untergang!“ — Ihr verlaßt Eure friedliche Werkstätte, entreißt Euch der gewohnten Ruhe, um Euch in dem entwohnten Gebrauche der Waffen wieder einzuüben, die Eure Vorfahren mit kräftigem Arme geschwungen; — Ihr seid entschlossen, an die Erhaltung des theuersten Vermächtnisses der nationalen Selbstständigkeit und Freiheit, Eure Manneskraft, Euer Leben zu wagen.

Ja, meine Brüder, wir haben eine große Aufgabe zu lösen. Der mit dem mächtigen Flügelschlage der Zeit heranbrausende Sturm mahnt uns zu kräftiger That. Er mahnt uns, mit kräftiger That zu beweisen, daß der Väter Geist, der Väter Muth noch in uns lebt. Er mahnet uns zum Festhalten in Einigkeit, Liebe und Treue. Einig unter uns selbst, sollten wir mit Liebe auch die Brüder einer andern Zunge, die schon lange mit uns einen Boden bewohnen, in unsern Bund aufnehmen, — treu bleiben unserm angestammten geliebten Fürsten, — treu den Verträgen mit den andern Nationen des Vaterlandes, so lange sie nicht selbst durch eigenen Treubruch uns unserer Pflicht entbinden: aber mit Muth und Kraft der frechen Gewalt wehren, die unser Eigenthum, unsere heiligsten Güter uns rauben wollen.

Das ist die Aufgabe des Bundes, der auf den Weckruf der Zeit die vereinzelten Kräfte guter Bürger in sich zusammenfaßt, der unsere Herzen geschlossen, und der in dem Bilde unserer heutigen Versammlung sich kund gibt. Ihm fehlt nicht die innere Weihe, die der freie feste Wille ihm gibt; aber er bedarf noch eines äußern Zeichens

*) Diese vortreffliche Rede des Mediascher Bürgercorps-commandanten, Pupillenin spectors Hrn. Andreas Schuster, ist uns durch einen geneigten Freund des Hrn. Schuster, ohne dessen Wissen, mitgetheilt worden. Wir bedauern nur das Einzige, daß uns der verehrte Herr Einsender nicht auch eine kleine Schilderung der Fahnenweihe mitgetheilt hat.

Die Red.

Digitized by Google

seiner Einigung, das der Schaar voranwehe im ernsten Kampfe, in dessen Anblick die Erinnerung an die hohe Bestimmung des Bundes sich auffrische und den Muth der Kämpfenden entflamme, und unter dem die zerstreuten Glieder des Bundes sich sammeln mögen.

Ein solches Zeichen enthüllt sich hier in dieser Fahne vor Euch. (Die Fahne wird enthüllt wagerecht gehalten, und ihre Zipfel und Bandenden von fünf Pathen, Jungfrauen, emporgehoben.) Sehet, sie trägt die Farben roth und blau in goldener Einfassung, das Symbol der Liebe unangreifbar vom Roste der Zeit. Die sie umwehenden Bänder — schwarz und gelb — deuten den Schutz des hohen Kaiserhauses an, unter dem unser Vaterland und unsere Nation der freien Entwickelung jeglicher Kraft in gesetzlichen Schranken durch Jahrhunderte bis auf die jüngste Zeit sich erfreute, und der die gute Sache unter dem Segen des himmlischen Lenkers der Völkerschicksale auch für künftige Zeit zu hoffen hat. Diese Fahne empfange denn heute öffentlich die feierliche Weihe, zu deren Verherrlichung und Bekräftigung wir uns die Gegenwart und geneigte Mitwirkung der löblichen Behörden und der ehrwürdigen Geistlichkeit erbeten haben, und nun an die hochverehrten Anwesenden die geziemende Bitte wagen: dieser Fahne die Weihe und Taufe als Banner für das erste Bataillon der Mediascher Stadt und Stuhls-Bürgerwehr ertheilen und sodann auch durch ihr schriftliches Zeugniß bekräftigen zu wollen. (Folgt Weihrede und Gebet des evangelischen und katholischen Vorstehers der Geistlichkeit.)

(Nach der Weihe.)

Brüder, unser Banner ist geweiht! Es ist uns angelobt, wie dem Bräutigam die geliebte Braut. Bedarf es noch eines förmlichen Schwures, um uns inniger mit ihm zu verbinden? — Nein! Uns bindet Bürgerpflicht! Wir sind deutsche Bürger, und das deutsche Wort hatte immer Eideskraft. Schande straft den Treubrüchigen, den Standhaften lohnt das Bewußtsein erfüllter Pflicht und und die Segnungen späteller Enkelgeschlechter. Treu wollen wir diesem Zeichen folgen in den Kampf — es führe uns zum Siege oder ehrenvollen Tode —; doch nicht im Angriff auf fremde Rechte, wohl aber in muthiger Vertheidigung unsers Eigenthums, unserer Nationalität und bürgerlichen Freiheit!

Möge es uns vergönnt sein, dieses Zeichen unserer Ermannung unentweiht dankbaren Nachkommen zu hinterlassen!!! —

Genehmigen Sie, hochverehrte Zeugen und Beistände dieser feierlichen Handlung, den tiefempfundenen Dank, den ich im Namen meiner Bürgerbrüder hiemit auszusprechen die Ehre habe. — Empfangen auch Sie, holde deutsche Jungfrauen*), den innigsten Dank für das schöne Werk Ihrer kunstreichen Hände, das als ein Beitrag zur Zierde dieser Fahne ein freundliches Andenken bei unserer Bürgerwehre für Sie erhalten wird.

Und nun schließen wir mit den lauten Wünschen:

Hoch lebe unser treugeliebter Fürst, der constitutionelle Kaiser Ferdinand!

Hoch lebe deutsche Einigkeit und Bürgertugend; ihr werde bürgerliche Freiheit zum verdienten Lohn!

Hoch lebe die Selbstständigkeit und brüderliche Eintracht aller Nationen!

Deutschland für oder gegen Ungarn?

(Aus der Allgemeinen Oesterreichischen Zeitung.)

(Schluß.)

Wenn wir nun auf diese Weise klar und unwidersprechlich den ersten Beschwerdepunct der österreichischen Presse widerlegt haben, so wird uns dieses mit dem zweiten auch leichter sein. Dieser betrifft die Uebernahme eines Theils der österreichischen Nationalschuld, oder einer jährlichen Zinsenzahlung von zehn Millionen Gulden C. M.

Zuerst ist es erforderlich wieder darauf zurückzugehen, daß Ungarn stets einen von der Verwaltung der übrigen österreichischen Länder abgesonderten Regierungsfond hatte, daß das Besteuerungssystem und der innere Haushalt desselben durchaus von dem der letzteren verschieden war, daß Ungarn niemals einen Kreuzer aus dem österreichischen Finanzhaushalte empfing, wohl aber viele Millionen jährlich ungesetzlicherweise dazu beitrug. Die Regierung erbaute in Ungarn keine Straßen, keine Eisenbahnen, keine Canäle; sie errichtete keine öffentlichen Anstalten und Lehrinstitute, sie beförderte nicht allein nicht die Industrie des Landes, sondern verhinderte und unterdrückte sie — kurz die Segnungen eines dreißigjährigen Friedens gingen an Ungarn und seiner staatlichen Entwicklung fast spurlos vorüber; Ungarn war ein Stiefkind Oesterreichs, ein Pro-

*) Fünf Fräuleins, Jeanette Fleischer, Peppi Bauer Julie Draser, Mathilde Schuster und Peppi Anner haben ein reich gesticktes Bandalier für den Fahnenträger der Bürgerwehre verehrt. —

)(

Digitized by Google

vinz, welche luſtig und planlos ausgebeutet wurde, ſo lange etwas ausgebeutet werden konnte, und welche in Folge einer ſo unvernünftigen Wirthſchaft jetzt im wahren Sinne des Wortes ausgebeutet, ausgeſaugt und entblößt daſteht.

Abgeſehen alſo davon, daß eine ſtaatsrechtliche Verpflichtung für Ungarn zur Uebernahme einer Schuld, welche von ſeinen Vertretern nicht contrahirt, in ſeinem Intereſſe niemals verwendet wurde, überall nicht nachgewieſen werden kann; abgeſehen davon, daß in einem conſtitutionellen Staate nicht das Miniſterium, ſondern nur das geſammte Volk in ſeinen geſetzlich berufenen Vertretern zur Uebernahme einer ſolchen Verpflichtung befugt iſt, und daß es daher von der öſterreichiſchen Preſſe unweiſe genug erſcheint, ſchon jetzt, da ſich die geſetzlichen Organe des Volkes gar nicht ausgeſprochen haben, eben dieſes Volk durch Tiraden und Rodomontaden zu erbittern — abgeſehen hiervon, ſo frage ich, ob es überhaupt dem ungariſchen Staate möglich ſein würde, ſich mit einer Schuld von 200 Millionen und einer jährlichen Zinſenzahlung von 10 Millionen zu belaſten, ob dieſes zwar an Naturſegen ſo reiche, aber an Geld und Erwerb ſo arme und vernachläſſigte Land das von ihm Geforderte erfüllen könnte, ob alſo nicht die Realiſirung der Forderung ſelbſt unmöglich und ohne Gefahr für das geſammte Land unausführbar ſei.

Dieſe Frage iſt ſchnell beantwortet. Gehen Sie mit mir von Preßburg angefangen dem Karpathenzuge nach bis in die Marmaroſch unter hungernden, elenden und zur Auswanderung gezwungenen Slovaken; ſetzen ſie dieſen Spaziergang längs der öſtlichen Gränze durch die walachiſchen Theile, dann längs der Donau und der Save in den illyriſchen Ländern fort, wo die Armuth des Volkes unbeſchreiblich iſt, wo Menſchen elender genährt werden als in Oeſterreich das Vieh, wo die Menſchen in Hütten wohnen, welche kleiner, unreinlicher und ekelhafter ſind als die Viehſtälle in den Erbſtaaten, bemühen Sie ſich dann in die Ebene, welche in ungeheueren Puſzten wie die Prairien Nordamerika's ihnen das unbekannte Bild der Menſchenleere und Entvölkerung gibt; zeigen ſie mir im geſammten Ungarlande, mit wenigen Ausnahmen, den eigentlichen Kern des Volkswohlſtandes, ſeinen ausgebildeten Bürger- und Erwerbsſtand, zeigen Sie mir einen Adeligen, deſſen Güter nicht verſchuldet ſind, zeigen Sie mir Fabriken und induſtrielle Anſtalten, die mehr ſind als Embryonen, zeigen Sie mir die Grundlagen des Handels und Verkehres, Straßen und regulirte Flüſſe — und wenn Sie alles dieſes nicht finden, ſo ſagen Sie mir, wer dann dieſe ungeheure Summe zahlen ſoll, welche auf Ungarn repartirt iſt. Die Bergwerke Ungarns ſtehen faſt ſämmtlich, Dank der vortrefflichen Wirthſchaft altöſterreichiſcher Regierungskunſt, im Verbau; das ganze Land iſt kaum auf der erſten Civiliſationsſtufe angelangt und gebärt aus dem Schooße der Erde erſt die Baſis ſeines künftigen Wohlſtandes; es iſt kaum im Stande aus directer Beſteuerung ſo viel Steuern in Ganzen für die eigenen Staatsbedürfniſſe zuſammenzutragen, als Ihr allein an Zinſen für die Staatsſchuld ihm aufbürden wollt. Dieſe Staatsſchuld übernehmen, hieße ſich ſelbſt zu Grunde richten, den Boden unter dem neuen Staatsgebäude hinwegziehen, die Quellen des Volkswohlſtandes, noch ehe ſie eröffnet ſind, verſtopfen, und den Fehlern des alten Regimes die Krone aufſetzen. — Ungarn, ſelbſt wenn es die ihm angemuthete Verpflichtung übernehmen wollte, könnte es in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande nicht, ohne ſich ſelbſt zu Grunde zu richten.

Dieſes iſt meine offene, auf die Erkenntniß der Zuſtände dieſes Landes geſtützte Anſicht. Ich könnte vielleicht allerlei Ausflüchte gebrauchen, um diplomatiſch den eigentlichen Kern zu verſtecken; aber wo die Sache gerecht und gut iſt, kann ſie ohne Schminke und Toilette auftreten. Ich bin kein Ungar, ſondern ein Deutſcher wie Sie wiſſen und ein Deutſcher im vollen Sinne des Wortes, ohne magyariſche Sympathien, aber auch nicht ſo engherzig, daß ich über den Privatvortheil eines Theiles das Recht des Ganzen vergeſſen ſollte. — Ungarn iſt mein zweites Vaterland, und ich wünſche ihm aus vollem Herzen eine ruhige, ungeſtörte Entwicklung ſeiner inneren Zuſtände, und das Wohlwollen des deutſchen Nachbarlandes. In dieſer ſturmbewegten Zeit ſollen ſich die Völker, ſelbſt wenn Handels- oder Finanzvortheile beider nicht vollkommen identiſch ſind, einander nähern, ſobald ihre Sympathien für die Freiheit ſich begegnen. Ungarn hat daſſelbe Intereſſe für die Freiheit wie Deutſchland, Ungarn wird von denſelben ſlaviſchen Krämpfen erregt wie Deutſchland, und wie mitten im deutſchen Lande ein Kampf entſtehen muß zwiſchen dem Deutſchthum und Slaviſmus, ſo wird dies auch in Ungarn geſchehen. Die natürlichſte Politik gebietet den engſten Anſchluß beider Länder, und ſo wie Ungarn allein in dem Drange der Ereigniſſe eine feſte Baſis in Deutſchland finden kann, ſo wird es dem muthigen und gewaltigen Deutſchland willkommen ſein, wenn ſein Oſten durch ein Volk von Millionen gedeckt wird, welches ſeit Jahrhunderten bewieſen hat, daß es von einem einigen Geiſte für politiſche Freiheiten beſeelt wird, welches in mehr als jahrhundertlangem Kampfe gezeigt hat, daß es das Schwert zu führen verſteht, und welches bereit iſt jeden Augenblick für die bedrängte Freiheit ſein ruhmvolles, unbeflecktes Banner zu entfalten. — Wer aber in ſolchen Augenblicken um einiger Separatvortheile willen um die Freiheit

Digitized by Google

feilscht, Erbitterung zwischen die Völker streuen will, die sich lieben sollen, der ist ein größerer Feind seines Vaterlandes als der, welcher die Waffe in offenem Kampfe dagegen erhebt. — Fort mit aller Krämereifersucht in der Stunde der Gefahr, und aus vollem Herzen gerufen: Deutschland für Ungarn, und Ungarn für Deutschland.

Manifest.

Wir Ferdinand der Erste Kaiser von Oesterreich, Apostolischer König von Ungarn ꝛc. versichern Unserer k. k. Huld und Gnade alle Einwohner Unserer Königreiche Kroatien und Slavonien, indem wir folgendes Manifest an dieselben erlassen.

Kroaten und Slavonier!

Je wohlthuender für Unser väterliches Herz der Glaube war, daß, indem wir, dem Wunsche Unserer treuen Völker gemäß, die Wohlthaten der constitutionellen Freiheit auf alle Einwohner ausdehnten, Wir hiemit die die mit durch die göttliche Vorsehung Unserer Regierung anvertrauten Völker zur Dankbarkeit gegen Uns und zur unerschütterlichen Treue für Unseren königl. Thron verpflichteten, zugleich dieselben durch gemeinschaftliche Rechte und Freiheiten zu einem innigen brüderlichen Verbande ermunterten, und zur Förderung ihrer Wohlfahrt ein weites Feld eröffneten; desto schmerzlicher traf Uns die traurige Erfahrung, daß wir Uns in dieser zuversichtlichen Erwartung eben bei Euch getäuscht fanden.

Bei Euch Croaten und Slavonier! die Ihr seit acht Jahrhunderten unter derselben Krone, Ungarns Schicksale theilend, diesem Verbande die constitutionelle Freiheit verdankt, welche Ihr — allein unter den Slavenvölkern — eine Reihe von Jahrhunderten hindurch zu erhalten im Stande waret.

In Euch mußten wir uns irren, die Ihr nicht nur an allen Rechten und Freiheiten der ungarischen Constitution immer gleich betheiligt wurdet, sondern auch in gerechter Vergeltung Euerer bisher makellos bewahrten Treue durch die Huld Unserer Erlauchten Vorfahren gesetzlich mit besonderen Rechten, Privilegien und Freiheiten bekleidet, im Besitze größerer Vorrechte seid, als welch immer Unterthan Unserer heiligen ungarischen Krone. In Euch irrten Wir Uns, denen der letzte Reichstag des Königreichs Ungarn und seiner Nebenländer nach Unserem eigenen königlichen Willen an allen Wohlthaten der constitutionellen Freiheit und Rechts-Gleichheit brüderlichen Antheil gewährte.

Die Gesetzgebung der Krone Ungarns hat die Urbarial-Leistungen bei Euch ebenso, wie in Ungarn aufgehoben, und die unter Euch Urbarial-Unterthanen waren, sind ohne alle Belastung zu freien Grundeigenthümern umgeschaffen; die Grundherren erhalten für den Verlust der Urbarial-Leistungen eine Entschädigung, welche ihr aus eigenen Mitteln mit den größten Opfern nicht zu leisten im Stande wäret; daher dieselbe gleichfalls ohne Euere Belastung auf die Hypothek Unserer Cameral-Güter, mit Unserer allerhöchsten Genehmigung stattfinden wird, und hiedurch gesichert ist.

Das Recht der constitutionellen Vertretung wurde bei Euch ebenso, wie in Ungarn auf das Volk ausgedehnt, demnach nicht nur der Adel, sondern auch die übrigen Einwohner und die Grenz-Regimenter durch ihre Abgeordneten sowohl an der gemeinschaftlichen Legislation, als auch an Eueren Municipal-Versammlungen Theil nehmen, und Ihr selbst durch Euer unmittelbares Mitwirken Euer Wohlergehen befördern könnt.

Bis jetzt hat der Adel an den öffentlichen Lasten wenig Theil genommen; von nun an ist die gleichförmige Vertheilung derselben zwischen allen Einwohnern ohne Unterschied des Standes gesetzlich eingeführt, und dadurch eine drückende Last von Euern Schultern genommen.

Euere Nationalität und Municipal-Rechte, Betreff welcher man Euch durch böswillige falsche Gerüchte Besorgnisse einzuflößen versuchte, sind durchaus nicht bedroht, ja vielmehr ausgedehnt und bekräftiget, gegen alle Eingriffe sicher gestellt, denn der Gebrauch Euerer Muttersprache ist Euch in Eueren Schulen und Kirchen nicht nur gesetzlich für immerwährende Zeiten gesichert, sondern, statt der bei Euch bis jetzt üblichen lateinischen Sprache auch in den öffentlichen Versammlungen eingeführt worden.

Verleumder haben Euch den Glauben beibringen wollen, als ob die ungarische Nation Euere Sprache unterdrücken, oder an ihrer fernern Entwickelung hindern wollte. Wir selbst versichern Euch, daß diese Gerüchte ganz falsch sind, ja daß es Anerkennung findet, wie Ihr der todten lateinischen Sprache entsagend Euere eigene Muttersprache auszubilden und zu verbreiten bemüht seid; die Gesetzgebung will Euch in diesem Bestreben unterstützen, und Euere Pfarrer, welchen die Sorge für Euere Seelen und die religiöse Erziehung Euerer Kinder anvertrauet ist, auf Staatskosten gebührend dotiren.

Seit 800 Jahren seid Ihr mit den Ungarn verbunden, während dieser ganzen Zeit hat sich die Legislation

Digitized by Google

immer mit Achtung Eurer Nationalität gegenüber benommen; wie könntet Ihr daher glauben, daß dieselbe Gesetzgebung jetzt feindlich gegen Euere Muttersprache auftreten wolle, welche sie 800 Jahre hindurch immer beschützt hat? Und doch statt dessen, daß unter Euch die Gewährleistung Euerer Nationalität, und die Ausdehnung der constitutionellen Freiheiten mit brüderlicher Anerkennung empfangen worden wäre, haben sich Leute bei Euch gefunden, die statt Dank, Liebe und der Uns schuldigen Treue, die Fahne der fanatischen Verdächtigung aufpflanzten, die Ungarn als Euere Feinde darstellen, und durch alle möglichen Mittel beide Nationen zu entzweien suchen; Leute, die jene Euerer Mitbürger, die Euch besser aufzuklären suchen, verfolgten, und durch Einschüchterung die Sicherheit der Personen gefährdend, ihre Heimat zu verlassen.

Unsern herben Schmerz ob dieses Treibens verwehrte die traurige Besorgniß, ob nicht etwa gar zum Führer dieser verbrecherischen Umtriebe eben derjenige Mann sich hingegeben habe, den Wir mit Beweisen Unserer königl. Gnade überhäufend, in Euerem Vaterlande zum Hüter der Ordnung und der Gesetze bestimmten; ob nicht er, seine Stellung, zu welcher er, durch Unsere Gnade erhoben wurde, mißbrauchend, nicht wie er sollte, die irregeleiteten Bürger eines Besseren belehrte, sondern von Parteisucht getrieben, die Leidenschaften noch mehr entflammte, ja uneingedenk seines Unterthan-Eides, gegen den Verband mit Ungarn, also gegen die Integrität unserer heiligen Krone, und unser königliches Ansehen, sich Eingriffe erlaubte.

Bis jetzt haben Wir in Ungarn und seinen Nebenländern die executive Gewalt im Wege Unserer ungarischen Hofkanzlei und unserer königl. Statthalterei, in Militär-Sachen aber durch Unseren Hofkriegsrath ausgeübt, und den auf diese Art erlassenen Befehlen gehorchten die Bane Croatien, Slawonien und Dalmatien, wie sie früher den auf andern Wegen und in andern Formen erlassenen Befehlen Unserer ungarischen Behörden zu gehorchen verpflichtet waren, je nachdem die Art und Weise der Ausübung Unserer executiven Gewalt durch die Reichstage mit Unserer Zustimmung festgesetzt war.

Auf dem letzten ungarischen Reichstage haben Wir in Folge der an Uns durch Unsere getreuen Stände des Reiches gerichteten Bitte, von Unserem freien königl. Willen geleitet, das Gesetz allergnädigst bestätiget, laut welchem unser geliebter Vetter der Durchlauchtigste Erzherzog Stephan, Palatin von Ungarn, während Unserer Abwesenheit von Ungarn, zu Unserem bevollmächtigten königl. Statthalter erklärt wurde, der als solcher die executive Gewalt durch Unser gleichzeitig ernanntes ungarisches Ministerium auszuüben hat, welches Ministerium alle bisherigen Befugnisse der Hofkanzlei, der Statthalterei, der Hofkammer und des Hofkriegsrathes in sich vereiniget.

Der Ban Unserer Königreiche Kroatien, Dalmatien und Slavonien ist daher verpflichtet, Unseren im Wege Unseres königlichen Statthalters und Unseres Ungarischen Ministeriums erlassenen königlichen Befehlen, wenn er nicht einen Hochverrath begehen will, eben so zu gehorchen, als seine Amtsvorfahren den Verordnungen Unserer Ungarischen Hofkanzlei, der Statthalterei, der Hofkammer und des Hofkriegsrathes Folge zu leisten hatten.

Trotz dessen soll sich Baron Joseph Jellacic, den Wir zum Ban Unserer Königreiche Kroatien, Dalmatien und Slavonien zu ernennen geruhten, erkühnt haben, diesen schuldigen Gehorsam zu versagen.

Wir, der König von Ungarn, Kroatien, Dalmatien und Slavonien, Wir, dessen Person Euch heilig ist, sagen Euch Kroaten und Slavonier, auch das Gesetz ist heilig und muß heilig sein; Wir haben bei dem lebendigen Gott geschworen, daß Wir die Integrität Unserer Ungarischen Krone, die Constitution und das Gesetz sowohl selbst wahren und befolgen, als auch durch andere befolgen machen werden.

Wir werden Unseren königl. Eid halten. Wir sind gnädig für unsere getreuen Unterthanen, nachsichtig für reuige Schuldige, aber unerbittlich strenge gegen starrsinnige Verräther, und lassen diejenigen dem Arme der Gerechtigkeit verfallen, die mit Unserem königlichen Eide ein freches Spiel zu treiben sich erkühnen; der gegen das Gesetz sich auflehnt, lehnt sich gegen Unsern königl. Thron auf, welcher auf den Gesetzen fußt, und B. Jellacic ist angeklagt, sich mit seinen Genossen nicht nur gegen das Gesetz aufzulehnen, sondern trotz Unserer an ihn erlassenen väterlichen Ermahnungen in seinem Ungehorsam zu beharren.

Die erste Sorge Unseres geliebten Vetters des durchlauchtigsten Erzherzogs Stephan Palatins von Ungarn, und Unseres Ungarischen Ministeriums bestand darin, den B. Joseph Jellacic dahin aufzufordern, daß derselbe sich, Behufs der Sicherung Euerer Nationalität, Rechte und Freiheiten, in ein gegenseitiges Einverständniß setze, damit unter andern Gegenständen auch Euere Landes-Congregation je eher zusammen berufen, und in derselben die Gesetze kundgemacht werden können, deren Segen Wir Euch nicht vorenthalten wollten, und hierauf der Ban in seine Würde öffentlich eingesetzt werde, ohne welche Installation derselbe als gesetzlicher Beamte nicht betrachtet werden kann.

Der Ban ist angeklagt, dieser Aufforderung — obgleich er wiederholt, und zwar durch Unseren eigenen Be-

Digitized by Google

fehl zur Beachtung der Verordnungen Unseres königlichen Statthalters und Unseres Ungarischen Ministeriums ermahnt und verpflichtet wurde, keine Folge geleistet, und durch diesen Ungehorsam Euch den Gefahren der Anarchie preisgegeben zu haben.

Doch nicht genug, daß der Ban selbst nicht gehorchte, soll er die gesetzlichen Behörden zu gleichem Ungehorsam aufgefordert, und sowohl diese, als auch das Volk, durch Gewaltmittel zu feindseligen Schritten gegen die Ungarische Krone gezwungen haben.

Ihr alle müsset Zeugen dessen gewesen sein, wessen er beschuldigt wird; Ihr alle müßt es gesehen haben, ob er alle diejenigen, die den Verband Kroatiens mit Ungarn aufrecht erhalten wollten, verfolgte, sie ihres Amtes willkührlich entsetzte, und das Standrecht gegen alle, die seiner politischen Meinung nicht huldigten, kundmachen ließ, dadurch zahlreiche Familien zur Flucht und Auswanderung zwang.

Ihr alle müßt es gesehen haben, ob der Ban den Amtsantritt der gesetzlich ernannten Obergespäne unmöglich machte; unsere Cameralcassen mit Gewalt in Beschlag nahm, und zum Vollzuge dieser Eigenmächtigkeit sogar Unsere Truppen verwendete.

Ihr müßt es wissen, ob er ohne Reichstag nach seiner eigenen Willkühr mit einer neuen Steuer Euch belastete, und ohne alle Bevollmächtigung das Volk zur Ergreifung der Waffen zu zwingen bestrebt war, was Wir selbst ohne Ermächtigung der gesetzgebenden Gewalt anzubefehlen nicht im Stande sind.

Ihr müßt es bezeugen können, ob er es geschehen ließ, daß seine Genossen das Volk durch Erdichtungen und falsche Gerüchte gegen die Ungarn, als ob sie Euere Nationalität bedrohten, aufwiegelten; es geschehen ließ, daß in gesetzwidrigen Versammlungen offener Aufruhr gegen Ungarn gepredigt, eigenmächtige Ernennungen vorgenommen, ja sogar durch die mit diesem Treiben verbundene Aufregung bereits blutige Conflicte, vereint mit Raub und Mord in Ungarn veranlaßt wurden.

Ihr kennt die persönliche Beleidigung, welche gegen ein Erlauchtes Mitglied Unseres königlichen Hauses, Unseren kön. Statthalter Erzherzog Stephan auf dem öffentlichen Platze der in letzter Zeit zum Schauplatze stets wiederholter Gesetzwidrigkeiten sich hergebenden Stadt Agram vor den Augen des Banus auf freche Weise verübt wurde, und müßt wissen, ob er die Schuldigen zur Strafe zog.

Euch kann es nicht unbekannt sein, ob er wirklich Unserem, zur Herstellung der gesetzlichen Ordnung ernannten königl. Commissär B. Johann Hrabovßky, Unserem geheimen Rath und Feldmarschall-Lieutenant den gebührenden Gehorsam versagte.

Durch die väterliche Sorge für unsere, durch falsche Gerüchte etwa irre geleiteten Unterthanen bewogen, versuchten Wir den letzten Schritt, um bevor Wir diesen Klagen Gehör schenkten, dem Angeklagten persönlich Gelegenheit zu seiner Rechtfertigung zu geben; indem Wir denselben zur Absagung der von ihm ohne Unsere k. Zustimmung, welche das Gesetz erfordert, auf den 5. Juni l. J. einberufenen Landes-Congregation durch Unseren eigenhändigen Befehl aufforderten, und Behufs der zu bewerkstelligenden Ausgleichung der Kroatischen Wirren, persönlich in Unserem Hoflager zu erscheinen befahlen.

Doch hat Jellacic auch diesem Unserem Befehle, wie allen Unseren bisherigen Verordnungen, nicht gehorcht und weder die Landes-Congregation abgesagt, noch ist er in der vom Uns anbefohlenen Zeit in Unserem Hoflager erschienen.

Nachdem zu so vielen Anklagen gegen ihn auch dieses starre Beharren im Ungehorsame gegen Unsern Allerhöchst eigenen Befehl gekommen war, blieb Uns kein anderes Mittel übrig, als zur Herstellung Unsers verletzten königl. Ansehens und zur Aufrechthaltung der Gesetze, Unsern getreuen geheimen Rath und Feldmarschall-Lieutenant, B. Johann Hrabovßky, als Unsern k. Commissär, zur Untersuchung dieser ungesetzlichen Fürgänge auszusenden; gegen den Baron Joseph Jellachich und seine etwaigen Mitschuldigen einen der Anklage entsprechenden Prozeß erheben zu lassen, und endlich denselben bis zu seiner selbstständigen Rechtfertigung seiner Banalwürde und militärischen Bedienstungen zu entheben; Euch strenge mahnend, aller Theilnahme an Umtrieben, welche eine Trennung von Unserer Krone bezwecken, zu entsagen, den Behörden befehlend allen ämtlichen Verkehr mit Baron Jellachich oder seinem allfälligen Mitangeklagten, unter gleicher Strafe alsogleich abzubrechen, und den Verordnungen Unseres k. Commissärs unbedingt zu folgen.

Kroaten und Slavonier! Mit Unserem kön. Worte verbürgen Wir Euch die Bewahrung Euerer Nationalität und Freiheiten, und die Erfüllung Euerer gerechten Wünsche; daher schenket keinen Glauben bethörenden Zuflüsterungen, mit welchen man Euch zur Erreichung widerrechtlicher Zwecke mißbrauchen, Euer Vaterland der Knechtschaft und unendlichem Elende Preis geben will.

Höret auf die wohlwollende Stimme Eures Königs, der zu Euch spricht, auf die Stimme Eures Königs, der Euere Nationalität und Euere Rechte mit seiner königl. Macht immer beschirmen wird, der aber auch eben so fest

Digitized by Google

entschlossen ist, das Ansehen seiner Ungarischen Krone und der Gesetze mit aller Kraft gegen jeglichen Eingriff aufrecht zu erhalten.

Holdet daher fest an gesetzlichem Gehorsam, an der Uns schuldigen Treue, verbreitet nicht durch Ungehorsam Jammer und Elend auf Euere Heimath, auf Euch und Euere Kinder. — Beweiset hieburch in diesen schweren Zeiten, daß Ihr noch immer Unseres erlauchten Hauses treue Kroaten und Slavonier seid.

Zur Kundmachung und Verbreitung dieses Manifestes fordern Wir hiermit jeden bei seiner Unterthans-Treue auf. — Gegeben in Unserer Stadt Innsbruck am 10ten Juni 1848.

Ferdinand m/p.

Das neue Wartburgfest.

Eisenach, 12 Jun. Heute am zweiten Pfingsttage um 8 Uhr früh versammelten sich die Studirenden vor dem Rautenkranze auf dem Markte, wo statt des im Festprogramm angekündigten Liedes „Ein' feste Burg ist unser Gott" nun ein Lied von K. (?) Follen nach der Melodie **God save the King** gesungen wurde. Der Zug ordnete sich vier Mann hoch und setzte sich mit Voranstritt eines Musikcorps in Bewegung nach dem Erholungssaale, wo die Berathung stattfand. Eine Anzahl prächtiger Fahnen, darunter die österreichische, wehten dem Zuge voran. Im Erholungssaale übernahm der Student Lang aus München das Präsidium. Es wurden zunächst verschiedene Adressen an die Wartburgversammlung (dieß ist ihr officieller Name) verlesen. Zuerst eine von den Hanauer Turnern, sodann von den Heidelberger Studenten, und hierauf eine Zuschrift aus Königsberg, welche von Rupp und Gottschall mit unterzeichnet und noch immer in jener etwas ordinären Manier des radicalen Weltschmerzes abgefaßt war, an welcher eine Anzahl von Königsbergern selbst nach dem neuesten Umschwung der Dinge noch festzuhalten scheint. Ein heiterer, zufriedener Blick in die Zukunft würde jedenfalls dieser Jugend gegenüber, welche übrigens auch in Bezug auf diese Adresse mit ihrem Beifall nicht kargte, mehr an der Stelle gewesen sein. Eine Adresse aus **Hermannstadt** theile ich Ihnen wörtlich mit.

„Deutsche Brüder! Commilitionen! Die rechtswissenschaftliche Hochschule der Siebenbürger Deutschen entbietet euch brüderlichen Gruß und Handschlag in alter deutschen Treue und Liebe. Ihr ganzes Herz, ihr ganzer Sinn hängt an euter nationalpolitischen und wissenschaftlichen Entwicklung, und weiß sich keinen höhern Lohn für ihre Anhänglichkeit, kein höheres Entzücken, als von euch im fernen Mutterlande als Brüder erkannt und geliebt zu werden. Sie fragt euch daher mit den Worten des Dichters:

Denkt ihr daran, ihr heißgeliebten Brüder,
Daß euer schönes Land auch uns gebar?
Daß wir auch eures großen Volkes Glieder,
Daß eure Mutter auch die unsre war?
Sind wir euch nah auch in entfernten Gauen,
Liebt ihr uns auch im neuen Vaterland?
Darf unser Herz auf eure Treue bauen,
Und reicht ihr gerne uns die Bruderhand?

Und ist dem so, o dann laßt uns, die wir mit stolzem Bewußtsein den Ehrennamen „deutscher Student" führen, o dann laßt uns eintreten in den geistigen Verband; wir werden, wenn auch in anderer, uns eigens zugewiesener Bahn und Form, auch dort an den Ostmarken europäischer Gesittung nach euren geistigen und politischen Errungenschaften streben, — dieselben bewahren — o dann hebt uns ein Gefühl des erhabensten Muthes, und wir, die ferne, langvergessene Colonie der Siebenbürger Deutschen, schwören euch mitten im Ansturm fremder Nationalitäten, wir, in unserer Volksthümlichkeit vielfach bedroht, verkannt und verlassen, wir schwören euch heilig und feierlich zu:

Wir wollen Deutsche sein!
Ein großer Volksverein!
Für Pflicht und Recht!
Handschlag darauf und Kuß!
Ewigen Bruderschluß!
Ein Volk aus Einem Guß!
Niemandes Knecht!

Die Vertreter der rechtswissenschaftlichen Hochschule der Siebenbürger Deutschen. Friedrich Schuler, stud. jur. Max Schenker, stud. jur."

Der Beifall, der diese Adresse begleitete, kam gewiß aus tiefster Brust, und welchen Eindruck sie namentlich auf diejenigen machte, die mit den Verhältnissen Ungarns und Siebenbürgens vertrauter sind, will ich zu schildern nicht versuchen. „Gruß und Handschlag, ihr deutschen Brüder im Osten, vom Fuße der Wartburg!"

(Schluß folgt.)

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 27. Montag, den 3. Juli 1848.

Ein Ausflug der Kronstädter Freischaar nach Marienburg.

Einen schönen Tag, dessen Andenken noch lange in unsern Seelen fortleben wird, vollbrachten wir vor wenig Tagen in Marienburg, und wir fühlen uns gedrungen, die Annehmlichkeiten und Freuden desselben hier zu schildern und dem Allgemeinen mitzutheilen. Vielleicht daß die Schilderung eines Freudentages mitten in den Tagen stürmischer Aufregung manchem Leser nicht unwillkommen sein dürfte, vielleicht daß sie auch anderwärts eine Veranlassung zur Ausführung von Aehnlichem werden könnte. Uns gewährt es ein angenehmes Vergnügen, noch einmal im Geiste an jenen Ort der Freude zurückzukehren und die frohen Bilder des Tages an unserer Seele vorübergehen zu lassen. Doch zur Sache!

Unsere Freischaar hatte schon seit längerer Zeit den Entschluß gefaßt, einen Ausflug aufs Schlachtfeld bei Marienburg zu machen, und zur Ausführung schien sich nun im Pfingstfeste die beste Gelegenheit darzubieten. Wir verließen daher — aber schade, nur etwa der vierte Theil der Schaar — Trommel und Sängerfahne voran, am Nachmittage des ersten Pfingsttages die Vaterstadt, und nach einem vierstündigen, höchst angenehmen Marsche sahen wir uns im Angesichte von Marienburg, das sich auf seinem Hügel friedlich im hellen Mondscheine vor uns ausdehnte. Während einer kleinen Rast, die wir hier hielten, wurden wir plötzlich aus der Ferne von Gesang begrüßt und bald darauf von Musik und schallendem Vivat. Die guten Marienburger hatten uns die Ueberraschung bereitet, und jetzt nahten sie, eine Schaar Mädchen und die Ortskapelle mit ihrer Fahne, der Hr. Ortsnotar an der Spitze. Nach gegenseitiger Anrede und herzlicher Bewillkommung zogen wir, ihnen uns anschließend unter Gesang, Musik und Trommelschlag und von einer großen Menschenmenge begleitet, in den stattlichen Ort ein, wo für unsere Unterkunft schon gesorgt war. Als wir nun vor unserm Quartier Halt gemacht und, in Reihe und Glied stehend, das Zeichen zum Abtreten erwarteten, that unser Hauptmann den Vorschlag, für ihre Ueberraschung den Mädchen von Marienburg durch einen Tanz wieder eine Freude zu bereiten. Jubelnder Beifall wurde diesem Vorschlag, und, aller Müdigkeit vergessend, sprang Jeder, seiner beschwerenden Bürde sich zu entledigen, ins Haus, von da hinüber in den Hof des Wirthshauses, und bald dröhnte sich hier beim Schalle der Musik ein fröhlicher Reigen, so munter und rege, als wären wir eben erst von zu Hause weggekommen. Zwar der Boden war nicht so geglättet und eben, als der einer Redoute, und unter unsern flüchtigen Sohlen wirbelten zuweilen Staubwolken auf, die den hellen Mond verdunkelten; doch dies kümmerte uns Tanzberauschte wenig und wir schwangen unsere ländlichen Schönen nur um so rascher im Reigen, je mehr sich dieser seinem Ende nahte. Endlich nach Mitternacht, als unsere Beine mahnten, daß sie nun für heute zur Genüge Bewegung gehabt, begaben wir uns zur Ruhe; denn der Erholung und Stärkung bedurften unsere Glieder, die der morgende Tag vielleicht nicht minder als der heutige in Anspruch nehmen sollte.

Der Tag brach an; da wirbelte die Trommel und, den kaum dreistündigen Schlummer abschüttelnd, erhoben wir uns rasch vom Lager, und aufwärts durch die breite Straße ging's dem Schlosse zu. Bald schauten uns, als wir das Ende des Marktes erreicht, von ihrem kegelförmigen Hügel die Ruinen der alten Marienburg aus einem leichten Nebelmeer entgegen, ernst und düster, wie die Zeiten, die an ihr vorübergingen. Ein eigenthümliches Gefühl, wie Geisterschauer, durchbebte die Seele, als wir

Digitized by Google

durch's finstere Thor in den leeren, öden Burgraum traten. Nichts zeigt sich hier dem Blick, als die nackten, hier und da zum Theil eingestürzten Steinmauern, unterbrochen von Thürmen, deren geborstene Wände jeden Augenblick den Einsturz drohen. Der durch die vielen Schutthaufen unebne Boden ist reichlich mit einem Unkraut überwachsen, das einen dem Moderdufte sehr ähnlichen Geruch verbreitet und dem Orte etwas Unheimliches, Schauerliches verleiht und nur durch seine einstige Bedeutung Interesse, und zwar sehr viel Interesse, gewinnt. Schade jedoch um das schöne, von der Kraft der Väter zeugende Werk! es geht mit mächtigen Schritten seinem gänzlichen Verfalle entgegen, und thut unsere Zeit nichts zu seiner Erhaltung, so wird schon der Enkel auf dem seiner Zierde beraubten Hügel trauernd die Spur suchen, wo einst die stolze Veste der heiligen Jungfrau prangte!

Wir bildeten, von mehren Ortsbewohnern umstanden, am Rande eines tiefen Brunnens, der nun aber auch halb verschüttet und mit Brettern überlegt ist, einen Kreis und stimmten das schöne, hier nun trefflich passende Lied an: „Bei Marienburg, bei Marienburg ꝛc.". Da hallte es wunderbar durch die erhabnen, stillen Räume, und wunderbar hallte und zog es auch durch die volle Brust. Die Thaten, Bedrängnisse und bangen Schicksale der Väter traten bei diesem Gesange unwillkührlich vor die Seele, vor allem aber die unglückliche Schlacht, die hier verloren ging, die hier den trefflichen Weiß, die Blüte Kronstadts, dahin raffte und der Vaterstadt eine so tiefe, schmerzvolle Wunde schlug. Und als die letzten Worte verklangen:

„Umsonst! sie liegen Alle
Verstummt im Feld umher;
Der gute Weiß, er reget
Sich nie und nimmermehr!"

Da drängte und hob sich's mächtig im wehmüthig ergriffenen Busen, und eine Thräne fiel dem Andenken der großen Väter.

Jeder mit seinen eigenen Gefühlen beschäftigt, verließen wir die Burg, gingen am Fuße der äußern Mauer um die ganze Runde desselben, bogen in den Pfarrhof hinein, wo wir vom gastfreundschaftlichen Herrn Pfarrer mit einem Morgenimbiß bewirthet wurden. Darauf ging's zurück auf's Quartier und von da nach einer Stunde Rast zum „Studentenhügel"; eine kleine Abtheilung der Marienburger Bürgergarde schritt voran. Daß dieser Hügel, der, einige Hundert Schritte westlich vom Markte, mitten im üppig wallenden Saatfelde liegt und ungefähr den Raum eines mittelmäßigen Zimmers umfaßt, den Staub von neunundreißig hier auf der Wahlstatt gebliebenen Jünglingen des Kronstädter Gymnasiums berge, setzen wir als bekannt voraus und halten daher mehr darüber zu sagen, für überflüssig. Beim Hügel angelangt, lagerte und schaarte sich Alles — auch viele Einwohner von Marienburg waren mit hinausgekommen — um die rasenbewachsene Wölbung desselben, und auf die Bitte unseres Hauptmanns gab der mit der Geschichte jener Tage wohlvertraute Herr Ortsnotar mit freundlicher Bereitwilligkeit eine kurze Schilderung der Schlacht und der sie begleitenden Umstände. Als er geendigt, wurde hier auf dieser heiligen Stätte das Lied: „Bei Marienburg" wiederholt. Beim Schlusse aber, wo die Worte: „Der gute Weiß, er reget sich nie und nimmermehr!" das Gemüth mit Wehmuth erfüllen, erhub der Hauptmann in freudiger Begeisterung die Stimme und rief, die Wahrheit jener Worte bestreitend, aus: Mit Nichten sei er todt, der gute Weiß! Denn noch lebe und rege sich sein großer Geist in den Brüsten vieler Sachsensöhne, und er werde sich ferner regen und leben und nimmer sterben! Einfache, erhebende Worte sprach auch der achtungswerthe Notar; dann ertönten noch einige Lebehoch Weiß und den unter unsern Füßen Ruhenden und wir zogen stille in den Ort zurück vom einsamen Hügel.

Nun sollten wir eigentlich hinaus auf's Schlachtfeld, um daselbst eine Feier zum Andenken der Schlacht zu begehen; da aber die Sonne außerordentlich brannte und wir im baumlosen Felde keinen Schutz gegen die heißen Strahlen finden konnten, wurde für besser befunden, im nahen Brennbörfer Wald den übrigen Theil des Tages zu vollbringen. Nach einer Stunde Weges, auf welchem uns die wackere Ortskapelle mit Musik begleitete, traten wir in die prachtvollen Laubgewölbe der Waldung ein, welche sich durch ihre majestätischen, mitunter wahrhaft riesigen Eichstämme weit und breit im Lande auszeichnet. An geeigneter Stätte wurde das Lager aufgeschlagen, im kühlen Schatten, und bald darauf in der lauen Fluth des Altflusses die brennenden Glieder erquickt, sodann zum Mittagsmahle geschritten, welches heute, wenngleich ziemlich frugal, trefflicher denn je mundete. Fröhlicher Gesang und Hoch erschollen beim Klirren der Becher, Scherz, Laune und unschuldiger Muthwille trieben entfesselt ihr buntes Spiel, und die alten Eichen mochten heute wohl verwundert herabschauen auf das lustige Völkchen, das jetzt die gewohnte Einsamkeit des Waldes wie durch einen Zauberschlag in einen Tummelplatz der Freude verwandelt hatte. Da schallten auf einmal Musikklänge und durch's Laub schimmerte es wie weißes Gewand und nahte kriegerisch in geordnetem Zuge. Es war ein Theil der wackern

Digitized by Google

Marienburger Garde, ihren Hauptmann an der Spitze, und auf dem Fuße folgte ihnen auch die weibliche Jugend von Marienburg. Die guten Leute waren gekommen, an unserm Vergnügen Theil zu nehmen und uns durch Tanz und Musik zu erfreuen. Daß nun Alles noch lebendiger und fröhlicher wurde, als sich in weitem Kreise ein munterer Reigen schlang, versteht sich von selbst, und die Freude ging im höchsten Schwunge, bis die scheidende Sonne zum Aufbruch mahnte und den Jubel verstummen machte. Nun nahmen wir noch von den Bürgern Marienburgs, die uns wider unser Erwarten so gastfreundlich und zuvorkommend aufgenommen, bewirthet und unterhalten hatten, herzlichen Abschied; die beiden Hauptleute reichten einander zum Zeichen inniger gegenseitiger Verbrüderung die Rechte, und bei deutschem Händedruck gelobten sie im Namen aller Treuen gegenseitige Hilfe in Noth und Gefahr und festes Zusammenhalten bis in den Tod. Kronstadt für Marienburg, Marienburg für Kronstadt erscholl's; dann zogen wir ab aus dem in so kurzer Zeit uns so lieb gewordenen Walde und trennten uns bald am Ende desselben, wir gen Brenndorf, die Marienburger ihrem Heimatsorte zulenkend. Noch von ferne hallten durch die Luft Abschiedsgrüße herüber und hinüber, und hoch flatternd schwenkten die Fahnen einander das letzte Lebewohl zu. Die über Brenndorf Heimziehenden hatten hier noch Gelegenheit, die bei ihrer Ankunft über alles Erwarten schnell versammelte und geordnet dastehende Bürgergarde des Ortes zu bewundern. In später Mitternacht langte die Schaar wieder in Kronstadt an.

So endete dieser schöne Tag, für uns und gewiß auch für die Marienburger ein Festtag. Wohl nicht ganz ohne gute Folgen wird derselbe bleiben: er schloß ja die Herzen auf, weckte das Gefühl für Eintracht und Vaterland und knüpfte enger und fester das Band der Brüderlichkeit.

Offene Briefe.

II *).

Ich dachte mir es gleich, daß Sie meinen lieben Geistlichen aus Baiern zu schwärmerisch finden würden, und doch gestehen Sie es selbst, daß er wahr gesprochen hat; ja Sie belegen noch seine Ansicht mit Gründen, und führen Schriftsteller an, deren Worte ein Gewicht haben. „Die Blume der Liebe" — lassen Sie den einen sagen — „wenn sie nicht zu frühzeitig gebrochen wird, ist eines der sichersten Mittel des Menschen Körper wohl zu befestigen und seinem Geiste höhere Freuden zu verschaffen; sie ist eine moralische Vollkommenheit".

Doch lassen Sie uns den Priester nicht nur als ein einzelnes Mitglied der menschlichen Gesellschaft — aus welcher er durch die Ehelosigkeit grausam hinausgestoßen worden — betrachten, sondern beherzigen wir auch jenen Theil seines Berufes, der ihn an die bürgerliche Gesellschaft fesselt. Der Priester soll sein ein Mann, der den jungen Leuten den Schatz der Erfahrung mittheilt; ein Mann, der dem Armen gehört; ein Schiedsrichter, der die Processe verhindert; ein Gesundheitsarzt, der den Krankheiten vorbeugt; ein Mann, der viel gelernt, viel gelitten und mit der Zeit in seinem eigenen Herzen die sanften Worte gefunden hat, die uns der zukünftigen Welt zuführen! Um dieß zu vermögen, muß er die allgemeine Menschenfamilie kennen; und wodurch soll er sie kennen lernen, wenn nicht durch seine eigene Familie?

Ich glaube, diese Ideen werden vor einigen Jahren den sehr katholischen Clerus einiger Theile von Süddeutschland bewogen haben, den Wunsch förmlich auszudrücken, daß die Kirche sich dem Fortschritte der Zeit zugselle, die auch der Ehe den wahren modernen Zustand macht, wie das Cölibat (wenigstens ideel) der des Mittelalters war. — Haben Sie, mein Theuerster, je erwogen, welch Widerspruch der Gesetze für den Priester besteht? Sie wollen und wollen nicht, daß er der Natur gehorche. Das kanonische Gesetz sagt Nein und das bürgerliche Gesetz sagt Ja. Wann wird die Vereinigung dieser Gesetze dem Priester das erste Menschenrecht wiedergeben, ihn in das Leben zurückstellen und ihm sagen: „Setze dich hier zu deinen Brüdern, komm aus diesem tödtlichen Schatten heraus, nimm deinen Platz in der Sonne Gottes!"

Was Ihre Befürchtungen betrifft, die sind Alle leicht zu widerlegen. Sie meinen, der Priester werde durch die Ehe an den Funktionen seines Amtes gehindert; warum wird es nicht der Arzt, der Beamte, die alle verehelicht sind? Die Armuth wäre auch nicht so sehr zu befürchten, da es gewiß im Interesse des Staates liegt, dem ersten und wichtigsten Beamten — dem Volkslehrer — eine standesmäßige Versorgung angedeihen zu lassen. Bedenklicher scheint mir der Schluß Ihres Briefes zu sein. Sie haben Recht, es werden nicht Leute fehlen, die bei Erhebung solcher Stimmen von unserer Seite über Verfall der Religion, Verrath an Gott, Undank gegen die Kirche,

*) Der erste Brief ist im Satellit Nr. 46 abgedruckt.
D. R.

Digitized by Google

ja Meuchelmord wehklagen werden, weil es in ihrem Interesse ist, zwischen dem Wesen unserer katholischen Religion und der Disciplin keinen Unterschied zu machen. Doch lassen Sie uns darob nicht verzagen, der bessergesinnte Theil des Klerus, das erwachende Volk werden den Kern von der Schale zu unterscheiden wissen und sich bemühen, den gesunden Kern in seine verjüngte Schale zu hüllen. Nur fürchte ich, daß Anfeindungen von einer andern Seite uns schaden können. Der Freund wird selbst mit seinen Fehlern vertheidigt, wenn man ihn gefährdet sieht.

Ach, wie lange wirst du noch weilen im dunkeln Schooße der Zukunft, du lichte Zeit, wo Alle es einsehen werden, daß es, wie im Reiche der Natur, so auch in dem der Geister, auf dem Gebiete der Religion nebst der schönsten Uebereinstimmung im Wesentlichen eine mannigfaltige Verschiedenheit gibt. Haben Sie je zwei Blätter im ganzen Pflanzenreiche gesehen, die einander in Allem gleich waren? O schöne Zeit, wo Niemand den Bruder der Gottlosigkeit zeihen wird, weil dieser sich mehr der Leitung des Verstandes als der des Gemüthes überläßt; — wo Niemand den Bruder einen Finsterling nennen wird, weil dieser das Göttliche in der Hülle des Schönen verehren will, mehr dem Zug eines kindlichen Gemüthes, als dem der leitenden Vernunft folgt.

Doch wohin ließ ich mich verleiten? Ich spreche hier von Dingen, die da erst kommen sollen, und versäume die Gegenwart zu besprechen. Also — um auf unsern frühern Gegenstand zurückzukommen — conclusum est, das heißt von unserer Seite — unsere Priester sollen auch heirathen. Denn gesetzt — was ich zu Ehren unserer Priester auch großentheils zugeben muß — gesetzt, sie übertrafen an Enthaltsamkeit die Jungfrauen der Vesta, ja der Sybillen selbst, so frage ich Sie, mein Theuerster, welchen Baum werden Sie mir edler nennen, den fruchtbaren oder den der ohne alle Frucht dasteht? Welche Erde schätzen Sie, die fruchtbare oder den trocknen Sand? O, eitle Sorgen der Menschen — könnte man hier mit dem Dichter ausrufen — lernet doch einmal die Gesetze der Natur nicht zu verachten, die da will, daß der Mensch nicht allein sei! Wir, mein Theuerster, wollen Mitleid im Herzen des Volkes erregen; es soll sich dies Mitleid mit einer Stimme kundgeben, welcher man schwer wird widerstehen können. Wir, mein Theuerster, wir Laien sind berufen, das erste Menschenrecht für unsere Brüder zu retten, wie es in Moliere's Zeiten wieder die Laien waren, die die Moral retteten. Doch von der in dieser Hinsicht zu verfassenden Petition ein andermal. Sie sehen, ich habe eben noch so viel Raum, um Ihnen schreiben zu können, daß ich nie aufhöre zu sein Ihr

. . . . . .

Mannigfaltiges.

In Neapel beklagen sich die Leute jetzt, daß die Fremden, die dort ihr Geld verzehrt haben, nun alle fort seien; unter Anderm erwähnte auch ein Neapolitaner, daß viele Deutsche dort gelebt hätten. Als darauf ein eben anwesender Deutsche sagte, warum sie aber auch immer „Morte ai Tedeschi!" geschrien hätten? antwortete jener: „Wir haben nicht geahnt, daß die Deutschen darauf achten werden." Auf die Frage, ob sie denn den heiligen Vater lieben? antwortete jener kopfschüttelnd: „Der hat ja eigentlich das Ganze eingerührt."

* * *

Kannibalische Kriegsführung der Dänen. Die „Hannov. Ztg." enthält folgende Erklärung: „Schon früher haben die deutschen Truppen, welche Sonderburg gegenüberstanden, bemerkt, daß die Bomben, womit die Dänen sie fast täglich aus ihren Batterien bei Alsen begrüßten, mit Nägeln, Haken und anderem alten Eisen gefüllt waren. Da diese Bomben aber eben so wirkungslos blieben, als sie ohne Veranlassung abgeschossen zu sein schienen, so ist die Sache nicht weiter zur Sprache gebracht worden, obgleich sie dem in gestifteten Heeren eingeführten Kriegsgebrauche widerspricht. Jetzt hat man aber bei gefangenen Dänen eine Art von Geschoß für das kleine Gewehr gefunden, das näher bekannt zu werden verdient. Mit der Bleikugel ist nämlich ein Stück Eisenblech in Verbindung gebracht, welches scharfe, fast widerhakenartige Ecken hat. Da es zur Sicherheit des Schusses gewiß nicht beiträgt, so kann es nur den Zweck haben, die Wunden schmerzhafter und gefährlicher zu machen. Etwas Aehnliches würde man durch Vergiften der Kugeln erreichen können. Wir haben stets Achtung vor dem dänischen Charakter gehabt; wir haben geglaubt, mit ehrenwerthen Gegnern zu kämpfen; es ist dies durch die Behandlung der verwundeten und gefangenen Dänen vielfach bethätigt worden. Wir bringen daher die obigen Thatsachen, die wir zu beweisen im Stande sind, hier öffentlich zur Sprache.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 28. **Montag, den 10. Juli** **1848.**

Die verkehrte Welt.

(In zwölf Bildern.)

Aus H. Zschokke's „aufrichtigem und wohlerfahrenem Schweizerboten"*).

Vor Zeiten lebte in Japan der weltberühmte Maler Hoppelpoppel, der im Irrenhause gestorben ist. Er hatte nämlich den Einfall, Prophet zu werden und zu prophezeihen, die Welt würde mit der Zeit ganz verkehrt werden; die Leute würden lieber auf dem Kopfe, als auf den Beinen stehen; die Kinder klüger, als die Aeltern sein; die Bauern gescheiter in Gottes Wort sein, als der Herr Pfarrer; der Rock würde besser sein, als der Mensch; Kinder würden schon verliebt thun, und junge Herren im dreißigsten Jahre betagte Greise sein; man würde einander um ein Stückchen blauen Dunst die Hälse brechen, und dann nach vollbrachter Mörderei in den Kirchen „Herr Gott dich loben wir!" singen; man würde beweisen, der Schnee sei schwarz, und die Maus stelle der Katze nach dem Leben, und wer das nicht glauben wollte, der würde zur ewigen Pein verdammt werden.

Dieses und dergleichen weissagte der berühmte Maler Hoppelpoppel, und machte darauf zwölf unübertrefflich schöne Bilder, worin er die künftige verkehrte Welt zur Schau stellte. Die Mystik in Japan wurden darüber aufgebracht, weil sie sich allein mit Prophezeihungen abgeben dürfen, und thaten den Hoppelpoppel in Bann. Dann kamen die Doktoren und klistirten den armen Hoppelpoppel auf Leib und Leben, und sperrten ihn ins Irrenhaus. Endlich kamen die Philosophen und demonstrirten, daß sie allein Recht hätten. Dann kamen die Advokaten und Juristen und kondemnirten den armen Hoppelpoppel zur Bezahlung aller Unkosten. So war man mit ihm fertig, und zwar von Rechtswegen, weil außer Hoppelpoppel keiner was dagegen hatte.

Trotz der bannenden, klirrenden, demonstrirenden und kondemnirenden Freunde der Menschheit hatte Hoppelpoppel Recht, wenngleich nicht von Rechtswegen. Denn das Recht liegt leider oft weit vom Rechtswege.

Obgleich Hoppelpoppel schon seit einigen tausend Jahren gestorben ist, blutet doch mein Herz vor Wehmuth, und ich muß seine Ehre vertheidigen, was mir sehr leicht fallen wird. — Ich will beweisen, daß seine Prophezeihung größtentheils erfüllt ist, und daß wir in der verkehrten Welt wirklich schon leben, und daß, was noch nicht da ist, wohl noch kommen kann.

Um dies zu beweisen, will ich nur Hoppelpoppels berühmte zwölf Bilder von der verkehrten Welt nach ihrer verschiedenartigen Bedeutung hier ohngefähr andeuten.

Das erste Bild.

Ei, wie fein spinnt doch der Mann,
Und das Weib hat Waffen an.

Ist das nicht eine Ehestandsgeschichte, wie man jetzt in vielen Häusern hat?

Zum Beweise, daß die Weiber immer Recht haben, wenn sie auch nicht Recht haben, trägt die Frau auf dem

*) Obgleich das Ding schon mehr als 20 Jahre alt ist, so paßt doch Manches ganz vortrefflich auch für die jetzige und für alle Zeiten, wie beinahe Alles, was der treffliche Zschokke geschrieben. Unsere Leser werden wohl das Nöthige in unsere Zeiten übersetzen und nach unsern Verhältnissen verändern, was sich ganz leicht gibt. Deshalb enthalte ich mich aller weitern Noten, so sehr mich auch hier und dort die Lust anwandelt. Auch das Notenmachen überlasse ich dem geehrten Leser. Aber Noten müssen in Gedanken jedenfalls gemacht werden.

Der Einsender.

Digitized by Google

Bilde den Säbel an ihrer rechten Seite, wenn es gleich sonst für den Säbel nicht die rechte Seite ist. Und zum Beweise, daß alles, was vom zärtlichen Herzen kömmt, entzückend sei, führt sie den Stock oder Hauszepter in der linken Hand, die vom Herzen kömmt.

Mancher spricht zu seiner Hausehre: „Nein, Käthchen, was so arg ist es bei uns nicht. Du hast ja nie einen Säbel um, und keine andere Waffen, als höchstens deine liebe Zunge, und deine kleinen Nägel an den Händen; führst auch nie einen Stock, brauchst ihn auch nicht, da du mit Löffeln, Tellern und Töpfen so geschickt kanonirren kannst, als hättest du es in einer Artillerieschule gelernt. Auch müssen dir alle französischen Generale zugestehen, daß Bomben, Karthaunen, Haubizen unhörbar sind, wenn du dein liebenswürdiges schönes Mündchen einmal zum Zanken gebrauchen wolltest, welches freilich selten geschiehst, höchstens in der Woche siebenmal."

Wer ein solches Käthchen nicht hat, kann freilich von Glück sprechen; aber regiert wird er dadurch dennoch, er stelle sich wie er wolle.

Die Weiberlein regieren, wenn nicht mit Gewalt, doch durch List; wenn nicht mit Zorn, doch durch Liebe; wenn nicht mit der Zunge, doch durch die schönen Augen. Der Mann führt den Titel, die Frau das Amt; der Mann geht aufs Rathhaus, aber es ist nur Deputirter seiner Gemahlin.

Was das Aergste ist, sind die Männer froh, daß es so ist. Sie wollen das Joch gar nicht abschütteln, besonders wenn es von schöner Hand aufgelegt wird. Die Frauen schnallen sich nicht immer den Säbel auf die rechte Seite; sie richten mit einem einzigen Kuß von rothen Lippen mehr aus, als wenn sie sich einen Schnurrbart wachsen ließen. Zwei freundliche Arme, die sie uns entgegen strecken, sind stärker als eiserne Ketten; und eine Thräne aus ihren Augen richtet mehr Verheerung im Herzen des armen Mannes an, als eine Bombe, die auf einen Pulverthurm fällt.

(Fortsetzung folgt.)

Antwort auf die „Offenen Briefe".

Ihre Aeußerung im Satellit des Siebenbürger Wochenblattes vom 8. Juni Nr. 46 ist kurz und bündig und mir wie aus der Seele gegriffen. Mit edler Freimüthigkeit haben Sie erklärt, daß der Cölibat, sammt seinen erdichteten Vollkommenheiten, keine taube Nuß werth sei.

Ich hoffe: der größte Theil des Klerus theile diese Ansicht, die durch die Stimme der Natur und Vernunft, ja selbst des Christenthums bestätigt wird, wenn auch übertriebener Asceteneifer und theologische Spitzfindigkeit ihre Stimmen dagegen erheben. Denn wenn der Apostel sagt: „heirathen ist gut, nicht heirathen ist besser," so hat dies nur Bezug auf jene, die wegen der gefahrvollen Zeiten, die den ersten Christen bevorstanden, und der mißlichen Verhältnisse, worin sie lebten, dem ehelosen Stande nach dem Rathe des Apostels, den Vorzug gegeben hatten, weil sie ehelos ihr Schicksal leichter ertragen zu können glaubten, als die Verehelichten, auf welchen nicht blos das eigene Loos, sondern auch das des anderen Ehegatten und der Kinder lastend hafte. Aber was hat jener apostolische Ausspruch, den hoffentlich nur Rath, nicht Gesetz sein soll, mit unsern Zeiten gemein?

Lassen Sie einmal die Gründe, die man für den Cölibat erst in der Folge erfand, hören. Das Gesetz der Ehelosigkeit, sagt man, habe seinen Grund in der Würde des Priesterthums und schon das Alterthum habe dem jungfräulichen Leben eine höhere Ehre beigelegt. Aber warum wird denn dem jüdischen Hohenpriester nach Mos. 21, 13. 14 die Ehe mit einer unbescholtenen Jungfrau zur Pflicht gemacht? Und warum sollte man dem verehelichten Kleriker weniger Priesterwürde zutrauen, als dem unverehelichten, der doch durch seine Verwandten ebenfalls mit dem Laienstande zusammenhängt und bei dem die Neffen, Nichten ꝛc. unbeschadet ihrer Priesterwürde oft die Stelle eigener Kinder einzunehmen pflegen? — Ferner sagt man: die Pflichten der Seelsorger vertrügen sich mit dem ehelichen Leben nicht wohl, insofern die häuslichen Sorgen den Priester hindern, seinem Berufe nachzugehen, die Selbstaufopferung am Krankenbette lähmen, der Freigebigkeit gegen die Armen Schranken setzen würden. Aber wollte man diese Gründe für den Cölibat in der That geltend machen, so dürfte wohl kein Mensch auf der Welt heirathen; denn wo gibt es Einen, der nicht irgend einen Wirkungskreis, einen Beruf auf dem Felde der Ehre, des Ruhmes, der Wissenschaft hätte, ohne darum der Freuden des ehelichen Lebens zu entbehren? Und lehrt nicht die Erfahrung zur Genüge, daß es gar wohl möglich sei, selbst in einer drangsalvollen Zeit die Pflichten des Christenthums zu vereinigen? Und was die Freigebigkeit der Priester anbelangt, mit der ist es bei den Meisten nicht weit her. Wir wissen ja, daß der Schimmer des Geldes nur Geizige macht. Ueberhaupt war bei dem Streben, die Geistlichen wie Wesen einer höhern Ordnung erscheinen zu lassen, die Hoffnung, aus den Verlassenschaften kinderloser Priester das Kirchengut

Digitized by Google

schneller zu vermehren, als es sich bei einem verehelichten Klerus erwarten ließ, nicht ohne bedeutenden Einfluß. — Auch behauptet man: durch diese Verpflichtung der Geistlichen zum Cölibat sei ihnen ein Weg gebahnt, Selbstbeherrschung zu üben. Aber wer weiß es nicht, daß die Gewalt, sich selbst zu beherrschen, oft nur ein sehr schwacher Schutzwall gegen unbegrenzte Wünsche, unmäßige Leidenschaften sei? — Dann befürchtet man von Seite der Bischöfe, wenn sie verheirathet wären, so würde dem ärgsten Nepotismus, der willkürlichen Verleihung geistlicher Aemter Thor und Thüre geöffnet. Wie wenn das nicht ohnedieß gar häufig geschehen wäre! Aber man gebe nur dem Volke auch Einfluß in kirchliche Angelegenheiten, man stelle die alte Wahlfreiheit der Gemeinden im Verein mit dem Klerus wieder her, so wird auch diesem gesteuert werden. — Doch fern sei es von mir, Ihr Einverstehen mit meinen Pro- und Contra-Gründen hervorrufen zu wollen, denn ich würde bei Ihnen nur den Verdacht großer Eitelkeit erregen, wenn ich die Meinung verriethe, als könnte ich Ihnen über diesen Gegenstand etwas Neues sagen. Wenn die Sonne am hohen Himmel glänzt, bedarf es keines Beweises, daß es Tag sei, außer für den Blinden! Und die Blinden sehen das schöne, freundliche Tageslicht doch nicht.

Es ist nur die Frage: warum ist den Geistlichen der Genuß des ehelichen Lebens noch vorenthalten? Die Antwort liegt am Tage: weil sie durch das allzu hohe Ansehen ihrer Bischöfe zu sehr in den Schatten der strengsten Subordination zurückgedrängt sind, als daß sie ihre Stimme erheben dürften und weil die Bischöfe Bedenken tragen, die einflußreiche Gewalt fallen zu lassen, die sie so lange festgehalten haben.

Wie aber könnte die Abschaffung dieses Zwanggesetzes erzielt werden? Dies zu ergründen, dürfte nicht schwer fallen, wenn wir bedenken, wie der Klerus in letzterer Zeit nicht unterlassen, eine Neigung zu zeigen, sich den bürgerlichen Verhältnissen zu assimiliren; wie das Volk bereits aufgehört hat die Geistlichen für übersinnliche Wesen zu betrachten, die mit dem Sinnlichen in gar keine Berührung kommen dürfen; wie es sogar eingesehen hat, daß die Zwanggesetze der Ehelosigkeit eben nur Fessel sind, welche die Wirksamkeit der Geistlichen bei der Gemeinde untergraben und vernichten. Es kommt also nur darauf an, die Stimme des Klerus mit der des Volkes zu vereinigen, nach gesammelten Unterschriften dem Staate eine Petition einzureichen (Sie wissen ja, heut zu Tage macht Alles Petition, wenn es bei dieser gänzlichen Umwälzung der Dinge nicht leer ausgehen soll), und der nach Einheit strebende Staat wird dem dringenden Bedürfnisse der Geistlichkeit entgegen zu kommen nicht anstehen. Ihr

. . . .

Das neue Wartburgfest.

(Schluß aus Nr. 26.)

Gleich beim Eintritt in den Erholungssaal hatten sich die Demokraten von den übrigen Studenten getrennt. „Die äußerste Linke! die alleräußerste Linke!" riefen sie jubelnd und herausfordernd durch den Saal und mürrisch begaben sich die übrigen, namentlich die anwesenden Corps, auf die Rechte.

Der berathende Ausschuß hatte nun zunächst den Antrag zu einer Adresse an das Frankfurter Parlament gestellt: „Die Universitäten sollen Nationaleigenthum werden; das Vermögen der einzelnen Universitäten soll vom Gesammtstaat eingezogen werden, und dieser bestreitet ihre Bedürfnisse."

Unter denen, welche diesen Antrag vertheidigten, war einer der vier Schriftführer, Giesecke aus Breslau. Sehr unpassend bemerkte ihm Jemand von der Rechten: „das führt zur Republik!" Giesecke: „Nun denn, Commilitonen, ich bin Republicaner!" Lautes Jauchzen und Bravorufen von der Linken, anhaltendes Zischen und Trommeln von der Rechten. Der Präsident verhindert die Debatten über die Republik. Auch zwei Deputirte aus Wien sprachen für den Antrag, der erste sehr gut; der zweite schien der Rechten sehr gefährlich, war aber in der That nur confus. Mit ziemlich treffender Ironie bemerkte er der Rechten, welche in dieser rein akademischen Angelegenheit bereits angefangen hatte, die Schreckwörter Republik und Communismus von Zeit zu Zeit hören zu lassen: „Fürchten Sie sich nicht, meine Herren, ich werde keinen Communismus predigen!" Was die österreichischen Universitäten betraf, so bemerkte er, dieselben hätten „keinen Groschen Geld". Uebrigens fragte er mit einer Popularität des Ausdrucks, die gebildeten Zuhörern gegenüber zum mindesten überflüssig ist: wenn A den Sack voll Geld, B aber leere Taschen habe, ob man dann es nicht doch in der Ordnung finden werde, daß er sich das Geld aus der Tasche seines Nachbars hole? So könne auch der Staat sich gegenwärtig wohl mit gutem Gewissen den Schatz der Universitäten aneignen! Er setzte also einen förmlichen Staatsbankerott voraus und vergaß auf der andern Seite ganz, nachdem er die Universitäten einer abstracten Politik

Digitized by Google

geopfert, nur mit Einer Sylbe zu erwähnen, auf welche Weise er für Wissenschaft und Bildung gesorgt wissen wolle.

Wadzek aus Leipzig warnt vor einer Verwechslung der Einheit mit der Centralisation, und ruft nach Beendigung einer glänzenden Rede stürmischen Beifall hervor. Ein dritter Redner aus Wien legt Protest dagegen ein, daß der zweite Redner aus Wien im Namen der dortigen akademischen Legion gesprochen habe, wie er gesagt hatte. Der erste Redner aus Wien will nochmals reden, wird aber nicht gehört. Viele Studenten hatten stürmisch den Saal verlassen, nachdem der zweite Wiener gesprochen. Sie ziehen jetzt im langen Zuge vor der offenen Thür vorbei. Ein Redner bemerkt, daß die österreichischen Universitäten unter den übrigen deutschen Hochschulen eine „Ausnahmstellung" einnehmen. In der That scheinen sie selbst die Universitäten, welche jener mehrfach erwähnte Redner immer mit den Klöstern zusammenstellte, zu hassen, während der Norddeutsche es sehr wohl weiß, daß er auf der Universität die schönsten Jahre seines Lebens verlebt. Es liegt sehr nahe, den Grund hiervon in der bisherigen Einrichtung der österreichischen Universitäten zu suchen. Irren wir nicht, so stehen die österreichischen Studenten jetzt auf dem Standpunkte, wo die übrigen deutschen Studenten zu der Zeit standen, da sie als Corporation sich an die Spitze der politischen Bewegung stellen wollten; oder vielmehr sie nehmen diese damals nur angestrebte Stellung in Wien jetzt wirklich ein, und auch insofern feiern die alten Wartburgsmänner gegenwärtig einen Triumph. Allein die politische Stellung, in welche die Wiener Studenten durch die Umstände jetzt hineingedrängt sind, kann nicht für die Organisation der deutschen Universitäten überhaupt maßgebend sein. Im Gegentheil wir sind überzeugt, daß sich das Leben auf den österreichischen Universitäten binnen Kurzem dem auf den übrigen deutschen Universitäten ähnlich gestalten wird. Freilich wagte sich ein Antrag auf allgemeine Einführung des sogenannten Du-Comments, den die norddeutsche akademische Gemüthlichkeit für sämmtliche deutsche Universitäten stellen wollte, hier ihnen gegenüber gar nicht hervor.

Director Kapp aus Hamm, der neben Fröbel auf der Galerie saß, verlangte das Wort und begann durch einige völlig harmlose politische Bemerkungen seine Rede einzuleiten. Bald wird von der Rechten, welche um jeden Preis die Politik fernhalten will, der Ruf „Abtreten! Abtreten!" laut. Furchtbarer Sturm. Der Ruf nach Redefreiheit erhebt sich endlich auch aus der Mitte der Rechten. Die Versammlung muß auf eine halbe Stunde geschlossen werden. Man eilt ins Freie, wo die Parteien sich abgesondert versammeln. Die Linke findet sich unter einem Apfelbaum. Endlich wird die allgemeine Versammlung wieder eröffnet, und Kapp redet, seinen Vortrag zum Schluß bringend, einige Worte über den Nepotismus auf den kleinern Universitäten, welche von allen gebilligt werden. Der oben angeführte Antrag wurde dann bei der Abstimmung durch eine sehr überwiegende Majorität angenommen. Man will, daß eine von den Universitäten gewählte Centralbehörde, die dem deutschen Reichstag verantwortlich sein soll, hergestellt wird. Vorläufig hat sich ein studentisches Parlament gebildet, welches in Eisenach seinen Sitz hat und die ersten Schritte zur Organisation der Universitäten thun wird. Also auch hier ein Vorparlament!

Am heutigen Nachmittag suchte ich den Wartenberg auf, wo einst das verhängnißvolle Wartburgsfeuer angezündet wurde. Der Rasen hatte ruhig fortgegrünt auf der Stelle, wo jenes Ereigniß stattfand, das durch eine seltsame Verkettung von Ursache und Wirkung während einer langen Reihe von Jahren so manchem deutschen Jüngling die Verbannung von der heimathlichen Erde zugezogen hat. Von denen, welche 1817 das Wartburgfest feierten, befinden sich Scheidler, damals Burgwart der Wartburg, und Kieser, beide jetzt Professoren in Jena, hier.

An das ungarische Finanzministerium.

[A. K.] Ungarn und Siebenbürgen hat nie einen Stempel für Urkunden, noch viel weniger für Zeitungen gehabt, und doch bezogen wir alle ausländischen politischen und auch halbpolitischen Zeitungen, wie z. B. die Leipziger Illustrirte, in Ungarn und Siebenbürgen durch die Post mit österreichischem Stempel, blos deshalb, weil sie von dem Wiener Oberhofpostamt nach Ungarn und Siebenbürgen expedirt wurden. Der Gegenstand ist freilich für ein Ministerium in seinen ersten Stadien viel zu geringfügig, wo sich wichtigere Gegenstände aufthürmen, als daß er hätte beachtet werden können; er ist aber doch im Allgemeinen von hoher Bedeutung, da er den Genuß der geistigen Waare vertheuert und der Bildung des Volkes hinderlich ist. Das hohe Ministerium des Cultus oder der Finanzen wolle demnach die Veranstaltung treffen, daß wir fernerhin in Ungarn die fremden Zeitungen, ohne österreichischen Stempel zahlen zu müssen, pränumeriren und lesen können. Ein großer Theil des lesenden und denkenden Volkes und besonders der ärmere wird es dem Ministerium Dank wissen.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Kemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 29. **Montag, den 17. Juli** **1848.**

Die verkehrte Welt.

(In zwölf Bildern.)

Aus H. Zschokke's „aufrichtigem und wohlerfahrenem Schweizerboten").

(Fortsetzung.)

Zweites Bild.

Seht den Esel herstolziren!
Er erkühnt sich, zu barbiren.

O einfältiger, demüthigbicher Hoppelpoppel! Welche Bescheidenheit, aus einem Esel nichts als einen Bartscheerer zu machen! Heutiges Tages macht man aus Eseln ganz andere Leute! Man läßt sie alle freie Künste treiben.

In alten Zeiten hatte man nur sieben freie Künste, und das Bartscheeren war nicht unter diesen sieben begriffen; in unsern Zeiten sind der freien Künste, die jedermann treiben kann, siebenundsiebenzig geworden. Es werden Wenige sein, die sich nicht vollkommen darauf verständen, Bärte oder Leute zu scheeren, Gänse oder Staaten zu regieren, Hosen oder Gesetze zu machen u. s. w. u. s. w. Mancher treibt heutiges Tages allein sechs Gewerbe zu gleicher Zeit, und bringt doch nichts Gescheites heraus.

Was sich in unsern aufgeklärten Tagen aber aus einem rechten, braven Esel Vortreffliches machen lasse, ist bekannt genug. Man darf's nur den Leuten nicht immer laut sagen; denn es ist jetzt umgekehrt, wie sonst; jetzt heißt die sonnenklare Wahrheit Unbescheidenheit.

Auch nennt man die zünftigen Esel, dito welche in Aemtern stehen, dito welche von Zinsen leben und andere Dito's nicht mehr bei ihrem ehrlichen Geburtsnamen, sondern läßt diesen höchstens nur denjenigen, welche noch, nach uralter Gewohnheit, von Gras und Disteln leben.

Bekanntlich sprechen die Esel kein Wort so rein, so deutlich und verständig aus, als ihr fröhliches Ja! Ja! Ja! — Aus bloser Höflichkeit nennt man sie daher auch an manchen Orten, wo sie mit Rathen und Thaten umgehen müssen, kurzweg Ja-Herren, oder nach neuester Rechtschreibung Ja-Herren.

Ein wohlkonditionirter Esel muß lange Ohren, ein dickes Fell, eine laute Stimme haben und tückisch sein; vier Eigenschaften, von welchen nur die Langohren als überflüssig angesehen werden, weil sie am Ende doch nur zum blosen Zierrath dastehen.

Aber nichts Brauchbareres für einen Handwerks- oder Kunst-, Staats- oder Raths-, Standes- oder Landes-Esel, als ein solides Fell. Stachle ihn, wie du willst, er fühlt weder Stich noch Hieb und läßt sich nicht aus seinem Eselstakte bringen.

Die laute Stimme verrichtet in Berathungen und Wortwechseln Wunderdinge. Die vernünftigsten Leute behalten Unrecht, wenn einer hervortritt, der, statt gesunder Vernunft, gesunde Lunge hat und für's Vaterland brüllt.

Endlich heimtückisches Wesen, mit anständiger Dummheit verbunden, kann einen gnädigen Herrn machen.

Drum, du guter Hoppelpoppel, hast du es schlecht getroffen, daß du deinen Esel nur zum Bartscheerer machtest. Wir können sie zu wichtigern Aemtern gebrauchen.

Drittes Bild.

Auch der Blinde führen soll
Einen, der da siehet wohl.

Nichts billiger als das! Die Sehenden haben lange genug die Blinden geführt. Jetzt kann auch die Reih' einmal an die Blinden kommen.

Hat auch der berühmte General der Hussiten, nämlich Ziska, ob er gleich stockblind war, ein großes Heer angeführt und eilf Bataillen gegen die kaiserlichen Armeen gewonnen. Wie viele Generale haben nicht in unsern Tagen eilf Bataillen mit sehenden Augen verloren?

Digitized by Google

Weil die Blinden sich jetzt überall zum Führeramte drängen, legen die jungen Herren, um beizeiten blind zu werden, schon als Knaben Brillen auf die Nase und spazieren damit auf den Gassen.

Wer gesunde Augen hat und schlichten Menschenverstand, den schickt man in elende Schulen, wo man vom Schulstaub recht ordentlich blind wird.

Die Blindheit ist, wie es scheint, an vielen Orten zur Gerechtigkeit gut; nicht vergebens wird die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen gemalt. Ein Richter, sagt man wohl, muß blind sein für das Ansehen der Person, und nur Ohr für die Stimme der Unschuld haben. Mit dem Blindsein hat's auch wohl zuweilen seine Richtigkeit, aber nicht immer mit dem Ohr, weil, wenn man stark mit dem Geld klingelt, die Stimme der Unschuld nicht recht vernehmlich verstanden werden kann.

In einer Dorfgemeinde hatte man einen alten blinden Mann zum Hirten der Schafe und Geißen gemacht. Wenn nun das Vieh in die Einschläge lief, ging der blinde Führer der Heerde immer frei aus, weil er schwor, er habe es nicht gesehen, und wegen eines Naturfehlers könne man Keinen strafen.

Oft ist es gar zu gut in dieser Welt, für Vieles keine Augen zu haben. Mancher hat schon den Kopf darüber verloren, weil er dem Dienste seiner Augen nicht entsagen wollte.

Die blinden Führer leiten zwar oft die Sehenden über Stock und Stein in Bach und Graben — daher entsteht dann wohl das unzeitige Räsonniren der Augenhaber; aber das Räsonniren läßt sich mit einer Kleinigkeit verhindern, man stopft den Leuten nur das Maul; und wenn Alles schweigen muß, hat der Blinde allein Recht. Wir haben in unsern Tagen ganze Länder voller Sehenden durch wenige Blinde in den Koth führen gesehen. — „Aber, ihr Narren, es ist ja kein Koth da," ruft der Blinde, „denn ich sehe ihn nicht." — „Gut", sagen wir Andern, „wir haben dann auch nichts gesehen!" —

Einer von den bitterbösesten Prophetengedanken des berühmten Malers Hoppelpoppel war dieser, daß er unter Anderm weissagte, es werde endlich einmal in der Welt beständige Fastnachten geben, wo man alle Tage in Masken und Larven herumliefe, und Jeder eine andere Person vorstellte, als er wirklich wäre. — Die Gelehrten und Professoren sprachen damals: Hoppelpoppel ist ein Narr; es kann so wenig alle Tage Fastnacht, als alle Tage Neujahr oder Lichtmeß, oder Sylvester sein. Aber die Professoren hatten Unrecht, und der Maler hatte Recht. — Die Leute treiben heutiges Tages Fastnachtsspiel von einem Hornung bis zum Hornung des andern Jahres. Sie brauchen dazu keine Larve, als die sie von Natur haben; Jeder weiß sein Gesicht zu falten, daß man nie erräth, was dahinter steckt; und auf die Kleider muß man gar nicht sehen, denn alle verkleiden sich auf die artigste Weise.

Man sehe nur

Das vierte Bild.

Der Baur den Herrn vor sich zitirt,
Denn Fastnacht wird all' Tag geführt.

Der Bauer zitirt vermuthlich den Herrn vor sich, weil der Herr die Zinsen nicht richtig an den reichen, runden, dicken Bauer abträgt. Man sieht, der Bauer im Lehnstuhl, mit der Brille auf der Nase und dem großen Buche vor sich, gibt dem magern Herrn einen so harten Bescheid, daß dieser darob höchlich entseht ist. Vermuthlich ist trotz Degen und Perrücke so ein Wort von Lump gegen ihn gefallen, und daß man den Degen und die Perrücke im Nothfall öffentlich verfleigern könne.

Daß der Bauer die neueste Mode mitmachen könne, sieht man aus seinem Hausrath. Er hat sich, weil er Geld hat, zum Herr Von, oder zum Herr Baron oder Herr Graf machen lassen, und ist nun hochwohlgeboren; denn nicht das Herz adelt, sondern das Wappenschild. Stammbaum und Geschlechtsregister hängen über dem Bauer, wie ein Apfelbaum groß. Er beweiset daraus, wie jeder Edelmann, daß er mit allen Kaisern und Königen der Welt etwas weitläuftig verwandt sei, weil ihr Ur-Ur-Ur-Ahnherr Herr von Adam hieß, dessen Gemahlin Frau von Eva war.

Das ist übrigens heutiges Tages nichts Neues. Geschichten, wie man auf dem Bilde sieht, wo ein vornehmer Herr vor dem Bauer Kratzfüße macht, wo der alte Edelmann vor dem neuen als unterthäniger Diener steht, wo der Junker geht und vom Bauer Geld leiht — es ist so alltäglich, man macht kein Aufsehens mehr davon. Vor einigen hundert Jahren, zu Hoppelpoppels Zeiten, mochte das freilich anders sein. Aber seitdem haben Sparsamkeit, Fleiß und Kenntniß manchen braven Bauersmann und Bürger emporgehoben, und hingegen hat Stolz, Verschwendung und Unwissenheit manchen Junker und gnädigen Herrn zum armen Ritter gemacht.

Wenn Herr Hoppelpoppel heutzutag lebte, wenn er sähe, wie in vielen Dörfern die Landleute ihre Kinder so brav zur Schule und zur redlichen Arbeit anhalten; wenn er sähe, wie hingegen in manchen großen Städten die jungen Herren lieber herumschwärmen, als etwas lernen,

Digitized by Google

und das Geld verstreuen, was der Fleiß ihrer Väter gesammelt: ich wette, Hoppelpoppel hätte prophezeihet, die Dörfer werden endlich Städte und die Städte Dörfer werden.

Aber auf die ewige Fastnacht zurückzukommen, so muß man eingestehen, daß keine Hoppelpoppelsche Prophezeihung richtiger eingetroffen ist, als diese. Denn nur wenige Menschen kleiden sich, die meisten verkleiden sich.

Siehst du die Alte, wie sie über die Straße läuft, wenn's zur Kirche läutet? Wie begierig ist sie zum Gottesdienst; wie andächtig hängt sie den Kopf, wie fleißig murmelt sie ihr Gebet, wie fromm verdreht sie die Augen! — Du meinst, sie sei die frömmste aller Frommen? Du Narr, es ist Fastnacht! Sie kratzt daheim dem Manne fast die Augen aus, klatscht von einem Haus ins andere und hetzt alle Nachbarn gegen einander.

Du bewunderst da den Herrn, der nichts anders, als um Dublonen spielt, in Kaffeehäusern der Erste und Letzte ist, Bediente und Pferde hält, in Sammet und Seide nach der neuesten Mode geht — bewunderst seine Leutseligkeit, mit welcher er einem schlichten Handwerksmann die Hand drückt — — du Narr, es ist Fastnacht. Der reiche Herr hat schon zweimal Bankerott gemacht; ist ärmer als ein Bettler, und ist das Haar auf dem Kopf und den Bissen im Magen schuldig. Der schlichte Handwerksmann ist sein Gläubiger und will ihn betreiben lassen.

Du siehst da die schüchterne, unschuldsvolle Jungfrau mit der Engelsmiene. Du bewunderst ihre Sittsamkeit, ihre Anständigkeit, mit der sie den Blicken der Männer ausweicht. Du Narr, es ist Fastnacht — sie hat drei Kinder gehabt und ist doch noch Jungfrau.

Du hast Ehrfurcht vor dem grundgelehrten Herrn, der auf der Straße in tiefen Betrachtungen geht; vornehm über die Achsel grüßt; von Kaisern und Königen spricht; allen Mächten guten Rath ertheilt, und Bücher über Bücher liest. Du Narr, es ist Fastnacht; der Mann hat kurzen Verstand und lange Zeit; er liest Liebeshistorien und Komödien oder Zeitungen, gibt allen Kaisern guten Rath; aber nicht schriftlich, weil er nicht drei Zeilen ohne dreißig Sprachfehler schreiben kann.

Das fünfte Bild.

Selbst dem Bauer, toll und voll,
Der Soldat aufwarten soll.

Wegen Bileams Esel stritt die Partei der Orthodoxen und Heterodoxen, vielleicht auch noch manche andere Partei von Ochsen, lang und breit. Bei diesem Bilde ging's nicht besser.

Weltkundigermaßen war es in alten Zeiten wohlhergebrachte Sitte, daß der Bauer oder Bürger, der ein Wirths- oder Pintenschenk- und Tavernen-Recht besaß, dem Soldat aufwartete, wenn er — Geld hatte. Die löbliche Mode kam oft ab, und Bauer und Bürger mußten den Soldaten auch unentgeldlich aufwarten lernen, wie man wunderliche Exempel hat. Aber daß die Welt zuletzt sich noch so verkehren, und der tapfere Soldat dem Bauer unterthänig aufwarten würde — der Einfall konnte nur einem Hoppelpoppel in den Kopf steigen.

Die Herren von der Partei der Heterodoxen behaupten nun, Hoppelpoppel habe Recht. Die Zeit werde noch kommen, wo auf Erden der Soldat am rechten Platz stände; nämlich im Kriege vor den Kanonen, im Frieden zu Diensten des Bürgers und Bauers, der ihn durch seine Abgaben ernähren muß. Es werde eine Zeit geben, wo endlich ewiger Friede und ewige Freundschaft zwischen den Potentaten geschlossen würde (ist schon oft dergleichen geschlossen, aber die Ewigkeiten waren gewaltig kurz!); dann werde man die Soldaten sich auf ruhige, ehrsame, nützliche Hanthierungen und Gewerbe legen sehen, z. B. aufs Wirthen, Barbiren, Klystiren, Musiziren, statt auf das bisherige Füsiliren, Bombardiren, Scharmuziren u. dgl.

Jedermann sieht, das ist eine alberne Träumerei!

Die Partei der Orthodoxen hingegen behauptet: Hoppelpoppel wird nicht Recht haben, sondern hat schon in vielen Ländern Recht, wo die tapfern Kriegsvölker den Bürgern und Bauern, laut vortrefflichen Kriegsrechts, Alles genommen haben. Da ist der Eigenthümer von Haus und Hof getrieben, und der Eroberer bewirthet ihn recht höflich, wie einen Fremden, mit dem eroberten Wein. — Und ist denn das so etwas Außerordentliches in unsern Zeiten? Wie manchmal sind nicht die Kaufleute einer geplünderten Stadt zu den Herren Soldaten gegangen, und sind Käufer ihrer eigenen Waare geworden, wo sich dann die Soldaten in Krämer, Geldwechsler und Kaufleute verwandelten! War das nicht verkehrte Welt? Haben wir diese verkehrte Welt nicht zur Kriegszeit?

Wenn ein Krieg lange dauert, kömmt's allemal darauf hinaus, daß die Soldaten nicht eigentlich beim Bürger und Bauer, sondern Bürger und Bauer beim Soldaten einquartiert liegen; daß der Soldat Meister im Haus ist; nach Gefallen gastirt, traktirt, und dem ehemaligen Hausherrn großmüthig gestattet, ein Gläschen mitzutrinken.

Ist freilich verkehrte Welt, aber darum hat auch Hoppelpoppel Recht, und gehört nicht ins Narrenhaus. —

(Fortsetzung folgt.)

)(

Digitized by Google

Erzherzog Johann.

Erzherzog Johann ist Deutscher Reichs-Verweser, ist Stellvertreter des Kaisers für den Wiener Reichstag, ist Vermittler der Magyaren und Süd-Slaven. — Alle blicken erwartend auf ihn und hoffen von ihm Ordnung ihrer Umstände und mit derselben Ruhe, Friede, Glück — doch wie diese Aufgabe lösen? Wird er nach Frankfurt gehen und die Nicht-Deutschen Theile seiner Mutter-Monarchie, deren Söhne in seiner Jugend an seiner Seite bluteten, im jetzigen Augenblick als Fremde verlassen: Würde das Deutsche Parlament auf seinen Wunsch seinen Sitz in Wien nehmen?

Wie diese Gegensätze vereinen? — Wie lange soll Europa noch in Wehen liegen?

Ruhe kann nur dort eintreten, wo keine Bewegung bedingt, wo kein Streben ist. Die Ruhe der Staaten oder Staaten-Gruppen hängt von der Zufriedenheit mit ihren innern Einrichtungen und von der Zweckmäßigkeit ihrer äußern Begrenzung ab. Der Staat, der keine schützende Grenze, der nicht im gesicherten Besitze der Hauptpunkte und Linien seiner Handelsstraßen ist, wird trachten sie zu erreichen, wird nicht ruhig sein. Der Bodenraum eines Staates, oder einer Staaten-Gruppe muß wie eines jeden andern Individuums in der Natur begründet, muß vollständig, darf nicht verstümmelt sein. — Weder die politischen Territorial-, noch die Sprach-, noch die Religions-Grenzen entsprechen einzeln diesen Forderungen.

Hat das Deutschland des Deutschen Bundes eine feste Grenze, hat es die freie ununterbrochene Benützung seiner Handelslinien von Meer zu Meer, hat es die Mündungen seiner Flüsse? Wird ein solches Deutschland selbst vereint unter einem Reichs-Oberhaupt, unter einem Parlament nicht doch beengt sein, wird es blühen, ruhig und glücklich sein? Soll wieder nur ein Stück und kein Ganzes geboren werden?

Mittel-Europa, vom Rhein bis zum schwarzen Meer, von der Nord- und Ost-See bis zu den Apenninen und dem Balkan ist erfüllt von der jetzigen Bewegung, von der Idee der Rechte der Völker, es besitzt aber auch alle Bedingnisse zu einem selbstständigen organischen Ganzen, freie Züge nach allen Richtungen im Innern, feste Grenzen nach Außen.

Der erste Moment der gegenwärtigen Ereignisse war, daß in diesem Raume die auf historischem Rechte ruhenden Regierungs-Formen zusammengerüttelt wurden; sollten die historischen Territorial-Grenzen allein in ihrer absondernden Vollkommenheit glänzend fort bestehen, und an ihnen gar nichts gemildert werden? Wenigstens in ihrer Eigenschaft als Zollschranken werden und müssen sie für den Verkehr im Innern des ganzen Raumes Mittel-Europa's fallen.

Der zweite Moment war die schroffe Sonderung der Nationalitäten. Es erhob sich nach einander der Magyar, der Italiener, der Deutsche, der Croate, der Czeche, der Pole, der Siebenbürger Sachse und Walache und trat feindlich gegen alle übrigen auf und wollte nur für sich etwas Besonderes, bis im dritten Moment, die Neuzeit, durch Blut und gegenseitigen Widerstand gelähmt, die Ueberzeugung entsteht, daß durch Sonderung keiner gewinnt, und bereits Vereinigung gepredigt wird.

Der Gedanke der Vereinigung der Völker Mitteleuropas wurde ausgesprochen, ohne die Form, ohne ein praktisches Mittel für die Ausführbarkeit anzugeben.

Die Form ist der Staatenbund, wo bei vollkommenster Selbstständigkeit jedes einzelnen Staates nur die wirklich gemeinsamen Interessen, des Handels der Communicationen, des Münz- und Gewichtswesens, der Vertretung nach Außen, des Wehrwesens u. s. w. auch durch ein Parlament gemeinsam betrieben werden. In einem Staatenbunde hat jede Nationalität, jede Religion, ja selbst jedes heimathliche Vorurtheil in der Heimath vollkommene Unabhängigkeit und Freiheit. — In einem Staatenbunde kann eine Republik neben einem absoluten Staate bestehen. — Das Allgemeine Bundes-Oberhaupt mischt sich nie in die innern Verhältnisse größerer oder kleinerer Gemeinden oder Gruppen. — In Nordamerika bestehen neben Staaten, wo jeder Mensch frei ist, Sclaven-Staaten. Ganz Mitteleuropa kann mit Beibehaltung aller Landeseigenthümlichkeiten und theuren Heimathsformen, trotz aller Nationalitäten und trotz der verschiedenen Bildungsstufen seiner Völker ein starker Staatenbund werden, dessen Länder und Regenten alle neben einander und keiner über dem andern stehen.

Doch die einzige Möglichkeit der Ausführbarkeit liegt im Erzherzog Johann.

Er rufe in Wien eine Mitteleuropäische National-Versammlung, zu den für den Oesterreichischen Reichstag zusammenkommenden Deputirten rufe er noch die Vertrauungsmänner der Magyaren, der Szekler, der Siebenbürger Sachsen, der Wallachen, der Croaten und Serber, der Polen und Italiener, der Holländer, Schweizer und der Deutschen. In diesem Landtage kommen die Deutschen Deputirten von Frankfurt gewiß hieher. — Ihm und nur ihm allein folgen die Völker Mitteleuropas, weil sie ihm vertrauen. — Und spricht er das Wort zur Bildung eines Mitteleuropäischen Staaten-

Digitized by Google

bundes aus, wo ist der starke Nachbar, der die Bildung zu hindern vermag, ja der es nur vermöchte, eine seiner eigenen Provinzen am Anschluß zu verhindern. Unter Erzherzog Johann als Reichsverweser ist Mitteleuropa eins, stark, ruhig, und kann es seine innern Verfassungen entwickeln, in kurzer Zeit blühen Industrie, Gewerbe und Credit wieder, als sein Geschenk für das Vertrauen der Völker zu ihm.

Daher nicht blos Deutscher Reichsverweser, Schöpfer und Gründer der Vereinigten Staaten Mitteleuropas werde Erzherzog Johann.

Dann, Geschichte, weise mir einen segensreichern, bessern, größern Mann!

(Aus der Wiener Zeitung.)

An das sächsische Jungthum.

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern
In keiner Noth uns trennen, noch Gefahr.

Unser Volksthum ist in Gefahr, rufen wir mit Recht, auf, es zu schirmen und zu wahren! Ich meine unter dieser Gefahr weniger diejenige, die uns von Außen bevorstehen dürfte, sondern die bei weitem größere Gefahr, die uns von Innen droht, durch die verderbliche Uneinigkeit, die wie ein Fluch auf unserm Volke lastet, die uns Hände und Füße bindet und uns unfähig macht, in dieser bedrängten Zeit als Nation thatkräftig aufzutreten. Wir sind ein kleines Häuflein, und die Möglichkeit, uns auch in Zukunft selbstständig zu erhalten, ist uns nur dann gegeben, wenn wir einig sind, wenn wir in jeder Gefahr wie ein Mann für unser Deutschthum in die Schranken treten, wenn wir unsere Einzelinteressen und Meinungen dem Wohle des Ganzen zum Opfer bringen. Wer aber den Ereignissen der letztern Zeit in unserer Mitte gefolgt ist, wird eingesehen haben, daß von alle diesem gerade das Gegentheil geschehen ist und großentheils noch geschieht, daß wir uns in einer Uneinigkeit und Zerrissenheit befinden, deren Ende unabsehbar ist, daß eine fluchwürdige Scheelsucht und Eifersüchtelei, gepaart mit einer tüchtigen Portion Eigendünkel einen Kreis dem andern entfremdet, daß der K. und der S. sich selbst für weise genug dünken und um so weniger eine Belehrung annehmen wollen, weil dieselbe vom H. kommt, und umgekehrt. Ich frage: wo soll das hinführen, wenn es noch lange so fortgeht? Diesen Kardinaltugenden der Sachsen allein haben wir unsere jetzige kritische Lage zu verdanken, und diese müssen aufhören, wenn es nicht in Kurzem in der Geschichte heißen soll: es gab einst eine selbstständige, freie, deutsche Kolonie in Siebenbürgen, die nach 700jährigem, thatkräftigem Wirken lebensmüde sich selber den Tod gab.

Diese verderblichen Reibungen und Zerklüftungen in unserm Innern zu beseitigen, dieses ist die schöne Aufgabe, deren Lösung dir, du wackere Sachsenjugend, vorbehalten ist, — dir, die du in heiligem Glühen für das Schöne und Gute, in jugendlich feuriger Begeisterung für Freiheit und Recht, über den Parteien stehst und unbefangen urtheilen kannst. — Um aber die Lösung jener Aufgabe möglich zu machen, ist es nothwendig, daß die Jugend selbst einig sein, daß ein Band der Eintracht und Liebe die gesammte Sachsenjugend umschlinge, sie, die berufen ist, einst thätig mitzuwirken an dem Wohle ihres Volkes und Vaterlandes; und diese Einigkeit wird, sie muß zu Stande kommen, wenn nicht der Geist der Zwietracht auch unter der Jugend schon Platz gegriffen hat, was wir im Interesse der Jugend nicht glauben dürfen; denn wäre es der Fall, dann wäre es um unser Volk geschehen. Damit aber diese Einigung zu Stande komme und auch einen äußern Anhaltspunkt habe, dazu ist meiner Ansicht nach wesentlich nothwendig die Abhaltung von Jugendversammlungen. Da lernt Einer den Andern kennen, da stärkt und stählt der Eine seine Gesinnung an der Gesinnungstüchtigkeit des Andern; da fühlt jeder seinen Muth gehoben in dem Bewußtsein, daß er nicht vereinzelt dastehe, sondern da und dort und hier gleichgesinnte Brüder habe, die alle mit ihm nach demselben Ziele lossteuern und ihm dabei willig die Hand reichen werden. Da wird ein inniges, unauflösbares Band die Herzen der Jünglinge verbinden, ein Liebesband, das noch in den fernsten Tagen gute Früchte tragen wird; ein Band, das eine Wiederholung solcher Ereignisse, wie sie der letzte Siebenbürgische Landtag zu Tage gefördert und wie sie die ganze 700jährige Geschichte unsers Volkes nicht aufzuweisen hatte, für die Zukunft unmöglich machen wird.

Eine der Hauptaufgaben dürfte für diese Versammlungen darin bestehen, die Art und Weise zu besprechen, wie man unser eigentliches Volk aus seinem politischen Schlafe wecke, und wenn es geweckt ist, fortwährend wach erhalte, wie man das nationale Bewußtsein im Volke belebe; denn dieses ist beinahe ganz erstorben. Unser Volk muß sich bewußt werden, daß es ein deutsches Volk ist und was es als solches leisten kann und leisten soll. — Und gerade die Jugend ist in den Stand gesetzt, auf das Volk

Digitized by Google

zu wirken; mitten unter demselben lebend und mit demselben bekannt, müssen ihre Worte, hervorgehend aus einem für Freiheit, Recht und Vaterland begeisterten Gemüthe und mit jugendlichem Feuer gesprochen, in den Herzen des Bürgers und Bauers zünden, sie werden ihnen mit Freude lauschen, und unserm Volke muß ein neuer, ein schöner Morgen tagen. Freilich muß die Jugend etwas mehr Vertrauen zu sich fassen und ihre bisherige, ihr liebgewordene Schlafmütze abwerfen.

Zum Orte der ersten dießartigen Versammlung, welche in der nächsten Zeit stattfinden könnte, würde ich vor der Hand Mediasch vorschlagen, aus dem einzigen Grunde, weil Mediasch an den Freiheitkriegen über die letzten politischen Tagesfragen wenig oder gar keinen Antheil genommen hat; man bewegt sich also auf neutralem Boden.

Im Namen der guten Sache bitte ich einen Jeden, dem diese Zeilen in die Hände kommen, über die Sache nachzudenken, sich mit andern darüber zu besprechen, meine im Aufsatze ausgesprochenen Ansichten zu berichtigen oder zu widerlegen, nur ja keine Gleichgiltigkeit zu beweisen; denn diese ist in jetziger Zeit schlecht angebracht. Sollte die Sache aber den gewünschten Anklang finden, so könnte dieses leicht im Wege der Zeitung bekannt gegeben werden, wo dann auch die Mediascher Jugend nicht ermangeln würde, eine freundliche Einladung an die gesammte sächsische Jugend des Vaterlandes ergehen zu lassen. —

Th. F.

Die slavische Revolution.

In Prag ist der Aufruhr besiegt, in Pesth die Soldatenempörung beendet, Carlowitz ist zusammengeschossen bis auf die Kirche und zwei Häuser. Soweit geht der Sieg der Herrschermacht über die slavische Empörung, doch nicht einen Schritt weiter. Leichen und Trümmer liegen da, aber das Slaventhum ist nicht besiegt, es hält fest an seinen Bestrebungen, und wohl nur wenige Wochen werden in das Land gehen, da steht ein Krieg auf, größer und furchtbarer als der bisherige, weil er nicht nur ein auf einzelne Punkte beschränkter Aufruhrkampf sein wird, sondern wahrscheinlich ein Guerillakrieg zwischen Hecken, Büschen und Felsen, ausgebreitet von den Elbufern bis an die Donaumündungen. Der Bundestag war diesmal wieder der Nationalversammlung gewissermaßen vorausgeeilt, indem er Baiern und Sachsen den Befehl ertheilte, ihre Truppen bereit zu halten für jede Aufforderung Oesterreichs. Einige Vertreter des deutschen Volkes zu Frankfurt wollten die Verzögerung der Nationalbeschlüsse damit wieder gut machen, daß sie unverzügliches Einrücken dieser Bundestruppen in Böhmen forderten, ohne daß man auf Oesterreichs Hilferuf warte. Die Versammlung beschloß am 20. Juni, die ganze Frage dem Ausschusse für die slavischen Angelegenheiten zu überreichen.

Wir stehen sonach in einem Augenblicke der Ruhe, der schwebenden Erwartung. Werfen wir einen Blick zurück auf die neuesten Bewegungen des Panslavismus.

Bereits im April wußte man zu Wien und Breslau davon, daß am 14. Mai das große südslavische Reich Slovenia ausgerufen werden solle. Aber die späteren Vorgänge innerhalb der Grenzen dieses projectirten Reiches erwiesen, wie damals diese Erhebung nicht stattgefunden hatte, weil die Verbindung zwischen Süd- und Westslaven, weil die Einheitlichkeit einer Leitung noch nicht zu Stande gekommen war. Freilich fragt sich auch heute noch, wo der Brennpunkt einer solchen, wo deren Führer zu finden wäre. Daß sie jedoch vorhanden ist, darüber bleibt kein Zweifel. Während man in Prag die Flucht des Kaisers von Oesterreich zu benutzen gedachte, um ihn hieher zu locken in die Netze slavischer und adeliger Machinationen, spielte in Croatien der Ban Jellacic ein frevelhaft falsches Spiel, indem er sich gegen Ungarn und für den Kaiser erklärte. So wollte er die kaum gewonnene, und eben auch nur durch Ungarns Noth gewonnene Vereinigung mit Oesterreich, in zweiter Linie auch mit Deutschland, hinterlistig zu einem Bruche führen. Auch diese Intrigue mißlang; Ungarns Sympathien sprechen sich nur immer entschiedener für Oesterreich und Deutschland aus. Anstatt daß eine Spaltung zu Stande gekommen wäre, feierte man zu Innsbruck wie zu Frankfurt die Freundschaftsdeputation aus Pesth mit vielleicht überschäumendem Jubel, jauchzte man in Ungarn dem Kaiser, wie dem General Hrabowsky ein endloses „Eljen". Unterdessen war aber der Wiener 21. Mai gekommen, und das bis dahin so gleisnerisch loyale Prag, d. h. die tschechische Partei desselben, warf nun die Maske vollends ab, sagte sich, wenn auch ohne es auszusprechen, durch die provisorische Regierung von Oesterreich los und trat damit in die Phase der offenen Rebellion. Die Nichtanerkennung dieses Statthaltereirathes ward das Signal zum blutigen Ausbruche des Aufruhrs.

Oder vielmehr sie diente nur zum Vorwande. Man mußte ja bekanntlich die nichtgewährte Forderung der Auslieferung von 60,000 Flinten an den Swornost, (also das Verlangen nach einer Bewaffnung des slavischen Aufruhrs

Digitized by Google

von Seiten der Verwaltung!) und des Abzuges der Truppen noch außerdem zur Veranlassung des Losbruches nehmen. Der Zeitpunkt zum Ausbruche scheint aber außerdem noch durch die Nachricht von der wohl für Pfingsten beabsichtigten, nur durch Präventivmaßregeln der Militärmächte zurückgehaltenen, hier und da aber doch in einzelnen Zuckungen erschienenen allgemeinen republikanischen Schilderhebung in Deutschland mitbedingt worden zu sein. Zugleich bot der Slavencongreß eine willkommene Gelegenheit, den Feuerbrand vom alten böhmischen Königssitze hinauszuschleudern durch das ganze Land, so daß die Kraft der Gegenmacht an einem Punkte geschwächt würde; oder, wenn der slavische Angriff gelang, im tschechischen Sinne der allgemeine Aufstand der Slaven geleitet werden möchte.

Die ganze Verschwörung war vortrefflich eingeleitet. Stemotowitz aus Neusatz las in Prag die griechische Messe und brachte damit südslavische Bräuche den Westslaven zur Anschauung; in Neusatz dagegen hatte bereits früher Herr Schafarik gewirkt, und einige Tschechenführer waren selbst während des Prager Panslavencongresses dort geblieben. Deputirte von Prag hatten ferner in Agram der feierlichen Einsetzung des Banus glückwünschend beigewohnt, Agramer Abgesandte waren zahlreich beim Prager Congresse versammelt. So kam der 12. Juni heran, mit ihm die slavische Revolution in Prag, Pesth und Carlowitz.

Man wird uns von slavischer Seite vielleicht den Einwurf machen, die Pesther Militärrevolte sei ja aber keine slavische, nur eine italienische gewesen. Aber vergleichen wir doch zur Erledigung dieser Frage die ungarischen und überhaupt österreichischen Blätter. Ueberall deuten sie darauf hin, daß Slaven und hier vorzugsweise Polen agitirend, geldausstreuend, aufwiegelnd thätig gewesen. Die ungarischen Regimenter waren natürlich bei der jetzigen Stimmung Ungarns nicht zu gewinnen. Aber in der Arbeiterklasse hatte die Agitation allerdings ihre Eroberungen gemacht, und es war eben nur der bei allen organisirten Empörungen sich wiederholende Umstand, daß die blos gemietheten Kräfte zu früh aufbrachen, auch hier schuld, daß die Arbeiterbewegungen zu Pesth und Preßburg schon am 9. und 11. Juni beginnen wollten, daher in ihrer Isolirung leicht erstickt wurden, während die Casernenschlacht erst später geliefert wurde. Auch konnte hier natürlich nicht das Slava zum Feldrufe des Aufruhrs genommen werden, der Aufruhr selbst sollte überhaupt nur einen Scheinangriff neben der slavischen Empörung bilden, um die obersten Mächte des ungarischen Heeres in Verwirrung und Unfreiheit zu erhalten.

Vom croatischen Aufstande fehlen noch die eigentlich orientirenden Nachrichten. Nur sein Hauptführer Jellacic liegt der Beurtheilung vor. Sein Benehmen müßte ihn unter allen Verhältnissen, selbst wenn er die edelste Sache geführt hätte, als heuchlerischen Verräther brandmarken. Sein Ziel ist aber dasselbe, wie das der Prager Tschechen — gänzliche Lossagung von Oesterreich *). Denn vom Volke soll ein Nationalstaatsrath vorgeschlagen, vom Ban gewählt, vom Kaiser nur bestätigt werden. Dieser Staatsrath ist für sein Thun und Lassen nicht dem Könige von Ungarn, sondern nur dem croatischen Landtag verantwortlich. Nebenbei muß jedoch erwähnt werden, daß der Banus fortwährend, und selbst nunmehr da die Regimenter Oesterreichs ihm gegenüberstehen, die großen Massen des Banat mit dem Vorgeben täuschte, was er thue, geschehe im Interesse und mit Einwilligung des Kaisers nur gegen eine die walachische und croatische Nationalität mit Unterdrückung bedrohende ungarische Willkürherrschaft. Die Antwort auf seine mit den Waffen unterstützten Forderungen war bekanntlich die Einmischung der Stadt Carlowitz, eine Antwort, die wir von vornherein kaum weniger billigen mögen als das Bombardement von Prag. Aber ein anderes Ergebniß der vernichtenden Antwort war die Flucht der in Carlowitz befindlichen Serbier, welche auf dem Dampfschiffe nach Semlin fuhren, um — Hilfe zu holen. Durften sie hoffen, dort dergleichen zu finden, so wäre damit unmittelbar auf russische Umtriebe, als auf eine der Veranlassungen des croatischen Aufstandes hingewiesen. In Serbien existirt eine panslavische Partei mit russischen Sympathien in dem Sinne, daß sie den Czaren zum panslavischen Oberhaupt erheben möchte. Die übrigen Slaven, jene in der Türkei ausgenommen, weisen diese Herrschaft aufs Entschiedenste zurück, wenn sie auch gleich den stammverwandten „Bruder Russen" gerne heranziehen möchten zu ihrem Bunde.

Daß dies im gegenwärtigen Augenblicke nicht in Masse geschehen könne, sagen sie sich allerdings wohl selbst. Aber dafür suchten sie das Schreckbild Rußland zu benutzen, um die Blicke der Heerführer und Regierungen von der slavischen Bewegung ab- und auf das russische Drohnig zu lenken. Aus dem südöstlichen Slavenland, aus Galizien, kamen zuerst und zwar gleichzeitig mit dem beabsichtigten

*) Augenblicklich hat Jellacic rasch eine Schwenkung gemacht, und in einer von Innsbruck aus erlassenen Proclamation an die Croaten und Slavonier zum Festhalten an der Treue gegen den Kaiser und die österreichische Monarchie aufgefordert. Sein Aufstand fällt vor den Ausbruch der Prager Meuterei: jetzt zieht er, den der Kaiser ächtete, andere Saiten auf.

Digitized by Google

und erfolgenden slavischen Ausbruche, die jetzt bereits als falsch erwiesenen Nachrichten von großen russischen Heeresansammlungen am Pruth. Ihr Echo erklang in Thorn, wo man ebenfalls das Anschreiten der Grenze durch russische Heere als stündlich bevorstehend ansagte.

(Aus der Deutschen Reichs-Zeitung.)

Beitrag zur Zeitgeschichte*).

Die zweiundzwanzig Abgeordneten der sächsischen Kreise, die, verlassen vom Nationscomes, im letzten siebenbürgischen Landtag, gehandelt haben, heißen: Conrad Schmidt und Joseph Schneider von Hermannstadt; Carl Goos und G. D. Teutsch von Schäßburg; Elias Roth und Ludwig v. Brennerberg von Kronstadt; Johann Weiß und Joh. Hofgräff von Bistritz; Michael Precht und Carl Schwarz von Mediasch; Michael Hitsch und Carl Leonhard von Mühlbach; Gustav Capesius und Friedrich Eitel von Großschenk; Carl Falk und Melas von Reps; Wilhelm Löw und Joseph Bock von Neußmarkt; Michael Brandsch und Carl Bock von Leschkirch; Anton Leßai und Carl Molnar von Broos.

Diese Männer hatten von Hause aus so zu sagen keine Richtung mitgenommen. Denn es hatte die eben zusammensitzende Universität selbst keinen Rath, was sie thun sollte. Sie schrieb an die Gerichtsbarkeiten einige Gründe für und einige Gründe gegen die Union, und am Ende keine Meinung, zum Beweis davon, daß sie nicht wisse, ob man für oder gegen die Union sein solle. Hiermit hatte sich die Rathlosigkeit der einzelnen Gerichtsbarkeiten fast durchgängig bemächtigt. Um aller Verlegenheit zu entgehen, gab dann die Universität den Rath, den Landtag unter allerlei Vorwänden gar nicht zu beschicken. Dieser Rath fiel einigen Kreisen dennoch als ein zu drastisches Mittel der Verzweiflung zu schwer auf das Gewissen. Sie kehrten zurück auf die Bahn des Gesetzes, und schickten, jedoch in der letzten Stunde, ihre Abgeordneten zum Landtag. Das machte nun freilich, daß Einige noch kurz vor der ersten Landtagssitzung, Andere während der Sitzung, Viele nach der Eröffnung des Landtags in Klausenburg eintrafen.

Hier angekommen sahen alle Abgeordneten nach ihren Weisungen und es ergab sich Folgendes. Die Hermannstädter hatten am 30. Mai noch keinen Buchstaben schriftlicher Weisung; die Kronstädter die Weisung für den Grundsatz der Union; die Brooser ebenso; die Schäßburger waren mit unbedingtem Vertrauen und selbstverfertigter unmaßgeblicher Weisung für die Union versehen; die Bistritzer waren ermächtigt, den Umständen die nöthige Rechnung zu tragen; die Mühlbacher sollten die Mittheilung eines systhematischen Operats über Union betreiben, falls dieses aber ein Impossibile wäre, die Hände in den Schoos legen oder nach bestem Wissen und Gewissen handeln; die Großschenker in Leschkirch sollten gegen den Grundsatz der Union stimmen, sich jedoch in der sächsischen Vorberathung der Mehrheit anschließen; die Reußmärkter ebenso; die Repser, erst nach dem 30. Mai in Klausenburg angelangt, berichteten nach Hause, sie bedauerten, sich verspätet zu haben, von der Gelegenheit, die Union durch ihre Zustimmung zu unterstützen; die Mediascher waren angewiesen, sich nach der Stimme einer gewissen Volksmehrheit zu richten, in der sächsischen Nationalversammlung aber sich der Mehrheit der Deputirten zu fügen.

Unter diesen Umständen hätte allein das persönliche Gewicht und die politische Weisheit des Comes Richtung und Festigkeit geben sollen und können. Aber leider durfte der Comes schon nicht mehr nach eigener Einsicht und eigenem Willen handeln. Bewohner von Hermannstadt hielten es für ihre Pflicht, den Comes, als ihren Königsrichter, in Hermannstadt festzuhalten, und an der Reise nach Klausenburg zu verhindern, damit er dort nicht insultirt, oder mit einer Katzenmusik belästigt werde. So ist jetzt, wo Fürsten und Minister durch Insulten und Katzenmusiken in Erfüllung ihrer Pflichten sich im Geringsten nicht beirren lassen, der Hermannstädter Königsrichter von Insulten und Katzenmusiken verschont geblieben!....

Die Union ist geschlossen. Um bei Abschließung ihrer Modalität bezüglich der Sachsen mitzuwirken, ward jüngst eine Deputation nach Pesth geschickt. Die Deputation hat kein Haupt*). Ihr natürliches Haupt, der Comes, unterläßt es wieder, die Würde und das Ansehen seiner Stellung und Einsicht zum Vortheil der ganzen Nation unmittelbar zu verwenden. Kann und darf Hermannstadt über die Person des Comes, als Königsrichter von Hermannstadt, so unbeschränkt verfügen? — Wer wird die Sachsen im Reichstagsaale vertreten, wenn nach dem Rathe der letztvertagten Universität die Abgeordneten der Sachsen bei Verhandlung des Gesetzentwurfes bezüglich der Sachsen entweder gar nicht oder zu spät erschienen? Entweder Dr. Leßai und Poppovits von Broos oder gar Niemand. Heißt das nicht, unbedingt der Großmuth und dem Rechtssinn der Magyaren vertraut!

*) Wir bielten uns nicht für berechtigt, den nachstehenden Aufsatz, der uns aus Siebenbürgen von einem aufrichtigen Sachsen eingesandt wurde, zurückzuweisen, und haben uns darauf vorbereitet, ein Heer von Schmähungen und Verdächtigungen wegen der Aufnahme zu empfangen.

D. Red.

*) Wenn wir nicht irren, hat auch der Kronstädter Deputirte Maager in der Universitätsversammlung, in der von dieser Pesther Deputation die Rede war, den Antrag gestellt: es solle der Herr Nationsgraf ersucht werden, sich an die Spitze dieser Deputation zu stellen. Der Herr Nationsgraf erklärte gleichfalls vor der Wahl der Deputationsmitglieder, bei der Deputation sich zu betheiligen, wenn die Universität es so beschließen werde, da er jederzeit für die Nation Gut und Blut zu opfern bereit sei. Doch gab er zu bedenken, ob es für die Nation besser sei, wenn er nach Pesth gehe, oder wenn er in Hermannstadt bleibe. Die Nationsuniversität beschloß nichts auf Maager's Antrag, und Hr. Comes wurde von der Universität nicht gewählt. „Die Sonne bringt's noch an den Tag."

Die Red.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 30. **Montag, den 24. Juli** **1848.**

Die Fahnenweihe der Kronstädter Sänger-Freischaar

am 19. Juli 1848.

Als in den Februar- und Märztagen dieses Jahres für die europäische Menschheit nach langem, schmachvollem Winterschlafe der langersehnte hoffnungsreiche Völkerfrühling anbrach, und der hierauf entfesselte Geist der Bewegung alle Nationen unseres Erdtheiles mit Sturmwindseile von West nach Ost hin bis an die erstarrten und chinesisch abgesperrten Gebiete des russischen Czaarenreiches ergriff und aufrüttelte; da suchten neben den gerechten und lange verhöhnten Forderungen der Freiheit, des Rechts und der Humanität, auch zügellose Willkühr, freche Rechtsverletzung und rohe Gewaltthat sich geltend zu machen, und es drohten von der einen Seite das alte Bevormundungs- und Knechtungssystem, von der andern maßlose Ansprüche und tollkühne Ordnungsverachtung die großen Errungenschaften und theuer erkauften Güter zu gefährden. Daher kam man sehr bald zur Ueberzeugung, daß zur Wahrung jener großen Errungenschaften, zur Sicherung einer freien und volksthümlichen Weiterentwickelung im Völker- und Staatsleben, zur Aufrechthaltung gesetzlicher Ordnung und zum Schutze des Eigenthums und Lebens der Bürger, die bisher gewöhnlichen Wehr- und Schutzmittel nicht mehr genügten, sondern daß hiezu die Mithilfe aller Rechtschaffenen, besonders die Wehrhaftigkeit aller Gesetz und Recht liebenden Staatsbürger nothwendig sei; es entstanden, wie bekannt, allenthalben National- oder Bürgergarden. Besonders ergriff nach dieser Seite hin der mächtige Geist der Zeit die begeisterungsfähige und thatkräftige Jugend, und sie schloß sich fertig und bereit an die Reihen der Männer an, welche die sonst an friedliche Beschäftigung gewohnte Hand mit dem Feuergewehr, dem Schwerte, dem Spieß oder der Sense zur Vertheidigung von Freiheit und Recht, Ordnung und Sicherheit, Gut und Leben bewaffneten. So auch in unserer Vaterstadt. Unter den sechs starken Compagnien unserer städtischen Bürgerwehr bildete sich mit Genehmigung der Behörden und belobender Anerkennung des ehrenwerthen Eifers die letzte unter dem Namen der Sänger-Freischaar aus dem Kerne der in Kronstadt lebenden, studirenden und gewerbtreibenden Jugend. In wenig Wochen wuchs die Zahl der Mitglieder auf mehr als zweihundert, und es ist dieselbe noch immer in erfreulicher Zunahme, da die Betheiligung an dieser Angelegenheit ganz natürlich als Ehrensache und heilige Pflicht jedes braven Jünglings angesehen werden muß. Die Schaar wurde unter dasselbe Obercommando wie andere Bürgergarden gestellt. Aus den eigenthümlichen Verhältnissen und der Stellung der Jünglinge, welche dieser Freischaar beitraten, gingen nach selbstständiger Berathung die Satzungen dieses Corps hervor, welche dasselbe zu einem wahrhaft moralischen Institute ausprägen, und deren Punkte insgesammt darauf hinaus gehen, daß nur der wahrhaft brave Jüngling die Waffen trage, daß nur der Ehrenhafte auch wehrhaft sein könne und dürfe. Zugleich organisirte sich diese Freischaar nach dem § 22 derselben Satzungen zu einem Feuerlöschkorps. Zu Hauptleuten wählte sie sich zwei der wackersten Männer Kronstadts, Gymnasiallehrer Joseph Dück und Kaufmann Carl Maager, unter deren tüchtiger Leitung dies schöne, heilsame Institut sich immer trefflicher zu entwickeln verspricht.

Die ganze Wehrmannschaft Kronstadts, also auch die sechste Compagnie, steht nun zwar unter derselben Bürgerfahne; doch hatte sich gleich bei der Bildung dieser Freischaar unter den edlen Jungfrauen unserer Stadt der Wunsch ausgesprochen, dieselbe mit einem neuen selbst-

Digitized by Google

verfertigten Banner, zum Gebrauche bei den selbstständigern, außer Gemeinschaft mit den übrigen Compagnien unternommenen Uebungen und Ausflügen, zu beschenken, und auf diese Weise die Theilnahme auch des weiblichen Geschlechtes an den Angelegenheiten des Vaterlandes zu bethätigen. Im Stillen ward von schönen, patriotischen Händen an einer Fahne gearbeitet und selbe bald nach Pfingsten vollständig ausgefertigt.

Den 19. Juli fand nun die Weihe und feierliche Uebergabe des schönen und sinnigen Geschenkes statt, und und wir feierten bei dieser Gelegenheit ein seltenes, erhebendes Fest zwischen unsern Bergen. Um 7 Uhr Morgens versammelten sich die Mitglieder der Freischaar im Magazinhofe am Roßmärkter Thor, und rückten von hier, bewaffnet und größtentheils in ihren blauen, mit rothen Schnüren verzierten Waffenröcken und Calabreserhüten mit schwarzen und bei den Offizieren weißen Federn, voran die uniformirte Bürgermusikbande auf den freien Platz zwischen der obern Vorstadt und dem Roßmärkter Thore, dessen wunderherrliche Umgebung, der kühnaufsteigende Kapellenberg mit seiner Felsenkrone, die Stadt mit ihrem altehrwürdigen Dome und ihren starken Ringmauern, der Raupenberg mit seinen mächtigen Wachtthürmen und den zahllosen Tuchrahmen, also den nachbarlichen Zeugen alter und neuer Zeit, und endlich die vielen Hundert Kirschengärten an den mannigfach gebogenen und gefurchten Berghalden, zur bevorstehenden Feier so paßten, daß schon hiedurch bei Allen, die sich in diesem schönen Tempel der Natur zu dem erhebenden Geschäfte eingefunden hatten, die rechte Gemüthsstimmung hervorgerufen wurde. Das geräumige Honterus-Zelt des Gymnasiums war aufgeschlagen worden, um dem Geistlichen, der die Weihe verrichten sollte, den edlen Spenderinnen der Fahne, dem geladenen Officierscorps des Militärs und der Bürgergarden und andern Gästen Schutz gegen die Sonnenstrahlen oder allenfallsigen Regen zu gewähren. Um das Zelt herum hielt ein Zug der Schaar ein großes Viereck frei. Nachdem alle zur Festfeier Geladenen versammelt waren, holte ein andrer Zug mit Musikbegleitung die noch immer verhüllte Fahne und die Spenderinnen derselben ab. Ein passendes Musikstück, auf welches ein herrlicher, von den besten Sängern der Freischaar mehrstimmig ausgeführter Männergesang folgte, eröffnete die Feier. Mit einer passenden Anrede überreichte die Sprecherin der Jungfrauen die schöne Gabe, welche jetzt entfaltet und noch mit einigen kostbaren Bändern geschmückt wurde. Hoch flatterte das prachtvolle Banner im Strahle der Morgensonne und wurde von vielstimmigem Hoch aller Versammelten begrüßt. Das Banner ist von schwerem Seidenstoff, und auf der einen blaurothen Seite desselben erglänzt, von goldenen Strahlen umgeben, die Krone, das Wappen Kronstadts; auf der andern weißen Seite findet sich Leier und Schwert vom Eichenkranze umschlungen, darüber die inhaltschweren Worte:

„Freiheit, Volksthum, Vaterland"

darunter die Worte:

„Von deutschen Jungfrauen geweiht der Kronstädter Freischaar 1848."

Nun ward die Fahne wieder zusammengerollt und auf den Tisch gelegt, vor welchem der Prediger Christoph Bömches mit begeisterter Stimme die Worte der geistlichen Weihe aussprach und die edle Kriegerschaar zu ungeschwächter Treue, zu männlichem Muthe und warmer Bruderliebe aufforderte. Dann folgten von Seite der Bürgerwehrcommandanten, der Hauptleute und einigen Rottenmeistern und Führern der Freischaar, und Hauptleuten der andern Bürgerwehrcompagnien, während der Sängerchor und die Musikbande abwechselnd passende Gesänge und Musikstücke ausführte, die Hammerschläge auf die mit dem Namen der Spenderinnen geschmückten Fahnennägel unter kurzen passenden Denksprüchen.

Die in solcher Weise geweihte Fahne ward sodann dem von der Freischaar gewählten Fahnenträger übergeben, und es rückte die Mannschaft in ein Viereck zusammen, dessen eine Seit gegen das Zelt geöffnet war, in welche der Fahnenträger mit der Ehren- und Schutzwache und die beiden Hauptleute traten. Hierauf hielt Hauptmann Dück folgende treffliche Rede, der wir nichts weiter wünschen, als daß sie nimmer vergessen werden möge.

Wackere Jünglinge!

Vollbracht ist sie, die feierliche Weihe, welche uns heute hier unter Gottes freiem Himmel im großen Tempel der Natur versammelt hat. Zum ersten Male flattert und erglänzt im Sonnenstrahl unser Banner, das — ein schönes, die Spenderinnen und Empfänger gleich ehrendes Zeichen begeisterter Volks- und Vaterlandsliebe — und fortan auf einer neuen Bahn vorschweben und zu Allem, was uns heilig und theuer, begeistern und entflammen soll. Vernommen habt Ihr, wackre Jünglinge, und mit unverlöschbarer Flammenschrift mögen sie euerm Herzen eingegraben sein, die ernsten Worte über die hohe Bedeutung des Paniers, das ich hier emporhalte, um es euch, der rüstigen deutschen Jugend meiner Vaterstadt, als künftiges kostbares Eigenthum zu übergeben. Doch eh' ich's thue, ein Wort noch über die bedeutungsvollen, sinnigen Zeichen, womit zarte, kunstgeübte Hände deutscher Jungfrauen dies Banner

Digitized by Google

geschmückt haben, zur steten Erinnerung daran, was wir wollen und was wir sollen.

. Deutsche Jungfrauen weihen uns die schöne Gabe. Welche mächtige Aufforderung für den deutschen Jüngling, zu huldigen edlem Anstand und deutscher Zucht und Sitte, zu bewahren in Wort und That den Adel und die Reinheit des Herzens, zu hegen Sinn und Gefühl für Alles, was das Leben verschönt und beglückt. Ja, Freunde, der Gedanke an der deutschen Mädchen sanfte Milde und edles Zartgefühl soll die zügellose Kraft des Jünglings fesseln, und bändigen seinen Uebermuth und Ungestüm; die Reinheit und Unschuld der Jungfrau soll wie ein Himmelsgebilde ihm voranleuchten, damit er nicht untergehe im Strudel des Lebens, sondern erringe die köstliche Krone eines freien sittlichen Wesens!

Freiheit — Volksthum — Vaterland! diese Wahrzeichen strahlen im Goldglanze euch entgegen; dies sind der Güter heiligste und höchste, die ihr zu wahren und mit euerm Herzblute zu schützen und zu behaupten habt. Ja, Freiheit! das ist die Geistersonne, in deren Strahlen das Höchste und Edelste, was der Mensch denken und empfinden kann, sich abspiegelt, gedeiht und emporblüht; in ihrem Lichtglanze ist jetzt den Völkern ein neuer Morgen angebrochen; sie ist die Losung in Süd und Nord, in Ost und West, mit welcher vor unsern Blicken in einer Spanne Zeit sich mehr entfaltet und entwickelt hat, als die Vergangenheit in Jahrhunderten hervorzubringen vermochte. Aber Freiheit! — sie ist's auch, die, von Einzelnen und ganzen Völkern so oft verkannt und mißverstanden, die Brandfackel der Leidenschaften weithin über den Erdkreis schwingt und Jammer und Elend, Blut und Thränen, Verderben und Zerstörung über Millionen verbreitet, wenn sie von der Bosheit oder dem Unverstand als deckende Hülle unreiner Absichten mißbraucht und unter ihrem ehrwürdigen Namen ein frevelhaftes Spiel mit dem Heiligsten getrieben und Hochverrath an Himmel und Erde begangen wird. Erkennet, wackere Jünglinge, daß diese Himmelstochter, die wahre, ächte Freiheit, da nicht bestehen und blühen kann, wo sie nicht gegründet ist auf Rechtsgefühl und Sittlichkeit, nur da ihre segensreichen Früchte sich entfalten, wo nicht nur von Rechten gesprochen wird, sondern auch die Pflichten nicht vergessen werden, wo nicht die gesetzlichen Schranken leichtsinnig und frech durchbrochen werden, sondern wo man treu und willig, gehorsam und gern thut und erfüllt was Gesetz und Gewissen gebiethen, wo man nur der Liebe und Wahrheit, der Tugend und dem Rechte huldigt, nicht aber ein dienstbarer Sklave ist der Thorheit und Ungebundenheit, dem Aberwitz und der Willkür.

Volksthum! — Das ist die andere Losung, an der wir in des Lebens Kämpfen und in allen Stürmen fest halten, mit der wir aufrecht stehen oder — ist's Gottes Wille! — auch fallen sollen. Wessen Pulse schlagen nicht rascher, wessen Herz erglüht nicht in heiliger Begeisterung für diesen Inbegriff des Höchsten und Heiligsten für jeden Menschen? — Volksthum, deutsches Volksthum in Sprache und Sitte, in Worten und Werken, in Muth und Kraft, in Ernst und Würde, Tiefe des Verstandes und Wärme der Empfindung, in Reinheit und Achtung und Liebe für Jeden. — Ja, dieses Volksthum, das aber kein fremdes Volksthum beschränken und gefährden, sondern mit heiliger Achtung fremden Rechts sich forterhalten und entwickeln will, dieses Volksthum, mit dem der edle Magyarenbruder einen neuen, aufrichtigen und warmen Bruderbund zu schließen auf das feierlichste ausgesprochen hat, dieses Volksthum zu wahren und zu schirmen, das sei eures Lebens höchste Aufgabe, deutsche Jünglinge! Denn unwürdig ist des deutschen Namens, unwürdig ist all' der Männer des deutschen Volkes, deren Ruhm dauern wird, so lange der Rhein seine Rebenhügel bespület und die Elbe das nordische Sandmeer durchfurchet, so lange die mächtige Donau jenes Felsenthor durchbrauset und die Fluten der Aluta unsere Gauen durchströmen; unwürdig ist all' der hohen Güter, welche allen Völkern deutscher Geist und deutsche Kraft errungen: wer sein Deutschthum schänden, an ihm zum Verräther werden kann. Dieses hochheilige Gut, das Volksthum eines Hermann und Luther, eines Weiß und Hutt und Hontorus, das kraftvolle Ahnen auch zwischen den gewaltigen Karpathen 700 Jahre hindurch zu schützen und zu erhalten, und für das sie auf zahllosen Schlachtfeldern zu sterben gewußt: das schützet, Jünglinge, das haltet hoch und heilig! und auf euch blicken aus jenen lichten Höhen mit Wohlgefallen die unsterblichen Geister jener Unvergeßlichen und Großen herab.

Ja, daß Freiheit und Volksthum — die wahre, echte Freiheit, das echte, deutsche Volksthum — blühe und wachse, und blühe und wachse hier in unserm Vaterland, das ist der heilige Mahnruf unserer Fahne an jeden deutschen Jüngling, den er tief im Herzen tragen und dem er in Wort und That genügen muß, wenn er nicht mit Scham auf die Gräber edler Vorfahren blicken, sich nicht das beschämende Geständniß ablegen muß, daß er unwerth ist all' der Segnungen, welche unser schönes Vaterland ihm täglich spendet. Blicket hin auf jene Ehrfurcht gebietenden Tempel Gottes, sehet die gewaltigen Bollwerke zur Sicherung und Schirmung des deutschen Namens und der Ehre und Freiheit des Vaterlandes; schauet hin auf das wogende

)(

Digitized by Google

Saatenmeer, deſſen Boden zuerſt ein deutſcher Pflug durchfurcht und deutſches Blut ſo oft gedüngt; blicket hin auf die noch in ihren Trümmern ehrwürdigen Zeugen deutſcher Kraft und Stärke, und ſtaunet ob der Größe der Männer, die, umbrauſt von beſtändigem Schlachtendonner, ſolches zu vollbringen und zu vollenden vermochten und uns als heiliges Erbe hinterließen. Für dieſes einzutreten mit Gut und Leben, in dem ſchönen Karpathenlande noch auf Jahrhunderte deutſchem Geiſt und deutſcher Geſittung eine Wohnſtätte zu ſichern: dazu ſeid auch ihr berufen, wackere Jünglinge! dazu müßt auch ihr beitragen, wenn ihr die deutſche Sendung unſeres Volkes erfüllen wollet. Es iſt auch für unſer Vaterland eine große Zeit angebrochen: bedenkt, daß wir ſtark und ihr gewachſen ſein müſſen, wenn wir dieſelbe zu der unſrigen machen wollen.

Freiheit — Volksthum — Vaterland! dieſer hehren Güter Lob erſchalle in euern Geſängen und zünde die Flamme edler Begeiſterung in euch an, damit ihr ſtark und gewaffnet daſtehet, wenn es gilt in den Kampf für dieſelben auch mit der Schärfe des Schwertes einzutreten. Sehet! darauf weiſet euch hin das vom deutſchen Eichenzweig bekränzte Zeichen der Leier und des Schwertes. So ſtark wie die deutſche Eiche, durch deren Wipfel Jahrhunderte dahinrauſchen, an deren Stamm ſich tauſend Stürme brechen: ſo ſtark und feſt ſei euer Herz und Gemüth in jedem Sturm, der auch über euerm Haupte dahinbraust, ſo unerſchüttert und unbeweglich ſtehet auch ihr da nach jeglichem Kampfe im Leben! Aus der Eiche Zweigen rauſchte dem alten Germanen die Stimme der Götter entgegen; in ihrem Schatten brachte der deutſche Jüngling zarter Minne ſein Lieb; von ihrem Blätterſchmuck krönte den Kämpfer und Sänger der Ehrenkranz; an ihrem Stamm hing die Harfe des Sängers und des Kriegers Waffenſchmuck und ſein treues Schwert. Darum gehören ſie zuſammen und ſind eins, die Eiche, die Leier, das Schwert. Bekränzt vom Schmucke der Eiche, erfreut ſich der Sänger und Dichter des Kriegers und ſeiner begeiſternden That, und der Krieger des Dichters und ſeiner unſterblichen Geſänge, und iſt es nicht das verheerende Schwert der Hand, womit ihr des Ruhmes Lorbeer erringet, ſo ſei es das ſiegreiche Schwert des Liedes und der Geſinnung, mit welchem ihr kämpfen möget für Fürſt und Recht und Geſetz, für Wahrheit, Tugend und Sitte, für Volksthum, Freiheit, Vaterland.

Noch ein Zeichen erglänzt von unſerm Banner, — es iſt die goldne Strahlenkrone, das ruhmvolle Zeichen und Wappen unſerer Vaterſtadt, verliehen den wackern Vorfahren von einem edlen magyariſchen Könige zur bleibenden Auszeichnung und Belohnung für treuen Schutz des Vaterlandes und Fürſten; erkämpft auf dem Felde der Ehre mit Blut und Opfern; bewahrt bis heute durch dieſelben Tugenden nicht entarteter Nachkommen. Auch uns Alle ruft dieſes Zeichen königlicher Anerkennung und der erneuerte Bruderbund mit dem edlen Magyarenſtamme auf, rein wie das Gold zu ſein und zu bleiben in der Treue gegen den geſetz- und verfaſſungsmäßigen Herrſcher, für ſeine und unſerer Vaterſtadt Krone, wenn irgend ein Verwegener ſie anzutaſten wagen ſollte, der Güter Höchſtes, das Leben ſelbſt zu weihen und wagen!

Das iſt eure Fahne, das ihr Ruf an euch, wackere Jünglinge! Und daß ihr ihre hohe Bedeutung erkannt, daß ihr den Ruf verſtanden, das zeigt der heutige Tag, an dem ihr euch weihet allem Hohen und Edeln, daß ſich an dieſes Banner knüpft. Haltet treu an euerm Vorſatz, dann hat der deutſche Laut und Name noch eine Zukunft auch in dieſen Bergen. Denn nimmer kann es geſchehen, daß ein Volk, wie bedrängt auch ſeine Laae ſein möge, untergehe, wenn die Männer zum Gefühl ihrer Kraft erwachen, und ein edler Sinn und Muth in der Bruſt einer unverdorbenen Jugend ſich regt. Ja, ſo lange noch die Jugend eines Volkes für Freiheit, Ehre, Vaterland erglühen kann, und Freund an Freund und Genoß an Genoſſe ſich ſchaart, um ein hohes Ziel zu erreichen, ſo lange iſt noch nichts verloren und eine Zukunft noch vorhanden.

Doch ich ſehe in dieſen Reihen auch ſo Manchen, der fern von unſern Bergen das Daſein begrüßte und dennoch für die Zeit der Noth und Drängniß und willig ſeine kräftige Rechte beut. Dank euch Allen, ihr Wackern, für dieſe Bethätigung eures deutſchen Bruderſinnes! Auch im großen Deutſchland iſt es ein gewaltiges Wogen und Ringen nach denſelben Gütern. Darum was ihr uns hier thut, das, glaubet, thätet ihr eurer theuren Heimath, und Gott, der eure Geſinnung und euer edles Streben ſieht, ſegnet euer Thun an euerm Vaterlande. „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ ſo fragt ihr oft in jenem herrlichen Liede, und — „das ſoll es ſein, das ſoll es ſein!“ ſo ſingt der unſterbliche Sänger und ihr habt es oft ihm nachgeſungen, — „das ſoll es ſein, ſo weit die deutſche Junge klingt und Gott im Himmel Lieder ſingt!“ Auch hier iſt alſo euer deutſches Vaterland, denn in denſelben Lauten ſteigt auch unſer Gebet zu Gott empor, in welchen ihr den Allmächtigen anfleht und eurer Lieben daheim gedenkt; derſelbe Sang, der dort ertönt, erſchallt auch zwiſchen dieſen Bergen; dieſelbe Liebe, dieſelbe Hoffnung, die dort die Herzen bewegt, bewegt auch unſer Herz. Darum auch hier iſt deutſches Vaterland; auch was ihr für uns thut, thut ihr zu des deutſchen Namens Ehre, und die

Digitized by Google

gute That, hier vollbracht, folgt euch einſt nach in die Urheimath, wo in ſpäten Tagen noch euch das beſeligende Gefühl beglücken wird, dem fernen bedrängten Bruder die Hand geboten zu haben; wo ihr einſt künden und melden möget den Gruß von Tauſenden deutſcher Brüder aus dem ſchönen Karpathenlande!

Drum auch euch und Allen, die jetzt und ſpäter in dieſer Vereinigung edler Jünglinge ſtehen werden, gehört dieſes Banner, das ich euch hiemit feierlich übergebe, mit dem Wunſche und der Hoffnung, daß ihr euch, daß dieſe Freiſchaar ſich nie und nimmer derſelben unwürdig beweiſet, daß Ihr ſie heilig haltet und ſchätzet als euer koſtbarſtes Beſitzthum, daß ihr, wenn Gott es alſo füget, auch in dem ernſten Kampf ihr freudig folget und ſie unbefleckt und ehrenvoll aus demſelben wieder bringet. So hoffe ich, daß es geſchehen werde! Aber auch Schmach und Schande rufe ich über den, rufe ich über Alle, welche die Ehre derſelben beflecken, welche dieſes Heiligthum ſchänden und entweihen ſollten. Dann werde ſie mit dem Flor der Trauer bedeckt, dann verwelke und verdorre der deutſche Eichenkranz, dann werde die Leier zerſchmettert, das Schwert zerbrochen, die Krone verhüllt und an die Stelle der im reinen Goldglanz ſtrahlenden Zeichen ſetze man die Worte: „Eines Ehrenbanners waren ſie nicht werth!“ Daß es dahin komme, das möge Gott verhüten. Drum ſo flattre luſtig und frei noch lange der wackern Freiſchaar voran; rein und unbefleckt wie dein Gold bleibe deine Ehre und die Ehre der Freiſchaar; lange noch begeiſtere Alle, die dir folgen für Fürſt und Recht und Geſetz, für Wahrheit, Tugend und Sittlichkeit, für Freiheit, Volksthum und Vaterland!

Heil unſerm conſtitutionellen Kaiſer und König in ſeinem ganzen Hauſe! Heil ſeinem verantwortlichen Miniſterium! Heil den geſetzmäßigen Ordnern und Lenkern des Gemeinweſens und Schirmern und Wahrern der Freiheit! Heil den tapfern Kriegern des Kaiſerreichs! Heil dem Sachſenvolke und den edlen Brudervölkern, die mit ihm das ſchöne Vaterland bewohnen! Heil unſerer Vaterſtadt! Heil und Segen über die Blüte unſerer Jugend!“

(Schluß folgt.)

Noch ein Wort bezüglich der in Nr. 29 der Blätter ꝛc. und Nr. 59 des Satelliten angeregten Jugendverſammlung.

In Nr. 29 der Blätter ꝛc. iſt in einem Aufſatze unter dem Titel: „An das ſächſiſche Jungthum“, und wieder in Nr. 59 des Satelliten in zwei Aufſätzen, einmal „Aufruf an die deutſchen Jünglinge in Siebenbürgen“ und dann: „Auch ein Wort an die Jugend der Sachſen!“ — die Idee einer Jugendverſammlung beſonders in dem letztern der genannten Aufſätze mit vieler Wärme angeregt worden. Bezüglich der angeregten Jugendverſammlung nun auch ein Wort oder meine Anſicht zu äußern, fühle ich mich um ſo mehr gedrungen, als ich einmal meiner Stellung als Lehrer gemäß dieſes nicht unterlaſſen zu dürfen glaube, dann auch, weil es mich bei Erwägung jener Idee ſchöner — natürlich relativ ſchöner — Zeiten gemahnen will, auf die ich jedoch jetzt mit mehr Selbſtzufriedenheit und ruhigerm Bewußtſein zurückblicken könnte, — wenn die Umſtände ſich alſo zu ihrer Geſtaltung vereinigt hätten, daß ſie mir damals nicht ſo ſchön erſchienen wären; ich meine, wenn namentlich eine vernünftig ſtrenge Hand mir mehr noch in der Sprache des Lebens die Wege vorgezeichnet hätte: „nicht wie du willſt, ſondern wie ich will!“ —

Aus dieſen und andern allgemeinen Rückſichten, die ſich aus den nachfolgenden Zeilen vielleicht erſehen laſſen dürften, fühle ich mich gedrungen, zwar aus den reinſten Abſichten heraus, vielleicht auch Mißliebiges zu ſchreiben: Mißliebiges denen, die, durch lange Gewohnheit gelähmt, vielleicht nicht darüber nachdenken mögen, — wohl auch es nicht recht können, — was eigentlich zu unſerm Heile uns führen möchte, und was eigentlich ihres Amtes iſt, lieber von Andern gethan ſähen; Mißliebiges auch denen, die in geſchickter Anwendung von allerlei Palliativen meinen, ſie haben kräftig von innen verbunden, wo ſie nur nothdürftig von außen verſchmiert, den Schein ſtatt des Seins nehmen und am Schatten das Ding feſſeln zu können gedenken; Mißliebiges wohl auch der Jugend, die größtentheils bewußtlos geführt — ich meine es bezüglich der Führer — durch Anwendung fader und ſeichter und obendrein noch übelverſtandener Salzmanniſcher Erziehungsgrundſätze zu einer ſchädlichen, mitunter ekelhaften Frühreife und Mündigkeit geführt worden und geführt wird.

Wenn in den drei genannten Aufſätzen von der Jugend die Rede iſt, ſo kann ich darunter — nach Analogie ähnlicher Vereine, z. B. der Burſchenſchaften u. ſ. w. — nur denjenigen Theil derſelben verſtehen, der einzig und allein die Beſtimmung hat, zu einem Wirkungskreis in der bürgerlichen Geſellſchaft ſich heranzubilden, herangebildet zu werden, mithin noch keine — active — Stelle in derſelben einnimmt und nicht einnehmen kann, folglich auch in keinerlei Weiſe regelnd in die Verhältniſſe einzugreifen berufen iſt und eingreifen darf, falls nicht die ganze Ordnung der Dinge umgekehrt werden ſoll! — Möge ſie

Digitized by Google

dieses bedenken, dem vernünftigen Willen sich fügen, um, wenn dereinst die Reihe zu leiten, zu führen an sie kommt, dieses mit mehr Bewußtsein und gewünschterem Erfolge thun zu können. — Alles hat seine Zeit!

Diese Ansichten weiter zu begründen, gestattet der Zweck dieser Zeilen nicht, scheint auch vor der Hand nicht nöthig zu sein. Ich will dadurch blos eine andere Ansicht einführen, diejenige nämlich: daß der beabsichtigte Jugendverein — die Jugend in dem von mir angegebenen Sinne genommen — die vorgeschlagene Jugendversammlung — abgesehen davon, daß jetzt sogar Vereine von Männern ihre Versammlungen nicht abhalten — nicht zu gestatten und die sie leiten sollende Idee eine für sie durchaus nicht ausführbare, weit außer ihrer Sphäre liegende sei. — Wir wissen von sehr vielen solcher Vereinen — denn was sind die Burschenschaften u. s. w. anders? und was gaben und geben sie vor zu erstreben? — und wer ihre Geschichte kennt, weiß, was er von dergleichen zu halten. — Lieber sei die Jugend von keinen hohen Ideen ergriffen und begeistert, als daß sie etwas affective. Wegen des erstern ist sie nicht zu tadeln, da es in der Natur der Jugend liegt, mit Bewußtsein — wenigstens im Allgemeinen — nicht davon ergriffen sein zu können, wohl aber ist sie wegen des letztern zu tadeln, scharf zu tadeln, und noch mehr diejenigen, die es geschehen lassen.

Oder sollte es wirklich, wie der Herr Verfasser in Nr. 29 der Blätter „An das sächsische Jungthum" meint, ein Gegenstand zur Besprechung für die Jugend sein: „wie man unser eigentliches (?) Volk aus seinem politischen Schlafe wecken und wach erhalten könne? wie das nationale Bewußtsein zu beleben?" Sollte es wahr sein, daß gerade die Jugend in den Stand gesetzt sei, auf das Volk zu wirken? daß sie, mitten unter demselben lebend, mit demselben bekannt sei? daß sie über den Parteien stehe? unparteiisch urtheilen könne? — Ist es genug mit Begeisterung für Freiheit und Recht? und was sind eigentlich diese beiden? — Wer die Jugend einigermaßen durch Erfahrung kennt und von psychologischem Standpunkte aus sie betrachtet, mit dem Volke und Volkscharakter nicht gänzlich unbekannt ist, dabei die, die beabsichtigte Jugendversammlung leiten sollenden Ideen richtig zu würdigen weiß, wird leicht die Antwort finden.

Auch will ich nicht behaupten, was der Herr Verfasser des „Aufrufs" in Nr. 95 des Sat.: „... wir sind des „deutschen Namens unwürdig; wir sind unter einander „uneinig; wir haben den deutschen Charakter, das biedere, „ehrliche Wesen unserer Väter abgelegt u. s. w." — Was richtet man mit dergleichen Lamentationen und Declamationen aus? wer glaubt sie? sind sie wahr? — Es will mir dünken, daß uns bei der Betrachtung der guten alten Zeit wiederfahren könne, was alten Leuten beim Rückblick auf ihre Kinderjahre begegnet. — Und wenn an uns, den Alten, Hopfen und Malz verloren, wie wird es da mit den Jungen stehen? Woher sollen sie denn eine Anschauung vom Rechten haben? Oder ist es nicht mehr wahr: „wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen!"

Daher kann ich nicht mit einstimmen in das „Glückauf!" des Herrn Verfassers des letzten Aufsatzes, das er den Jugendversammlungen zuruft. Was würde auch er wohl, der jetzt mit so vieler Wärme der Jugend ans Herz redet, dazu sagen, wenn er nach kurz oder lang sähe, daß er, wie früher in den Alten — denn dies läßt sich zwischen den Zeilen seines Aufsatzes lesen — so jetzt in der Jugend sich getäuscht? Und anders kann es nicht kommen; und die Jugend trägt nicht die Schuld. — Ich kann nicht einstimmen in das „Glückauf!" weil ich — neben andern Befürchtungen — auch die Besorgniß hege: es dürfte mancher Wackere, der durch tüchtiges Studium und Arbeiten sich zum tüchtigen Weltbürger hätte ausbilden können, — ich sage: es dürfte mancher statt der Richtung zur Arbeit mehr die Richtung zum Reden und Raisonniren gewinnen, und am Ende, wenn er sähe, daß es nicht ginge — wie's auch nicht gehen kann — im besten Falle am so genannten „Weltschmerzeln" dahinschwinden, die minder Guten aber mit der Zeit noch mehr demoralisirt werden. — Ich stimme ihm nicht bei, weil ich fürchte: der letzte Betrug möchte ärger werden, denn der erste.

Bin ich nun gleich gegen das Zustandekommen eines Jugendvereines und kann ich die Realisirung der dieselbe leiten sollenden Idee durchaus nicht demselben zugestehen; so bin ich auch auf der andern Seite ganz der Meinung der HH. Verfasser der drei berührten Aufsätze: insoweit nämlich dieselbe von der Jugend aus das Heil erwarten. Es ist auch meine feste, innerste Ueberzeugung, daß, soll es einst besser werden, dieses nur durch das heranblühende Geschlecht, durch die Jugend geschehen kann; aber — nicht durch die Jugend als Jugend, nicht durch Jugendvereine und dergleichen, sondern durch eine tüchtige an sie gewandte Erziehung mit Rücksicht auf ihre hohe Bestimmung, die Forderungen der Zeit u. s. w. — Und da wird es nicht schwer halten, sich zu entscheiden, an wem es sei Vereine zu bilden: an denjenigen, die noch der Erziehung und Leitung bedürfen, oder an ihren Erziehern; ob die Jugend zu berathen habe, wie das politische Bewußtsein im Volke geweckt, — oder die Erzieher darüber nachzudenken: wie diese Jugend richtig geführt werden könne; ob Aufrufe an die Jugend zu erlassen sind, oder an Schul-

Digitized by Google

vorsteher, Lehrer, Erzieher, Eltern, und namentlich wo Sonntags- und Gewerbeschulen bestehen an Zunftvorsteher und Meister, — kurz an alle Jene, die von Gott und Rechtswegen als Leiter und Führer der Jugend dastehen. Damit auf diese Art — und anders geht's einmal nicht — das Volkswohl gefördert werde, die Jugend das werde, „was wir geworden nicht und hätten werden sollen".

Joh. Vogt.

Die verkehrte Welt.

(In zwölf Bildern.)

Aus H. Zschokke's „aufrichtigem und wohlerfahrenem Schweizerboten").

(Fortsetzung.)

Unter andern wunderlichen und verkehrten Dingen in dieser oft bekehrten und verkehrten Welt hatten wir auch einmal, wie man sich vielleicht hin und wieder noch erinnern mag, in Frankreich und Rom, in Holland und Neapel, und so weiter, eine Revolution. — In einer Revolution steht eigentlich das ganze Land auf dem Kopfe, sintemal das Hinterste zuvorderst, das Oberste zuunterst gekehrt wird.

Nun freilich haben sich Land und Leute hin und wieder besonnen; manche glauben, es stehe alles wieder auf den Füßen, wie vor Zeiten. Es kömmt darauf an, ob man gute Einbildungskraft hat. Ich vermuthe, es liegt noch manches, statt auf dem alten Fuße zu stehen, oder hat, statt auf die alte Art zu gehen, nur — kriechen gelernt.

So lächerlich, ärgerlich und widersinnig es auch sein mag, auf dem Kopfe spazieren gehen zu wollen, läßt sich doch nicht leugnen, daß es zuweilen auch einen Nutzen gehabt hat. Man macht zuweilen mit der Nase am lieben Erdboden wunderbarliche Entdeckungen, wie man schwerlich von einem Thurm herab gemacht haben würde. Und wenn man einmal auf dem Kopfe gestanden, weiß der Kopf aus eigener Erfahrung, was eigentlich die armen Füße schwer zu tragen haben. Er hat Respekt vor denen, die er sonst von oben herab verachtete; er lernt ihre großen Dienste schätzen; er weiß, daß, wenn sie ihm diese Dienste einmal wieder voll Unwillens versagen, er platterdings mit der Nase wieder im Staube liegt. Genug, es ist nichts so Böses in der Welt, daß es nicht auch seinen Nutzen hätte.

Der berühmte Prophet Hoppelpoppel hat nun diese Revolutionszeit längst voraus geweissagt in seinen vortrefflichen Gemälden. Er that dies in seiner ganz eigenen Art, auf eine unverbesserliche Weise. Siehe

das sechste Bild.

Und das Schaf den Hirten scheert,
Wie er ihm zu thun begehrt.

Ja wohl! Das Schaf scheert den Hirten! Und das dumme Thier, statt seinem Hirten nur das Haar vom Kopfe zu scheeren, hat ihm sogar den Kopf vom Rumpfe geschoren, was eben so übel sein mag, als wenn der Hirt aus Gewinnsucht seine fromme und gehorsame Heerde, statt zu scheeren, allergnädigst schindet. — Jedermann wird mit mir einverstanden sein, beides sei etwas ungeschickt.

Das Schaf im Hoppelpoppel'schen Bilde sieht zwar sehr klug und geistreich bei seinem Regentengeschäft aus; bei dem allen aber bleibt's doch nur ein klug es Schafsgesicht, das sich auf der fetten Weide in natürlicher Stellung viel besser ausnehmen würde, als in der unnatürlichen Sitzung am alten unfruchtbaren Nußbaum.

Ein ächter Prophet, wie der große Hoppelpoppel, hat immer die Gewohnheit, verblümter Weise zu reden. Er hätte können, statt des Schafes und des Hirten, die Revolution auf ganz andere Art versinnlichen und andeuten; er hätte können ein paar brennende Schlösser, oder einen ehrbaren Landsturm, gottesfürchtige Bauern mit leeren Säcken gegen eine zu plündernde Stadt, oder dergleichen erbauliche Sachen malen. Nein, Hoppelpoppel malte das Schaf und den Hirten, dem der Tituskopf geschoren wird, und er hat's getroffen. Er zeigte damit nicht einen Theil, sondern die ganze Gestalt einer Revolution an, und die verkehrte Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Preßfreiheit

ist die lang' ersehnte Errungenschaft der Neuzeit. Noch kann man sich aber nicht recht in sie schicken. Derselbe, der mit der unverschämtesten Zügellosigkeit und schonungslos über Andere herfällt, will es schlechterdings nicht dulden, daß ein Anderer etwas drucken läßt, was die Wahrheit enthält. Gegen ihn soll der härteste Preßzwang ausgeübt, ja, er soll am liebsten sogleich zu Rad und Galgen verurtheilt werden; man zeigt ihm vielleicht sogar die letzteren in einem Kunstgemälde.

Auch das wird vorüber gehen. Der Deutsche hat so viel Sinn für Wahrheit, daß es Sünde wäre, daran zu

Digitized by Google

zweifeln. Er läßt sich zwar von Zeit zu Zeit für gewisse Ideen einnehmen, begeistern und wohl auch fanatisiren; allein er hat auch das Papstthum gestürzt, Hexenverbrennungen abgeschafft und der gesunden Vernunft die zeitweilig entrungenen Rechte siegreich zurückgegeben. In dieser Weise wird es hoffentlich fortgehen. Das walte Gott!

Mannigfaltiges.

Die Polen in Paris haben an die deutsche Nationalversammlung eine Adresse gerichtet, deren Hauptstellen wir in Folgendem mittheilen: Erlauchte Repräsentanten! Indem wir mit Euch die Morgenröthe der Freiheit, die sich in unsern Tagen über allen Völkern erhebt, mit Freude begrüßen, fordern wir Euch auf, im Namen unserer unglücklichen, aber edlen Nation, im Interesse der Ehre, der Gerechtigkeit und des gut verstandenen Vortheils Eures eigenen Volkes, auf alle ungerechten, durch Deutschland auf Kosten Polens seit den drei Theilungen ausgeführten Besitznahmen zu verzichten, und unserm Volke zu seiner Befreiung eine hilfreiche Hand zu reichen, so wie es Euch einst die seinige bei Wien gereicht hat, ohne dabei auf egoistische und dadurch kurzsichtige Berechnungen irgend eine Rücksicht zu nehmen. Die französische Nationalversammlung nahm einstimmig am 24. Mai l. J. zur Grundlage ihrer äußern Politik ein brüderliches Bündniß mit Deutschland und die Wiederherstellung eines freien und unabhängigen Polens; das ganze civilisirte Europa wird unfehlbar zu dieser Abtragung der größten politischen Schuld neuerer Zeiten das Seinige beisteuern; der Hauptfeind der polnischen Sache ist zugleich der natürliche und der gefährlichste Feind Eurer eigenen Freiheit; es hängt also von Euch ab, es würde Euch zukommen, die Initiative in Hinsicht unserer Nation zu ergreifen, und sich dadurch in einem slavischen Volk, dessen Liebe für Freiheit und Civilisation seit Jahrhunderten bekannt ist, einen guten Nachbar und im Nothfalle einen treuen Verbündeten auf immer zu sichern.

* * *

Reichsverweser Erzherzog Johann wird das Regieren in Wien bald aufgeben. Man schließt dieses aus seinen Aeußerungen. Am 14. Juli erschien er Abends in der schön ausgestatteten großen Loge des Theaters in Frankfurt, in welchem bei glänzend erleuchtetem Hause „Oberon" gegeben wurde. Bei seinem Eintritte wurde der gefeierte Mann von dem zahlreich anwesenden Publikum mit endlosem Jubel empfangen. Jedermann erhob sich, und es gewährte einen reizenden Anblick, die zahlreich anwesenden geschmückten Damen zu seiner Begrüßung die Tücher schwenken zu sehen. Als nach Beendigung des zweiten Akts der Gefeierte sich an der Logen-Brüstung zeigte, fand wieder allgemeines Erheben statt, und unter lautloser Stille sprach derselbe folgende herzliche Worte: „Ich muß jetzt auf einige Zeit Abschied nehmen. Ein gegebenes Wort ruft mich nach Wien und das Wort muß dem Deutschen heilig sein. Bald kehre ich zurück und bringe mit, was mir das Theuerste ist: Weib und Kind!" Diese gemüthvolle Anrede fand den Weg zu den Herzen aller Anwesenden, und nachdem der Erzherzog schon die Loge verlassen, schallten ihm noch das Vivat und Hoch der Versammlung nach.

* * *

Die Frau Reichsverweserin (Baronin Brandhof, rechtmäßige Gattin des Erzherzogs Johann) ist am 19. Juli in Wien mit ihrem Sohne angekommen und im Bahnhof abgestiegen, wo sie von der Nationalgarde der Umgegend feierlichst empfangen wurde. Den Wienern ist es leid, daß die hochgeehrte und vortreffliche Frau nicht in die Stadt kam und Wiens Bürger ihr nicht jene Huldigung darbringen konnten, die ihren bürgerlichen Tugenden und ihrem Range als Gattin des Oberhauptes der Regierung im deutschen Vaterlande gebühren. Die „Constitution" begleitet obige Nachricht mit folgenden Worten: „Wie werden die Sechzehnahnigen in Innsbruck vipern — diese Frau (man weiß wie abschculich sich die in den Banden eines heillosen Wahns ihr gegenüber benommen) hat das Schicksal und der Volks, wille auf die höchste Stufe im Vaterland erhoben und sie gemißt des Triumphes, daß jene alle, wenn Zeremoniel noch gilt — vor ihr, der Tochter des Postmeisters, — sich bücken müssen." Wenn dieses eine Frau auf Erden je verdient hat, so ist es die Baronin Brandhof.

* * *

Man sagt sich daß der König von Würtemberg zum Oberbefehlshaber der Deutschen bestimmt sei. Die Armee der Deutschen soll auf 900,000 Mann gebracht werden.

* * *

Das ungarische Ministerium hat sechzehn Jünglinge (darunter sind auch 4 aus Siebenbürgen) auf Staatskosten nach den pädagogischen Lehranstalten Preußens gesendet, um dort ausgebildet zu werden. Sie sollen nach ihrer Rückkehr den empfangenen Samen der Bildung und Intelligenz im Vaterlande ausstreuen. Gebe Gott seinen Segen dazu!

* * *

Die Jesuiten, welche sich nach ihrer Verjagung in Innsbruck niederließen, schleichen sich auch von da nach und nach fort und gehen nach Amerika, wo sie ein sicheres Asyl zu finden glauben. Die Innsbrucker Betschwestern haben deßhalb ein großes Lamento erhoben. Die aus Wien vertriebenen Ligourianer haben sich in Innsbruck festgesetzt und wollen nicht fort. Innsbruck besitzt 5 Männer- und 3 Weiber-Klöster.

* * *

Ganz Lahore, diese Goldgrube der englischen Industrie, ist in Revolution. Die Nachricht vom Ausbruch und Siege der Februarrevolution in Paris hat dort einen unbeschreiblichen Enthusiasmus hervorgeeufen und das ganze Land hat sich gegen die Engländer erhoben. Die britische Statthalterschaft trifft ungeheure Rüstungen, um die Revolution zu erdrücken.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 31. **Montag, den 31. Juli** **1848.**

Die Fahnenweihe der Kronstädter Sänger-Freischaar

am 19. Juli 1848.

(Schluß.)

So wie die Rede Dück's geendet, hob sich die Fahne, erschollen unzählige Hoch's, schmetterten die Trompeten, wirbelten die Trommeln und wiederhallten donnerähnlich die Böllerschläge ringsum an den Bergen.

So wie sich der Jubel etwas gelegt, ergriff Hauptmann Maager das Wort und sprach Folgendes:

„Obwohl mein Freund, der wohlehrwürdige Herr Weihe- und Festredner, der angenehmen Pflicht, den verehrten Spenderinnen für dies schöne Geschenk im Namen des ganzen Corps den gebührenden Dank darzubringen, sich bereits entledigt hat, kann ich dennoch dem innern Drange nicht widerstehen, auch meinerseits einige Worte an sie zu richten.

Ich freue mich herzlich dieser patriotischen Gabe, nicht nur wegen ihres innern Werthes und der hohen Bedeutung derselben, — nein, ich freue mich insbesondere noch deshalb, weil ich in diesem Geschenk auch aus einem andern Grund ein Ereigniß von Wichtigkeit, einen Strahl der Morgenröthe einer schönern Zukunft für uns erblicke. — Es gab leider eine Zeit bei uns, wo die politischen Angelegenheiten unsers Volkes für die große Mehrzahl desselben keine Bedeutung, kein Interesse hatten, wo man selbst den Verlust der wichtigsten Rechte unserer Nation im Allgemeinen wenig fühlte und bei noch so folgenreichen Ereignissen gleichgiltig, theilnahmlos und kalt blieb. Gott sei Dank, daß diese traurige, düstere Zeit hinter uns ist, daß wir aus dem tiefen Schlafe erwacht sind, unsere Zeit zu erkennen und unsere Kräfte zu fühlen lernen. Aber Gott sei Dank auch dafür, daß diese Bewegungen nicht nur uns Männer ergriffen haben, nein, daß sie auch auf das weibliche Geschlecht nicht ohne Einwirkung geblieben sind. Auch sie haben einsehen gelernt, daß sie, soll es besser werden unter uns, Antheil nehmen, mitfühlen, mithelfen müssen, und daß der Antheil, den sie auf die Gestaltung unserer Verhältnisse nehmen können, von der Vorsehung zu nehmen berufen sind, nicht so unbedeutend ist, als es bisher den Anschein hatte. Als eine Frucht dieser Erkenntniß nun, dieses regen Antheils am Wohle ihres Volkes begrüße ich denn auch diese bedeutungsvolle Gabe ihrer patriotischen Gefühle und Empfindungen; ich begrüße sie und danke Gott dafür. Hat auch das Weib Gefühl dafür, was den Mann erhebt, beseelt, begeistert und zu großen Thaten entflammt, so wird es dieses Gefühl gewiß auch auf die übertragen, deren jugendliche Erziehung und Leitung gerade in der bildsamsten und wichtigsten Periode des Lebensalters ihren Händen anvertraut ist, und sie wird in die weichen Seelen der Kinder gewiß auch die Tugenden einbilden und einprägen, durch welche Völker groß, mächtig und glücklich werden. Heil uns denn, Heil dem ganzen Volke, wenn überall dem also ist. Es werden die Tugenden dann nicht mehr so selten in unserm Volke sein, die man jetzt leider so oft vermißt: Begeisterung für Freiheit und Recht, Liebe zum Volk und Vaterland, Gemeinsinn, Aufopferungsfähigkeit, wahrer Patriotismus. Und daß Sie, deutsche Jungfrauen, von diesem guten Geiste nicht nur jetzt beseelt sind, sondern ihn auch behalten, befestigen und zum Gemeingut Aller machen werden, dafür bürgt mir eben diese bedeutungsvolle, schöne Gabe, durch die Sie gleichwie mit einem starken Band immer fester und inniger an Ihr Volk sich gebunden fühlen werden.

Nehmen Sie es daher gütig auf, wenn ich Ihnen für diese kostbare Spende und dieses Opfer auf den Altar des

Digitized by Google

Vaterlandes als für einen Beweis der Liebe zu Ihrem Volke und Ihrer regen Theilnahme an dessen Schicksale in meinem, der ganzen Freischaar und im Namen aller echten und braven Sachsen den wärmsten Dank ausspreche.

Und nun einige Worte an Euch, meine Freunde und Brüder. Ueber den Zweck und die Bedeutung dieser Fahne haben die beiden frühern geehrten Redner bereits in warmen, begeisternden Worten zu Euch gesprochen. O lasset diese Worte nicht im Winde verhallen, präget sie tief ein in Euer Inneres und lasset die guten Vorsätze, die Ihr heute beim Anblick dieser schönen Fahne und bei der Rührung in dieser feierlichen Stunde gefaßt haben werdet, auch zur That werden. Die Fahne erfülle Eure Brust mit Muth und Stolz. Mit Muth, damit Ihr in den Tagen der Gefahr ohne Furcht und Zagen ihr zu folgen und Alles zu wagen, selbst Euer Leben aufzuopfern bereit seid, wenn es gilt, Eure Pflicht zu befüllen, dem Gemeinwesen zu nützen, Eurem Volke zu dienen Jahrhunderte sind im Strome der Zeiten dahingerollt, und noch immer sprechen die Nachkommen von dem hochherzigen Heldentode unseres unvergeßlichen Weiß, seiner wackern Studentenschaar mit Begeisterung, Achtung, Ehrfurcht und heiliger Scheu und verewigen denselben durch Wort und Bild. — Die Fahne oder auch nur der Gedanke an dieselbe soll Euch aber auch mit Stolz erfüllen, einem Corps anzugehören, das aus der Blüthe unserer Jugend besteht, in dem Keiner geduldet wird, dessen Ruf nicht makellos ist, dem die Bürger dieser Stadt so ehrendes Vertrauen erwiesen, so warme Theilnahme geschenkt haben; sie soll Euch mit Stolz erfüllen, daß ein so schöner Kranz unserer weiblichen Jugend Euch durch ein so bedeutungsvolles Geschenk ausgezeichnet hat und Euch anspornen, dem von unsern Mitbürgern und den verehrten Spenderinnen in Euch gesetzten Vertrauen dadurch zu entsprechen, daß Ihr Pflicht und Ehre als Eure höchsten Güter erkennet und sie stets auch treu bewahret.

Ich aber, den Ihr der Ehre und des Vertrauens gewürdigt und auch zu Euerm Führer erwählt habt, ich gelobe Euch hier öffentlich und feierlich, daß auch ich, so wie ich von Euch verlange und fordere, daß Keiner von Euch diese Fahne verlasse, wenn sie in schwerer Zeit dieser Schaar voran getragen wird, selbst ihr muthig folgen werde, ginge es in den heißesten Kampf, ja selbst in den Tod, und daß ich Euch nicht nur hierin, nicht nur in der Vertheidigung des Lebens und Eigenthums unserer Mitbürger, der Erhaltung unserer Volksrechte und Volkswohlfahrt, sondern überhaupt in allen mir als Eurem Führer zukommenden Pflichten Euch stets vorangehen und Euch durch Worte nicht nur, sondern auch durch die That als Beispiel der Nachahmung voranleuchten will. Und so möge denn diese Fahne zum Segen werden, uns, unserer Stadt, unsern geliebten Mitbürgern und dem ganzen theuren, theuren Volk!"

Wieder erscholl unendlicher Jubel, und es wurde das Zeichen zum Abmarsch gegeben. Durch das Roßmärkter Thor über den Marktplatz und die Purzengasse, über den Burghals marschirte die Freischaar mit der schönsten militärischen Haltung, die Musikbande, die edlen Jungfrauen und das prachtvolle Banner voran, in Begleitung einer zahllosen Volksmenge auf den Hornerusplatz, wo inzwischen das zweite Horneruszelt aufgeschlagen und alles Nöthige zu einem fröhlichen Mittagsmahle vorbereitet war. Unter fortwährendem Zuströmen des Volkes aus der Stadt und heitern Unterhaltungen, wobei es natürlich auch an einem mit weichem Rasen gedielten Tanzsaale und fröhlichen unermüdlichen Tänzerinnen nicht fehlte, ward der Rest des Tages zugebracht, und erst spät, als die Nacht bereits hereindämmerte und die hellen Sternlein am heitern Himmel flimmerten, kehrten wir heim — wieder reicher an ernsten und heitern Erinnerungen.

Ein Bürgerwehrmann.

Nachschrift: Die Rede des Herrn Predigers Böhmches, welche durch Zufall nicht gedruckt werden konnte, die sich aber nun in unsern Händen befindet, wird nächstens in diesen Blättern abgedruckt. Die Red.

Adresse der sächsischen Studenten an den deutschen Hochschulen an das Oberconsistorium der ACV. in Siebenbürgen.

Es gereicht der Redaktion zur besondern Freude, nachfolgendes Aktenstück, welches bereits an den Ort seiner Bestimmung gelangt ist, der Oeffentlichkeit übergeben zu können. Dasselbe liefert einen neuen, erhebenden Beweis, daß die Jugend des Sachsenvolkes ihre Zeit zu begreifen anfängt und sich lebhaft bewußt ist ihrer heiligen Pflicht, durch tüchtige wissenschaftliche Vorbildung für ihren künftigen Beruf den wahren Grundstein zu einem schönern Zukunftstempel des Deutschthums in Siebenbürgen zu legen. Warm und lebendig spricht uns darin die Beredsamkeit der klarsten und innigsten Ueberzeugung vom gewollten Zwecke an. Es sind einfache, bescheidene und deutliche Worte, die aus dem Herzen fließend, bei einem jeden Freunde entschiedenen Fortschrittes und des Sachsenvolkes Eingang finden, und jeden für sächsische Volkserziehung begeisterten Sachsen bestimmen werden, sein Möglichstes zu thun, damit der hochwichtige Zweck dieser Adresse erreicht werde.

Digitized by Google

Die Adresse lautet wörtlich wie folgt:

Hochlöbliches Ober-Consistorium!

Gestützt auf die Wahrheit mehrer, von ehrenfesten Männern und Mitgliedern des Hochlöbl. Ober-Consistoriums an uns gelangter halboffizieller Mittheilungen über das Wesen und die Art der von einem Hochlöbl. Ober-Consistorium beschlossenen Prüfung der Candidaten der Theologie, erlauben wir uns Folgendes zu erklären:

Die unterzeichneten Studirenden an den deutschen Hochschulen haben die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Prüfung aller an unsern sächsischen Gymnasien und Kreisschulen Anzustellenden längst gefühlt, sie haben darin einen Grundstein zur radicalen Hebung unsers Schulwesens und dadurch zur wachsenden Einheit unsers Volkes gesehen; sie haben daher freudig die ersten Schritte begrüßt, die von einem Hochlöbl. Ober-Consistorium geschahen, um jene Prüfung ins Leben zu rufen. Sie bedauerten nichts mehr, als daß unsere Presse nicht frei oder nicht benützt genug war, um diesem wichtigen Gegenstande die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, um in dieser Beziehung die Wünsche des Volkes oder einzelner Kreise in demselben Einem Hochlöbl. Ober-Consistorio, als dem Vertreter unserer kirchlichen und Schulinteressen vorzulegen. Sie finden endlich in diesem Schweigen der öffentlichen Meinung über den berührten Gegenstand den Hauptgrund der Unzulänglichkeit, deren sie die letzte diesfällige Verordnung Eines Hochlöbl. Ober-Consistoriums zeihen müssen. Sie wollen dies Schweigen brechen und sind, indem sie dies thun, von ihrer moralischen Berechtigung nicht nur, sondern von ihrer Pflicht es zu thun, vollkommen überzeugt. In einer Zeit, welche den gemeinsamen Fortschritt dringender als je fordert, welche diesen Fortschritt als Bedingung unseres nationalen Fortbestehens fordert, ist die allgemeine Betheiligung nicht nur wünschenswerth, sondern unerläßlich.

Wir können nicht billigen:

1) das Princip, von welchem Ein Hochlöbl. Ober-Consistorium bei der Organisirung jener Prüfungen ausgegangen ist. Es ist dies der Glaube an das Fortbestehen eines Regierungssystems, über welches der Zeitgeist bereits zu Gerichte gesessen hat und in Folge dessen der Glaube an das Fortbestehen des Verbandes zwischen Kirche und Schule in unserer Mitte. Es haben sich seit mehren Jahren schon viele und gewichtige Stimmen für die Trennung dieser beiden nicht zusammengehörenden Elemente ausgesprochen; die Gründe, die sie vorgebracht, sind nie widerlegt worden, sie können nicht widerlegt werden; aber sie fruchteten nichts gegen die immer wieder entgegengehaltene Antwort, daß die materiellen Kräfte zur Realisirung jener Idee unerschwinglich seien. Diese materiellen Kräfte müssen jetzt vorhanden sein, sie werden vorhanden sein, weil die Idee jener Trennung in allen Guten mächtig lebt, weil sie dieselbe als Lebensfrage unsers Volkes anzusehen beginnen. In ihr allein finden wir die Bürgschaft für eine wirkliche und wahre Volkserziehung, in ihr allein die Möglichkeit für eine segensreiche Wirksamkeit von Lehrern und Geistlichen. Wie wäre aber mit dieser nothwendigen Trennung ein Institut zu vereinigen, das wesentlich auf der Verbindung jener beiden Stände beruht, indem es von dem anzustellenden Schulmann eine ihrem Wesen nach theologische Bildung und Prüfung verlangt?

Wir können nicht billigen:

2) die Verkennung der hohen Idee der Wissenschaft, die wir in jener Verordnung Eines Hochlöbl. Ober-Consistoriums zu finden glauben. Wir gewahren diese Verkennung:

a, in der Forderung, daß die zu Prüfenden nach einer Vorbildung, wie sie unsere Gymnasien jetzt zu bieten im Stande sind (man denke nur an den Betrieb der hebräischen, dann auch der griechischen Sprache ꝛc.), nach einem zweijährigen Besuche der Universität und nach höchstens zweijähriger Privatvorbereitung einer Prüfung aus fünfzehn Wissenschaften sich unterziehen sollen, worunter die sogenannten Fachwissenschaften natürlich eine noch speciellere Prüfung verlangen, als die übrigen. Ein Hochl. Ober-Consistorium verlangt daher entweder das Unmögliche, wozu Niemand verpflichtet werden kann; oder gibt von vorn herein jener angeordneten Prüfung den Charakter eines Formenspiels: Beides wäre der Wissenschaft unwürdig.

Wir gewahren jene Verkennung

b, in der uns auferlegten Verpflichtung, jene vorgeschriebenen 15 Wissenschaften auf der Universität anzuhören. Diese Verpflichtung ist überflüssig, da es doch Niemandem daran gelegen sein kann, ob und daß der im Auslande Studirende jene 15 Wissenschaften auf der Universität anhöre, sobald er eine genügende Prüfung daraus zu geben im Stande ist; diese Verpflichtung ist unwürdig, denn sie beschränkt die academische Hör-Freiheit einer Zeit, wo ganz Deutschland durch Abschaffung aller sogenannten Zwangscollegien dahin strebt, dieselbe gesetzlich anzuerkennen.

Wir gewahren jene Verkennung

c, in der an uns gestellten Zumuthung, jene Prüfung nach schriftlichen stabilen Thesen abzulegen, indem die Verknöcherung und damit der Untergang der freien Wissenschaft die nächste Folge einer solchen Behandlung sein müßte. —

Digitized by Google

Wir können nicht billigen:

3) die Nichtbeachtung oder doch nicht allseitige Würdigung aller vorhandenen, besonders deutschen ähnlichen Prüfungen von Seiten Eines Hochlöbl. Ober-Consistoriums, woraus wenigstens theilweise jene Häufung der Prüfungsgegenstände, ganz aber die zu lange Zeit, welche für die mündliche, die zu kurze, welche für die schriftliche Prüfung angesetzt ist, herrühren. Unser Volk spricht und singt so viel von seinem Deutschthum, und doch ist Deutschland gerade in einem Punkte, in welchem es ohne Zweifel hohe Errungenschaften gemacht hat, nicht gehörig beachtet worden.

Dies sind die Bedenken gegen die angeordnete Prüfung, welche wir frei und vertrauungsvoll Einem Hochlöbl. Ober-Consistorio vorlegen. Wir halten jene Prüfung in der vorgeschriebenen Form für keinen Fortschritt.

Wir wünschen eine Prüfung, eine gemeinsame, eine gerechte, eine strenge Prüfung;

aber sie sei zugleich rationell, sie sei zeitgemäß, sie sei ein Fortschritt;

sie unterscheide schon jetzt nach dem Muster Deutschlands zwischen Candidaten der Theologie und Candidaten des höhern Schulamts;

sie friste nicht jenem Mangel, jener unseligen Ankettung der Schule an die Kirche das Leben;

sie suche sie nicht noch länger gesetzlich zu heiligen; denn sie wird dies nie im Stande sein; sie wird in diesem Falle das Unmögliche anstreben. Wer es redlich mit dem Fortschritt und damit mit der Erhaltung seines Volkes meint, für den kann ein solches Gesetz keine bindende Kraft haben. Die Zeit hat sich seit jener Prüfungsverordnung auch in unserm Vaterlande wesentlich geändert; eine Neuzeit zieht für unser Volk herauf; wir sind überzeugt davon, daß Ein Hochlöbl. Ober-Consistorium nicht zugeben wird, daß unser Volk in seinen kirchlichen und Schulinteressen das alte bleibe, selbst wenn die gesammte geänderte politische Lage desselben deren Beraltung und Unzulänglichkeit dargethan hätte. Dieser Zwiespalt würde sich früher oder später fürchterlich an uns Allen rächen. —

Die Unterzeichneten bitten daher Ein Hochlöbliches Ober-Consistorium, es wolle so schnell als möglich im Hinblick auf die von uns vorgelegten Punkte eine Reorganisation der angeordneten Prüfung vornehmen. Eines ist vor Allem Noth, Trennung der Schule von der Kirche; — was zu dieser im Gegensatze steht, kann nun und nimmer zeitgemäß sein.

Hochachtungsvoll verharrend sind wir

Eines Hochlöbl. Ober-Consistoriums

gehorsame Diener

Leipzig den 25. März 1848.

Johann Albert aus Großschenk.
Friedrich Müller aus Schäßburg.
Victor Molnár aus Kronstadt.
Martin Duldner aus Schäßburg.
Friedrich Günther aus Kronstadt.
Alvill Roth aus Großschenk.
Carl Fabritius aus Schäßburg.
Josef Gräfer aus Mediasch.
Friedrich Haupt aus Kronstadt.
Friedrich Fronius aus Radesch.
Johann Mätz aus Karlsburg.
Heinrich Häner aus Bekokten.
Adolf Lutsch aus Hermannstadt.
Carl Müller aus Bistritz.
Franz Oberth aus Schönau.
Martin Briebrecher aus Birthälm.
Friedrich Binder aus Katzendorf.
Samuel Lani aus Bistritz.
Friedrich Klopps aus Wallendorf.
Albert Raupenstrauch aus Sendorf.
Carl Fuß aus Bistritz.
Adolf Binder aus Hermannstadt.
Friedrich Schmidt aus Kronstadt.
Georg Schwartz aus Kronstadt.
Eduard Lurtz aus Kronstadt.

Obwohl wir die Ueberzeugung hegen, das evangelische Ober-Consistorium habe seine zureichenden Gründe gehabt, vor dem großen März des laufenden Jahres die im Leben noch unversuchten Candidaten-Prüfungen der Theologen so einzurichten und anzuordnen, wie sie eben eingerichtet und angeordnet sind; so zweifeln wir doch keinen Augenblick, Hochdasselbe werde im Hinblick auch auf die neuesten Eroberungen des Geistes und der Freiheit im Gebiete der Politik nicht minder als in dem der Wissenschaft, die Forderungen der Gegenwart pflichtmäßig beachten. Dasselbe wird wohl einsehen, daß nach den letzten Umgestaltungen der politischen Stellung der Sachsen kein festeres Bollwerk für die Haltung und Kräftigung eines freien, gebildeten Deutschthums in Siebenbürgen gedacht werden kann, als eine hervorragende geistige und sittliche Bildung des Volkes. Es wird erkennen, daß zu einer solchen Bildung wieder kein anderer Weg führt, als die unverzügliche Einrichtung unserer Schulen nach dem Muster derer im deutschen Mutterlande, welches in dieser Beziehung allen Ländern der Erde voranleuchtet.

Die Redaktion.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 32. **Montag, den 6 August** **1848.**

Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit

in Anwendung auf Wahl und Besoldungen der Sächsischen Geistlichkeit*).

Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Röm. 8, 28.

Wie ich den Zehndverlust, vom Rechte aus, beurtheile, ist dir, Lieber Theophile, bekannt; denn ich habe damit nicht hinter dem Berge gehalten. Er ist eine Rechtsverletzung und vor der Hand auch ein Uebel, aber nicht von der Art, daß man den Kopf darüber verlieren müßte. Weisheit vermag selbst aus Giften Mittel der Heilung zu erzeugen. Armuth nöthigt zur Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung, die doch auch Erwerbungen sind; Noth übet in der Demuth und findet, wenn unten nichts mehr zu suchen ist, Güter, die droben sind. Reichthum, Ehre und was sonst die Welt gibt, ist nur Anwurf, Mörtel und Zierrath. Darum ist der Zehnden fort, ohne unsere Schuld, laßt ihn fahren dahin: sorgen wir nur, daß das nicht leide, was unserer Sorge anvertrauet ist, das Evangelium. Ohne Waffen und ohne Pfaffen kann kein Staat bestehen. Wir sind nicht zum enthehren: wenn sie uns auch nicht möchten, müssen sie uns doch haben. Ich stoße also den Zehnden nicht mit dem Fuß aus dem Wege, aus Verachtung oder Uebermuth, sondern nur das meine ich: wir sollten uns beim Verluste desselben nicht krümmen wie Würmer im Staube. Denn Gott lebt, und wer an ihn glaubt, hat in diesem Glauben die Kraft die Welt zu überwinden.

Nimmt man uns also den Wagen, so lasset uns zu Fuße gehen: nicht aus Wahl oder selbst auferlegter Peinigung, sondern weil es so ist, wie es ist, und — sein muß. Die Noth lehret beten, sagt man, und uns wird sie noch mehr lehren müssen. Ziehen wir daher aus dem Schaden Nutzen, so vielen als möglich. Je mehr wir hiebei Gewinnste zieh'n, um so kleiner wird der Verlust sein. Diese Ansicht in Beurtheilung gegenwärtiger Trübsal ist jedenfalls heiterer und fruchtbarer, als wenn man Maul und Flügel hängen läßt, schmollet, gimpfet und knaufet. Mit diesem Troste kauft man sich freilich keinen Rock und kann sich nicht einmal ein Paar Sohlen damit aufnähen, aber die Erhörung des Gebetes ist auch ein quid pro quo. Gebete heben Kreuz und Plagen nicht auf, wenn Gott sie in die eine Schale des Lebens legt, aber sie erzeugen in der Seele ein schweres Gewicht der Kraft, daß die andere Schale niederzieht, und irdisches Weh als leichter in die Höhe geht. Wahrer Glauben erzeugt aber nicht nur im Herzen die Gemüthsruhe der Ausgleichung der Schalen, sondern wirkt auch Sieg und Leben, Beherrschung der Außenwelt, was darinnen angebeutet ist, daß Christus die Welt regiere, oder zur Rechten des Vaters sitze.

Um aber aus diesen Gemeinplätzen heraus ins Leben zu kommen, erlaube man mir das Feldgeschrei unserer Tage: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Anwendung zu bringen mit der Wahl und den Besoldungen unserer Geistlichen, denen durch eben diese Schlagwörter der Zehnden ist entrissen worden.

Wodurch unterscheiden sich Zehnden und Staatsbesoldungen? Zunächst dadurch, daß die Geistlichen mit ihren Einkünften nicht mehr an Oertlichkeiten gebunden sind,

*) Das Schriftchen: Der Birthälmer Pfarrer ꝛc. 1843. 8. IV. 28 bei Gött in Kronstadt versprach am Schlusse des Vorwortes: Dem verneinenden Theile einen bejahenden folgen zu lassen, der darauf losginge: „die Versäumungen der verschiedenen Promotionskreise umzureißen, weil sie dem Gemeingeiste schädlich seien, durch ein Project, das Sachsenland im ganzen, für alle lutherischen Geistlichen zu Einem gemeinschaftlichen Promotionskreise zu machen." Obgleich ich nun an dieses Versprechen auch erinnert ward, so zögerte ich lange damit. Denn Zeit und Umstände schienen noch nicht reif dafür. Denn wer mäht sich gerne damit ab, gegen den Strom zu schwimmen. Nun endlich scheint die Zeit dafür erschienen zu sein. Darum lege ich diesen Vorschlag, der mein früher gegebenes Gelübde bezahlet, hiemit auf den grünen Tisch der öffentlichen Berathung.

Schon verflossene Generalsynode in Hermannstadt (26. bis 29. Juni 1848) waren diese und andere Gedanken zur Vorlage in Bereitschaft. Aber die Sorge für das tägliche Brod ließ in den Herzen keinen Raum für die anderen Bitten des Vaterunsers. So wurde ich mich denn nun an die Heiligen außer der Synode!

Meschen, am Tage Mariä Magdalenä 1848.

Digitized by Google

weil der Staat sie bezahlen soll. So heißt es, und wenn was daraus wird, so geschieht's auch. Durch diese Lostrennung des Pfarrereinkommens von den Oertlichkeiten wäre man denn endlich im Stande, mehr die Personen ins Auge zu nehmen und von vornherein ein gerechteres Verhältniß in den Einkünften der einzelnen Pfarrer eintreten zu lassen. Bisher waren in den Besoldungen die ärgsten Mißverhältnisse! Zwei Pfarrer, sonst in allem sich gleich, was Dienstalter und sonstige Eigenschaften anbelangte, hausten, oft nur durch einen Berg von einander geschieden, neben einander, und — wie verschieden!!! waren Keller und Scheuren. Gab es doch neben den fettesten Pfarrteien andere, wo vom Zehnden die Geistlichen davon nicht leben konnten; denen es nicht möglich war, sich eine Zeitung anzuschaffen oder ein Buch; die nicht im Stande waren, aus dem Zehnden, sich an den Festtagen in den Topf ein Pfund Fleisch zu kaufen. Mit Handarbeit mußten sie sich das tägliche Brod erarbeiten, und froh sein, am Sonntag einen ganzen Schuh zu haben. Selbst viele Geistlichen unsers Landes wissen und wußten dieses nicht, woher hätten sie es auch wissen können? Sind nun diese erbarmungswerthen Brüder nicht mehr in ihrer Besoldung an das örtliche Zehndeinkommen gewiesen, sondern bekommen, unabhängig von der Oertlichkeit ihres Aufenthalts, ein genügenderes Lebensmittel, so ist dies für sie eine große Wohlthat, die ihnen nicht zu Theil geworden wäre, wenn die Naturalzehnden beibehalten worden wären. Verlieren also die reichdotirteren Pfarrer durch die Umgestaltung der Dinge, so gewinnen nothwendigerweise den hiedurch die geringerdotirten, die mühseligen und beladenen . . .

Diese großen Unterschiede in den Pfarrereinkünften, diese zufälligen Ungerechtigkeiten, die in den Oertlichkeiten lagen, die aber nun aufhören sollen, mußten böses Blut machen, und machten es auch, denn vor menschlichen Empfindungen schützet Kutte und Käpel nicht. Eine wahre Brüderlichkeit konnte in den Herzen deswegen nicht aufkommen. Der Gleichverdiente und Ungleichbedachte konnte den Glücklichern und Begünstigtern nicht herzlich preisen, ohne sich dabei als ungerecht Behandelten, als Unglücklichen zurückgesetzt zu fühlen? Mußte nicht Mißgunst im Herzen entstehen? war es nicht auch der Fall und konnte es wohl anders sein? Diese nothwendige Erzeugung einer Mißstimmung lag in den Oertlichkeiten der Hatterte u. s. w. und mußte nachtheilig auf Zusammenkünfte und Berührungen einwirken. Es wirkte Mißstimmungen in den Capiteln, bewußt und unbewußt; man war gespannt, kalt und blieb sich fremd. Werden nun die künftigen Geldbesoldungen besser und gerechter geordnet, nämlich nach den Principien der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, so werden auch diese Mißstimmungen unter den Arbeitern am Evangelio seltener werden, oder, insoweit sie aus den Zehndungsgleichheiten entsprangen, ganz aufhören. Geschieht aber dieses, so ist doch diese Beseitigung für kein Uebel zu achten, sondern für ein Gut, das aus der Abschaffung der Zehnden hervorging. Es fällt also dieser süße Apfel der Brüderlichkeit, vom sturmbewegten Baume des Lebens, als Entschädigung für den Zehnden, der Geistlichkeit in den Schooß. Hatte das alte System seine guten Seiten, das neue hat sie auch. Bringt der Zehndverlust seine Uebel, bringt er doch hierinnen auch seine Gewinnste, Vortheile und Nutzen.

Wenn ich aber der Gleichheit in Besoldung der Geistlichen und Brüderlichkeit auch das Wort rede, und diese Wortführung mir zur Ehre anrechne, sintemal ich zu denen gehöre, die vom Zufalle begünstigt waren; so meine ich denn doch nicht, als sollten alle Besoldungen dergestalt über einen Leisten geschlagen werden, daß hinfort auch der geringste Unterschied nicht mehr Statt fände. Ganz gleich können die Besoldungen deswegen nicht werden, weil Dienstalter, Vorbildung, Verwendung bei Prätorialschulen und Kirchen verschieden sind. Aber für eine vollkommene Gleichheit der Besoldungen unter Geistlichen gleicher Classification und Cathegorien schlägt jeder Tropfen meines Herzens, weil sie eine Handlung der Gerechtigkeit, eine Forderung der Billigkeit, eine Bedingung der Brüderlichkeit ist. Wo Dienstalter verschieden ist, verschieden Prätorialverwendung, verschieden Vorstudien, da sei auch das Salarium verschieden; aber wo gleiche Cathegorie ist, auch vallkommen gleiches Salarium. Nicht mehr also der Zufall der Oertlichkeit, der Zeit der Promotion, die Gunst der Umstände haben über die Besoldungen zu entscheiden, sondern eine sich der Sache genau bewußte, gerechte und berechnende Gesetzgebung durch die Kirchenbehörde.

Diese auf der Gleichheit aufgebaute Verschiedenheit in den Besoldungen der Geistlichkeit hat nicht nur auf die Gemüthsstimmung der einzelnen Brüder einen wohlthätigen Erfolg, sondern diese Gerechtigkeit und Billigkeit in einer gleichmäßigeren Salarirung der Geistlichen wird auch auf die Erhaltung und Hebung derjenigen Kirchengemeinden wohlthätig einwirken, die bisher, ihres kärglichen und elenden Lebensunterhaltes wegen, immer nur die schwächeren Kräfte aus dem Clerus erhielten. Die bisher verachteteren Gemeinden kommen nun auch zu Gunst und Licht. Als Bräute, die nun auch eine Aussteuer haben, werden sich nun auch stattliche Werber melden, die im Stande sind zu erheben und zu beschützen. Sie, die Armen, mußten dem die Hand geben, der da kam. Oft konnte man im ganzen Lande nicht 6 Candidaten für sie auftreiben, und erst bei der wenigeren Anzahl mußte noch das Candidationsforum durch alle fünf Finger sehen. Gerade aber diese armdotirten Pfarrer sind die Außenwerke unseres Volksthumes, die am meisten angegriffenen Punkte unseres deutschen Lebens. Wollen wir diese Gemeinen uns erhalten, wollen wir selbe vor dem Untergange retten, so müssen wir für bessere Subsistenzmittel ihrer Pfleger und Geistlichen sorgen und durch eine Gleichstellung mit den übrigen Brüdern sie im Leben erhalten. Durch ihre Erhaltung sorgen wir für's Ganze mehr, als wenn wir auf die besser bestatteten Gemeinen sorgen, die als Gesunde keines Arztes bedürfen, die im Stande sind sich selbst zu schützen, und aus eigener Kraft das Leben zu fristen. Durch eine brüderlichere Betheiligung am Salarienfonde der gesammten sächsischen Geistlichkeit führen wir diesen halbverwahrlosten Gemeinen bessere Lehrer zu; die kaum noch brennende Lampe der deutschen

Digitized by Google

Sprache erhält Oel zur Lebensfristung. Diese zerschossenen, verwitterten und untergrabenen Bastein unserer sächsischen Burgen wollen wir neu herstellen und in den besten Vertheidigungszustand setzen. Sie sollen sie nicht haben diese uns gehörigen Plätze unserer Sprache, Sitten und unseres Glaubens!! Uns sollen sie bleiben, und, wenn Gott will, Stützpunkte werden eines erweiterteren und befestigteren Volkslebens. Diese heilige Rücksicht auf diese, sonst absterbenden und beinahe jetzt schon erkalteten Glieder unseres Leibes ist schon an und für sich, auch wenn es keine anderen Gründe dafür gäbe, wichtig genug, um für eine gleichmäßigere Besoldung der Geistlichen jedes deutschfühlende Herz zu gewinnen.

Es spricht aber für die gleichmäßigere Salarirung der Geistlichen unseres Volkes auch noch der wichtige Grund, daß eben diese größere Gleichmäßigkeit der Besoldungen ein sicheres Mittel ist, daß dem Volke sein altes Recht, sich seine Geistlichen frei wählen zu dürfen, wieder zu Theil werden, daß es wieder zum Besitze und zur Ausübung dieses Rechtes gelangen könne. Dieses alte Recht, so alt als unsere Geschichte, die doch nicht von gestern ist, dieses alte Recht soll eine neue Wahrheit werden: eine Wahrheit und nicht blos Namen, ein Sein und kein Schein, wie bisher. Wahlfreiheit ohne Candidation, ohne Promotionskreise. In Verbindung mit Candidation und Promotionskreisen war, was man Wahlfreiheit hieß, ein Spott, ein Hohn, eine Täuschung. Gleichmäßigkeit der Pfarrerbesoldungen vermag dieses Recht uns wieder zu erwirken, weil sonst am Egoismus der Begünstigung eine Clique sich anklammern wird, die gegen Wiedereroberung dieses alten, heiligen Rechtes sich sträuben wird und um sich schlagen, mit Händen und Füßen. Ist aber durch eine gleichmäßigere Besoldung die äußere Gleichheit gegeben, sind wir in den Salarien wenigstens brüderlich gestellt gegen einander, dann wird der Egoismus keinen Anhaltungspunkt haben, gegen die Freiheit der Volkswahlen zu kämpfen.

Man erschrecke nur nicht über diesen Vorschlag, als ob er unausführbar sei. Ist doch durchweg eine solche freie Wahlart der Pfarrer in unserm Sachsenvolk bis auf die Reformation gewesen. Sie muß also möglich sein, weil sie wirklich gewesen ist; sie muß lebensfähig gewesen sein, weil sie 400 Jahre gedauert hat*). Man blättere nur in den Kirchenbüchern, um sich überwiesen zu finden, daß ehemals aller Orten keine Promotionskreise, selbst nach der Reformation, Statt fanden, sondern, wie sich's gebührt, die Geistlichen vollkommene Freizügigkeit und einem Capitel in alle übrigen hatten. Warum sollte es nun jetzt nicht wieder der Fall sein können und sollen? Jetzt, wo Morgenluft wehet, wo alte Fesseln überall fallen, wo die Freiheit des Volkes das Lustgeschrei der Menschen und der Lobgesang der Engel ist?

Im gemachten Vorschlage, sowohl die Candidationen als die Promotionskreise sollen zu machen, erblicke ich keine Gefahr, keinen möglichen Unsegen, sondern nur Heil und Frieden, Gesundheit und ein freudiges Leben.

Um aber nicht mißverstanden zu werden, wird es nöthig sein, daß ich meine Ansichten hierüber noch etwas mehr entwickele, und daß du, lieber Theophile, noch eine kleine Weile mir zuhörest, ehe du urtheilst. So höre denn:

Als oberstes Grundsatz, zur unschädlichen Erringung einer freien Wahlart der sächsischen Geistlichen, ist aufzustellen: daß nur derjenige von einer Gemeine zu ihrem Geistlichen gewählt werden könne, der die erforderlichen Eigenschaften zur Führung eines geistlichen Amtes besitze. Zu solchen wesentlichen Eigenschaften werden: gewisse Kenntnisse, Fertigkeiten und Sitten gehören. Diese Eigenschaften werden also die allgemeinen Bedingungen der Anstellungsfähigkeit sein. Die Kirchenbehörde wird es für ihre Aufgabe halten, in der Aufstellung dieser Bedingungen für die Ehre der Kirche und für die Wirksamkeit des Amtes zu sorgen. Die Garantien also gegen Mißgriffe liegen in den Händen der Kirchenbehörde. Etwas Aehnliches bestand auch bis jetzt bei und durch die Ordination. Ueber die Sitten und Verwendung gab der Dechant ein begleitendes Zeugniß, über die Geistesfähigkeiten und Glaubensrichtung entschied beim Superintendenten eine Prüfung, eigentlich nur in dogmaticis, und dann erst folgte die Handauflegung. Diese den Ordinationen vorausgehenden, hie und da blos mehr als Förmlichkeit bestandenen Ausweise über Sitten und Kenntnisse sind nun um so strenger als Thatsachen zu handhaben, als diese Ausweise nun die ganze freie Wahl vor möglichen üblen Folgen schützen sollen. Die Abiturienten-Prüfungen, die Maturitäts-Prüfungen müssen endlich einmal überall und jedergeit von der gründlichsten Art werden, zumal die Besuche auswärtiger Hochschulen immer seltener und seltener werden. Die Ueberzeugung von diesen Kenntnissen, Fertigkeiten und guten Sitten vertreten nun ganz die Stelle der bisherigen Candidationen. Wer nach den Criterien der Prüfungen diese persönlichen Eigenschaften besitzt, ist wahlfähig im allgemeinsten Sinne des Wortes, d. h. ein solcher ist in allen Wahlen. Wer diese Eigenschaften erwiesenermaßen hat, kann von jeder Kirchengemeine berufen werden; wer sie aber nicht hat, kann von keiner Kirchengemeinde berufen werden. Man ist also in allen Wahlen, oder in keiner. Es ist nur ein Evangelium und Kirchendienst, und an allen Orten und

*) Im Schriftchen „der Birthälmer Pfarrer ꝛc." habe ich auf die Entstehung der Candidationen und Promotionskreise hingedeutet. Hier wäre nun ein gar zu ungeeigneter Ort, deren geschichtliche Einführung, Verbreitung und Verkalkscherung weitläuftiger herzuleiten, da ja gerade hier auf ihre gänzliche Abschaffung gedrungen wird. Nicht will ich daher an ihrer Wiege singen, sondern, wenn Gott und mein Volk will, den verschiedenen ins Grab legen. Im ganz strengen Sinne datiren sich die Promotionskreise nur seit dem Oberconsistorialbeschlusse vom 21. Februar 1819. War der bisherige Gebrauch auch nur ein miederer Zaun gewesen, über den man springen konnte, wenn man lange Beine hatte, oder nur bloße, die Grenzen angebende oder anleuende Stecken, durch die ein Günstling und Ihr Vetter oder Schwager schon durchkonnte, wenn die Candidatoren nur wollten, so machte dieser Oberconsistorialbeschluß nun einen vollkommen gefätzten und mit Dörnern bedeckten starken Zaun mit Affen daraus.

)(

Enden nur Eine Kirche und Ein Volk. Wer eine kleine Gemeinde nicht geiſtlich weiden kann, iſt auch untauglich zur Seelſorge einer größeren Kirche; von dem man aber befürchtet, er werde eine zahlreichere Gemeinde verwahrloſen, iſt nicht zuzulaſſen eine kleine zu Grunde zu richten. Denn hierinnen hat man nicht auf die Verſorgung eines Einzelnen zu ſehen. Der Beamte iſt des Volkes wegen da, und nicht das Volk des Beamten wegen. Dieſes iſt ja die Errungenſchaft unſerer merkwürdigen Tage. Dreht man Pfarrerbeſetzungen von einer Seite auf die andere, und von der zweiten wieder auf die erſte, ſo iſt's doch ewig wahr: des Volkes wegen ſind die Pfarrer da und ja nicht anders. Jede Gemeinde iſt aber Chriſti, auch die geringſte, und ihm gleich lieb. Sei die Gemeinde groß oder klein, auf Königserde oder Comitatsboden, gleichviell. Sie ſind allzumal des Herren, und müſſen gewieret werden, eine wie die andere, keine mehr, keine weniger als die andere. Wer dies nicht glaubt, oder dawider ſpricht oder handelt, iſt ein Phariſäer, Sadducäer, aber gewiß kein Chriſt.

Wer alſo die vorgeſchriebenen Erforderniſſe hat, braucht zu einer erledigten Pfarre nicht erſt candidirt zu werden, er iſt an ſich ſchon durch ſeine Eigenſchaften candidirt, nicht blos für dieſe Stelle, ſondern für alle, und kann, ohne alle Rückſicht auf irgend welche Promotionsfreie, von jeder Kirchgemeinde zu ihrem Pfarrer gewählt werden, welche eines ſolchen bedarf. Wie aber bei Heirathen nicht nur der Mann das Recht hat zu wählen, ſondern auch die Männin gleicherweiſe das Recht hat anzunehmen oder die Wahl abzulehnen, ſo ſteht es auch dem Gewählten frei: Ja dazu zu ſagen, oder Nein, je nachdem das Herz auch ihn dahin zieht, oder abſtößt. Es iſt alſo keine Rede mehr davon, ob Jemand ein Capitelskind ſei, ob er ein Haus im Stuhl oder in der Stadt habe. Biſt du ein Sachſe? Ja. — Biſt du evangeliſch? Ja. — Haſt du gelernt, was man braucht? Ja. — Und ein ehrlicher Menſch? Ja. — Nun, ſo kannſt du überall Pfarrer ſein.

Bei ſolch getroffenen Vorkehrungen ſind gar keine Mißgriffe zu beſorgen, und es können ſelbſt bei dieſen ganz und gar nicht beſchränkten Wahlen demohngeachtet keine unwürdigen Menſchen in Pfarrämter kommen. Nur die Kirchenbehörde ſoll thun, was ihres Amtes iſt. Thut ſie's, ſo iſt allen unwürdigen Subjecten der Riegel vorgeſchoben! Redet man etwa damit dem Candidationsweſen das Wort, daß ſolche Anſtalten dazu gedienet hätten, zum Reuter Durt, Raben und anderes Geſäme vom reinen Weizen ab- und auszuſondern — ſeht, hier iſt dieſelbe Maaßregel, nur ohne Schmälerung des Volksrechtes, ohne Einſchränkung der Wahl. Wollen ſich die Candidationen damit als unentbehrlich erweiſen, daß ſie, eben durch die Candidationen, die Kirche vor Schaden und Schande bewahrt hätten, ſo danken wir ihnen für die bisher darinnen gehabte Mühe; — bitten ſie aber für die Zukunft nun in einer andern Geſtalt, auf die Unterſuchung der Qualitäten der Bewerber ebenſo fleißige und gewiſſenhafte Sorge anzuwenden, damit die Kirche auch ferner für Schaden und Schande bewahret bleibe. Das väterliche Aufſichtsrecht der Kirchenbehörde wache nur in genere, überlaſſe aber der einzelnen Gemeinde zu wählen in specie nach Herzensluſt. Sorgen die Marktrichter nur darauf, daß kein ungeſundes Obſt auf den Platz komme; der Einzelne kaufe ſich dann, was ihm beliebt. Verſichert ſich die Oberbehörde im Voraus und im Allgemeinen, und nicht blos dann, wann der Fall eintritt, über die Würdigkeit und Amtsfähigkeit der Einzelnen, ſo ſind den Gemeinden Herz und Hände genug gebunden, und wer mag der chriſtlichen Freiheit nicht noch mehr Schranken ziehen. Freiheit der Wahlen iſt ein chriſtliches Gemeinderecht!

Wie aber die Prüfungen in den Kenntniſſen beſchaffen ſein ſollen — auf welche Art man ſich der Sittlichkeit der Individuen verſichert halten könnte — wie und auf welche Weiſe ſich der Superintendent die Ueberzeugung verſchaffen könne, daß der Candidat in der Glaubensgemeinſchaft ſteht, iſt eine andere Aufgabe, und ein würdiger Gegenſtand reichlicher Ueberlegung, jedenfalls ein würdigerer, als durch immer neue Auflagen von rectificirten Candidationsnormativen ein gar nicht bedürftiges Zeugniß darüber abzulegen, daß keines was taugte, und jedes nur ein neuer Lappen war. Wenn der Grundſatz dieſer auf die erwieſene Würdigkeit der Individuen bauenden freien Wahl ſo glücklich ſein ſollte angenommen zu werden, dann würden ſich über die erforderlichen Modalitäten ſchon die geeigneten Vorſchriften verfaſſen laſſen. Iſt aber dieſer Maaßſtab entworfen, in Geſetzeskraft geſetzt und wird darnach gehandelt, ſo iſt eben durch dieſes Geſetz und deſſen Handhabung jede Gemeine vor groben Fehlgriffen geſichert — abgeſehen davon, daß bei freien Wahlen Wählende eher zu einer ſelbſtſtändigen und geiſtesfreieren, unabhängigeren Verfaſſungs- und Wahlart gelangen, als unter dem bisherigen Syſtem einer an Blindheit und Urtheilloſigkeit gewöhnenden Vormundſchaft. Es gehe nur die Kirchenbehörde Keinem ein Zeugniß der Wählbarkeit, der ein Strohkopf iſt, oder ein Plapperhaus, oder ein Trunkenbold: ſo wird auch kein ſolcher gewählt werden können. Traut ſich aber die Kirchenbehörde ſelbſt nicht ſo viel Weisheit und Gewiſſenhaftigkeit zu, um ſolches zu vermeiden, ſo möge ſie nun auch ſo ehrlich ſein, und eingeſtehen, daß auch die Candidationsfora derſelben Fehlbarkeit unterworfen ſein mögen. Daher denn die Befürchtung, als würden die freiwählenden Gemeinen, wenn keine Candidationen wären, in viele Mißden Vorſchlag der freien Wahlart vorgebracht werden ſollte, griffe verfallen, ſa nicht als ein neues Uebel als Grund gegen

Vielleicht hat aber eine andere Bedenklichkeit mehr Grund. Es wären vielleicht die ſchamloſeſten Werbereien zu befürchten. „Bis jetzt", möchte geſagt werden, „konnten doch nur diejenigen ſich auf Werbung verlegen, „die in die Candidationsliſte hineinzukommen einige Wahrſcheinlichkeit gehabt hätten. Denn die Zahl wäre jedenfalls eine eingeſchränktere geweſen. Nun aber, wenn keine „Candidationen mehr ſeien, und ſich dadurch die Zahl der „Competenten ins Unendliche vermehre, dann erſt würde „man dieſe ſehen und hören, daß man ſich das Geſicht mit „beiden Händen nicht würde genug bedecken können."

Wenn dieſes freilich der Fall ſein würde, ſo müßte auch ich eingeſtehen, daß dieſes ein ſehr übler Umſtand ſein

Digitized by Google

würde. Zum Glück aber für die gute Sache der Freiheit hoffe ich, es würden hiebei unerlaubte Bewerbungen nur um so viel wenigere zur Anwendung kommen. Ehe ich aber zur eigentlichen Widerlegung dieser übrigens ganz unbegründeten Befürchtung übergehe, muß ich im Voraus einräumen, daß bei allen Wahlarten, so lange Menschen Menschen sein werden, bald mehr, bald weniger gute Mittel werden angewendet werden, um die Wählenden zu seinen Absichten zu bestimmen. Wollte man also alle Bestechungen des Volkes bei Erwählungen von Amtleuten verhüten, so müßte man hiezu das heroische Mittel in Anwendung bringen, und das Volk gar nicht wählen lassen. Dann erst wird sich Niemand bemühen, auf die Stimmung des Volkes einen Einfluß zu üben. Legte man nun also, statt die Geistlichen vom Volke wählen zu lassen, z. B. die Ernennung der Pfarrer gänzlich in die Hände gewisser Oberen, so wäre hiedurch auf einer Seite allerdings der Bestechung vorgebeugt, aber auch wenig damit gewonnen. Denn nun würde man Jagd machen auf die Gunst dieser Herren, die ernennten, wie man früher Jagd machte auf die stimmgebenden Bauern. Einige oder Wenigere sind auch und zwar, eben weil es Wenigere sind, leichter zu bestechen, als Viele. Es geschähe nun die Simonie, jetzt in der Höhe, wie sonst in der Tiefe; der alte Adam wäre doch nicht todt und unwirksam. Derjenige Candidat, der seiner Würdigkeit so wenig vertraut, der andere Leute fähig achtet, um für Geschenke das Recht andern zu verkaufen, der wird, freilich auch bei der freien Wahlart, nach der Wagenschmiere greifen. Jedoch begeht man, glaube ich, einen sehr großen Irrthum darinnen, wenn man glaubt, es ließen sich nur durch Wein und Sauerkraut Stimmen, anwerben oder erkaufen. Ohne gerade Geld in die Hand zu drücken oder zu versprechen, kann man bestechen. Man besticht durch Leutseligkeit, Freundlichkeit — man hat Freunde, denen die Wählenden suchen einen Gefallen zu thun; die Wähler versprechen sich selber in einem gewissen Candidaten einen Wohlthäter, Helfer und Berather; es bestechen Erinnerungen an empfangene Wohlthaten aus der Familie, die Ehrenhaftigkeit eines Bruders und Vaters, das Lob eines Gesindes, der Zug einer schönen That. Der schwere Weg hält ab einen Entfernten zu wählen; eine Bergfliege macht abfällig von einem sonst geliebten Manne u. s. w. Alle diese Linien laufen bei einer Wahl in Einen Punkt zusammen und entscheiden meinen Erfahrungen nach mehr, als in den letzten Tagen die Geschäftigkeit von Freunden und Feinden, der herumgereichte Becher oder Versprechungen und Geschenke. Tausendmal hat es sich bewiesen, daß, wem soll geholfen werden, der Art sein muß, daß ihm geholfen werden kann. Die Kuh, die nur dadurch aus dem Moordotter gezogen werden kann, wenn man sie am Schwanz und Hörnern erfasset, muß Schwanz und Hörner haben, um sie daran auch wirklich herauszuziehen.

Es ist nicht wahr, daß Bestechungen so viel helfen; allein es ist auch schwerlich wahr, daß sie so häufig angewendet werden. Nur diejenigen, die durchgefallen sind, machen dann in Verwürfen sich Luft, suchen eher in allem Andern die Schuld, als in sich. Es geht mit den beglückteren Bewerbern, in einer gewissen Art, wie mit Leuten, deren Wohlstand man sich nicht zu erklären vermag: sie müssen dann Geld gefunden haben. Getäuschte Hoffnungen, gekränkter Ehrgeiz rufen dann Jeter in die Welt, weil diese sie nicht auch mit ihrer selbstverliebten Brille ansieht. Endlich gibt es Mannsbilder, die auch an keine weibliche Tugend glauben. Warum? —

Um aber nicht nur blos im Allgemeinen um den Brei herumzugehen, wie die Katzen, wenn er zu heiß ist, so wollen wir nunmehr die Verberei recht scharf ins Auge fassen, und da hoffe ich, die Befürchtungen, als würden, bei ganz freier Wahl, mehre Verbrunaen begangen werden als bisher, ziemlich sicher und vollständig widerlegen zu können. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß die beantragte freie Wahl in genauer Verbindung steht mit der gleichfalls vorgeschlagenen ziemlich gleicher Salarirung der Geistlichen, und daß die Oertlichkeit der waiselosen Pfarre keinen Einfluß hat auf das Einkommen, weil dieses nunmehr lediglich an der Persönlichkeit haftet. Wie sollte nun bei diesen neuen Verhältnissen mehr Simonie zu befürchten sein, wo man mit der Promotion nichts am Salarium profitiret, als bei der alten Weise, wo man nur profitiren konnte, wie man profitirte. Ich bitte dieses genau zu bedenken, um zur völligen Ueberzeugung zu gelangen, daß, nach dem neuen nun vorgeschlagenen Systeme, so zu sagen, alle Simonie aufhören muß. Wenn man nach dem neuen System auf der kleineren Pfarre verbleibet, so ist man darum am Einkommen doch nicht verkürzet. Denn man rückt auf dem kleineren Dörfchen, wenn man nicht gewählt wird, in der Stufenleiter der Dienstjahre ebenso aufwärts, wie wenn man auf ein anderes größeres Dorf gezogen wäre. Warum sollte man also Jagd auf Promotion, auf Stimmen machen? Man gewinnt nichts, man verliert auch nichts, ob man geht oder ob man bleibt. Da meine ich denn doch, Jedermann werde einsehen, daß Simonie gerade hinfort bei der Natur dieser Verhältnisse zu den weißen Raben gehören werde! Dieses muß doch Jeder nothgedrungen zugeben, und kann es unmöglich leugnen. Aber wie steht es mit denjenigen, die erst in eine Pfarre kommen sollen? Simonien werden auch von dieser Seite wegfallen müssen, weil Prätorialdienste auch als Verdienste angesehen und in die Berechnungen aufgenommen werden, dem später in den Pfarrerdienst eintretenden aber gerade um so viel ein erhöbeteres Salair garantirt wird, als er länger in loco praetorii diente. Eine vollkommene Gerechtigkeit in Abwägung der Verdienste ist nicht möglich, wie die Quadratur des Zirkels. Decimalstellen werden das Bruchtheil auf Erden nie ganz ersetzen, selbst wenn Gott vom Himmel käme. Immer wird es Unzufriedene, Klagegeister und Sauertöpfe geben, die etwas zu tadeln haben. Mögen sie: — es macht ihnen ihr Aergerniß Freude, und Künstpalten ist auch eine Beschäftigung.

Ich aber kann von diesem Bilde freier Pfarrerwahlen die Hand nicht abthun, ohne noch zu dessen vollständiger Ergänzung zwei Pinselstriche zu thun. Wenn, nach dem Plane, die Steigerungen des Einkommens an der Person

Digitized by Google

haften, und nicht mehr wie bisher an der Oertlichkeit der Pfarren, so werden auch die magern Pfarrer nicht mehr so angelegentlich um die Gesundheitsumstände fetterer Pfarrer sich erkundigen, daß ihnen ihre ängstliche Besorgniß pfiffige Bauern mit lachendem Munde ausreden müssen. Ebenso werden die wenigbesoldeten Pfarrer, die unter der Sperre sind, minder ungeduldig der Zeit Flügel wünschen, um 3 Jahre verlebt zu haben, damit sie wieder auf die Bank heirathsfähiger Mägde zu sitzen kämen. Es kommt Friede und Ruhe in die Seelen: denn auch unter der Sperre wächst man im Alter und die Sorge um Beförderung verleidet nicht zu richten und sündigen Wünschen nachzugeben, und verkümmert das Leben nicht mit den fatalen Rechnungen der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit. Ein stiller Sabbath kann nur im Herzen der Geistlichen wohnen. Wahrlich, diese bedürfen auch dieser Stimmung und mehr wie andere Leute, denn wer Andern Frieden geben will, muß ihn zuvor doch selber haben. Steigt ja ein Wunsch auf nach Promotion, so können es nunmehr nicht mehr ungestüme Wellen groben Eigennutzes sein. Man verlangt anderswohin, wo man hofft, alldort mehr geliebt zu werden, oder selbst mehr liebt; es bestimmt diesen Wunsch ein Geistesverwandter in der Nachbarschaft, eine Anlage, die Nähe einer Stadt, es räth uns den Ortswechsel an, weil an dem andern Orte Träume der Kindheit spielen, theure Erinnerungen haften, oder Gräber lieber Todten sind. Ja, wahr wird's sein, durch die Freiheit der Wahlen und Ausgleichungen der Besoldungen werden die Hetzereien unter Aequalen, das Jagdwesen äußerer Bewerbungen, und die inneren Aufwühlungen der Leidenschaften vielleicht beinahe ganz beseitigt werden.

Zwischen Kirchenkindern und Seelenhirten kann überdies die Innigkeit wachsen. Denn der Pfarrer kommt nun nicht um den größern Hattert, um den größern Lohn zu ihnen. Die Zuhörer hinwieder haben ihn auch nicht darum gewählt, weil er unter den sechs Candidaten der mindest Unbeliebte war. Sie wählten, weil sie liebten, ihn mehr als alle, und nicht nur mehr als die andern fürchten.

Für unsere Comitatsecclesien gehet insbesondere eine neuere schönere Sonne auf, weil sie nun nicht nur auch freie Leute geworden sind, sondern weil sich auch der Character ihrer Ortsschaften freundlicher wird ausbilden. Jene vergelbten, verbissenen Gesichter werden verschwinden, der scheue Blick wird traulich werden, und es wird angenehmer wohnen sein, auf diesen Orten, wo nur jüngst Niedergeschlagenheit, Noth und Wuth der Vögte herrschte, und Flüche die Luft durchbebten. Gelobt sei Gott dafür. Denn nun werden auch hieher unsere Geistlichen lieber ziehen — auch hieher werden alle Candidaten gerne kommen, weil nun auch hier das Dasein freundlicher sich wird künftig gestalten.

Ein Schlüssel aber der Salarien, nach den aufgestellten Cathegorien der Vorstudien, Prätorialverwendung und des Dienstalters, bei stattfindender freier Wahl, wird sich leicht auffinden und berechnen lassen, sobald diese Grundsätze in thesi angenommen worden sind. Eine gedruckte Scala wird keine Unsicherheit zulassen.

Tritt aber dereinst dieser Vorschlag freier Wahl und gleicher Besoldung, mit dem ganzen Gefolge ihrer Segnungen, als wirkliches Leben auf, so hat unser Volk ein neues Andreanum erhalten. Wir sind wieder, nur in anderer Art, ein unus populus, nunmehr nicht ein königliches, sondern ein Priestervolk. Eines sind wir in kirchlicher Beziehung, die zerstückelten und vertheilten Glieder sind geworden Ein Leib. Wie Kinder einer Mutter aus einem Zimmer in das andere gehen, so ziehen die Geistlichen aus einem Kreis in den andern. Sie dürfen sich mischen wie Karten Eines Spieles. Wir sind Eins, wie in alten goldenen Tagen. Wenn die Liebe ruft, hindern keine Brückenschläge, und die Schildwache an den Promotionsgrenzen, schreien kein feindliches: „Wer da?“ zu. Wo Sachsen leben und sprechen, da ist Sachsenvolk. Alle Herzen schlagen in dieser Empfindung, wenn auch an getrennten Orten. Wie die Christen erster Zeit am Kreuzschlagen sich erkannten und als Brüder sich aufnahmen, also wird Sprache und Glaube uns zum Brüderzeichen dienen, und wir werden uns erfreuen unter einander und trösten, wenn Thränen des Schmerzes oder des Jubels fließen. Weil keine Promotionskreise mehr sind, sieht das Volk nun auch in die Ferne, und die junge Geistlichkeit, die sich baugenscheinigt sieht, wandelt als die Gesehenen. Keine Bretterwände und und Zäune umgeben absonderud die Kreise. Rufe ertönen und werden befolgt von der Wurze an den Mühlbach — von Nösen in das Kockelthal — vom Reussenmark nach Schäßburg. Dann erst sind wir Eins. Wir hatten schon lange aufgehört es zu sein. Durch Heirathen und Bekanntschaften, durch Liebe und Dankbarkeit, Erziehung, Umgang und Uebersiedelungen verlieren sich allmälig die Ecken und singulären Eigenheiten des Cantönligeistes: es verschleifen sich die Rostflecke der widrigen Vorurtheile, Einbildungen, die jetzt Kreise gegen Kreise haben — und es tritt das reinere Gepräge der Ganzheit ans Licht. Die Gemeinschaftlichkeit unseres Glaubens und unserer Sprache wird uns einst zusammenführen, als Nationalconcilium. Dann wird das wahre Schutz- und Trutzbündniß geschlossen werden, in wahrem Trutz, zu wahrem Schutz und großem Nutz, wie es schon lange nöthig gewesen.

Drum der Kirche zu — der dennen, der freien, der göttlichen dehne die Schritte, — strecke die Arme — und ziehe mit den Herzen — du mein gutes und treues, sinniges und deutsches Volk — das keine andern Fehler hat, als daß es nicht zahlreicher ist. Hieher auf diese Höhe des Lebens flüchte dich, wenn die Gründe voller Wasser werden, auf diese Burg, wenn der Feinde Menge alle anderen Plätze bedecket. Hieher flüchte dich mit deinen Heiligthümern: Sprache, Sitte und Wissenschaft. Dahinauf schlagen keine Wogen, an diesen Felsen prallen alle Pfeile ab.

> Als du in dieses Bärenland kamest, solltest du ein Sauerteig sein zu backen für's ganze Land das das Bürgerthum. Siehe, wir sind Herren und Knechte alle das geworden, was du warest. Diese Mission ist vollendet.

Digitized by Google

Noch einmal sollst du ein Vorbild sein in anderer Art, ein Vorbild der kirchlichen Freiheit, des Bürgerstandes, des Glaubens. Gründen sollst du nun — ein Bürgerthum und Gottesreich.

So müssen denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Röm. 8, 28. Warnung.

Tod des Helden Nikolaus Zrinyi.

Nach dem Manuscript des Eserei.

Wenn nicht der zu frühe Tod den Helden Zrinyi ereilt hätte, so hätte die mit der Regierung Leopolds I. unzufriedene Partei in Ungarn, an deren Spitze er stand, sich vielleicht bei ihren patriotischen Bestrebungen eines glücklicheren Erfolges erfreut. Aber Gott wollte die Ungarn für ihre vielfachen Sünden züchtigen, und alle ihre Versuche mißlangen. Den plötzlichen Tod des Nikolaus Zrinyi hat Graf Bethlen Miklos, der damals gerade auf seinen Erfahrungs-Reisen sich beim Ban Zrinyi Miklos in Croatien befand, dem Eserei folgendermaßen erzählt:

Nachdem der Ban Vormittags auf die Jagd gegangen war, brachten die Jäger unter verschiedenem anderm Wild auch einen wilden Eber, welchen sie eben erlegt hatten, vor den Ban, und dieser fragte den Bethlen Miklos: „Bruder, wachsen in Siebenbürgen so große Eber?“ Dieser antwortete: Euer Durchlaucht, ich bitte um Vergebung, in Siebenbürgen wachsen noch viel größere. Der Ban, der sich gleichsam beschämt fühlte, sagte zu ihm: „Wenn es Ihnen beliebt, so gehen wir nach dem Mittagsessen wieder auf die Jagd, Sie werden sehen, daß es auch hier in den kroatischen Wäldern noch weit größere Wildschweine gibt. Nachdem das Mittagsmahl zubereitet war, sah man den Ban wider seine Gewohnheit verdrüßlich, und Niemand wußte warum?

Nach dem Mittagsessen gingen sie mit zahlreichem Gefolge von Jägern und Jagdhunden wieder auf die Jagd, machten bis gegen Abend mehre Triebe, und obgleich sie genug anderes Wild fanden, stießen sie auf keinen Eber. Gegen Abend fanden sich sämmtliche Jäger zusammen, um sammt dem Ban nach Hause zu gehen, als plötzlich ein Jäger herbeieilte und dem Ban meldete: „Euer Durchlaucht! ich habe nicht weit von hier einen wilden Eber gesehen.“

Der Ban ergriff ganz erfreut über diese Nachricht eine lange Jagdflinte, ging in der bezeichneten Richtung ganz allein in den Wald, indem er zugleich den Jägern Befehl ertheilte: sie sollten sich seitwärts im Hinterhalt aufstellen. Als Zrinyi bei dem Eber auf Schußweite ankam, und dieser ihn erblickte, schlug das schauerliche Ungethüm die schaumbedeckten Hauer in stehender Stellung zusammen und erwartete ruhig den Feind. Zrinyi schoß seine Jagdflinte auf ihn ab, und verwundete den Eber. Nunmehr stürzte der blutende Eber seiner Gewohnheit gemäß gerade auf den Jäger, den Ban, und weil dieser so plötzlich seine Flinte nicht laden konnte, zog er den an seiner Seite hängenden Hirschfänger, und empfing den wüthenden Eber mit einem kräftigen Hieb. Da er aber gerade den Hauer des Ebers traf, brach der Hirschfänger, und der Eber versetzte ihm mit gleicher Geschwindigkeit mit dem Hauer einen Hieb, wodurch der Ban am Fuße stark verwundet wurde. Er wankte hiebei einen Augenblick, erholte sich aber dennoch auf den Füßen. Da er nun keine Waffen mehr bei sich hatte, fing er an sich mit dem schauerlichen Ungethüm zu balgen, und drückte dasselbe auf die Erde nieder, und indem er sich auf dessen Rumpf schwang, faßte er dasselbe an den beiden Ohren so fest, daß es sich nicht rühren konnte. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, durch einen Schrei sich Hilfe zu schaffen, denn sein Gefolge stand nicht weit im Dickicht, seine Bedienten und Jäger wären ihm gleich beigesprungen und hätten den wilden Eber unter ihm erschossen, aber der berühmte alte Held mag es für eine Schande gehalten haben, daß er, um einen Eber zu tödten, um Hilfe rufen solle. Während er sich einen Augenblick besann, auf welche Art er den Eber tödten solle, fiel ihm ein, daß er ein Messer im Gürtel habe; er ließ daher das eine Ohr des Ebers aus, um nach dem Messer zu greifen und ihm solches in die Kehle zu stoßen. Kaum fühlte der Eber das eine Ohr frei, als er sich so heftig zu schütteln und herumzuwerfen anfing, daß der Ban ihm vom Rücken fiel, wobei ihm der Eber die Kehle entzwei hieb.

Sein Gefolge wußte hiervon noch nichts. Da aber der Ban auf den ersten Schuß so lange im Walde verweilte, so wußten seine Leute nicht, was sie daraus machen sollten; sie eilten dahin, gelangten aber erst zu ihm, als der Ban schon die tödtliche Wunde an der Kehle erhalten hatte. Die durch diesen Anblick bestürzten Jäger erlegten sogleich den Eber, und als sie die Wunde des Banš mit seinem Schnupftuche verbinden wollten, sagte der sterbende fürstliche Held: „Es macht nichts, meine Kinder; nicht verbindet meine Wunde!“

Weiter konnte er auch nicht mehr reden, — und verschied. Sie legten ihn hierauf in eine Kutsche und führten ihn nach Jlakkornya, wo sie ihn begruben, zum großen Schmerz nicht nur Croatiens, sondern der ganzen Christenheit. So ging unverhofft das Leben dieses gewaltigen Fürsten zu Grunde, der in seinem Leben den heißen Kampf so vieler blutigen Schlachten so glücklich bestanden, so viele Heiden eigenhändig niedergehauen hat; so führte durch jenes unvernünftige Thier der ruhmwürdige Feldherr sein Leben ein, — ein Mann, wie es zu seiner Zeit keinen zweiten gab. C. S.

Mannigfaltiges.

Der Palatin von Ungarn, Erzherzog Stephan, hat Wien bereits verlassen. Die Friedensunterhandlungen zwischen

Digitized by Google

Ungarn und Kroatien sollen von keinem günstigen Erfolge bis jetzt noch begleitet sein. Wie Privatnachrichten aus Galizien melden, soll das dortige Landvolk, welches in Jellacic den Vorkämpfer für das Kaiserhaus gegen die ungarische Absonderung erblickt, bereit sein, im Falle der Krieg zwischen Ungarn und Kroatien zum vollkommenen Ausbruche kommen sollte, einen Einfall in Ungarn zu machen, wo dann wahrscheinlich auch die slovakischen Bewohner Nordungarns sich erheben würden.

• • •

Die Verhandlungen in der ungarisch-kroatischen Angelegenheit unter Vermittlung des Erzherzogs Johann in Wien haben zu keinem Ziele geführt. Die ungarische Regierung ergreift nun andere Maßregeln. Ein kroatisch-slavonischer Landtag wird, unter Vorsitz eines neu ernannten k. Commissärs, in der Person des Obergespans Jankovich (statt Hrabovsky) in Warasdin einberufen. Dort möge die kroatische Nation ihre Wünsche und Begehrnisse an Ungarn aussprechen, die, falls sie billig sind, gewährt werden sollen, im entgegengesetzten Falle aber wird Ungarn sein Recht mit den Waffen zu behaupten wissen.

• • •

Das Volk der Militärgrenze sehnt sich schon nach dem Frieden, nur einige banqueroute Kaufleute und Leute von ähnlichem Schlage, die durch eine Verwirrung nur gewinnen können, fanatisiren noch fortwährend die leicht empfängliche untere Classe.

• • •

Die Nachricht von der Ankunft der österreichischen Truppen in Ferrara, Pontelagoscuro und Francolini versetzte die Minister und Deputirten in eine solche Aufregung, daß sie den Papst angingen, sich entschieden für die Fortsetzung des Krieges gegen Oesterreich zu erklären. In der That hat Se. Heiligkeit am 18. Juli einen Protest gegen den Kaiser von Oesterreich wegen des Einfalles in Ferrara ergehen lassen, und denselben sämmtlichen europäischen Höfen zugesendet. — In diesem Proteste wird das Unternehmen der österreichischen Truppen unter Liechtenstein, ihre Brüder mit Mundvorrath zu versorgen, als eine Verletzung des Völkerrechtes und als ein Verbrechen angesehen.

• • •

In Tirol ziehen Pfaffen herum, und lassen Petitionen an Erzherzog Johann unterschreiben, um Widerrufung des Toleranzpatentes.

• • •

Die „allgemeine österreichische Zeitung" meldet aus Frankfurt a. M.: „Soeben trifft die schmerzliche Nachricht ein, daß der vom Vorparlamente gefaßte Beschluß und die von Schaffrath als Antrag der Nationalversammlung vorgelegte Erklärung: „„Die Theilung Polens sei ein schmachvolles Unrecht und die Nationalversammlung erkenne es als heilige Pflicht des deutschen Volkes zur Wiederherstellung eines selbstständigen Polens mitzuwirken,"" am 27. Juli durch eine große Majorität verworfen worden ist.

• • •

Der republikanische Verein in Gießen hat einen Erlaß an die Deutschen zur Oeffentlichkeit gebracht, worin es unter Anderm heißt: „man wolle den Großherzog von Hessen nur, sowie ihn das Loos träfe, Herrscher zu sein, und auch dann werde er nicht verlangen, daß ewig einer aus seiner Familie herrsche, und ferner wolle man, daß es jedem Lande überlassen bleiben müsse, seinen Fürsten zu entsetzen."

• • •

In Berlin wird erzählt, daß Preußen, Braunschweig und Hannover unter sich eine „Allianz" geschlossen haben, die den Zweck haben soll, „die Selbstständigkeit der Einzelstaaten Deutschlands der Centralgewalt gegenüber zu wahren".

• • •

General Cavaignac, der Präsident der französischen Republik, hat die deutschen Regierungen ersucht, keine Polen mehr nach Frankreich durchzulassen. Die Polenfrage ist somit keine Kriegsfrage.

• • •

Was ist die Ursache — fragt der Figyelmezö — daß Kossuth in jedem seiner Artikel wie in jeder Rede so häufig der Hölle erwähnt, als ob er eine besondere Zuneigung dazu hätte? Hm, er ist ja der Minister der Unterwelt; Pluto, der Gott der Hölle, war auch Finanzminister. Zwischen Pluto und Kossuth aber ist der Unterschied, daß beide zwar auf der Hölle Geld schaffen, nur machte Pluto Gold, Kossuth aber wird kaum mehr als Papier machen.

• • •

Nach der Aussage eines vielgesuchten Arztes sollen in Pesth 17 Individuen an der Cholera gestorben sein. Wir glauben nicht — fügt das Népelem hinzu — daß dies in Folge der asiatischen Seuche geschah. Wahrscheinlich waren jene Unglücklichen täglich bei den Berathungen der Nationalversammlung zugegen.

• • •

Der Krieg zwischen den Dänen und Holsteinern wird aufs neue ausbrechen. Die Verhandlungen sind zu keiner friedlichen Ausgleichung gediehen und nächstens wird das Scharmützeln wieder losgehen. Rußland hat seine Flotte bei Wöer zur Verfügung des Dänenkönigs gestellt!

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Remeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 33. **Montag, den 14. August** **1848.**

Charakter Josephs des Zweiten*).

Dem äußern Glanze, der die Regierung der Maria Theresia umstrahlte, entsprach der innere Gehalt nicht ganz. Die Kraft und Schönheit verkündende Außenseite bemäntelte mitunter nur den der Fäulniß sich näherenden Zustand.

Nachdem Maria Theresia durch die Treue und den Heldenmuth der ungarischen Nation aus der Gefahr befreit worden war, welche ihr Reich bedrohte, gab sie zwar den Ungarn unzählbare Beweise der Dankbarkeit; aber in mancher Beziehung war sogar diese huldreiche Gesinnung in ihren Folgen für das Land verderblich, indem man die Zeit versäumte, radikale Verbesserungen in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung vorzunehmen oder anzubahnen. Die höhere Aristokratie wurde an den Hof gezogen und artete in der Residenzstadt aus. — Die Verfassung war noch immer dieselbe wie vor einigen Jahrhunderten, traurige Ueberreste des drückenden Feudalsystems, in Zeiten der Verwirrung und Anarchie errungene Bevorzugung einzelner Stände. Der Zustand des ungarischen Reiches glich dem krankhaften Organismus eines Menschen, dessen Blut sich unregelmäßig bewegt und durch den Andrang zum Kopf Schwindel verursacht. — Die Justiz trug den Charakter des 15. Jahrhunderts an sich. Das Tripartitum des Verbötz war ihr Polarstern. Das Finanzwesen war noch nicht geordnet, und die Verlegenheiten bei demselben vermehrte die übergroße Milde der Königin; denn selten entließ sie Jemanden, ohne seine Bitte zu erhören. —

In diesem Zustande befand sich das Vaterland, als die durch den Verlust ihres Gemahls, des Kaisers Franz, in tiefe Trauer versunkene Maria Theresia ihren Erstgebornen, den Kaiser Joseph den Zweiten, in den Erbländern im Jahre 1765 zum Mitregenten ernannte. Der 25jährige Kaiser verband mit außerordentlicher Tüchtigkeit ein solches Genie, eine so erhabene Liebe gegen das ganze Menschengeschlecht und eine so unerschöpfliche Thätigkeit, dergleichen in der Weltgeschichte selten, in Ungarn aber seit Mathyas Hunyadi den Thron nicht verherrlichte. Es hatte den Anschein, als wolle die Königin den drückenden Regierungssorgen entsagen; so viel ist gewiß, daß der unermüdliche Joseph mit aller Kraft seiner hochanstrebenden Seele das Steuerruder ergriff. Indessen kaum bemerkten es diejenigen, welche auf das fromme Gemüth der Königin einen Einfluß ausübten, und schon suchten sie die Herrschsucht und Eifersucht der Maria anzufachen. Und die Kabale hatte den erwünschten Erfolg; das milde, edle Herz der Maria empfand auf einmal wieder eine unwiderstehliche Lust am Regieren, welches ihr Gelegenheit darbot, Bittsteller anzuhören, die Anempfohlenen zu beglücken, die Thränen des wahren oder verstellten Elends zu trocknen und Gnaden auszutheilen. Und von Neuem ergriff sie mit beiden Händen die Zügel der Regierung; und durch ihre Lieblinge verleitet, ließ sie den Joseph mitunter das mütterliche Ansehen schwerer empfinden.

Dem feurigen Geiste Josephs stellten sich von nun an unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Seine Vertrauten haben von ihm oft die Aeußerung gehört, daß die Mangelhaftigkeit seiner Länder und die verschiedenen Fehler der Regierung ihm nicht unbekannt seien; aber er könne daran jetzt noch mit dem besten Willen nicht abhelfen. Sein Adlerauge durchschaute zwar das Gewebe der Hofkabalen, da aber eine unbegrenzte Ehrfurcht seiner Mutter gegenüber alle seine Schritte leiteten, wollte er durchaus nicht irgend eine Ursache zur Spaltung in der Familie geben: er zog sich vielmehr von den Regierungsgeschäften

*) Aus dem Magyarok története von Horváth.

Digitized by Google

soviel möglich zurück, und an den Intriguen der Gegenpartei schärfte er nur seine Menschenkenntniß, und stählte seine Willenskraft, um einst mit desto mehr Selbstständigkeit die Zügel der Regierung zu ergreifen. Diese Hofintriguen und die mitunter übertriebene Barmherzigkeit seiner Mutter hatten jedoch außer diesen wohlthätigen Folgen auch einen schädlichen Einfluß auf den sich immer mehr entwickelnden Charakter Josephs; Jene hatten in ihm ein gewisses Mißtrauen gegen die Menschen, mit denen er zu thun hatte, geweckt; diese aber hatte zur Folge, daß, während er die zu große Sanftmuth und Nachgiebigkeit seiner Mutter mißbilligte, in ihm, der übrigens von Natur ebenfalls sehr gutherzig war, ein Zug von Härte sich entwickelte, der mitunter die Grenzen der Gerechtigkeit und Strenge überschritt. So verurtheilte er z. B. hochgestellte Beamte, welche bei ihm in Ungnade gefallen waren, zum Schiffziehen oder Gassenkehren.

Weil er also jetzt noch nicht ganz nach seinem Geschmacke in die Regierungsgeschäfte Einfluß nehmen konnte, so richtete er seine Thätigkeit mehr nur auf das Kriegswesen, welches er mit Hilfe des Generalen Laškn auf eine bis dahin unbekannte Stufe der Kraft und der Ausbildung hob. Bei der unangenehmen Stellung, in den ihn die Kabalen der Gegenpartei versetzt hatten, suchte er nach dem Tode seiner Gemahlin auf Reisen Zerstreuung. Er bereiste die gebildetesten Theile Europa's und sammelte sich auf diesen Reisen für seinen künftigen hohen Beruf reichliche Erfahrung, wozu er um so mehr Gelegenheit hatte, als er fürstlichen Glanz beseitigend, mit geringem Gefolge unter dem Namen Falkenstein seine Reisen machte. So einfach bereiste er im Jahre 1768 Ungarn bis zur türkischen Grenze; und auf dieser Reise hatte er genug Gelegenheit, mit dem Charakter des Volkes und den mannigfaltigen Verhältnissen des Landes sich bekannt zu machen. Einer noch umfichtigeren Forschung unterzog er Ungarn im Jahre 1773, wo er auch den Banat und Siebenbürgen bereiste, und über Lodomerien in die Residenzstadt zurückkehrte. Seinem Scharfblick entging kein Zweig der Verwaltung, kein Theil des Volkslebens; und der Umstand, daß er, oft von seinem Gefolge sich trennend, allein reiste, setzte ihn oft in die Kenntniß von solchen Dingen, welche sonst vor dem Glanze der Majestät verborgen gehalten werden. Und so war es ihm möglich, auf seinen Reisen oft Gelegenheit zu finden, die Jugend in ihren wohlthätigen Bestrebungen, die Trägheit in ihren Versäumnissen und die Verruchtheit über ihren schwarzen Thaten zu überraschen und entweder seine belohnende Gnade oder seine strafende Gerechtigkeit empfinden zu lassen; andererseits das menschliche Herz, den Charakter und die Verhältnisse seiner Unterthanen, mit einem Wort die verschiedenen Verhältnisse seiner Länder und ihre intellectuellen und materiellen Interessen kennen zu lernen; und außer diesen hohen Interessen manchmal für die Beschwerden der Reise durch lustige Abenteuer Ersatz zu finden. —

Zu Mediasch redete ihn z. B. eine sächsische Bäuerin, welche um die Entlassung ihres Sohnes vom Militär bitten wollte, folgendermaßen an: „Guten Morgen, mein Herr Kaiser! ich wünsche, daß Sie noch lange sich einer guten Gesundheit erfreuen mögen. Was macht Ihre Frau Mutter, ist sie gesund?"

Joseph antwortete auf alle diese Fragen mit gewohnter Herablassung, und indem er sie beschenkte, sagte er, daß ihn auf seiner Reise noch Niemand nach dem Befinden seiner Mutter befragt habe, als diese gute Frau, welcher er dann auch versprach, daß ihr Sohn in 11 Tagen frei werde, was auch in Erfüllung ging. —

Von seiner Reise kehrte er zurück, ohne daß er hier Mängel und Mißbräuche, dort die Nothwendigkeit von Verbesserungen entdeckt hätte. Von diesen Verbesserungen setzte er regelmäßig auch seine Mutter in Kenntniß, welche jedoch, einige ausgenommen, die Pläne Josephs entweder mißbilligte, indem sie in den letztern Jahren ihres Lebens die Unannehmlichkeiten der Neuerungen scheute, oder die Realisirung derselben ihrem Nachfolger überlassen wollte.

Das Herz Josephs war von der reinsten Menschenliebe erfüllt, und sein sehnlichster Wunsch war, alle seine Völker zu beglücken. Welch erhabenes Gefühl, welcher Entschluß mag wohl seinen Busen am 29. Novbr. 1780 geschwellt haben, als er, nach dem Tode seiner verklärten Mutter die Regierung übernehmend, sich im ausschließlichen Besitze jener Mittel sah, durch welche er die früher verworfenen, mißbilligten oder aufgeschobenen Pläne, seine Lieblingsgedanken realisiren konnte. Er fühlte es zwar, daß diese Pläne, zusammengenommen, eine riesenhafte Aufgabe seien, welche zugleich die ganze Umgestaltung seines aus so verschiedenen Elementen bestehenden Reiches in sich faßte; er wußte auch recht wohl, daß er hiebei nicht viel auf hilfreiche Hände rechnen könnte; er weihte sich aber demungeachtet, nicht minder getrieben vom hehren Genius seiner Seele, als vom Beispiel zweier großer Männer seines Jahrhunderts, nämlich des russischen Kaisers Peter I. und des Preußischen Königs Friedrich II., mit thatkräftiger Entschlossenheit dem großen Werke.

Das großartige Ziel, welches er sich ausgesteckt hatte, schwebte klar vor Josephs großer Seele. Es war nichts Kleineres, nichts Geringeres, als aus den von so verschie-

Digitized by Google

denartigen Elementen zusammengesetzten Ländern einen fest zusammenhängenden, reichen, mächtigen Staat zu machen, in welchem einerlei Verfassung, einerlei Gesetzgebung, einerlei Nationalität seien; welche durch geistige Aufklärung, durch Lebhaftigkeit des Gewerbfleißes und eines blühenden Handels, auf die höchste Stufe der Kraft, des Wohlseins und der Unabhängigkeit gehoben werden, und die Leitung dieses ungeheuren Staatskörpers wollte er sich durch Vereinfachung und Einheit einer centralisirten Verwaltung so erleichtern, daß er von Obenaus mit Hilfe weniger Beamten gleichsam mit einem Fingerdruck die ganze Staatsmaschine im Gang erhalten, und die auswärtigen Hindernisse, welche ihm hiebei in den Weg träten, durch eine innigst zusammenhängende, seinem Willen huldigende, aufgeklärte, glückliche Volksmasse, nach seinem Belieben besiegen könne.

Dies erhabene Ziel war würdig des Genies und des von Menschenliebe sprudelnden Herzens eines Josephs; aber in seinem heiligen Eifer vergaß er darauf, daß die Erreichung desselben ohne Zusammenwirken aller Kräfte im Staat für einen allein dastehenden Fürsten, wenn er auch noch so ein außerordentliches Genie wäre, doch unmöglich sei; er vergaß ferner auch darauf, daß ein solches Werk, wenn es auch überhaupt ausführbar wäre, nicht das Resultat eines Regentenlebens, sondern das Resultat eines Jahrhunderts hindurch streng durchgeführten Regierungssystems sein kann. Er vergaß darauf, daß seine Neuerungspläne unzählige Interessen berührten, wodurch ihm tausend Hindernisse in den Weg gelegt würden, welche um so schwerer zu beseitigen seien, je mehr sich die Neuerungen überstürzten. In seinen Berechnungen vergaß er auch oft auf die Localverhältnisse und hielt die Menschen für weit fügsamer, als sie ihrer Bildung nach in der Wirklichkeit waren. Aber die geistigen Kräfte und Anlagen der Völker lassen sich noch weniger nach einer und derselben Form modeln, als die physischen, und der Zwang verursachte Reaction, worauf er aber bei seinem eisernen Willen anfangs wenig achtete. Und daher kam es, daß er, entschlossen seine Unterthanen um jeden Preis zu beglücken, da wo althergebrachte Rechte oder Interessen ihm hinderlich in den Weg traten, auch oft Zwangsmittel anwendete; dies verwickelte ihn aber in ein Labyrinth, woraus ihm weder seine Menschenkenntniß, noch sein Feuereifer, noch seine unerschöpfliche Thätigkeit heraushalf. Widerspenstigkeit und Empörung war das traurige Ergebniß seiner hochherzigen Bestrebungen. Auch die durch ihn gestattete Preßfreiheit trug nur giftige Früchte. Und bei dieser allgemeinen Umgestaltung der gesammten Monarchie beobachtete man in dem über seiner Verfassung mit Argusaugen wachenden Ungarn und Siebenbürgen gar nicht die gesetzliche Form, es geschah alles ohne Landtag, durch bloße Verordnungen. Unter den Sachsen durfte von nun an Jedermann sich Grundbesitz erwerben, weß Stammes und Glaubens er immerhin gewesen wäre. Das Land wurde in andere Bezirke eingetheilt, und die deutsche Sprache zur allgemeinen Geschäftssprache erhoben. Er beschenkte den an die Erdscholle geketteten Frohnbauer mit dem Rechte der Freizügigkeit. Justiz- und Steuerwesen wurden einer Reform unterzogen. Er riß ohne Rücksicht auf Vorurtheile und hergebrachte Gewohnheit alles nieder, was dem neuen Staatsgebäude im Wege stand, selbst wenn es dem Ganzen angepaßt noch länger hätte bestehen können. Daher erhob sich von allen Seiten der Widerstand, und am Rande des Grabes widerrief er alle seine Reformen. Er war seinem Zeitalter um ein halbes Jahrhundert vorangeeilt, sein Volk war für solch großartige Reformen noch nicht reif, und verstand ihn nicht. — In den letzten Tagen seines Lebens soll er den Wunsch geäußert haben, man solle über sein Grab schreiben:

„Hier ruht der Fürst, dessen Absicht rein, der aber so unglücklich war, selber zu sehen, wie alle seine Pläne Schiffbruch leiden.“

Er hat den Beweis geführt: daß man in die Staatsverhältnisse, welche auf verjährte, für heilig gehaltene Volksmeinungen sich stützen, nur dann ohne Gefahr eingreifen und große Veränderungen damit vornehmen könne, wenn diese das Werk der Zeit und die Früchte der bei dem größern Theile des Volkes sich immer mehr verbreitenden Aufklärung sind. Nun aber sehen wir den Geist seiner Bestrebungen in den Ereignissen der Gegenwart sich gleich dem Phönix aus der Asche erheben, und die von ihm angeregten Ideen werden zur That, aber seine ordnende Hand fehlt, um Alles zu einem, alle Völker gleichmäßig beglückenden Ziele zu lenken.

C. S.

Der Landmann und die Schlange.

(Eine alte Fabel.)

Gestern las ich in einem Buche:
„Ein Landmann traf auf dem Felde eine vom Froste
„ganz erstarrte Schlange. Er bedauerte das Thier,
„nahm und erwärmte es im Busen, an seinem Herzen.
„Es erholte sich auch bald und versetzte nun, zu Kräften
„gekommen, dem Wohlthäter einen tödtlichen Stich.“

Digitized by Google

Viele Leser, dachte ich, werden die Fabel schon wissen, viele nicht; den ersteren wird die Wiederholung und den letztern die Kenntnißnahme davon nicht überflüssig sein. — Das beste bei der Sache ist — dacht' ich ferner —, daß Aesop vor mehr denn 1000 Jahren die Fabel gemacht, und nicht du; — sonst könnte es leicht Jemandem, der einem gerne am Zeuge was flicken möchte, einfallen: du habest unter dem Landmanne die sächsische Geistlichkeit und die Lehrer, und unter der Schlange — — nun, wen denn? — — die Inhumanität gemeint, womit beiden in diesen Tagen von vielen Seiten her begegnet wird. — Es sähe auf ein Haar so aus, wenn Aesop es nicht schon geschrieben hätte. —

Joh. Vogt.

Mannigfaltiges.

Alle Hoffnungen sind erstanden, daß der Streit mit Ungarn und Croatien dennoch zur friedlichen Ausgleichung gelangen wird. Der ungarische Premierminister ist zu diesem Zwecke wieder in Wien und der Ban von Croatien wird stündlich erwartet. Gebe Gott, daß der unselige Streit geschlichtet wird — denn Gutes käme nichts heraus!

* * *

Die Ereignisse in Italien und an der Donau dienen fast allen französischen Zeitungen zum Gegenstand ihrer leitenden Artikel. Am gründlichsten beurtheilt natürlich das Journ. des Deb. jene Ereignisse aus alter Erfahrung. Nachdem es die bekannten Ereignisse in seiner Weise erzählt, erhebt es sich mächtig gegen die Idee der Errichtung eines Freistaatenbundes an den Donauufern. In den Donaufürstenthümern, schließt das Blatt, hat Frankreich nur ein Interesse, nämlich die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts; nur ein Mittel zur Handlung, nämlich Oesterreich zu unterstützen. Ehemals würde man nur darauf geantwortet haben, Oesterreich unterstützen heiße dem Despotismus das Wort reden. Der Despotismus hat heute weder eine Partei in Oesterreich, noch in Deutschland. Indem man die Donaufürstenthümer an Oesterreich schließt, schließen wir sie an den Liberalismus. Und heißt das nicht, das wahre Interesse und Gefühl Frankreichs vertreten?

* * *

Der befürchtete 6. August ist in Wien ganz ruhig vorübergegangen, und das große deutsche Einheitsfest hat an diesem Tage stattgefunden. Die Nationalgarde in ihren Abtheilungen, selbst der Minister Doblhof in einer Nationalgardeuniform und die gesammte Garnison erschienen auf dem Glacis, wo eine Feldmesse gelesen wurde. Dem Reichsverweser wurden viele Hochs gebracht. Die deutsche Cocarde ward von den Truppen nicht aufgesteckt.

* * *

Aus Wien wird berichtet, daß der Erzherzog Franz Joseph zum Stellvertreter des Kaisers ernannt werden solle.

* * *

Die Friedensbedingungen, welche der Reichsverweser Dänemark machte, lauten: Dänemark übergibt die Hälfte seiner Flotte, tritt Schleswig-Holstein an Deutschland ab und bezahlt die Kriegskosten mit 2 Millionen Thaler.

* * *

Als sich jüngst zu Wien eine Volksmenge vor dem Palais des durch seine Originalität bekannten Grafen Sandor versammelte, um eine Katzenmusik zu bringen, trat er an das Fenster und fragte: „Meine Herren! Wem wollen Sie die Katzenmusik bringen? mir oder meiner Frau (einer Tochter Metternichs)?“ — „„Ihrer Frau!““ war die Antwort. — „Gut, meine Herren! da komme ich selbst hinunter und helfe Ihnen.“ — Und alsbald erschien der Graf unten mit einem ungeheuren Trichter, auf dem er furchtbar blies. Nachdem der Höllenlärm eine halbe Stunde gedauert und sich das Volk befriedigt entfernen wollte, rief der Graf: „Halt, meine Herren! Sie haben vergessen, die Fenster einzuwerfen. Das gehört noch dazu!“ — Und der Graf war der erste, welcher Steine in die Fenster seiner Gemahlin warf.

* * *

Eine sehr hohe Ischler Dame hat dem Banus Jellacic ihre an ihn geschriebenen Briefe abgefordert; dieser verlangte eine Belohnung von 100,000 Gulden, welche er auch erhalten haben soll. — Bevor er jedoch die Briefe zurückgab, ließ sich der Banus eine mit Zeugenunterschrift versehene Abschrift machen.

* * *

Der Aufruhr in Irland hat einen dreifachen Charakter, einen politischen, nationalen und socialen, oder wenn man lieber will, einen agrarischen. Das Volk erhebt sich zu gleicher Zeit für die Republik, für die Losreißung von Großbritannien und für den Kampf gegen die großen Gutsbesitzer.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 34. **Montag, den 21. August** **1848.**

Erwiderung auf den Aufsatz in Nr. 30 der Blätter: „Noch ein Wort bezüglich der in Nr. 29 u. f. w.“

Motto: Glühend für Wissenschaft,
Blühend in Jugendkraft,
Sei Deutschlands Jüngerschaft
Ein Bruderbund.

Nicht Ueberschätzung meiner Kräfte, nicht unbescheidene Eitelkeit ist es, die mich, ein Mitglied der jüngern Jugend, den Versuch wagen läßt, die von Hrn. V. in Nr. 30 der Blätter ausgesprochenen Ansichten zu widerlegen; ich thue dies, weil ich unerschütterlich fest vertraue auf die Gerechtigkeit der Sache, die ich führe; weil ich überzeugt bin von der Nothwendigkeit, irrige Ansichten über diese, leider so Vielen mißliebige Versammlung im Interesse ihrer jetzigen und zukünftigen Wirksamkeit zu widerlegen und aufzuklären, wenn ich auch überzeugt bin, daß es sich im Jahre des Heils 1848 gar Niemand träumen läßt, einer Versammlung, wie der beantragten, directe Hindernisse in den Weg zu legen. Darum muß ich von vorn herein erklären, daß mir Hrn. V. Ansichten irrig erscheinen: in Bezug auf die Nothwendigkeit, auf das Wesen und die zu erwartenden Resultate einer solchen Versammlung.

Zuerst also die Nothwendigkeit. Wenn ich auch nicht mit dem Verfasser des Aufrufs kurzweg ausrufen will: „Wir sind des deutschen Namens unwürdig“, so wird doch auch Hr. V. es schwerlich leugnen können, daß wir seit Jahren, seitdem wir überhaupt angefangen haben, über die Grenzpfähle unseres vaterstädtischen Gebietes oder gar über die vier Wände unseres heimischen Nestes und den Rand unserer wohlgefüllten Fleischtöpfe hinaus, uns auch mit allgemein nationalen Interessen zu beschäftigen, oft genug die traurige Erfahrung gemacht haben, daß Engherzigkeit, Einseitigkeit und Beschränktheit aller Art die herrlichen Eigenschaften alle, die wir noch vom deutschen Charakter bewahrt haben, wie eine undurchdringliche Eisrinde umschlossen und erstarrt haben, daß die durch ein egoistisches und dünkelhaftes Festhalten seiner alleinseligmachenden Ansichten herbeigeführte Zersplitterung unserer herrlichsten Kräfte, eine solche Halt- und Formlosigkeit in unsere Bestrebungen für das Gute, selbst wo sie da sind, gebracht hat, daß es dem Schwächern, der nur im Vereine mit Andern zu wirken fähig ist, der eines Haltes, eines Stützpunktes bedarf, an den er mit seinen Strebungen sich lehnen kann, unmöglich wird, einen solchen zu finden, und er eben deßhalb, entweder durch wiederholtes Mißlingen seiner redlichen Absichten mißstimmt, sich ganz egoistischen Strebungen hingibt, oder aber, auf Irrwege gerathend, mehr schadet, als nützt.

Werden wir aber durch die Erkenntniß unserer wirklich vorhandenen Mängel zu gegründeten Lamentationen veranlaßt, so erwächst für uns eben dadurch die gebieterische Forderung: die Hebung dieser Mängel aus allen Kräften anzustreben, und um eben zu zeigen, daß eine Jugendversammlung in diesem Sinne sehr viel wird wirken können, gehen wir auf das Wesen derselben über, das Hr. V. auch irrig aufgefaßt zu haben scheint. Wie wir einerseits in einer Zeit leben, wo die von Innen und Außen gefährdete Nationalexistenz, der heiße Kampf um die theuersten Kleinode eines Volkes einen Jeden, selbst den Jüngsten, willkommen erscheinen läßt, wenn er die Reihen der Kämpfenden wirklich verstärkt, in einer Zeit, die es als ihren höchsten Ruhm hervorhebt, die Wirksamkeit jedes Menschen für das öffentliche Wohl nur durch seine Fähigkeit zu bedingen, müßten wir andererseits Wehe rufen über ein Volk, dessen Söhne aufhören, sich zum Jungthum zu rechnen, sobald sie die Schulbänke verlassen. Darum

Digitized by Google

wissen Sie also, daß nicht die, die noch erzogen werden, nicht wir, die man noch erziehen will, die einzigen und Hauptheilnehmer an der beantragten Jugendversammlung sein sollen, sondern daß wir, wie wir wiederholt erklärt, sicher darauf gerechnet haben: **daß Jeder, der nicht die alte Zeit als das Ideal aller Zeiten aufstellt, der, von neuzeitlichen Ideen erfaßt, in, mit und durch die Jugend unser Volk regeneriren helfen will, daß mit einem Worte Jeder sich in Medwisch einfinden, und mit Rath und That an die Hand gehen werde, dem der Zopf noch nicht hinten hängt, und der es nicht verschmäht, mitten unter der Jugend stehend, mit ihr gehend, sie leitend mit ihr zu kämpfen, selbst wenn er dem Schwabenalter nahe, oder gar es überschritten.**

Und nun zum Schlusse noch einige Worte darüber, was wir von einer derartig zusammengesetzten Jugendversammlung erwarten, und was uns berechtigt, wirklich etwas von ihr zu hoffen. In Einem sind wir mit Hrn. V. einig: daß es besser werden muß; vielleicht auch darüber, daß es ein Postulat des menschlichen Entwickelungsprozesses ist, daß jede kommende Generation eine Stufe höher klimme an der unendlichen Himmelsleiter menschlicher Vervollkommnung, als die früher dagewesene (wenigstens muß ich dafür annehmen, da er am Schlusse durch sein eigenes Geständniß seine früher ausgesprochene, für Jeden, der ein fortwährendes Besserwerden hofft, wahrlich trostlose Ansicht widerlegte, „wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen“). — „Aber“, sagt er dann weiter, „nicht durch die Jugend als Jugend, nicht durch Jugendvereine u. dgl., sondern durch eine tüchtige, an sie gewandte Erziehung mit Rücksicht auf ihre hohe Bestimmung, auf die Forderungen der Zeit u. s. w. kann dies geschehen.“ Der letztere Theil der Behauptung ist allerdings sehr wahr, aber Jugendvereine und eine bessere Erziehung schließen sich ja nicht aus, ich behaupte, sie bedingen einander. Ich wenigstens habe mich durch vielfache Erfahrung überzeugt, daß selbst das vernünftigste und strengste Eingreifen in die Erziehung der Jugend ein fruchtloses und einseitiges bleibt, so lange nicht in der Jugend selbst das positive Streben angelegt wird, etwas Tüchtiges nicht nur für sich, sondern auch fürs Allgemeine zu leisten. Nun verweise ich aber auf die obige, nähere Bezeichnung des Wesens unserer Jugendversammlung, und behaupte ganz im Widerspruche mit H. V., daß gerade eine solche Vereinigung der so bezeichneten Jugend mehr als irgend ein anderer Verein im Stande ist, unser eigentliches Volk aus seinem Schlafe in jeder Beziehung zu wecken, und nicht nur das nationale Bewußtsein, sondern auch ein aus solchem Bewußtsein hervorgegangenes tüchtiges und eben deshalb erfolgreiches Streben nach allgemein menschheitlicher Vervollkommnung hauptsächlich dadurch zu beleben, daß sie die Jugend begeistert, alle ihre Kräfte zur Erreichung solch schönen Zieles anzustrengen, und eben deshalb zuvörderst selbst geistig und moralisch möglichst tüchtig zu werden. Alles das wage ich zu behaupten, weil ich fest überzeugt bin, und eben nur darauf mit jeden Fortschritt in der menschheitlichen Entwickelung erklären kann, daß es gerade in der Natur der Jugend liegt, sich von hohen Ideen leiten zu lassen und stets zum Besseren fortzuschreiten, ja sich für Realisirung solcher Ideen bis zur Schwärmerei zu begeistern, daß also ein Volk, dessen Jugend von keinen hohen Ideen ergriffen ist, sich selbst überlebt hat und unrettbar seinem Untergange entgegeneilt. Damit diese meine Behauptungen aber nicht unbegründet bleiben, erinnere ich H. V. blos an den preußischen Tugendbund, und frage, ob diese in ihrer Art einzige Verbindung, die das damals so tiefgesunkene Preußen vom Abgrunde weg zu seiner jetzigen Blüthe führte, und der ein Freiherr v. Stein anzugehören nicht verschmähte, wohl vorzugsweise aus Consistorialräthen, Zunftvorstehern, Kreisräthen u. s. w. bestand; ich frage, was wohl aus Preußen geworden wäre, wenn Vater Jahn, um nicht fade und übelverstandene Salzmann'sche Erziehungsgrundsätze anzuwenden, statt die Jugend zu sammeln und auf den Turnplätzen für die hohe Idee der Vaterlandsbefreiung zu begeistern, blos an ihre Leiter Aufforderungen zu Vereinen für eine bessere Erziehung der Jugend erlassen hätte; ich frage endlich, ob das Wartburgfest von 1817 und das hartverfolgte Institut der Burschenschaften wohl in dem Gemüthe keines von den Männern, die wir jetzt als die heldenmüthigsten und redlichsten Vorkämpfer für Freiheit und Recht — beides Begriffe, deren Wesen man allmälig doch auf die Spur kommen zu wollen scheint — verehren, den ersten Funken jener herrlichen Begeisterung für Volkswohl, jener glühenden Vaterlandsliebe gezündet hat, die nothwendig sind, wenn unter irgend einem Volke die wahre Freiheit gedeihen soll.

Der Raum dieser Blätter gestattet mir nicht, die Sache erschöpfender zu behandeln; ich schließe aber mit der Versicherung, daß die deutsche Jugend in Siebenbürgen durchaus nicht gesonnen ist, den Rath erfahrener Männer zu verschmähen, und daß dieselbe also auch das, was in H. V. Ansicht beherzigenswerthes liegt, gewiß beherzigen wird, zugleich aber auch mit dem Wunsche: es möge durch die bevorstehende Versammlung nicht nur kein junger

Digitized by Google

Sachse vom rechten Wege abgelenkt, sondern die gesammte deutsche Jugend, durch allseitigen Gedankenaustausch belehrt, angeregt, begeistert und durch frühzeitige Gewohnheit sich als das Glied eines großen und organischen Ganzen zu betrachten, vor aller Einseitigkeit bewahrt werden, damit wir in Wahrheit mit dem glühenden Follen sagen können:

Ein Herz, ein Leben ganz
Steh'n wir, wie Wall und Schanz,
Bürger des Vaterlands,
Voll Thatenlust!

Denn wenn wir auch über jenes ominöse Alter hinaus die jugendliche Frische und Beweglichkeit des Geistes auf diese Weise uns wahren, wird die uns folgende Generation nicht klagen müssen über das,

„Was wir geworden, und nicht hätten werden sollen".

G. H. 12. October.

Rede des Grafen Lad. Teleky.

(In der Unterhaussitzung vom 3. Aug.)

Ich werde zu dem Antrage (Gorove's) sehr kurz sprechen; denn ich halte es für eine Unmöglichkeit, denselben nicht zu unterstützen. Auch ich wünsche, wie der Redner vor mir, daß so wie die Vertreter des großen deutschen Reiches auf den Bericht eines Deputirten durch Aufstehen und mit allgemeiner Begeisterung erklärten, für das Bündniß mit Ungarn zu sein, auch wir unsererseits mit allgemeiner Begeisterung uns für das Bündniß mit Deutschland manifestiren. (Das Haus erhebt sich wie Ein Mann.) Ich freue mich dieser eben erfolgten Kundgebung; denn mein Glaube ist, daß ein Bündniß Deutschlands mit Ungarn die möglich größte Garantie sowohl der Freiheit als der Civilisation in sich schließt. Der G. d. M. wird für Wien der große Tag sein, an welchem, wie ich hoffe — und es kann auch nicht anders kommen — auch Wien mit dem großen deutschen Reiche sich vereinigen wird. Dies muß geschehen, es ist ein Postulat der Freiheit; es muß geschehen, weil es im Interesse der österreichischen Monarchie unmöglich unterbleiben kann. — Wohl weiß ich, daß dort in Wien ein Ministerium, welches, wie ich in den Zeitungen gelesen, die Interessen der Nation nicht aufzufassen wußte und sich nach allen Richtungen hin drängen läßt; es hat mit seinem Rücktritt gedroht, und als die Umstände eintraten, unter welchen es hätte abdanken sollen, hat es nicht abgedankt; es war ein Ministerium der Freiheit, und hat doch mit denjenigen coquettirt, denen die Freiheit zu viel ist. Aber ich glaube, das wird nun ein Ende haben. Es gibt Grenzen, über welche hinaus ein solcher Fehler nicht gehen kann; es ist unmöglich, daß das Ministerium am 6. August die Nationalfarben nicht aufstecke; denn wer ein Glied eines deutschen Ministeriums ist und dies nicht thut, kämpft gegen die deutsche Einheit, und ein solcher Mensch ist nach meiner Ueberzeugung ein dreifacher Verräther. Er ist ein Verräther als Deutscher, denn er befände sich in einer ähnlichen Lage, wie ein Ungar, der da wollte, daß keine Centralisation in Ungarn und jedes Comitat souverän sei. Einen solchen Menschen würde ich einen Verräther nennen, denn ich würde glauben, er gehe von machiavellistischen Grundsätzen aus und wolle, daß Ungarn aus der Reihe selbstständiger Staaten gestrichen werde. Als einen Verräther betrachte ich den, der in dem Augenblicke, wo Deutschlands Freiheitsmorgen anbricht, darauf los agitirt, daß daraus nichts werde, sondern Deutschland auch ferner noch in einige 30 kleine Fürstenthümer getheilt sei, wie es bisher war, wo die Souveräne die Völker als Schafe betrachteten, von denen jeder seine Heerde auf sich nahm. Das war die Zeit des Despotismus. Jetzt aber, wo die Völker sich vereinigt haben und die Morgenröthe der Freiheit aufgegangen ist, wäre es eine unbegreifliche Unverschämtheit, darauf hin zu arbeiten, daß Oesterreichs Vereinigung mit Deutschland nicht vor sich gehe; ein solcher Mensch würde vor den Augen der Welt sich als Verräther hinstellen. Als Verräther betrachte ich einen solchen aber auch im Interesse der österreichischen Monarchie. Denn was war vordem die österreichische Monarchie? Sie war eigentlich keine Monarchie, sondern eine Familie, die verschiedene Besitzthümer hatte; die einzelnen Provinzen standen unter einem gemeinsamen Herrscher; aber kein Interesse knüpfte sie an einander. Die Folge davon war die Schwäche der österreichischen Monarchie; denn es gab keinen österreichischen Patriotismus. Ein österreichischer Patriotismus wäre vordem nur so denkbar gewesen, wie wenn Fürst Esterházy für seine besonderen Herrschaften einen besondern Patriotismus geäußert hätte. Dergleichen Gefühle finden keinen Platz in der menschlichen Brust. Man kann also dem Hause Oesterreich und den Erbländern keinen größern Dienst erweisen, als durch Einheit und Centralisation; indem man erklärt, daß da, wo bisher zwischen den Provinzen kein Band existirte, das eine Band durch Verschmelzung mit dem deutschen Reiche die in Frankfurt centralisirte deutsche Freiheit sei, das andere aber ein zwischen Deutschland und dem 14 Millionen zählenden souveränen Ungarlande, im

)(

Digitized by Google

unzertrennlichen Interesse der Freiheit und des Thrones geschlossenes Bündniß. Dies räth das Interesse der österr. Monarchie, und wer dawider handelt, der begreift seine Stellung nicht, ja der handelt und erhebt sich wider das, was seine Stellung gebieterisch heischt. Ein solcher wäre ein Verräther, nicht nur als Deutscher, sondern auch als Glied des österr. Ministeriums, ja ein Verräther an der Menschheit, denn die Sache der Civilisation verlangt dort in Deutschland die Vereinigung. Ich weiß es, daß es Menschen gibt, welche Anhänger des gestürzten Systems, und nach einer Seite schielen; Niemand aber weiß, nach welcher, und man wünschte zu sehen, durch welche Ereignisse sie gewitzigt werden wollen, und was sie erwarten. Viele von diesen, dünkt mir, schielen nach zwei Seiten; das Eine ist begreiflich, ihr Hinblicken auf die österr. Armee, wie dies einer meiner Collegen gesagt, sie hoffen nämlich, daß, wenn die österr. Armee die Italiener besiegt, sie hierauf, vermöge ihrer alten Organisation, die sie fern hält von der Freiheit, die Freiheit in Wien stürzen und dann von dort zu uns kommen werde, um die Freiheit zu unterdrücken. Das hoffen sie, Gott wird aber nicht zulassen, daß dies je in Erfüllung gehe, denn ihre Hoffnungen sind gegen die Nationalinteressen gerichtet. Das Eine also, wie gesagt, wäre zu begreifen; unbegreiflicher aber ist, daß sie mit dem andern Auge nach Wien blinzeln, in der Meinung, dort eine Stütze zu finden, um die ganze österreichische Monarchie einem Bündnisse mit Rußland in die Arme zu führen; und ich spreche es aus, wenn das Wiener Ministerium am 6. d. M. das Interesse der Monarchie nicht erfaßt, wenn es die Verschmelzung der österreichischen Monarchie mit dem deutschen Reiche hindert, dann wird es allmälig die Sache dahin bringen, daß die österreichische Monarchie ein untergeordneter Bundesgenosse Rußlands wird und zuletzt im russischen Reiche aufgeht; denn wer einen Plan durchführen will, rechnet gewiß auf Verbündete. Wenn nun schon diese Menschen, obwohl es mir eine Unmöglichkeit scheint, die deutsche Einheit verhindern wollen und mit dem deutschen Reiche Finger ziehen, so lehnen sie sich auf wider die Civilisation des westlichen Europas, und in einem so ungleichen Kampfe, auf dessen einer Seite das civilisirte Europa, auf der andern aber eine pflichtvergessene Regierung stehen würden, wäre es dann nicht mehr zweifelhaft, zu welcher Partei sie gehören; und sie hätten dann Rücksicht darauf zu nehmen, daß auch wir Bundesgenossen haben, die stets gemeinsame Sache machen mit Jenen, die gegen die Tyrannei und für die Freiheit kämpfen. Es ist meine Ueberzeugung, daß jene Regierung, die sich einfallen ließe, mit Deutschland Finger zu ziehen und gegen die deutsche Einheit zu arbeiten, und als deutsche Regierung geradezu nach Rußland hinüber zu liebäugeln, daß eine solche Regierung geradezu darauf ausginge, den Absolutismus mit russischer Hilfe zurückzuführen, und einen großen Krieg zu führen, einen Krieg des Absolutismus und der Barbarei mit der Freiheit und Civilisation. Darum sage ich — denn es gibt keine andere Perspective — daß, wer dieses thäte, ein Verräther wäre, nicht nur als Deutscher Deutschland gegenüber, nicht nur in seiner Eigenschaft als österreichischer Minister, sondern auch gegenüber der Menschheit.

Ich glaube daher, daß wir dies erklären können, weil die ungarischen Interessen in keinem Widerspruche stehen mit den deutschen Interessen; Ungarns Interessen sind, Alles erwogen, im innigsten Einklange mit denen Deutschlands, und so wie sie für die Freiheit und Civilisation kämpfen, so kämpfen auch wir für Freiheit und Civilisation, und ich bin überzeugt, daß nur die falsch verstandenen Interessen der Völker mit einander collidiren können, ihre wahren Interessen nie und nimmer. In Folge davon freue ich mich, daß auch für Wien mit dem 6. August der große Tag deutscher Einheit hereinbrechen wird; und ich bin überzeugt, daß, ohne einen dreifachen Verrath zu begehen, das Wiener Ministerium unmöglich verhindern kann, was das Interesse der deutschen Nation und zugleich jenes Volkes und jener Monarchie, welche es repräsentirt, so wie das Interesse der Menschheit und Civilisation fordert. Ich freue mich daher, daß der Morgen dieses großen Tages herangebrochen, und freue mich der Meinungsäußerung, die sich hier kundgegeben. Denn ich bin überzeugt, daß dieses Bündniß zwischen Deutschland und Ungarn in diesem Theile Europas den wahren Grund zur Civilisation und Freiheit legen wird, so daß es unmöglich sein wird, durch Contrerevolutionen die befestigte Freiheit in ihrem Laufe aufzuhalten und ihr einen Riegel vorzuschieben.

Noch Eines habe ich zu bemerken. Ich habe gesagt, daß das Ministerium sein Interesse nicht begreift; meine geehrten Mitrepräsentanten werden einsehen, daß ich die Anschuldigung nicht weiter führen will, als auf das Feld, wo wir nach Daten urtheilen können. Ich glaube, daß das jetzige Ministerium nun auf keinen Fall ein solches ist, von welchem Oesterreich seine kräftige Entwickelung in der Richtung, der es folgen muß, erwarten könnte; ich glaube, daß dieses Ministerium von einem andern abgelöst werden muß, welches volksthümlicher sei, damit es jenen Theil der Monarchie, dessen Angelegenheit es führt, seiner Bestimmung zuführen könne. Unter allen Corporationen Oesterreichs, welche im Lande eine leitende Gewalt ausübten, hat,

Digitized by Google

meiner Ansicht nach, keine die österreichischen Interessen besser vertreten, als die Aula, jene Aula, der man wohl den Vorwurf machen kann, in einigen Dingen zu weit gegangen zu sein, die aber an Patriotismus und Begeisterung für die gute Sache sich durch Niemand übertreffen ließ, und die auch damals eine taktvolle Haltung bewies, als sie sah, daß das Ministerium eine Bahn einschlage, die, ohne die Interessen des Vaterlandes aufzuopfern, nicht verfolgt werden kann. Damals ebnete die Aula den Pfad, und wirkte geradezu darauf hin, daß diese Bahn nicht mehr betreten werde. Ich setze mein Vertrauen in Männer, wie die, aus welchen die Aula besteht, denen das allgemeine Interesse am Herzen liegt; ich setze meine Hoffnung auf die Erhabenheit der Sache, die offen darliegt vor jedem Deutschen und Ungar. Sollte sich je ein Verräther an dieser Sache finden, so würde ihn die Wucht der öffentlichen Meinung erdrücken und ihn zu nichte machen, als hätte er nie existirt. Noch einmal erkläre ich daher, daß ich als Ungar, als freier Mann, als Kämpfer für die Civilisation mich darüber freue, daß der große Tag der deutschen Einheit angebrochen, und erkläre diejenigen für Verräther, die dagegen zu wirken sich erkühnen würden, mögen sie Ungarn sein, oder Deutsche!

Weiherede,

gehalten zur Fahnenweihe der Kronstädter Freischaar am 19. Juli 1848

vom

Prediger Christoph Pömches.

Zu heiliger Feier stehen wir hier versammelt unter unseres Gottes freiem Himmel, im majestätischen Tempel seiner Natur, und dieser hehren Runde tiefe Bedeutung fühlend, erhebt sich freier hier jedes Menschen Herz. Laute, jegliche Seele durchdringende Stimmen des freudigen Dankes und frommen Gebetes sind schon erschollen in diesem Kreise, wie ihn, zu solchem Zwecke geschlossen, unsere Augen, ja unsere Vaterstadt, wenigstens seit langer Zeit noch nicht gesehen, und dem ehrenvollen Auftrage, nach welchem ich im stillen Herzen mich so sehr gesehnt und den ich, als von meinem Gotte kommend, nur betrachten muß, zu entsprechen, bin ich an diese Stelle getreten, um auch mit meinem schwachen Worte zur Verherrlichung des Festes mein Scherflein beizutragen und ein erhabenes Werk der Weihe zu vollziehen. Hört mit Liebe, hochansehnliche, hochverehrte, herzlichgeliebte Festgenossen, hört mit Liebe, was ich in Liebe zu euch sagen will.

Als beim Beginne dieses wundersam bewegten Jahres über Welschlands blühenden Gefilden die Flamme der Empörung sich erhob; als des Volkes Masse, getrieben von fanatischer Wuth, dort aufstand mit mörderischer Waffe gegen alles Deutschthum und los sich reißen wollte aus dem Verbande der unter unseres deutschen Fürsten Krone so lange reich gesegneten Länder; als Zwietracht und Aufruhr mit Sturmesschritten, wie sie noch kein Jahr der Weltgeschichte aufzuweisen hat, sich verbreitete rechts und links über die Länder unseres Erdtheils und dem drohenden Gewitter gleich, das anfangs sich nur am Horizonte in grauen Streifen zeigt, bald aber mit Sturm und Blitz seine mächtige Nähe kund gibt, auch uns immer näher und näher kamen, so daß der muthigen Kriegeshelden Schaaren wohl kaum zureichend schienen, um Gesetzlichkeit und dadurch Ruhe, Ordnung und Sicherheit der Person und des Eigenthums aufrecht zu erhalten: da verstand man auch hier den ernst mahnenden Ruf der Zeit, und es trat auf unserer guten Väter weisen Rath der Kern von Kronstadts Bürgerschaft zusammen, die Waffen nehmend zum Schutz ihrer theuren Weiber und geliebten Kinder, und zu vertheidigen die gute Vaterstadt und — wenn es Gott so fügen sollte — auch das theure Vaterland gegen seine Feinde von Außen.

Und von oben, aus der wackern Männer Mitte (wie konnte es auch anders sein?) strömte der Feuergeist für Ehre, Recht und Pflicht, der zu der Zeit der Noth nur um so köstlicher sich darthut, herab auch in die auserlesenen Kreise unserer Jugend, und es erstand eine edle Schaar von Kronstadts treuen Söhnen, die mit begeisterten Seelen und mit unverfälschtem Blute sich anreihten an die Bürgerkriegerschaar und mit dem Gelübde, in Noth und Tod mit Herz und Hand das Heilige der Stadt, dem Volke zu schirmen. — Hier steht sie vor uns, die edle Schaar, und ihr Anblick entlockt gewiß jedem Herzen Freudgefühl und jedem Auge der Freude heilige Thränen. Hier steht der junge Freund der Wissenschaft neben dem jungen Künstler und Gewerbsmann, als Freund und Bruder, mit gleichen Waffen angethan und nach gleichem Ehrenziele strebend, verbunden zu freiwilliger Schaar. Und so ist's recht, denn die Göttin der Wissenschaft trägt ja auch die Waffen, und wer das Werkzeug führt, der mag auch Schwerte schwingen. —

Wo edle Herzen schlagen voll Hochgefühl für ihres Volkes Wohl, da kann solch rühmlich Thun aus freiem Antrieb wohl nicht lange unerkannt und unvergolten bleiben. Auch dieser jungen Männer Thun hat bald schon den verdienten Lohn gefunden. Und von wem? — Wo nehm' ich Worte her, um das Schöne und Große würdig zu bezeichnen? — Die Jungfrauen unserer Stadt, verbunden durch einen edelsinnigen Verein, sie, mit ihrem segnenden Berufe, an stillere Kreise nur gewiesen, weihten, um für des Volkes und des Vaterlandes heil'ge Sache doch auch etwas zu thun, und unsere edlen Jünglinge noch mehr zu begeistern, ihnen ihre Arbeitsstunden, und hervorgegangen aus ihren Händen ist diese werthvolle, bedeutungsreiche Gabe, das schöne Banner der Freischaar.

Wohl uns! wohl uns! dies hebt die Seele auf der Freude Schwingen, dies ist Vorbedeutung von noch guter

Digitized by Google

Zeit, trotz allen ihren sonst so bösen Zeichen, denn wir sehen im Heldengeiste, der hier so schön sich kundgegeben und kund sich gibt in unserm ganzen Volke: es gibt noch viele deutsche Seelen, erfüllt mit deutschem Sinn in unserer Mitte, und so lebt in uns der Hoffnung Himmelsfunke, daß ein neuer Stern uns noch erglänzen wird: der Stern der Morgenröthe einer neuen, Gott gebe, bessern Zeit. —

Heute nun hat unseres Gottes Sonne den schönen Tag heraufgeführt, wo dies Geschenk aus freundlichen Händen, das Banner der Freischaar, seine verdiente Weihe empfangen soll, damit es fortan in seiner tiefen, vollen Bedeutung zu den Herzen dieser jungen Männer spreche. — In ernsten Gedanken und freudiger Stimmung stehst du hier vor meinem Blicke, du auserlesene junge Schaar, denn für euch alle ist, seit ihr verbunden seid zu solchem heiligen Verein, dies wohl die ehrfurchtwürdigste und festlichste Stunde. O, mögen sie mit der Stunde nicht verschweben, diese Gedanken; möge sie nicht vorübergehen, verhallen die Stimmung, in welche diese Feier euch versetzte! Möge vielmehr der Sinn und Bedeutung dieser Fahne fort und fort von euch empfunden und in ihrem Rufe von euch der Ruf dessen in eurem tiefen Herzen vernommen werden, der diesen schönen Tag gemacht, der in diese festliche Stunde uns geführt. — Und das sei die Weihe, die auch ihr dieser von nun an eurer Fahne gebet. —

Ein dreifacher Ruf ergeht von ihr an euch; merkt auf, es ist ein Ruf von oben, ein Ruf von unserm Gott. Sie ruft:

wo Ihr mich wehen seht, da schaaret euch um mich mit freudigem Muth,
in eurer Mitte walte Lieb' und brüderliche Eintracht,
und daß ich immer mit Ehren möge wehen über euren Häuptern, so haltet treu und fest an deutscher Ehr' und deutscher Sitte.

Wo ihr mich wehen sehet, da schaaret euch um mich mit freud'gem Muth! das ist der erste Ruf. — Errichtet habt ihr, getrieben von der Begeisterung heißem, edlem Drange, in schönem Vereine mit unserer bürgerlichen Kriegerschaar, der Freiheit Damm und Wehr, und kämpfen wollt ihr für Volk und Vaterland, die da sind eures Gottes Sache. Das ist nicht leichtes Spiel; es sind die höchsten Güter dieses Lebens, für die ihr eingestanden seid. Das bedenket heute, am Weihetage eurer Fahne. Drum wenn die Stunde ruft zur Uebung im Gebrauch der Waffen, da möge, wo es solche heil'ge Zwecke gilt, Keiner, auch nicht Einer sich entziehen, sondern fertig und gerüstet sein voll frischen Muthes und so würdig des Ehrengeschenkes, das heut in eurer Fahne euch geworden. — Und wenn nach unseres Gottes Geheiß, dessen Wege nicht unsere Wege sind, auch hier bei uns, früh oder spät, des Krieges rauher Sturm wüthen soll, da möge jeder wieder an seinem Platze stehen, mit blankem Schwert in fester Hand; da möget Ihr wie eine ehrne Mauer umschwaren diese Fahne, und der Hinblick auf sie, die zu so großem Zwecke euch gegeben, möge stählen euren jugendlichen Muth, um mannhaft mitzukämpfen für die Vatererde und die Brüder!

Jünglinge! schon vor grauen Jahren krönte Heldenruhm der Deutschen Heere, und Tapferkeit waren stets der Deutschen Eigenthum. Ihr stammt zu Alle mit uns aus dem wunderschönen deutschen Lande im grünen Kranze seiner Eichen. O bleibet eurer theuren Ahnen werth! — Bei Wöbbelin, im freien Felde, da ruht im Schatten grüner Eichen ein jugendlicher Held an seiner Todesmunde. Ihr kennt ihn wohl. Auch Er stand in der Freischaar und ließ für's theure Vaterland gegen den fremden mächtigen Dränger sein junges Blut. Ihm thue es gleich, Ihm thu' es gleich, du unsere freie Schaar. Und wie es einst in der Freischaar an der Pleiße hieß: das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt, so möge es auch in der Freischaar hier an unserer Burzen heißen. Die hochgepriesenen Namen der Edlen alter Zeit, sie mögen euer Aller Gemüther fort und fort entflammen, ihrer würdig zu werden. Und ist's dem Einen und dem Andern auch von euch nach der Fügung dessen, der Tod und Leben hat in seiner Hand, bestimmt, den schönen und ehrenvollen Tod für euer Volk, für's Vaterland zu sterben; ihr sinkt ins Grab, aber die Ehre schreibt euern Namen mit unauslöschlichen Zügen auf ihre Fahne zur Nacheiferung des kommenden Geschlechtes und der Vater und die Mutter haben neben der Thräne der Wehmuth, daß sie euch so früh verloren, noch eine Thräne des Dankes zu Gott, daß er sie des hohen Glückes würdigte, dem Vaterlande einen Helden erzogen zu haben. — Ja, Preis, Preis den Edlen, die mit freud'gem Muth den Tod fanden für das Vaterland. Aus ihrem Blute, aus ihrer Asche erblebet Sieg und Freiheit, und vom Himmel müssen sie mit himmlischer Freude herabsehen, wenn freie Brüder nun ihr Grab umkränzen. Drum, geliebte junge Freunde, mit Herz und Hand für Gott und euer Volk und euer Land zu glühen habt ihr gelobt mit begeisterungsvollem Munde; heute gelobet es euch auf's Neue, und die Zeichen, die eure schöne Fahne schmücken, sie mögen strahlen hell und rein euch in der tiefsten Brust. Wo ihr sie wehen seht, da schaart euch um sie mit freud'gem Muth.

An diese erste Mahnung knüpfet sich die zweite: In eurer Mitte walte Lieb und brüderliche Eintracht. — Liebe und Einigkeit — sie sind ja die Grundsäulen des Glücksgebäudes jeder Gesellschaft, jedes Bundes. Liebe bringt die Herzen zusammen und verbindet die einzelnen Kräfte zu einer gewaltigen Kraft; Zwietracht und Parteigeist reißt die Herzen aus einander und zersplittert die Kräfte. Und das Band, das ihr um euch gewoben, ist's nicht das Band der Liebe und der Einigkeit? O haltet es in Ehren, dies herrliche Band, damit es fester und immer fester euch umschlinge zu eures Bundes Wohl, und daß es nie sich löse. — Es war ja der Geist der Einigkeit, der auch die schöne Gabe, die künftige Fahne eurer Schaar, zu ihrer Schöpfung brachte, und Einer von euch, wie der Andere, hat gleichen Antheil an der Gabe: so ist sie denn ein kostbares, aber euch Allen gemeinsames Gut. O daß ihr nie sie schänden möget durch gegenseitige Feind-

Digitized by Google

schaft, Verdächtigung und Spaltung; daß der Himmelsgeist die Liebe fort und fort aus euerm Herzen in eure Reihen übergehen, und so dich, du hoffnungsvolle Schaar immer mehr zu unser Aller Freude erstarken machen möge. Sonst — ach sonst wäre Trennung und Auflösung euer Loos und diese schöne Fahne, sie bliebe allein, sie wäre euch umsonst gegeben, und die noch schönern Hoffnungen, die an sie sich knüpfen, sie gingen zu Grabe; denn ein jeglich Reich, das mit ihm selbst uneins wird, wird wüste und mag nicht bestehen. Seid ihr eurer aber noch so wenig, wenn ihr einig seid und treu, so seid ihr eine starke, immer glücklichere Schaar, und eure Fahne, frei empor sich hebend aus eurer Mitte und lustig spielend mit der Lüfte Wehen, wird fernhin es verkünden, daß unter ihr ein in sich starker, glücklicher Bund besteht. — Darum bewahret wohl, was Gott durch sie von euch gehalten wissen will: in eurer Mitte walte Lieb' und brüderliche Eintracht.

Und daß ich immer möge mit Ehren wehen über euren Häuptern, so spricht sie noch zuletzt zu euch, so haltet treu und fest an deutscher Ehr und deutscher Sitte. — Freischaar habt ihr euch genannt. Kennt ihr des Namens große, heilige Bedeutung? Freischaar — — nicht nur, weil ihr aus freiem, rühmlichem Willen zu den Waffen griffet (dafür nehmt unsern Dank!) nein, wollt ihr unsern Dank und unsere Achtung euch bewahren, so müßt ihr frei euch halten von verbotener Lust, von unreiner Sitte, von zügellosen Lastern, von jeglicher Sünde, die euch schändet und euch die Seele tödtet. So nur verdient ihr euch den schönen Namen der Freischaar in der That, so nur sichert ihr euch eures Freischaarbanners Ehre. — Jünglinge, edle, theure Jünglinge, wie der frische Strahl der Morgensonne, der euch so hell und schön umfließt, so glüht gewiß in euer Aller Herzen, in dieser Stunde wenigstens, ein reiner, frischer Sinn für Recht, für Wahrheit und für Tugend. Jung seid ihr noch am Geist und jung am Herzen, o laßt die heil'ge Flamme nicht erlöschen. Aus eurer Schaar erglänze ein kräftiges, zu treuer Nachfolge entflammendes Vorbild über unsere ganze Jugend. Entbrennen mögen eure Herzen für alles Heilige, und der gute Geist des Herrn, der sich aussprach in dem Leben der Männer unserer Stadt, deren Ehre unser ganzes Vaterland füllte, deren Name der Stolz der Nation war: der Geist eines Honterus, Benkner, Hirscher, Weiß, Draudt, Preidt, Paul Roth und Anderer, er möge ruhen auch auf euch und euch begeistern zu großen, gemeinnützigen, für Mit- und Nachwelt segensreichen Gesinnungen und Thaten. — Der deutsche Geist, der auch den Fremdling freuet weit und breit, er sei der schöne, helle Spiegel, in welchem ihr eure hohen Gefühle und edlen Gesinnungen tausendfältig wiederstrahlet. So, ihr wackern, jungen Freunde, so haltet treu und fest an deutscher Ehr' und deutscher Sitte, und eure schöne Fahne wird immer mit Ehren wehen über euren Häuptern, mit Hochachtung und freudevoller Liebe wird man überall von euch sprechen, und in Erfüllung wird auch an euch ergehen das große Wort des Herrn im heiligen Buche: Werdet ihr in meinen Satzungen wandeln und meine Gebote halten und thun, so sollt ihr alle eure Feinde jagen und sie sollen vor euch her ins Schwert fallen, euer fünf sollen hundert jagen, und euer hundert sollen zehntausend jagen, denn ich will mich zu euch wenden (3. Mos. 26. 7, 8).

So ehret, so befolget der Fahne dreifachen Ruf; so möge durch euch gelöset werden ihre ernste, tiefe Bedeutung.

Wo man sie fortan wehen sieht, da finde man mit freudigem Muthe sie umstehen — unsere Freischaar;

wer Lieb' und brüderliche Eintracht sucht, er finde sie — in unserer Freischaar;

und mit Ehren wehe fort und fort diese Fahne — über den Häuptern unserer Freischaar.

Und nun frisch auf, du unsere Bürgerjugend! Wohlan denn, Freischaar, gedeihe, der Herr hat dich erlesen, trage kühn und stolz dein schönes Banner! — Aus dir soll und nach Gottes Willen ein neues, besseres Volk erglühen. — Blühet, blühet, eine frische Welt in unseres Kronstadts Mauern! —

Euch, ihr Männer unserer Bürgerwehr, die ihr in so erfreulich schöner Zahl zu diesem Feste herbeigekommen, euch empfehle ich diese Jünglinge zu herzlicher Liebe und rühmlichem Beispiel! Stehet ihnen mit freundschaftlichem Rathe und bereitwilliger Hilfe zur Seite und zeiget euch ihnen so, daß sie mit glühendem Herzen den Augenblick herbeisehnen mögen, der sie als Männer euern Reihen einverleiben soll!

Ihr Väter und ihr Mütter dieser jungen Schaar! mit Freudenthränen haben eure Blicke in dieser Stunde auf euren Söhnen geweilet! o möget ihr noch viele, viele Freudenthränen über eure Söhne weinen!

Und ihr Alle, die ihr zugegen seid; zählt ihr auch keinen Sohn in diesen Reihen, schenkt Alle ihnen eure Lieb' und Achtung! — Und die ihr eure zarten Kleinen noch zu Hause habet, wisset, aus euren Händen erwartet unser Volk und Vaterland ein neu Geschlecht, das uns die Bürgschaft gebe, es werde an ihnen rüstige Werkzeuge, tüchtige Söhne und kräftige Stützen finden! — So werde dieser Weihetag ein Tag frommer Gelübde und reicher Segenssaat für uns Alle!!!

Und nun, bevor ich zu dem heiligen Geschäfte der Weihe schreite, nun noch ein Wort an euch, ihr edlen, lieblichen Jungfrauen! — Ich kann nicht anders sagen, als: ich danke meinem Gott, so oft ich euch anblicke, und wir werden Alle ihm danken, so oft wir euer gedenken werden, — denn ihr habt auf seines Geistes Antrieb und mit seines Armes Hilfe ein schönes Werk vollbracht; ein Werk, das nicht nur diese junge Schaar schmückt und ehrt, sondern das auch euch eine Krone des Schmuckes und ein Denkmal der Ehre ist, die ihr mit frommem Gemeingeist, mit heldenmüthigem Sinne, mit edlem, durch nichts zurückzuhaltendem Eifer kein Opfer zu theuer geachtet habt, um es mit bildender Hand zu seiner schönsten Vollendung zu bringen. Dieses Denkmals lobenswerthen Gemeinsinns, glaubt es mir, freue

Digitized by Google

ich mich, als wäre es mir zum Eigenthum gegeben. Euch aber danke ich im Namen derer, die ihr mit dieser prachtvollen Gabe beehrtet, und im Namen unser Aller, denen ihr diesen schönen Morgen bereitetet. Gott segne euch und führe euch stets schönerem Glück entgegen! — Wie steht ihr da vor uns, so herrlich in der Blüthe Prangen! Ach, auch eure Jugend, auch euer Leben ist hinfällig und vergänglich. — Aber wenn ihr längst nicht mehr unter den Lebenden sein werdet, wird diese Fahne euern edlen Sinn verkünden, und die feuereifenden Enkel und Enkelskenkel zu Heldenmuth und edler That befeuern. —

In solcher Hoffnung, mit solchem Segenswunsche weihe ich dich denn zu deiner hohen Bestimmung, du unserer Augen Lust, du unserer Herzen Freude, schöne, sinn- und bedeutungsvoll geschmückte Fahne! Feierlich erneune ich dich zur Zierde, zum Ehrenzeichen unserer Freischaar und stelle dich unter unseres allmächtigen Gottes Schutz und Schirm. Keine rohe Hand soll es wagen, dich frevelnd anzutasten oder zu entweihen. Sei lange in würdiger Schönheit unserer Freischaar Schmuck und edler Gefühle Weckerin. An ihren Freudenfesten flattre fröhlich, ein freies Spiel der rosigen Lüfte, ein schönes Bild des harmlosen jugendlichen Sinnes; in den finstern Tagen der Trauer und der Gefahr erhebe dein Wehen ihre Herzen zu Muth und freudiger Hoffnung. Der Herr schütze und behüte dich von heute an immerdar!!!

Ja du Herr unser Gott, der du auch in diesen feierlichen Augenblicken dein Angesicht über uns leuchten lässest, dir befehle ich das theure Kleinod, das ich unter deinem väterlichen Beistande hier geweiht. — Du hast die heil'ge Flamme angefacht, die diese Herzen durchflammt, denn du hast durch deinen Geist den Geist unserer Jungfrauen auf diesen erhabenen Gedanken geführt; durch deine Mitwirkung hast du ihr edelmüthiges Wirken unterstützt und zu einem glücklichen Ende gefördert. Preis dir, dem himmlischen Anfänger und Vollender alles Guten, der du ihre Herzen gelenkt und dir ein neues Gedächtniß deiner Güte unter uns gestiftet hast. — Dir befehle ich auch die geliebte junge Schaar, die heute der Gegenstand unserer frommen Gebete und heißesten Wünsche ist: laß freudigen Muth, laß Lieb' und brüderliche Eintracht, laß Zucht und Sitte unter ihr herrschen, und willst du, daß sie kämpfen soll den heiligen Kampf für deine Sache, führ' du sie dann zum Kampf und zum Siege. — Sei mit uns Allen auch ferner gnädig, wie du es bis jetzt gewesen bist, walte mit deiner Gnade im Drange dieser Zeiten über unserm guten Fürsten und beschütze sein uns Allen so theures Leben. Walte gnädig über unserm Lande, unserm Volke, unserer Stadt, und wie du deine schöne Sonne so freundlich über sie aufgehen lässest, so laß auch die Sonne des Friedens fort und fort auf sie hernieder scheinen. — — Was du aber auch über uns beschließen mögest, o gib nur, daß Wissenschaft in unsern Schulen, in unsern Häusern Gottesfurcht, Bürgerfleiß und treue Liebe und ein edler Gemeingeist wohne, dann sind wir sicher unter deinem Schutze und wohl geborgen unter deinen Flügeln. — Wir vertrauen dir, o Herr, dir sei Ehre und Anbetung jetzt und zu ewigen Zeiten! Amen.

Politische Miscellen.

Es lebe das Cölibat!

Bei Gelegenheit einer Kirchenvisitation kam der Bischof *** eines Abends auch zu einem armen Pfarrer, der nur ein Bett hatte, welches er nun mit dem Bischof theilte. Das Bett war breit genug und sie schliefen bis der Morgen graute. Da fing der Kuhhirt draußen zu blasen an; der Pfarrer hörte dies noch halb schlafend, stieß den Bischof mit dem Ellbogen und stammelte: „Sarrah treibe die Kühe hinaus!"

Recept zu einer kräftigen Reaktion.

Man nehme Aristokratengeld, Bureaukratenlist und Pfaffenaft, hetze damit die Liberalen tüchtig untereinander. Wenn das geschehen, so fache man den Nationalitätenhaß so lange an, bis er den höchsten Grad erreicht hat, gieße dann eine wohlgerüstete Armee darüber und die Reaktion ist fertig.

Recept gegen die stärkste Reaktion.

Man vermeide jeden Zwiespalt zwischen Liberalen, Radikalen und Ultra's; gebe der Armee keinen Anlaß zur Gehässigkeit, vereinige die Nationalitäten zu dem großen Hauptzwecke der Freiheit und Volkssouveränität, exerziere ordentlich die Nationalgarde und gieße sobald die Reaktion zu wirken anfängt einen tüchtigen Landsturm darüber, so wird die Reaktion aus der Wurzel vertilgt sein. (Demok.)

Die „Theaterzeitung" bringt eine Zusammenstellung des Effektivbestandes unserer tapfern Armee in Italien, aus welchem hervorgeht, daß daselbst 68 Bataillone Linien-Infanterie sich befinden, welche zusammen 69,010 Mann ausmachen. Dann 5 Bataillone Grenadiere, 4160 Mann; 25 Bataillone Grenz-Infanterie, 32,500 Mann, 10 Bataillone Jäger, 10,000 Mann; 2 Bataillone Garnisons-Infanterie, 1600 Mann; 3 Bataillone Freiwillige, 3300 Mann; 59 Escadrons Kavallerie, 10,760 Mann; Feld-Artillerie für 200 Geschütze à 30 Mann sammt Reserve, 6000 Mann, Raketen, Batiterie-Bedienung, Fuhrwesen sammt Geschütz-Bespannung, Transportfuhren, Laufbrücken- und Backofen-Personale 400 Mann, Garnisons-Artillerie in den Festungen 1000 Mann Technisches Corps (Pioniers, Mineurs, Sapeurs ꝛc.) 26,000 Mann. — Zusammen 141,000 Mann.

In dem Zeitraume vom 1. Jänner bis Ende Juli d. J. wurden auf der Gloggnitzer Bahn zur Verstärkung der Armee in Italien 42,793 Mann der Linientruppen und 5707 Freiwillige mit 580 Officieren, 2973 Pferden, 277 Wagen mit Munition und 180 Stück Geschütze befördert.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 35. **Montag, den 28. August** **1848.**

Das Haus Habsburg-Lothringen

und der seit achtzig Jahren fortwirkende

Fluch eines Rabbi.

Ohne mich entschieden denjenigen anzuschließen, welche auf Segnungen und Flüche ein Gewicht legen — und wahrlich ihre Zahl ist nicht geringe, denn es gab und gibt noch jetzt kein Volk auf der weiten Erde, unter welchem sich nicht Gläubige dieser Art fänden, was daher auf allenthalben gewonnene Erfahrungsresultate, auch in diesem Gebiete, schließen läßt — will ich in den folgenden Zeilen nur dasjenige meinen Zeitgenossen mittheilen, was ich im frühesten Knabenalter aus dem Munde eines damals schon ergrauten Augen- und Ohrenzeugen vernahm und sich bei der Nachricht von der Flucht des Kaisers aus Wien, nicht zum Erstenmale, meinem Gedächtnisse wieder aufdrängte.

Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, die selbst wieder von den Pfaffen regiert ward, konnten fremde Religionsparteien, wie sich hieraus von selbst versteht, unmöglich die Zeit loben. Die Protestanten lebten unter schwerem politischen Drucke; noch schlimmer verfuhr man gegen die Juden. Bei hoher Strafe war ihnen untersagt, an Kirchenfesten und bei andern feierlichen Gelegenheiten sich unter die rechtgläubige Bevölkerung zu mischen; auch an Werketagen durften sie den ihnen angewiesenen Stadtbezirk — in Prag: „das fünfte Viertel" genannt — nicht verlassen, ohne das postfarbige Abzeichen, nämlich einen gelben Tuchfleck, am Oberkleide, zur Schau zu tragen. Die unbedeutendste heimliche, oft unbegründete Denunciation gegen ein Individuum reichte hin, um eine Verfolgung der ganzen Judengemeinde einzuleiten. Eine solche erging in Prag im Jahre 1744; doch eilte man nicht mit der Ausführung des Decrets, um den Geängstigten vorerst Summen zu entlocken, welche diese, in der Hoffnung eine Rücknahme des Befehles zu erwirken, der Staatskasse anbieten würden; denn frühere Erfahrungen ließen auch diesmal eine goldene Ernte hoffen. Ende Juli 1746 ward das Edict mit Strenge vollzogen, und die Prager Judenstadt gänzlich geräumt. Die aus mehr als 12,000 Seelen bestehende Gemeinde mußte sich in der Umgegend unter freiem Himmel in schlechten Zelten oder Erdhütten, in Ställen und Scheuern begnügen, wodurch, als die rauhe Jahreszeit heranrückte, viele Krankheiten unter den Unglücklichen ausbrachen. Am 5. August 1748 verordnete die Kaiserin noch eine Duldung von zehn Recessjahren, wogegen die Juden alljährlich an 211,000 fl. Contribution zu erlegen hätten. In dem k. k. Decret v. 22. März 1749 an die böhmische Statthalterei gerichtet, heißt es unter Anderm: „Um die Verminderung der Juden desto sicherer zu bewirken, wäre das „arme Gesindel" aus dem Lande zu schaffen, und nur die Reichen zu dulden." Und doch erhellt aus einem Regierungsberichte von 1746: „Alle den Juden ertheilten Freiheiten und Begnadigungen, welche ihnen theils ex meritis*), theils titulo anoroso**) überkommen, haben ihnen successive etliche Millionen gekostet."

Indeß konnte die gänzliche Zurücknahme des Auswanderungsbefehles nur durch Anerbietungen künftiger noch bedeutenderer Contributionssummen an die kaiserliche Schatzkammer erwirkt werden. Und so ist die aus jährlich einer Million Gulden bestehende, anfänglich auf der Prager Gemeinde ausschließlich lastende, in der Folge auf die jüdische Bevölkerung von ganz Böhmen vertheilte Judensteuer bis jetzt in Kraft geblieben. Zwar wurde im vorigen Jahre die Abschaffung derselben in Aussicht gestellt, aber unter

*) Frei übersetzt: durch Bestechung.

**) Frei übersetzt: durch Erpressungen.

Digitized by Google

dem Vorbehalte, daß die auf die nächsten sieben Jahre einzuzahlenden Summen — wenn ich recht berichtet wurde — im heurigen Jahre, um der entkräfteten Staatskasse zu Hilfe zu kommen, auf Einmal entrichtet würden.

Dieser Tribut lastete weniger auf den Reichen, als auf den Armen, weil jedes Pfund Fleisch mit einem Steuerkreuzer belegt wurde, dem der frömmere Jude nicht entrinnen konnte, indem er bekanntlich von keinem Thiere essen darf, das nicht nach talmudischer Vorschrift geschlachtet worden, der jüdische Metzger aber für jedes Stück Schlachtvieh, auch für Geflügel, dem Steuerbeamten nach dem Gewichte, für Federvieh nach der Zahl, den Betrag einliefern muß, und ihn von seinen Kunden wieder einkreibt. Der Wohlhabende, in der Regel minder scrupulös in Beobachtung der Religionsgebräuche, entging in neuerer Zeit dieser indirecten Art der Besteuerung oft dadurch, daß er einen Theil seines Fleischbedarfes von christlichen Schlächtern holen ließ, und ward er denuncirt, so drohte er mit der Ausscheidung aus dem Religionsverbande, wodurch er überhaupt steuerfrei wird. Als vor mehren Jahren sich diese Fälle zu sehr häuften, und deshalb die Judenschaft eine Deputation an den Kaiser Franz nach Wien sandte, um ihm Vorstellungen zu machen, wie diese Bekehrungen aus unlautern Absichten erfolgen, soll ihnen der verewigte Monarch Folgendes zu ihrer Beruhigung entgegnet haben: „Wenn auch die Väter keine aufrichtigen Christen sind, so ist es doch von ihren Kindern zu hoffen.“ Hiermit war die Deputation entlassen, welche von der Gemeinde nur deßhalb ausgesandt worden war, um eine Abänderung des drückenden Gesetzes zu erwirken, weil das Steuerquotum dasselbe bleibt, wenn die Seelenzahl auch um mehr als die Hälfte sich vermindern sollte. Bei so bewandten Umständen mußten die Steuereinzahlungen, auch von den minder Bemittelten, mit unerbittlicher Strenge eingetrieben werden. Sich durch einen Eid über gänzliche Mittellosigkeit dieser Last zu entziehen, durfte auch dem ärmsten Trödler nicht einfallen, weil er, wenn auch nur mit alten Lappen, Handel trieb.

Als nun Maria Theresia auf dem Zeitlichen geschieden war, und nach hergebrachter Sitte auch das geistliche Oberhaupt der Judenschaft zu Prag, als der ansehnlichsten Gemeinde im Lande, der verewigten Kaiserin eine Trauerrede halten sollte, bediente sich der Redner, Namens Ezechiel Landau befürchtend, daß in dem dichtgedrängten Kreise seiner Zuhörer sich auch heimliche Angeber einer etwa freimüthigen Aeußerung vorfinden könnten, des zweideutigen Ausdrucks: „das Gute, welches wir der verstorbenen Monarchin zu danken haben, möge an ihren Kindern und Kindeskindern vergolten werden!“

Dem Rabbi mochte dabei der zürnende Judengott vorgeschwebt haben, welcher die Sünden der Eltern noch im vierten Gliede straft. Von jenem Manne, welcher wegen seiner ungewöhnlich rabbinischen Gelehrsamkeit, wie wegen seines strengen asketischen Lebenswandels, unter seinen Glaubensgenossen in den entferntesten Gegenden Europas mit Ehrfurcht genannt wurde, Vielen als ein Heiliger galt, und weil schon mancher seiner Segenssprüche eingetroffen hatte, Vielen gleichsam als ein höheres Wesen erschien — schon seine athletische Gestalt und sein strenger, zürnender Blick imponirten der Masse — von jenem Manne war man gewohnt, nur inhaltschwere Worte zu vernehmen. Der zweideutige Ausdruck, in welchem er der von Maria Theresia den Juden erwiesenen Wohlthaten gedacht hatte, war von Jedermann richtig verstanden worden, und eignete sich dennoch zu keiner Anklage gegen ihn. Das wichtige Wort flog von Mund zu Mund, und gewohnt, seine Aussprüche als untrügliche Orakel in Erfüllung gehen zu sehen, harrte man ungeduldig, wie die Zukunft auch den Inhalt jenes Satzes bewähren würde.

Der Unbefangene wird es gern gestehen, daß ein jenen Spruch commentirendes Zusammentreffen von Ereignissen in der Geschichte des österreichischen Regentenhauses seit dem Ableben Maria Theresia's zum Nachdenken auffordert. Die Habsburgische Linie war zu allen Zeiten von der Sonne des Glückes beschienen. Der erste Türkenkrieg, welcher sogar die Belagerung Wiens zur Folge hatte, sowie Friedrichs des Großen Siege über die Heere Maria Theresia's hatten nur politische Calamitäten hervorgerufen, waren aber ohne traurige Folgen für das kaiserliche Haus selbst geblieben. Erst Maria Theresia's Kindern und Kindeskindern zeigte das Schicksal unmittelbar seine zürnende Gestalt. Ich erwähne zuvörderst der zwei Schwestern Marie Antoinettens, von denen die eine an den Herzog von Modena verlobt, kurz vor ihrer Vermählung an den Pocken verstorben war, daher die kaiserliche Mutter ihre jüngere Schwester an deren Stelle setzen wollte und in einer geheimen Unterredung mit ihren politischen Beweggründen zu dieser Verbindung sie bekannt machte. Als die Prinzessin demungeachtet ihre Abneigung gegen den Herzog nicht aufgeben mochte, befahl ihr die dem Mutterherzen Schweigen auferlegende Regentin, sogleich in die kaiserliche Familiengruft hinabzusteigen, um an der Leiche ihrer hingeschiedenen Schwester für deren Seelenruhe zu beten. Sie hatte mit Sicherheit angenommen, daß die Ausdünstung einer an den Pocken verstorbenen Person die Atmosphäre vergifte, und sie wollte auch die andere Tochter lieber ins Grab steigen sehen, als ihr politisches Geheimniß der Brust

Digitized by Google

eines ungehorsamen Kindes anvertraut, wissen, daß ihre hohen Pläne selbstsüchtig vereitelte. Die Tochter hatte die Absicht der stolzen Mutter geahnt, und wollte, zum gewissen Tode sich vorbereitend, von ihren Geschwistern zuvor Abschied nehmen, was ihr des zu befürchtenden Aufsehens halber verweigert wurde. So starb auch die Prinzessin, an derselben Krankheit, eigentlich aber als Opfer der Politik. Die dritte Tochter Maria Theresia's endete bekanntlich in Paris unter der Guillotine als die treue Schicksalsgenossin ihres königlichen Gemahls Louis XVI. Von den Söhnen Maria Theresia's starb keiner eines natürlichen Todes. Ueber die Ursachen der Krankheit, welche so frühzeitig den menschenfreundlichen Joseph vom Schauplatze seines Wirkens abrief, glaubte man zu jener Zeit, könnte nur die in ihren Vorrechten von ihm beeinträchtigte Adels- und Pfaffenpartei genügende Auskunft geben. Bekannter ist, daß sein Bruder Leopold, der kein volles Jahr die deutsche Kaiserkrone trug, durch einen französischen Koch vergiftet worden sei. Sein Sohn Franz, der letzte deutsche Kaiser, war der erste mächtige Herrscher, welcher einen Mann bürgerlicher Abkunft zu seinem Tochtermann wählen mußte, wenn er dem ererbten Throne nicht ganz entsagen wollte. In jenen denkwürdigen Tagen der Occupation Wiens durch die Franzosen hatte man den Enkel der Habsburger in den Dörfern der Umgegend von Leutomischl in Böhmen in ärmlicher Kleidung flüchtig umherirren sehen, und diese demüthigende Erinnerung konnte nur durch ein Familienbündniß des legitimen Herrschers mit dem Sohne der Revolution verwischt werden. Abermals zürnte das Schicksal dem Habsburger. Die Ereignisse drängten ihn, seine Waffen gegen den eigenen Eidam zu richten, die Tochter von ihrem Gatten zu trennen, und zu der ewigen Verbannung desselben auf eine entfernte Insel seine Einwilligung zu geben. Die Frucht jener kurzen Verbindung, der schon in der Wiege als König von Rom ausgerufene Sohn des gefürchteten Welterschütterers privatisirte in Wien unter dem bescheidenen Namen eines Herzogs von Reichstadt, und entschlief — an welcher Krankheit? dies mag Metternich wissen — nach einer ruhmlosen, mit einer Tänzerin vergeudeten Jugend zu Schönbrunn in demselben Gemache, in welchem sein großer Erzeuger in den schönsten Tagen seines Ruhmes geschlafen hatte. Und seine Mutter Maria Louise, das ehedem von der Friedenspolitik für die Völker Oesterreichs dargebrachte Sühnopfer, tröstete sich in ihrem Familienunglück, in der Trennung von Sohn und Gatten, durch eine freiwillige Erniedrigung; sie heirathete nämlich ihren eigenen Stallmeister, zwar nur an der linken Hand, doch wird sie ihn zuweilen wohl auch mit der rechten berührt haben; wer kann das Gegentheil mit Sicherheit behaupten? Ihre Schwester Leopoldine, Kaiserin von Brasilien, starb in einer zu Rio Janeiro ausgebrochenen Revolution eines noch grausameren Todes als ihre hohe Tante in Paris. Eine dritte Schwester, die erste Gemahlin des jetzigen Königs von Sachsen, litt an der Krankheit des jetzigen Kaisers von Oesterreich, an der fallenden Sucht. Erzherzog Carl, welchen Napoleon als den einzigen würdigen Gegner bezeichnet hatte, war zwar nach einem ruhmvollen Leben in hohem Alter verschieden; aber sein Sohn, der Heldenjüngling Friedrich, mußte mit einem frühen, schmerzlichen, der Volksmeinung zufolge unnatürlichen Tode die Göttin Ate für das heitere Loos seines Vaters versöhnen. Zwar hatte auch der verstorbene Palatin von Ungarn von der Ungunst des Schicksals weniger als die andern Glieder des Kaiserhauses zu leiden gehabt, und auch sein Sohn Stephan, der Erbe seiner Tugenden wie seines hohen Berufes, scheint bis jetzt, wegen der allgemeinen Verehrung, der er unter den nicht leicht zu befriedigenden Magyaren sich erfreut, keinen Grund zu Befürchtungen für die Zukunft zu haben. Wie aber möchte ich, seitdem die Flucht des Kaisers Ferdinand aus der Burg seiner Ahnen den alten Groll der von jenem Rabbi heraufbeschworenen Rachegöttin mir wieder in die Erinnerung zurückruft, jetzt schon mit Bestimmtheit angeben, auf welche Seite die Würfel auch für die andern Familienglieder des Hauses Lothringen noch fallen werden? Noch ist die große Tragödie nicht abgespielt, welche der ominöse Schalttag des heurigen Jahres in Paris improvisirte, und die Horazische Regel: Nil admirari! stand zu keiner Zeit in solchem Ansehen als in diesen Tagen; „denn ein einziger Augenblick kann Alles umgestalten!“

Die verkehrte Welt.

(In zwölf Bildern.)

Aus H. Zschokke's „aufrichtigem und wohlerfahrenem Schweizerboten“).

(Fortsetzung aus Nr. 30.)

Das siebente Bild.

O, seht mir doch nur, ei, ei, ei!
Es lernt der Herr vom Papagei.

Allerdings muß man sich darüber wundern, wie ein so ehrbarer, gesetzter, wackerer Herr, mit einer wahrhaften Raths- und Staatsperrücke, im Käfig sein und dem Papagei nachplaudern könne. Allein es ist wohl mancher Andere

)(

Digitized by Google

nicht besser daran, den seine Frau Gemahlin im Käfig des heiligen Ehestandes gefangen hält, und ihm da vorsingt, was er in der Amtssitzung, in der Gesellschaft, im Rath, in der Gemeinde, oder auch nur diesem oder jenem Herrn Vetter Gevatter zu sagen habe. So was läßt man hingehen! — Die Papageiherren sind gewiß ganz unschädliche Sprachrohre oder Trompeten der Frau Liebsten. Und wenn die Frau Liebste einen Papagei heirathen mußte, kann man es ihr verdenken, wenn sie ihn fleißig füttert und reden lehrt?

Es wäre erstaunlicher, daß ein Papagei, wie wir in Hoppelpoppels Bild sehen, einen Menschen belehrt, wenn wir nicht schon zu sehr daran gewöhnt wären, überall Papageien zu finden, die sich für klug halten, weil sie nachplappern können.

Du fragst: Aber wo sind denn die Papageien? Geh' du getrost in ein Dorf oder in ein Städtlein, erzähle etwas Ungereimtes, sogleich wird es dir die ganze Stadt oder das Dorf nachplappern; vielleicht wird sich sogar ein Zeitungsschreiber finden, der es drucken läßt, und das Städtlein oder Dörflein wird dir wie ein Käfig voller Papageien vorkommen.

Papageien plappern, ohne zu denken; sie verstehen selbst nicht, was sie plaudern. Wie fragst du nun noch, wo sind Papageien? — Ich frage dich umgekehrt: Wie viele Leute gibt es, die immer bedenken, was sie sagen, die immer wissen, was sie plappern?

Papageien überall, überall Papageien!

Das achte Bild.

Ja, der Kranke bild't sich ein,
Klüger als der Arzt zu sein.

Das ist gar nichts Ungewöhnliches und Wunderbares; ja, weil die Welt nun einmal so verkehrt ist, wäre es recht zum Verwundern, wenn alle Leute plötzlich bescheiden würden, und jeder Schuster bei seinem Leisten bliebe.

Der Kranke greift dem Doctor nach dem Puls, und beschaut mit Kennermiene den Harn: der Tambour, Pfeifer und Soldat macht's in seiner Art eben so, beurtheilt seinen General, und versteht es besser, den Krieg zu führen, als er; — Kinder wollen Alles besser wissen, als die Eltern; — Schüler wollen klüger sein, als der Lehrer, und spielen ihm, zum Beweis ihrer Klugheit, Bubenpossen, Handwerker tadeln die Verfügungen ihrer Regierungen, — Bauern, die kaum lesen und schreiben können, meistern die Gelehrsamkeit ihres Pfarrers, und wollen ihm zeigen, wie er Religion zu lehren habe; banquerotte Kaufleute verstehen sich am besten auf Oeconomie, und Leute, die die übelgezogensten Kinder haben, lehren und schreiben über die beste Kindererzucht. Das ist alles in der Ordnung!

Dies Allesbesserwissenwollen ist eine Hauptkrankheit unserer heutigen verkehrten Welt.

Hoppelpoppel drückte dies sehr richtig durch den Kranken auf dem Bette aus, der dem Doctor den Puls greift. Er meinte, das Allesbesserwissenwollen sei eine Geisteskrankheit und Seelenverkehrtheit.

Es hat kein Mensch so viele Collegen, als ein Doctor! Vorzeiten hat es (sagt man) Zauberer und Herenmeister gegeben, welche die Kunst verstanden, daß die Kühe blaue Milch, oder wohl gar blutige Milch gaben, oder daß sonst etwas nicht in rechten Wegen ging. Seit man an keine Gespenster mehr glaubt, erscheinen keine mehr. Das scheint mir zu beweisen, es habe nie dergleichen gegeben, sondern die abergläubigen alten Weiber (es gibt aber auch alte Weiber mit Bart und Hose!) haben sich nur dergleichen Dinge eingebildet.

Mag's aber mit den Gespenstern sein, wie es will, mit den Herenmeistern hat es gewiß noch heutiges Tages seine Richtigkeit, und die Obrigkeit sollte ein Einsehen in der Sache thun.

Diese Leute treiben es an manchen Orten jetzt ärger, als vor alten Zeiten, und das ist nicht löblich. Sie verwandeln ehrbare Leute in Vieh, und lassen sie oft viele Stunden lang in dieser Verwandlung zappeln. Ich kenne einen Mann, der mir schon längst verdächtig war, welcher durch gewissen Trank, den er den Leuten beibringt, sie in Ochsen, Hunde, Wölfe, Büffel, Esel, geile Böcke, Säue und andere häßliche Gestalten verwandelt. Dieser Herenmeister ist ein Wirth: sein Zaubertrank ist der Wein oder Branntewein.

Eine solche Verwandlung an dem Wirthstisch stellt der prophetische Maler in folgendem Bilde vor.

Das neunte Bild.

Wie verkehrt ist es doch hie,
Wenn am Tische sitzt das Vieh.

Ja wohl Vieh! Und dazu recht auserlesenes. Die Herren Affe, Esel, Schwein, Schaf und Geißbock nebst Zubehör waren gewiß, ehe sie der Wirth verwandelte, recht gute Christen und ehrbare Leute; der Affe vielleicht ein zierlicher Damenheld, das Schwein ein Mann im Amt, das Schaf ein gelehrter Herr, der Geißbock mit dem Bart ein tapferer Militär. Das ist nun alles anders geworden. — Ach, mancher, der dies Bild genau betrachtet, wird an sein Herz schlagen und bei sich denken: „Ich bin auch schon manchmal verhext gewesen; ich lag ohne Verstand wie ein

Digitized by Google

Schwein; oder ich ward zum geilen Bock, und redete Zoten; oder ich schrie bei Tische, wie ein Esel, und verrieth meine Dummheit; oder ich ward ein Schafskopf, und plauderte aus, was ich hätte geheim halten sollen; oder ich ward zum Affen, und wenn einer ungeschickte Possen trieb, wollte ich das Ding nachmachen und trieb es noch viel ärger!"

Daß hier das Vieh regiert, bemerkt man schon an den Fenstern, die zerschlagen sind. Denn wenn der Zaubertrank seine gute Wirkung, oder vielmehr seine böse thut, fährt das Vieh gewöhnlich wüthend gegen einander. Den folgenden Tag geht's zum Scheerer und zum Friedensrichter. — Der Hexenmeister aber streicht das Geld ein und lacht sie aus. Er weiß, sie kommen dennoch wieder, und er verwandelt sie immer wieder in allerlei Gestalten.

Man sollte daher manche Schenke und manches Gasthaus Hexenherberge heißen. Wahrlich, ich sah schon vernünftige Leute hineingehen, Vieh wieder herauskommen, das sich sehnte, auf allen Vieren zu kriechen. Dann hörte ich den Einen grunzen, den Andern meckern. — Ist das nicht Hexenwerk ohne alle Hexerei?

Es gibt der Bauern und Städter viel, die beim Glase Wein lieber Vieh, als beim Glase Wasser Engel werden möchten.

Man straft zuweilen die in Vieh verwandelten Menschen, daß sie die Wirthshäuser meiden müssen, in denen sie des Weins zu viel nehmen. Wie wär's, wenn man auch die Hexenmeister zuweilen strafte, wenn sie des Weins zu viel geben? Man sollte ihnen Hoppelpoppels Bild als Schild über die Thür setzen. —

Am verkehrtesten sieht es aber heutiges Tages im Geldbeutel aus!

Vorzeiten hätte das theure Zeit, Hungersnoth, Jammergeschrei und Zeter gegeben; heutzutage nimmt man eine Prise, und lebt lustig von einem Tag in den andern hinein; macht Schulden und denkt recht vornehm — nicht ans Bezahlen. Ist das nicht verkehrte Welt?

Vorzeiten hätte bei solchem Geldmangel es geheißen: strecke dich nach der Decke!

Heutzutage streckt man die Decke nach sich, wenn's auch ein Loch gibt. Je weniger Brot im Haus, je lustiger im Wirthshaus. Knechte kleiden sich so vornehm, als die Herren; und Mägde, statt für ihr Hochzeitbett zu sparen, hängen sich theure Stoffe und Zeuge um die Rippen, und denken: mit Spitzen und Bändern und Ringen fischt man sich einen Mann!

Und das ist's gerade, was der weitsehende Hoppelpoppel recht gut vorausgesagt hat. Betrachtet nur recht aufmerksam von ihm

Das zehnte Bild.

Uebermüthig reit't der Knecht,
Und der Herr nachgeht schlecht.

Seht, wie Hans Jockeli daher galoppirt! Wie er sich freut! Wie er die Augen aufsperrt! Die Heugabel ist eben so gut, wie die Reitpeitsche. Mit dem Stiel schlägt er, mit den Zinken sporut er. Vermuthlich ist die alte zerfallene Hütte auf dem Berge sein Wohnhaus; das alte Gerümpel fällt zusammen; schadet nichts, wenn er nur auf der Landstraße und im Wirthshause stolziren kann.

Vorzeiten hatte eine ehrbare Jungfrau ihren Kasten voller Wäsche; sechs Dutzend Hemden, Bettzeug und auch für den Nothfall war noch übrig zu Kinderzeug. Jetzt müssen sechs Dutzend Röcke und Kittel, Tücher und Firlefanz sein. Wenn schon die Hemden zerrissen sind — ei, es sieht das Keiner! Ist das nicht verkehrte Welt?

Vorzeiten kleidete sich Jeder nach seinem Stande; jetzt ist der Aufwärter prächtiger gekleidet, als der Herr, den er bedient, und die Kammerjungfer, wie ein Pfau, dreht sich und schmänzelt, als wäre sie gnädige Frau.

Vorzeiten sparten Vater und Mutter zur Aussteuer für das fromme Töchterlein; heutzutage putzen sie das Mädchen aus, wie eine große Dame. Und kömmt ein rechtschaffener Mann, findet er leere Kisten und Kasten. Ist das nicht verkehrte Welt? Man verthut das Geld jetzt eher, als man's hat.

Vorzeiten fand man die Tochter beim Lismen und Nähen, in Küche und Keller. Heutzutage auf dem Tanzboden, beim Kaffee, und wie sie zierlich nach Noten kräht. Lieber Himmel, als wenn's im Ehestande nur zu singen und zu springen gäbe! —

(Schluß folgt.)

Das neue ungarische Gesetz über die Elementarschulen.

§ 1. Es ist die Pflicht des Staates, darüber zu wachen, daß an der Elementarerziehung Jedermann Theil nehme.

§ 2. Die Regierung wird Sorge tragen, daß in allen Ortschaften und bevölkerten Pußten, so viel als möglich, Lehranstalten seien.

Digitized by Google

§ 3. Es steht den Eltern und Vormündern frei, ihre Kinder zu Hause oder in Privatanstalten erziehen zu lassen, und in diesem Falle werden sie nicht gezwungen, ihre Kinder in die öffentlichen Elementarschulen zu schicken. Die zu Hause oder in Privatanstalten erzogenen Kinder werden jedoch alljährlich vor den Vorständen der öffentlichen Schulen geprüft werden.

§ 4. Die Privat-Lehranstalten werden unter die Aufsicht des Staates gestellt; und es wird ausdrücklich bemerkt, daß die seit dem Jahre 1773 im Lande und in den verbundenen Theilen factisch aufgehobenen Ordensgeistlichen auch keine Privatlehrer sein dürfen.

§ 5. Alle Eltern oder Vormünder — hierunter werden auch diejenigen verstanden, in deren Haus Kinder als Lehrlinge oder Diener gehalten werden — sind verpflichtet, ihre Kinder oder Mündel, wenn für deren Erziehung im Hause oder in einer Privatanstalt nicht Sorge getragen ist, die öffentliche Schule besuchen zu lassen, und zwar die Knaben vom 6. bis zum 12., die Mädchen vom 6. bis zum 10. Jahre. Die Vernachlässigung dieser Pflicht wird mit Geld und nach Umständen auch mit Gefängniß bestraft.

§ 6. Der Elementarunterricht wird in allen öffentlichen Anstalten unentgeldlich ertheilt.

§ 7. Inwiefern einzelne Elementarschulen zu ihrer Erhaltung weder bleibende Fundationen in Geld, noch liegendes Vermögen (was allen solchen Anstalten auch gegenwärtig in vollkommener Unverletzlichkeit erhalten wird) besitzen, so hat die Gemeinde die Lasten der Volksschule zu tragen.

§ 8. Diese Rubrik der Gemeinde-Auslagen darf aber 5 Procent der Landescontribution nicht übersteigen; und zur Leistung derselben hat jeder Bewohner und Besitzer in dem Verhältniß beizutragen, nach welchem er die übrigen öffentlichen Lasten trägt.

§ 9. Wenn zur Erhaltung der einzelnen Volksschulen weder die Einkünfte der eigenen Fundationen, noch im 8. § bestimmte Gemeindesteuer hinreichen sollte, so wird der Abgang mittelst einer vom Staate erhaltenen Geldunterstützung gedeckt.

§ 10. Für den Elementarunterricht werden jene Gegenstände bestimmt, welche in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens nothwendig sind, mit besonderem Augenmerk darauf, daß die Kinder lieber gründliche, als vielerlei Kenntnisse erlernen.

Besondere Gegenstände.

Schreiben und Lesen.

Kopf- und Zifferrechnen.

Naturlehre und Naturgeschichte mit den darauf sich gründenden practischen Lehrgegenständen, mit besonderem Augenmerk auf die Lebensweise und Gegend, welcher der größere Theil der Eltern der Zöglinge angehört.

Vaterländische Geschichte und Erdbeschreibung.

Kenntniß der bürgerlichen Rechte und Pflichten.

Leibesübung (Gymnastik), mit besonderer Rücksicht auf den Militärdienst.

§ 11. Die ungarische Sprache soll überall ein ordentlicher Lehrgegenstand sein.

§ 12. Diejenigen Zöglinge, welche die ungarische Sprache nicht verstehen, erhalten den Elementarunterricht in ihrer Muttersprache.

§ 13. Den Religionsunterricht, welcher öffentlich ertheilt werden muß, erhalten die Zöglinge von nun an directe und unmittelbar von den Geistlichen ihrer Religion unentgeldlich.

§ 14. In jeder Gemeinde wird vom Staat eine gemeinschaftliche Schule errichtet.

§ 15. Wo in einer Gemeinde mehre Religionsparteien sind, steht es den verschiedenen Parteien frei, unter Aufsicht der Regierung aus eigenen Mitteln besondere Elementarschulen zu errichten; dies jedoch nur auf Verlangen der Mehrheit; die Minorität darf in keinem Falle gezwungen werden, zu den Auslagen, welche zur Erhaltung dieser besonderen Schulen erforderlich sind, beizutragen.

§ 16. Die eine besondere Schule errichtende Mehrheit einer Religionspartei bleibt in Gemäßheit des 7. § im Besitze der für ihre Elementarschulen gemachten Fundation; wird aber von der Leistung der zur Erhaltung der gemeinschaftlichen Schule erforderlichen Gemeindesteuer nicht enthoben.

§ 17. Die unmittelbare Aufsicht über die Gemeindeschulen betrifft die von den Gemeinden zu erwählende Commission, und diese betrifft auch die Erwählung des Lehrers aus denjenigen Individuen, welche darüber hinlängliche Zeugnisse besitzen, daß sie für das Erziehungsfach vorbereitet sind. Die Wahl des Lehrers jedoch und die Entlassung desselben in den vom Gesetze zu bestimmenden Fällen wird unter der Aufsicht der Districtscommissionen und bezüglich des Unterrichtsministeriums bewerkstelligt werden.

§ 18. Der Staat wird Sorge tragen, daß solche Institute, in welchen die Volkslehrer gebildet werden, in hinlänglicher Anzahl errichtet werden.

§ 19. In verschiedenen Districten des Landes und der verbundenen Theile werden nach Bedürfniß mehre Districts-Commissionen errichtet, welche unter der Leitung des Unter-

Digitized by Google

richts-Ministeriums das Volkserziehungswesen handhaben werden.

§ 20. Mit der Ausarbeitung umständlicher Pläne nach diesen Grundsätzen, welche sodann der Gesetzgebung vorzulegen sind, wird das Unterrichts-Ministerium beauftragt.

Mannigfaltiges.

Die Hängebrücke über den Niagarafällen für Fußgänger, von welcher früher in diesen Blättern die Rede war, ist jetzt fertig und am 4. Juli für den Gebrauch eröffnet worden. Das „Albany Journal" sagt darüber: Diese Hängebrücke ist das erhabenste Kunstwerk auf unserm Continent. Ihr Anblick erregt Schwindel, und doch geht man darüber so sicher wie über eine andere Brücke der Art. Wir sahen es mit an, wie die Arbeiter die Planken über den furchtbaren Abgrund legten. Es sah gefährlich aus; aber von dem Augenblick an, da der erste Drahtstrang am Schweif eines Drachen über den Fluß geschafft wurde, bis zur Vollendung des Baues ereignete sich kein einziger Unfall. Von der Großheit des Werkes läßt sich dem Leser schwer eine Vorstellung geben. Man denke sich eine 800 Fuß lange Gehbrücke, 250 Fuß hoch in der Luft schwebend, über einer ungeheuren Wassermasse, die mit einer Schnelle von 30 englischen Meilen die Stunde durch eine enge Schlucht stürzt. Steht man unten, so sieht die Brücke wie ein an einer Spinnewebe hängender Papierstreif aus. Weht ein starker Wind, so schwankt der dünne, sommerfädenähnliche Bau hin und her, als wollte er aus seinen Fugen fahren, und unter dem festen Tritte des Fußgängers schüttert er vom äußersten Ende bis zum Mittelpunkt. Aber da ist keine Gefahr. Die Menschen schreiten darüber mit vollkommener Sicherheit, während dem furchtsamen Zuschauer vor Angst der Kopf schwindelt. Hr. Ellet, der Baumeister, war der erste, der darüber ging, und bald darauf folgte ihm sein muthiges Weib. Diese Brücke allein ist einen Ausflug an die Stromfälle werth, obgleich wohl unter zwanzig kaum einer nervenstark genug ist den Uebergang zu machen. Denn, wie unglaublich das auch klingt, mancher wagte es in einem Korb auf einem einzigen Drahtseil über die furchtbare Kluft zu rutschen, der sich jetzt nicht dazu bewegen läßt über die Brücke zu gehen. Und doch liegt in dieser Luftfahrt über den Niagara, der 250 Fuß tief unten braust und kocht, eine schauerliche Aufregung, die durchaus nicht unangenehm ist. Ein anderer neuer Anziehungspunkt der Stromfälle ist das kleine Dampfboot „Maid of the Mist (Tochter des Nebels)", in welchem man von der Kettenbrücke aus bis auf wenige Ruthen von den Hufeisen-Fällen (horseshoe-falls) fährt. Auf keine andere Weise kann man den Anblick des Katarakts in seiner ganzen Größe genießen. Jedermann macht diesen Ausflug, der gleichfalls ohne alle Gefahr ist.

* * *

Das österreichische Ministerium des öffentlichen Unterrichts hat die Abhaltung der Disputationen und die Verfassung von Dissertationen zur Erlangung der Doctorwürde als eine „veraltete, der Zeit und der Sache unangemessene Form" abgeschafft.

* * *

Der Verkauf der Weine Ludwig Philipps liefert klägliche Resultate; denn es ergibt sich, daß namentlich in Neuilly bei der Februarrevolution die Flaschen sehr scharf dezimirt und die Fässer auf die Hälfte oder gar ein Viertheil ihres Tonnengehaltes reduzirt, wo nicht gar ganz geleert wurden. Dabei fanden die fremdartigsten Mischungen statt, um halbleere Flaschen wieder zu füllen: Rhum mit Champagner, Bordeaux mit Roussillon, Burgunder mit Johannisberger u. s. w.

* * *

Die Straßenecken in Wien sind mit polemischen Flugblättern bedeckt. Die meisten behandeln das Thema der sogenannten neuen Religion. Der Weltpriester Gärtner hat die Deutschkatholiken zu einem mündlichen Wettstreite eingeladen. Die gestern Nachmittags im Odeon abgehaltene Versammlung war sehr zahlreich besucht; leider ereignete sich ein sehr betrübender Vorfall. Pater Hirschberger sollte auf allgemeines Verlangen einen Vortrag halten. Er bestieg, sichtlich ergriffen, die Rednerbühne und sprach: Er sei ein Mann des Friedens; auf gesetzlichem, ruhigem Wege sollen die Reformen angestrebt; man solle eine Bittschrift an den Reichstag stellen. Sollte Rom weiter streben, dann ab von Rom! Dieses wurde von der Gallerie herab einige Male unter lautem Zurufe der Volksmenge wiederholt. Dann brachte der Redner die verschiedenen Punkte vor. Einführung der deutschen Sprache im Gottesdienste, eine Synodalkirche, Aufhebung der Klöster, Abschaffung des Cölibats, der Stolengebühren ꝛc. Nach ihm kam Ekardt, der die Versammlung zur Unterzeichnung der von Dr. Schütte verfaßten Adresse an die Linke des Frankfurter Parlaments aufforderte, und fragte, ob sie einzeln oder vom Pauli im Namen des deutschkatholischen Vereins sollte unterzeichnet werden; die letzte Ansicht schien die Oberhand zu haben. Auf einmal erscholl's: „Herunter mit dem Kerl!" Die Nächststehenden ergriffen den Schreier und wollten ihn hin-

Digitized by Google

aus bringen; während dem verbreitete sich das Gerücht, die Arbeiter seien im Anzuge — schon Tags vorher wurde Pater Hirschberger bedroht, 20,000 Arbeiter werden die Versammlung aus einander jagen. Nach anderer Meinung soll Jemand Feuer gerufen haben; genug die ungeheure Menschenmasse setzte sich in Bewegung und suchte die Ausgänge zu erreichen. Nun begann ein furchtbares Gedränge, ganze Reihen wurden zu Boden gestürzt, worunter viele Frauenzimmer sich befanden, und über ihre Köpfe wurde rücksichtslos hinweggeschritten. Die Fenster wurden zerbrochen, überhaupt jedes im Wege stehende Hinderniß zertrümmert, und man sprang eine bedeutende Höhe, Einige sogar vom ersten Stock und, wie es heißt, vom Balkone herab.

* * *

In Neustadt-Eberswalde in Preußen hat ein Herumtreiber einen dortigen Einwohner wegen einer Streitigkeit mit dem Messer niedergestochen. Der Verwundete stirbt; der Mörder leugnet anfangs die That, gesteht dieselbe jedoch beim Anblicke des Leichnams ein. Sofort fällt das versammelte Volk über ihn her und steinigt ihn zu Tode.

* * *

In den Vorstädten von Paris herrschte am 9. August eine bedenkliche Gährung. Das Gerücht hatte sich verbreitet, die Regierung wolle mit den Insurgenten kurzen Prozeß machen. Man lasse sie in Havre einschiffen und dann ins Meer werfen. Frauen, Kinder und Verwandte der 10,000 Gefangenen stießen die fürchterlichsten Verwünschungen gegen die Regierung aus und drohten die Stadt in Brand zu stecken.

* * *

Die Feierlichkeiten des „heiligen Jubelfestes" des Kölner Dombaues, schreibt ein Correspondent aus Köln der Allgem. Oesterr. Ztg. unterm 15. August, finden Sie ausführlich in der Kölner Zeitung beschrieben. Ich will Ihnen blos die charakteristische Rede des Königs von Preußen mittheilen und dazu einige Bemerkungen. Der Präsident der deutschen Nationalversammlungen, Hr. Heinrich v. Gagern, richtete an den König von Preußen die Worte: „Die Reichsversammlung vertraut fest auf die Unterstützung Ew. Majestät bei dem Baue der Einheit, der unternommen ist und den die Nation ausführen wird." Der König erwiederte: „Die Einheit Deutschlands liegt mir am Herzen, sie ist ein Erbtheil meiner Mutter." Der König von Preußen hat also seinen patriarchischen Styl noch immer nicht verlernt. — Gagern antwortete hierauf: „Wir wissen, daß Ew. Majestät der Pfleger dieses Gedankens sind." Darauf entfernte sich der König, kam später zurück und ließ sich durch den Präsidenten die anwesenden Mitglieder aus Frankfurt „vorstellen", und sprach folgende Worte: „Meine Herren! Um recht gute Freunde zu sein, ist es nothwendig, daß man sich von Angesicht zu Angesicht kenne; deshalb freut es mich wahrhaft, Sie hier gesehen zu haben. Mit vollem Herzen wünsche ich Ihrer wichtigen Aufgabe ein segenbreiches Gedeihen. Seien Sie überzeugt, daß ich nie vergessen werde, welch ein großes Werk zu gründen Sie berufen sind, wie ich überzeugt bin, daß Sie nicht vergessen werden, daß es in Deutschland Fürsten gibt und ich zu diesen gehöre. Ich wünsche Ihnen zu Ihrem schwierigen und großen Berufe allen Segen und alles Gedeihen von ganzem Herzen." — Es ist doch eigen, daß die Fürsten Deutschlands in der Regel nur sich selbst im Auge haben. Wenn sie bei der gegenwärtigen Lage der Dinge erst von der Gesellschaft und dann von sich reden möchten, so hätte dieses doch wenigstens den Schein eines guten Willens.

* * *

Am 27. Juli hielten die deutschen Kaufleute in der City zu London im Hotel zu Greenwich ein Festmahl zu Ehren des deutschen Reichsverwesers. Toaste wurden auf die Nationalversammlung, die deutschen Universitäten und das deutsche Heer ausgebracht. Der amerikanische Gesandte hielt die beste Rede, in welcher er darauf hinwies, daß die vier Millionen Deutschen in Amerika stets dahin streben werden, das Band der Freundschaft zwischen Deutschland und Amerika fest zu knüpfen.

* * *

Ganz Portugal nebst der Königin befinden sich in gesegneten Umständen. Seit vielen Jahren hat man dort nicht eine so reichliche Ernte gehalten; eben so sieht man einem vortrefflichen Weinherbst entgegen. Der Gemahl der Königin ist vom Pferde gestürzt und auf den Kopf gefallen.

* * *

In der am 5. Aug. zu Erlau abgehaltenen Erzdiöcesan-Synode wurde unter Anderm die Einführung der Muttersprache beim Gottesdienste, die Aufhebung des Cölibats, das Gestatten der Civilkleider außer den kirchlichen Funktionen, die Abschaffung der Fastage — ausgenommen den Freitag in der Woche und drei Tage wöchentlich in Quadragesima —, die freie Wahl der Bischöfe und Erzpriester durch die Geistlichkeit, verhandelt und angenommen.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 36. **Montag, den 4. September** **1848.**

Schreiben der siebenbürgisch-sächsischen Deputation an die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt.

Es ward mir, wie die beigeschlossene Vollmacht beurkundet, das Glück und die Ehre zu Theil, als Abgeordneter des siebenbürgisch-deutschen Volksthums vor der hohen constituirenden Nationalversammlung erscheinen zu dürfen! Zweck meiner Sendung ist Folgendes: 1) Ueberreichung einer Adresse an die Repräsentanten unsers großen deutschen Muttervolkes. Hier ist sie! 2) Vertheilung einer Druckschrift unter dem Titel: „Denkschrift der sächsischen Nation in Siebenbürgen über die Bedingungen ihrer Vereinigung mit dem Königreich Ungarn", gleichfalls an die einzelnen Abgeordneten des genannten Volkes. Sie ist bereits in der Hand derselben. Und 3) endlich eine größtmöglich klare und genaue Beleuchtung unserer staatsrechtlichen Verhältnisse und Beziehungen zu den andern Volksthümern Siebenbürgens. Auch diesen Punkt meiner Aufgabe suchte ich, und zwar namentlich im völkerrechtlichen Ausschuß, nach Kräften zu erfüllen. Und nun zum Schluß noch einige Worte. Deutsche Brüder! Seit bereits sieben Jahrhunderten wurzelt ein Zweig der deutschen Rieseneiche in den östlichen Thälern der Karpathen! Ungarische Königshand, wie die Geschichte lehrt, pflanzte den Zweig auf königlichen Boden! Groß und herrlich war der Freiheitsbaum, den er seiner Entwickelung vergönnte. Aber nicht minder schwer und bedeutungsvoll die Aufgabe, welche der deutsche Eichenzweig zu lösen hatte. In wüstes Erdreich gesenkt, welches die geschichtliche Urkunde mit dem Begriff „desertum" bezeichnet, mußten seine Träger und Pfleger mit unermüdeter Hand urbar machen den Boden, auf und in dem jede Wurzelfaser des Zweiges die schöne und hohe Bestimmung hatte, mit elektro-magnetischer Eigenschaft bis in die fernen Gauen der deutschen Muttererde zu dringen und das Licht deutscher Bildung und Gesittung in das neue siebenbürgische Vaterland zu leiten und in Kopf und Herz aller seiner Bewohner zu gießen. Es mußten seine Träger und Pfleger Burgen und Städte bauen, um ihn vor dem Vandalismus barbarischer Eindringlinge zu schützen und zu schirmen; es mußten seine Träger und Pfleger endlich durch weise Staatseinrichtungen dafür Sorge tragen, daß ihre deutsche Nationalität und der ur- und keimkräftige Kern ihres echten deutschen Bürgerthums nicht von den aristokratisch-feudalistischen Institutionen der übrigen Volksthümer des Landes überwuchert und erstickt werden könne. Doch genug hievon! Die ehernen Tafeln der Geschichte und die Belohungsurkunden der besten und gerechtesten der ungarischen Könige sprechen darüber wohl als die sonnenklarsten Beweise. Brüder, eure deutschen Stammgenossen in Siebenbürgen haben also, wenn auch sieben Jahrhunderte vom Mutterlande getrennt, deutschen Sinn, deutsche Treue und Redlichkeit mit deutschem Fleiße vereinigt, bewährt und mit ihren fortdauernden wärmsten Sympathien für die Geschicke der alten Heimath die musterhafteste Erfüllung ihrer staatsbürgerlichen Pflichten auch in dem neuen Vaterlande in Einklang zu bringen gewußt! Stets als Heiligthum galt ihnen der sechste Artikel der 1744er Unionstractate, die sie mit ihren magyarischen und szeklerischen Staatsgenossen und Staatsbrüdern eidlich und feierlich abgeschlossen, und in deren erwähntem Artikel es wörtlich also heißt: „Jeder einzelne siebenbürgische Staatsbürger ist verpflichtet, nächst der homagialischen Treue gegen den König, alle Rechte, Gerechtsame, Freiheiten und Privilegien der drei Nationen, sie mögen ihnen einzeln oder gemeinsam zustehen, sowie ihre Gesetze und giltigen guten Constitutionen ohne Unterschied zu erhalten, in den Landtagsverhandlungen aber das gemeine Wohl des Landes, mit Hintansetzung jedes Privatvortheils, nach Kräften zu

Digitized by Google

unterstützen, dagegen weder öffentlich durch Umtriebe oder Rathschläge den Bestand und die Form der Landesverfassung umzustürzen; ja die Bedrückung selbst eines einzelnen Privatmannes durch Bitten und Vorstellungen bei den Behörden und rücksichtlich bei Sr. Maj. zu verhindern und die gerechte Sache aller und jeder nach Recht und Billigkeit zu vertreten." Stets als Heiligthum galt euren deutschen Stammgenossen dieser Bund, und auch jetzt und in alle Zukunft hin wollen sie mit ihren magyarischen Brüdern, die auch zwei Abgeordnete an eure constituirende Nationalversammlung mit der Bitte sandten: „Ihr möchtet, eingedenk des freundschaftlichen Verhältnisses, das von jeher zwischen Ungarn und Deutschland bestanden, ihnen euren Bund und Schutz nicht verlagen;" und auch jetzt, sage ich, wollen eure deutschen Stammgenossen in Siebenbürgen Hand in Hand gehen mit ihren magyarischen Brüdern auf dem Boden des Rechtes und des Gesetzes zu einem großen Ziele wahrhaft menschheitlicher Entwickelung, in einem naturgemäßen und sofort durch und durch gesunden und kräftigen Organismus des Staates. Brüder, die ganze Staatenmasse Europas ist zu vulcanischem Boden geworden; es fehlt selbst dem größten Politiker und Archimedes in der Diplomatie ein fester, ruhiger Punkt, um welchen er, wie die Krystalle um ihren gemeinsamen Kern es thun, die Ereignisse auch nur für die nächste Stunde hin mit mathematischer Klarheit und Bestimmtheit sammeln könnte! Möglich also, daß auch wir zu euch in Bundesverhältnisse treten, die uns nicht minder unerwartet, als im höchsten Grade erfreulich berühren würden. Mag aber über uns kommen, was da will, eins thut noth: versäumt es bei den heiligsten Banden, die euch an uns knüpfen, um keinen Preis der Welt, in irgend einem Staatsvertrag und Staatsbündniß, das auch auf uns Beziehung haben und Einfluß nehmen dürfte, die conditio, sine qua non, festzustellen: „die Autonomie des siebenbürgisch-deutschen Volksthums, seine Municipalverfassung, sein abgesondertes Wohngebiet, seine eigenthümliche Municipalgesetzgebung, seine reindeutsche Nationalität und sofort alles dasjenige, was in seiner Denkschrift enthalten und gefordert ist, müsse ihm von den contrahirenden Staatsgewalten garantirt werden für jetzt und immerdar! — —" Brüder, Gesinnungen, wie das Siebenbürger Deutschthum sie hegt, können des Beifalls des gesammten deutschen Volkes nicht unwürdig, sie werden seiner Theilnahme gewiß sein! Die Wichtigkeit des deutschen Elements an der Ostgrenze europäischer Cultur und in der unmittelbarsten Nähe der Donaugegenden kann für Deutschland nicht verkannt werden. Darum blicken die Siebenbürger Deutschen vertrauungsvoll auf ihre Brüder im großen schönen Deutschland, und fordern sie auf, mit Wort und That ihnen beizustehen im großen Kampfe für ihr Volksthum. Mit deutschem Geist und Gemüth, mit deutscher Ausdauer, Biederkeit und Treue werden sie vereint mit ihnen kämpfen für die Einigung, Größe, Ehre und die glänzendste und rühmlichste Zukunft der deutschen Nation. In höchster Begeisterung für das große deutsche Volksthum entbrannt, bin ich mit vollkommenster Hochachtung eines Präsidiums der constituirenden Nationalversammlung unterthänigster Diener (gez.) Johann Friedrich Gelch, Rector-Professor und Abgeordneter des siebenbürgisch-deutschen Volksthums an das deutsche Parlament."

„Das Volk der Siebenbürger Sachsen an sein großes deutsches Mutter-volk. Seit mehr als sieben Jahrhunderten von dem Mutterlande getrennt, haben unsere Vorfahren bis auf uns die treue Liebe und Anhänglichkeit für dasselbe fortzupflanzen gewußt; sie haben den innigen Zusammenhang mit der alten Heimath erhalten, der allein im Stande war, auch im fernen Osten die Söhne Germaniens theilhaftig zu machen der herrlichen Entwickelung des geistigen, sittlichen und häuslichen Lebens, welche die Brüder im Mutterlande besäßigt hat, sich das erste Volk der Erde zu nennen. Zu klein an Zahl, um große Schöpfungen aus uns hervorgehen zu sehen, haben wir mit Eifer zurückgeschaut und all die Strahlen, die von Deutschland aus die Welt erleuchtet, mit Stolz in Herz und Brust gesogen! So hat denn jede Saite, die im deutschen Volksleben schallend ertönte, in unserem Vaterlande stets den lautesten Nachhall gefunden. Auch jetzt, wo Deutschlands Sonne die Winternebel, die sie so lang verhüllten, zerstreute und dem verwahrlosten Boden die Blüthen der Freiheit, die Früchte des Wohlseins zu entlocken strebt; auch jetzt, wo die deutschen Freiheitsgesänge vom Rhein bis zur Weichsel wiederhallen, auch jetzt haben unsere Herzen mit euch gejubelt für deutsche Freiheit, deutsche Macht und Größe. Und nicht vergebens haben wir euch zugerufen: die Mutter hat des fernen Sohnes nicht vergessen, und in der alten Kaiserstadt sind Stimmen laut geworden für Recht u. Freiheit und deutsches Volksthum des deutschen Volkes im Karpathenlande! Wenn auch diejenigen, die ihr für uns und unser Recht zu bitten gedachtet, nicht über unser Schicksal gebieten können — denn noch ist Siebenbürgen frei und noch hat der Himmel den Sachsen von der Auflösung im magyarischen Elemente verschont — wenn wir auch gewünscht hätten, daß unsere große, herrliche und mächtige Mutternation dem kleinen Magyarenthum geboten hätte, statt zu bitten, so senden wir euch dennoch unsern Dank für eure Brüderlichkeit, und wollen ihn beweisen nach deutscher Art durch ewiges Fest-

Digitized by Google

halten an deutſcher Treue, deutſchem Muth und deutſcher Redlichkeit, an unſerm Deutſchthum bis zum letzten Tropfen Blutes. Ihr aber, deutſche Brüder, die ihr gewiß zu helfen und zu ſtützen brennet, wo nur der deutſchen Sache Gefahr droht, ihr ſendet uns Männer zu von hellem Kopf und fleißiger Hand, auf daß mit ihnen neuer, friſcher Lebensſaft die Adern durchdringe und uns in ſtetem Wachsthum und in gleicher Höhe erhalte mit dem alten Vaterlande, dem ſich immer die Blicke ſehnend zugewendet! Hermannſtadt, den 9. Juni 1848. Franz Salmen, Königsrichter von Hermannſtadt, Graf der ſächſiſchen Nation und königl. ſiebenbürgiſcher Gubernialrath. Als Abgeordnete der 11 ſächſiſchen Kreiſe: D. A. Zag von Hermannſtadt. Johann Schwarz von Schäßburg. Joſeph Gräf von Kronſtadt. Michael Krüger von Mediaſch. Carl Deuſig von Biſtritz. Joh. Wachsmann von Mühlbach. G. Friedrich Balthus von Großſchenk. Matthias Matthiä von Reps. Johann Löw jun. von Neußmarkt. Carl Mangesius von Leſchkirch. Friedrich Kirchner von Broos.

Die verkehrte Welt.

(In zwölf Bildern.)

Aus H. Zſchokke's „aufrichtigem und wohlerfahrenem Schweizerboten").

(Schluß.)

Hoffentlich ſind wir Alle überzeugt, daß wir in der verkehrten Welt leben.

Der Schweizerbote hätte freilich mancherlei von unſern Verkehrtheiten zu Stadt und Land erzählen können; aber er hütet ſich wohl, die Wahrheit kurz und rund heraus zu ſagen; denn das iſt eben die neueſte Mode in der verkehrten Welt, daß man keinen Narren bei ſeinem rechten Namen nennen darf.

Wo ſind die Leute ſchläfriger, als — in der Kirche? Wo ſind ſie munterer, als — im Wirthshaus und im Tanzſaal? Wem gibt man nicht gern? Dem Reichen? — O nein, dem Armen, der nichts hat; wer aber das Meiſte hat, den beſchenkt man am meiſten. Wo werden mehr Lügen geſagt, als in Leichenreden? Wo mehr Wahrheiten, als im Trunk? — Wann läßt man die Diebe laufen? Wenn ſie ganze Länder ausrauben. — Wann hängt man ſie? Sobald ſie ſich nur mit einem einzigen Kramladen begnügen. — Wer hat großen Verſtand? Der ein Amt hat. — Wer iſt ein Dummkopf? Der kein Geld und keinen mächtigen Herrn Vetter hat.

Dies Letzte hat Herr Hoppelpoppel gar zierlich ausgedrückt in dem Sinnbilde, wo der Eſel mit hochgebornen Ohren das Amt und die Würde eines Eſeltreibers rühmlichſt bekleidet. Siehe

Das eilfte Bild.

Was ein Eſel ſonſten trägt,
Wird dem Menſchen aufgelegt.

Ich finde eigentlich gar nichts Außerordentliches darin, daß auch Menſchen auf ihren Rücken nehmen, was ſonſt Eſel tragen müſſen. Denn Menſchen können am Ende mehr ertragen, als mancher Eſel in des Menſchen Stelle. Aber dies ſcheint mir das Außerordentlichſte zu ſein, daß der unvernünftige Eſel Amt und Würde bekleidet, und der vernünftige Menſch zum dienſtbaren Thier wird.

Aber doch iſt's leider ſo! Denn wie mancher unvernünftige Eſel iſt nicht zu Ehren und Würden gekommen, während der verdienſtvolle, rechtſchaffene Mann, der zehnmal fähiger wäre, hintenan ſtehen und im Schweiße ſeines Angeſichts dienen muß! Wie mancher hochgeöhrte Herr ſollte, wenn's auf Verdienſt und Recht ankäme, hinter ſeinem Schreiber oder Diener einhergehen!

Wohl dem Eſel, der anſehnliche Vettern in der hochgeöhrten Familie hat! Wohl dem Eſel, dem ſein Vater einen vollen Geldſack hinterließ! Wohl dem Eſel, der ein paar allergnädigſte Rippenſtöße gar nicht übel nimmt, wenn er nur dadurch zur vollen Krippe gelangt! Wohl dem Eſel, der es mit ſeiner Weisheit dahin gebracht hat, fünf gerade ſein zu laſſen; der zu einem Unrecht ſein verſtändiges Ja! zu ſagen verſteht; der zu rechter Zeit die Augen zudrücken kann, als wenn er nichts merke; der trotz der langen Ohren doch, wenn's ſein muß, dann und wann nicht gut hört!

Doch genug von den Eſeleien. — Meiſter Hoppelpoppel gibt uns

Das zwölfte und letzte Bild.

Seht, das Kind will größer ſein,
Als der Alt', und wiegt ihn ein.

Und das iſt der Troſt, den uns Hoppelpoppel in dieſer verkehrten Welt beim Abſchiede mit auf den Weg gibt.

Er will damit ſagen: wenn unſere Kinder nicht endlich klüger werden, als wir, die wir doch im Ganzen nicht viel beſſer als Kinder handeln, ſo bleibt die Welt noch lange verkehrt.

Es iſt freilich ſchon häufig dahin gekommen, daß Kinder in vielen Stücken beſſer und verſtändiger als die alten Leute ſind. Kinder reden die Wahrheit; die Alten ziehen

)(

Digitized by Google

Heuchelei und Falschheit vor. Kinder lachen über Narren, sie mögen geputzt sein, wie sie wollen; die Alten machen Complimente vor ihnen. Kinder freuen sich über das, was sie haben; die Alten jammern und sorgen über das, was sie nicht haben. Kindesunschuld war schon seit tausend Jahren besser, als der Alten Weisheit.

Aber die Alten ruhen nicht, bis sie auch den Kindern den Kopf verdreht und in die verkehrte Welt eingepaßt haben; so werden sie zuletzt albern und thöricht, wie ihre Altvordern.

Wenn unsere Buben und Mädchen einmal auf den Einfall kämen, all den verkehrten Firlefanz abzuschaffen — hilf Himmel, wie würden die Alten Zeter schreien! Diese sind so gewohnt, auf dem Kopfe zu stehen, daß wenn man sie zwänge, auf den Füßen zu wandeln, sie glauben würden, die Welt hätte sich umgedreht.

Was würdet ihr sagen, wenn ihr eines Morgens aufwachtet, und die Menschen handelten alle gerade, ehrlich, wie sie sollten? Wenn ihr keinen Narren anträfet?

Dann gäbe es keine Armeen und Festungen, denn man wäre so klug und schösse sich einander nicht mehr, aus lauter Liebe zum Frieden, todt.

Dann gäbe es keine Advokaten; denn Niemand begehrte fremdes Eigenthum, am wenigsten einen Prozeß.

Dann gäbe es keine Doctoren; denn Keiner fräße, söffe und tanzte und schwelgte sich krank.

Dann gäbe es keine Putz- und Modenmacherinnen; denn Artigkeit wäre der schönste Putz, und Sittsamkeit die beständige Mode.

Dann gäbe es — — aber, o Himmel, was sollte aus all den brodlosen Leuten werden?

Es leben in Europa ohngefähr zweihundert Millionen Menschen. Darunter sind allein vierzig Millionen Soldaten, oder Leute, die vom Kriegswesen zu Wasser und zu Land leben; ein paar Millionen Advocaten; dito Doctoren; dito Philosophen; dito andere, die wir nicht alle nennen wollen, und die doch alle von der Narrheit und Thorheit anderer Menschen leben müssen. Wollt ihr zum Besten der einen Hälfte der Welt die andere Hälfte verhungern lassen? —

Mit nichten, immer noch besser eine verkehrte, als eine bald verhungerte Welt. Laßt die Narren leben, sie machen den Klugen satt! In einer geraden Welt könnte kein honneter Mann bestehen, der sich von Kindesbrinen an dem Besten der närrischen Leute gewidmet hat.

Es lebe die Narrheit! Es lebe die verkehrte Welt!

Ein merkwürdiges Testament.

In Freiburg ist der letzte Wille des vor einigen Tagen verstorbenen Ehrenrathes der Stadt Freiburg, Philipp Merian, eröffnet worden. Wir heben die Hauptbestimmungen aus diesem seltenen Testamente hervor. Er stiftete hierin:

1) 6000 fl. zum Besten des Armenfonds in Lörrach;

2) 5000 fl. dem Waisenhause in Karlsruhe;

3) 5000 fl. dem Waisenhause in Mannheim;

4) 4000 fl. dem Krankenspital in Freiburg, zunächst bestimmt zur Verpflegung armer kranker, hier wohnender fremder Akademiker und armer durchreisender Personen;

5) 5000 fl. an die Universität dahier, zur Errichtung von zwei Stipendien für arme Studirende mit Ausnahme der Theologen, „da diese“, wie das Testament sich ausdrückt, „anderweit Unterstützung finden“.

6) Jedem seiner beim Ableben im Hause befindlichen Dienstboten für jedes Dienstjahr 300 fl., und jedem derselben weiter 1000 fl., sowie jedem noch besonders 100 fl. zur dreimonatlichen Verköstigung und Löhnung.

7) 2000 fl. zu einem Fonde, dessen Zinsen für ein gemeinschaftliches Mahl bestimmt sind, wozu sich die bei der Stiftungs-Rechnungsabhör beschäftigten Personen jährlich vereinigen sollen.

8) 4000 fl. für hiesige Hausarme. Der Zinsertrag soll jährlich am Todestage des Stifters ausgetheilt werden.

9) 20,000 fl. der Sautier-Reibelt'schen Knaben- und Mädchen-Stiftung mit der Bedingung, daß „zu immerwährender Consolidirung der vom Erblasser gestifteten Freiplätze“ künftig zu allen Zeiten sein Name als Mitstifter beigesetzt, und also Sautier-Reibelt-Merian'sche Stiftung genannt werde.

10) 20,000 fl. Unterstützungsfond für Hausarme in Freiburg, als Beihilfe zur Bestreitung der Hauszinse zu verwenden.

11) 12,000 fl. kommen an Verwandte. In Beziehung auf diese drückt sich der Erblasser im Testamente so aus:

„Da meine nächsten Verwandten in solchen Verhältnissen stehen und von Gottes Glück größtentheils so gesegnet sind, daß ich in Ermangelung von Notherben durchaus frei verfügen kann u. s. w.“

12) 4000 fl. an die Waisenhaus-Vorsteherin Agatha Imberi dahier, welche sich, wie im Testament ausdrücklich angeführt ist, durch sorgfältige mütterliche Behandlung der ihr anvertrauten Zöglinge die vorzügliche Achtung und Zufriedenheit des Erblassers erworben hat.

Digitized by Google

13) 204,000 fl. Legate an 60—70 Privaten; darunter ist insbesondere auch seine Haushälterin Magdalena Koch, wegen ihrer mehr als vierzigjährigen treuen Dienstleistung und sorgsamen Pflege reichlich bedacht.

14) Der Ueberschuß des Vermögens nach Abzug aller Vermächtnisse ist zu einem Unterstützungsfond für bedürftige hausarme Einwohner der Stadt Freiburg bestimmt.

Das Vermögen, worüber der edle Stifter, theils durch dieses Testament, theilß durch seine früheren großartigen Stiftungen verfügte, beträgt im Ganzen zwischen 6—700,000 fl.

Louis Schätzl, der Komiker, in Gefahr aufgeknüpft zu werden*).

Es mögen ungefähr drei Wochen sein, als der soidisant Abaver der komischen Muse, Herr Louis Schätzl, Buda-Pesth den Rücken kehrte, hoffend, vielleicht in Oesterreich's Gauen ein Engagement zu finden. — Müde und matt erreichte er per pedes gegen Abend Groß-Márós (vis-à-vis von Bissegrád, ein großes Dorf, mit meist deutschen Bauern); gastlich winkt das Gemeindewirthshaus, er tritt ein, um sich durch ein Glas Achter zu neuen Fahrten zu stärken. In der Gaststube ging es lustig her; mehre politisirende Kannengießer (vulgo Bauern und Krämer) schrien hin und her, und kaum erblickten sie unsern bestaubten Pilger, der in einem Winkel seinen Vierkreuzer-Nektar schlürfte, als sie mit den Fragen: „Woher? von Pesth? Na, was gibt's? Was ist Neues?“ auf ihn losstürmen. Unglückseligerweise war am Abend zuvor unser Held noch in Pesth anwesend, als das bekannte Unglück an der Kettenbrücke sich dort ereignete; der Sturmpetition genügend erzählt er: ein großes Unglück sei geschehen, viele hundert Menschen hätten das Leben eingebüßt, malt nebenbei, um als Volkskomiker sich seinem Publikum populär zu machen, den Vorfall mit grelleren Farben und improvisirt mitunter: unter den Ertrunkenen sollen auch Batthyányi und Kossuth sein. Kaum ist des Letzteren Name seinen Lippen entschwunden, als einer der anwesenden Bauern von hinnen eilt, um bald darauf mit acht Nationalgardisten wieder zu erscheinen. „Da ist der Hallunk, der Spitzbub, der Spion, packt ihn,“ ruft der Eintretende, indem er den verdutzten Komiker mit eigener Hand vom Sitze reißt, der anfangs von dem Richter glaubt: Einen Jux will er sich machen! und die Szene belächelt. „Fort mit dir, Hallunk! Morgen sollst du baumeln!“ herrscht ihn der Márosser Alkalde wieder an, „lach' nur!“ Der früher Unbedeutende, jetzt als Aufwiegler kreirt, wird mit Kolbenstößen und Püffen durch das Dorf getrieben, kaum widersteht der morsche Rock den derben Antastungen der ihn fortzerrenden Menge. Der peinliche Gerichtshof ist erreicht und der Zerrissene wird wieder mit den Worten: „Wart', Spitzbub, morgen baumelst du! Wir haben Standrecht!“ in den Hofraum gestoßen. Da lag auf dem Boden der arme Agitator, der Reaktionär wider Willen, zerstört, vernichtet. — Eine Nacht des Entsetzens und der namenlosen Martern geht zu Ende, es bricht der Morgen an — der Galgen winkt — da erscheint unverhofft ein Deus ex machina in der Gestalt einer höheren Gerichtsperson, der die Sache inspicirt, den Komiker Schätzl in dem Delinquenten erkennt und das Mißverständniß löset. Des Fremden Wort wird dem hart Bedrängten zum Talisman der Rettung. Der Schühling, seiner Bande los, doch noch immer schwach und matt von der ausgestandenen Todesangst, wankte von hinnen — und strich zur Erinnerung an die Freiheit im Krähwinkel, den Tratschmirl für immer von seinem Repertoir.

Adolf Schritt.

*) Eine wahre Begebenheit aus der neuesten Zeit, mitgetheilt im Spiegel.

Die russische Note über die Intervention in den Donaufürstenthümern.

Diese vom 31. Julius datirte Circularnote an die russischen Gesandten im Auslande, welche besonders auch wegen ihrer vielfachen Andeutungen über die Politik Rußlands im Allgemeinen von Interesse ist, lautet vollständig also: „Die Lage der Donaufürstenthümer, deren Ruhe seit mehren Monaten von einer turbulenten Minorität bedroht war, hat plötzlich eine so bedenkliche Wendung genommen, daß es dem Kaiser nicht länger gestattet war, sie außer Acht zu lassen. Sie kennen die Ereignisse, welche neuerdings in der Walachei stattgefunden haben, das gegen die Person des Hospodars gerichtete Mordattentat, seine Abdankung und seine Flucht, die Einsetzung einer provisorischen Regierung und die Principien, welche diese Behörde ausgesprochen hat, die von der Insurrection, der der osmanischen Pforte zuständigen Souveränetät zum Trotz und im offenen Widerspruch mit dem Protectorat Rußlands, ohne weitere Umstände ins Leben gerufen worden ist. Kaum war der Plan der Revolutionäre auf dieser Seite gelungen, so waren sie unverweilt darauf bedacht, ihn auf die Mol-

Digitized by Google

dau auszudehnen. Eine Menge walachischer und fremder Emissäre hatte sich dort schon verbreitet. Die nach Bukowina entflohenen moldauischen Bojaren sammelten Streitkräfte, um gegen Jassy zu ziehen, und die Parteimänner bereiteten in Gemeinschaft mit ihren Verbündeten in Siebenbürgen und selbst in Bessarabien einen Aufstand, dessen Resultat, wie in der Walachei die Ermordung oder Vertreibung des Hospodars, der Umsturz der bestehenden Ordnung und die Vereinigung der beiden Fürstenthümer zu einem Staat ohne alle Verbindung mit Rußland oder der osmanischen Pforte sein sollte. Solchen Umständen gegenüber durften wir nicht zaudern. Die Pforte ihrerseits sah ein, daß es sich dabei um ihre eigene Existenz handle (qu'il y allait de sa propre existence). Demgemäß haben sich die beiden Mächte, denen allein, den bestehenden Verträgen gemäß, das Recht zusteht die Verhältnisse der beiden Provinzen zu ordnen, sich darüber verständigt, die Ordnung, welche sie in denselben eingerichtet hatten, wieder herzustellen, und zu diesem Zwecke sind ihre vereinten Truppen (leurs troupes réunies) in dieselben eingezogen, um gemeinschaftlich zu handeln. Nicht ohne lebhaftes Bedauern noch ohne reifliche Erwägung hat der Kaiser sich entschlossen, diese wichtige Maßregel zu treffen. In der gegenwärtigen Lage Europa's und bei der vorherrschenden Stimmung würde Sr. Majestät es bei weitem lieber gewesen sein, wenn er nicht gezwungen worden wäre, aus seiner unbeweglichen Stellung (attitude immobile) herauszutreten. An und für sich schon muß die Thatsache, daß russische Truppen die Reichsgrenze überschritten haben, bedeutendes Aufsehen hervorbringen. Sie öffnet — was wir uns keineswegs verhehlen — allen böswilligen Auslegungen ein freies Feld. Wir haben jeden Interventionsplan, jede Einmischung in die Angelegenheiten anderer, alle und jede Angriffslidee beharrlich in Abrede gestellt. Diese Versicherungen sind unsere Agenten im Auslande noch ganz neuerdings in Deutschland zu erneuern beauftragt worden. Jetzt nun wird man unter den gegenwärtigen Umständen ohne Zweifel versuchen, uns diese Erklärungen entgegenzuhalten, um uns wenn möglich mit uns selbst in Widerspruch zu bringen. In den Augen derjenigen, die es ehrlich meinen, ist dieser Widerspruch nicht vorhanden. Wir haben allerdings erklärt, uns nicht in die verschiedenartigen Umgestaltungen einmischen zu wollen, welchen die uns benachbarten Staaten ihre innere Verfassung zu unterwerfen geneigt sein möchten. Es ist aber vollkommen klar, daß ein solches Versprechen nur auf diejenigen europäischen Staaten Anwendung finden konnte, welche mit uns von Macht zu Macht unterhandeln, auf die unabhängigen Staaten, deren sociale Organisation durchaus in keiner Beziehung steht zu den politischen Verträgen, welche ihren Gebietsumfang bestimmt haben. In Bezug auf diese messen wir uns weder das Recht bei, noch machen wir den Anspruch, irgendwelche Art von Schutz oder Einfluß auszuüben. Anders steht es mit den Donaufürstenthümern, welche nicht als Staaten anerkannt, sondern nichts mehr und nichts weniger als Provinzen sind, die einen integrirenden Theil eines Reiches ausmachen, ihrem Oberherrn tributpflichtig sind, temporär von Fürsten regiert werden, deren Wahl der Bestätigung bedarf, und die, was Rußland anbelangt, politisch gar keine Existenz haben, als nur soweit die zwischen der osmanischen Pforte und uns abgeschlossenen Verträge in Betracht kommen — Verträge, die ihrerseits mit der Gesammtheit der Transactionen, auf deren Grundlage das öffentliche Recht Europa's beruht, nichts gemein haben. Nur diesen Verträgen, und zwar hauptsächlich denen von Bukarest, Akerman und Adrianopel, verdanken die Moldau und Walachei diejenigen Vorrechte, welche denen, die sie ursprünglich durch ihre alten Capitulationen mit der Pforte besaßen, hinzugefügt oder substituirt worden sind — die Art der Wahl ihrer Hospodare, die Befreiung von lästigen Abgaben, an deren Stelle ein jährlicher mäßigerer Tribut getreten ist, ihre freie Religionsübung, die Freiheit ihrer Gewerbthätigkeit, ihrer Schiffahrt und ihres Handels, selbst die Ausdehnung ihrer Grenzen durch den Anschluß der zugehörigen Donauinseln und der auf dem linken Donauufer liegenden türkischen Städte und Territorien an die Walachei. Durch eben diese Verträge endlich ist den beiden Provinzen der Genuß der Verwaltungsart, nach der sie regiert werden, verbürgt worden; und diese Verwaltungsart selbst ist durch ein unter Zustimmung der Pforte eingeführtes organisches Statut bestimmt, damit einerseits den Moldau-Walachen die ihnen zugestandenen Vorrechte gesichert, und sie andererseits in den Beziehungen des Vasallenthums, welches sie mit dem osmanischen Reiche verbindet, erhalten bleiben. Es geht aus dieser ganz ausnahmsweisen, ganz besondern, ganz auf den zwischen der osmanischen Pforte und uns abgeschlossenen Uebereinkünften beruhenden Stellung hervor, daß die Moldau und Walachei sowohl in Bezug zu der souveränen als gegen die Schutzmacht positive Verpflichtungen zu erfüllen haben, denen sie sich ohne vorgängige Zustimmung sowohl der einen als der andern nicht entziehen können. Möglich daß ihr Verwaltungs-Regime Verbesserungen unterzüglich ist, daß es selbst in mehr als einem Punkte modificirt werden muß; es darf dies aber nicht ohne Zustimmung der beiden Höfe, es darf das nicht durch die Revolte geschehen. Nun ist aber die Revolte das Mittel,

Digitized by Google

welches die Häupter der siegreichen Partei angewendet haben, nicht um dieses Regime nur zu modificiren, sondern um es von Grund aus umzustürzen. Vergessend, daß die Mehrzahl der ihrem Vaterlande zugesicherten Vortheile nur dem wohlwollenden Schutze Rußlands zu danken ist, weisen sie diesen Schutz zurück, um an den Schutz anderer Mächte zu appelliren. Ihre Pflichten gegen die Pforte werden nicht weniger ernstlich verkannt. Denn wenn sie auch für jetzt noch sich stellen, als wollen sie ihre Vasallenbeziehungen zu derselben noch nicht völlig vernichten, so zerstören sie dieselben doch nichtsdestoweniger der Thatsache nach, indem sie nach eigenem Gutdünken alle Regeln, alle Bedingungen aufheben, welche die Grundlage dieser Beziehungen bilden. Schon das als Stütze ihrer Prätensionen in Anspruch genommene Princip der Volkssouveränetät ist hinreichend, die entschiedenste Regirung der souveränen Rechte des Sultans darzustellen. Ueberdies liegt ihr weiterer Plan offen vor. Er ergibt sich aus ihrem Programm, und ihre Proclamationen machen aus demselben kein Geheimniß. Er besteht darin, auf einer nie vorhanden gewesenen historischen Grundlage ihre alte Nationalität herzustellen, d. h. aufzuhören Provinzen zu sein und unter dem Namen eines dacoromanischen Königreichs einen neuen abgesonderten und unabhängigen Staat darzustellen, zu dessen Bildung sie ihre Brüder in der Moldau, in der Bukowina, in Siebenbürgen und Bessarabien einladen. Die Verwirklichung eines solchen Planes, wenn man auch zugäbe, daß er zu Stande käme, würde ernste Folgen nach sich ziehen. Gelingt es erst den Moldau-Walachen unter dem Namen einer angeblichen Nationalität, deren Ursprung sich in der Nacht der Zeiten verliert, sich von der Türkei abzutrennen, so wird man bald in Gemäßheit desselben Prinzips und unter der Einwirkung desselben Wunsches Bulgarien, Romelien, alle durch die Sprache von einander geschiedenen Provinzen, aus denen das osmanische Reich besteht, ebenfalls auf Emancipation, behufs Errichtung abgesonderter Staaten, Ansprüche erheben sehen. Es würde daraus entweder eine völlige Zersplitterung oder doch wenigstens im ganzen Orient eine Reihe unentwirrbarer Verwicklungen folgen. Handelte es sich hier nur um die Urheber des Aufstandes, und verriethen dieselben, was wir nicht glauben, wirklich die Meinung des moldau-walachischen Volkes, so könnten wir, trotz allem, was ihr Benehmen gegen Rußland, dem ihr Vaterland die Vorzüge seiner jetzigen Lage zu danken hat, Tadelnswerthes darbietet, gleichgiltig bleiben gegen die Vergessenheit, mit der sie unsere Wohlthaten behandeln, und sie den Folgen ihres thörichten und schuldvollen Unternehmens überliefern. Aber diese kleine Anzahl von Wahnsinnigen, deren Regierungsideen nur ein Plagiat sind, welches sie der ihrem eigenen Vaterlande fremden socialistischen und demokratischen Propaganda entlehnt haben, kann in unsern Augen nicht für das wirkliche walachische Volk gelten. Und wenn dem auch nicht so wäre, so ist es doch, je mehr wir für die Fürstenthümer gethan, je mehr wir für sie bei der osmanischen Pforte ausgewirkt haben, desto mehr eine Ehrensache für uns zu verhindern, daß sie diese Vorzüge nicht zum Nachtheil eines Reiches mißbrauchen, dessen Integrität in unsern Augen bei der gegenwärtig stattfindenden Umwälzung in Europa mehr als jemals eine wesentliche Bedingung der Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens ist. Unsere eigene Sicherheit ist übrigens auch dabei betheiligt. Sie wird in Bessarabien bedroht durch die dort geschmiedeten Intriguen, durch das Vorhandensein eines Heerdes fortwährender Insurrection, die sich auf diese Weise vor unserer Thüre aufrichten würde. Ebensowenig wie der Pforte selbst würde es uns passen, an der Stelle zweier Fürstenthümer einen neuen Staat entstehen zu lassen, welcher der Anarchie preisgegeben und zu schwach um sich durch seine eigenen Kräfte zu halten, früher oder später unvermeidlich der Herrschaft anderer Mächte anheimfiele, so daß alle unsere internationalen Beziehungen in Gefahr gerathen würden. Es liegt also hier für uns zugleich eine Frage des Rechts, eine Frage der Ehre, eine Frage der politischen Interessen vor — lauter Dinge, auf welche Rußland weder zustimmen noch transigiren darf.

Dies sind, mein Herr, unsere Beweggründe der Intervention. Sie sind einfach, sie sind legitim. Da man sich aber unglücklicherweise daran gewöhnt hat, die russische Politik mit Spitzfindigkeit zu behandeln, in derselben zu suchen, was nicht in ihr liegt, und da überdies das Interesse der antisocialen Partei, welche nur einen allgemeinen Brand will, dahin geht, die öffentliche Meinung zu beunruhigen, zu erbittern, so zweifeln wir nicht, daß die Bewegung, welche wir über unsere Grenzen hinaus unternommen haben, wie gewöhnlich zu den falschesten Vermuthungen Anlaß geben wird. Man wird sagen, und man hat schon gesagt, daß diese Bewegung nur ein erster Schritt unserer Eroberungspolitik ist, daß wir nur einen Vorwand abgewartet haben, um unsere Streitkräfte vorrücken zu lassen, daß wir in die Fürstenthümer einrücken, vollkommen entschlossen sie nicht wieder zu verlassen, und daß den traditionellen Vergrößerungsplänen gemäß, welche Rußland in Bezug auf das türkische Reich hegt, wir, um dieselben zur Ausführung zu bringen, die Ohnmacht und die Verlegenheiten ausbeuten, in welche die socialen Störungen der Gegenwart das westliche Europa gestürzt haben. Wir haben

Digitized by Google

allen diesen Conjecturen nur eine sehr einfache Thatsache entgegenzustellen: nämlich daß wir in die Moldau in Folge einer Vereinbarung mit der osmanischen Pforte einrückten, und daß unsere Truppen dort, vorausgesetzt daß es überhaupt nöthig werde, nur in Gemeinschaft mit den ihrigen handeln werden. Die Vergangenheit bürgt übrigens für die Gegenwart. Mehr als einmal schon haben wir in frühern Zeiten die Fürstenthümer ganz oder theilweise besetzt, und getreu dem im Voraus gegebenen Worte dieselben jedesmal geräumt, sobald die Bedingungen erfüllt waren, welche wir an unsern Rückzug geknüpft hatten. Ebenso wird es auch jetzt wieder sein, und sobald in der Walachei die gesetzliche Ordnung hergestellt ist, oder die Pforte eine hinreichende Gewähr für die fernere Ruhe der beiden Provinzen erlangt zu haben glaubt, werden unsere Truppen aus denselben zurückgezogen werden, um unverweilt wieder die streng defensive Stellung einzunehmen, welche sie an der Grenze inne hatten. Die Schlußfolgerung, welche Sie aus den bevorstehenden Erwägungen zu ziehen haben werden, ist daß, da die Beziehungen, in welchen die Donaufürstenthümer uns gegenüberstehen, keine Analogie darbieten mit denen zwischen Rußland und den andern europäischen Mächten, unsere gegenwärtige Intervention weder dem Principe noch den Thatsachen nach mit denen etwas gemein hat, welche anderer Orten in Europa vollziehen zu wollen man mit Unrecht von uns vermuthen würde. Unsere Rechte begründen sich im Osten auf Verträge, welche im Westen nicht vorhanden sind. Bemühen Sie sich gefälligst diesen wichtigen Unterschied besonders hervortreten zu machen. Derselbe ist Jedem sichtbar, der sehen will; die Intervention entzieht daher dem Werth unserer sicheren Erklärungen durchaus nichts. Den unabhängigen Staaten gegenüber bleibt unser Princip strenger Neutralität unverändert dasselbe; und welche Veränderungen auch der eine oder andere von ihnen mit seinen socialen und politischen Gesetzen vornehmen mag, so werden wir, so lange sie uns nicht in unserer Sicherheit oder unseren Rechten angreifen, fortfahren, wie wir es bis jetzt gehalten haben, Gewehr im Arm dem Schauspiele ihrer innern Umwälzungen zuzusehen."

Skizzen aus dem Beamten-Leben.

Wie und warum man schnell Hofrath wird.

Du bist Fürst, Graf, Freiherr, oder doch wenigstens ein Mitglied des verblaßten Ritterthums. Eine Bonne, — Kindsfrau darf es nicht heißen, wäre zu deutsch — hätschelt dich durch die ersten 6—7 Jahre deines Lebens, um dich sohin den Händen der hochwürdigen Herren zu übergeben; denn bist du 7 Jahre alt, nimmt dich eine Academie huldvoll in ihren Schooß d. h. unentgeldlichen Stiftplatz auf. Da wird nun Alles getrieben, nur nicht studirt. Die Jahre vergehen, der Mann für die Welt d. h. für das Amt ist fertig, oder eigentlich noch gar nicht angefangen. — Thut nichts. Du beginnst großmüthig in edler Aufopferung für das Staatswohl deine unentgeldliche Dienstlaufbahn. Du wirst unentgeldlicher Concepts-Praktikant, unentgeldlicher Concipist, unentgeldlicher Kreis-Commissär, unentgeldlicher Hof-, jetzt Ministerial-Concipist, unentgeldlicher Regierungs-Secretär, unentgeldlicher Gubernialrath, endlich nach sechs oder acht entsetzlich langen, dem Staate geopferten Jahren Hofrath mit 6000 fl. Gehalt. Warum? aus Rücksicht für Talente, geleistete Dienste? O nein! aus Rücksicht für die hohe Geburt, für das adelige Blut, das deine Adern durchströmt.

Wie und warum man langsam gar nichts wird.

Dein Vater ist ein schlichter Bürger. Er müht sich ab, um als ehrlicher Mann durchzukommen. Er unterzieht sich willig und mit Freude jedem Opfer, legt sich Entbehrungen jeglicher Art auf, um für dich die so enorm theuren Bücher kaufen, Unterrichtsgeld und Rigorosum-Taxe bezahlen zu können, kurz um dich zu einem nützlichen Staatsbürger heranzubilden.

Du hast unter Aufopferung deiner glücklichsten Lebenszeit, der Jugend, deine qualvollen Studien durchgemacht, bist ausgerüstet mit tüchtigen Kenntnissen, mit dem besten Willen, mit Fleiß und Moralität. Endlich nach langem Bitten und Betteln hast du das Glück, Concepts-Practicant zu werden, um es 20 Jahre zu bleiben.

Es geht die Sage, man habe die Absicht, nächstes Jahr zur Fußwaschung, an die Stelle der Armenpfründler, Practicanten zu verwenden, indem sie ihr Alter dazu vollkommen qualificire; auch beabsichtige ein Buchhändler, einen Almanach für das Jahr 1849 mit einem nach der Natur gezeichneten Contersey eines 100jährigen Practicanten zu schmücken. — Die Sache hat viel Wahrscheinlichkeit.

Aber um des Himmels Willen, du kömmst ja gar nicht vorwärts! du hast doch Kenntnisse, bist rastlos thätig: wo fehlt es denn?

An der Geburt, mein Blut ist zu ordinär. Meine Kenntnisse sind mein Unglück, die braucht man für meinen Hofrath.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 37. **Montag, den 11. September** **1848.**

Denkschrift

der siebenbürg.-sächsischen Geistlichkeit AC.

in Betreff ihres rechtlich begründeten Anspruchs auf Entschädigung für ihren Zehnten.

Die Sachsen — Deutsche — sind vor sieben Jahrhunderten in das Land jenseits des Waldes — Transsilvania — weder mit Waffengewalt eingedrungen, noch als Ueberwundene großmüthig allda geduldet, am wenigsten aber als unterthänige Kronbauer in Gnaden aufgenommen, sondern eingeladen und einberufen worden, als freie Sassen und Grundeigenthümer des für Ungarns Krone unsichern Bodens — dubiae possessionis solum —, mit dem unbeschränktesten Rechte, denselben ungehindert und frei vererben oder auch untereinander auf ewige Zeiten verkaufen zu dürfen; ohne Lehnszwang der Unveräußerlichkeit und des Rückfalles an die Krone; blos unter der Bedingung, denselben zu ihrem Vortheile gegen eine gewisse Abgabe anzubauen, wider die Einfälle roher Barbarenhorden zu schützen, in Kriegszeiten ihr Banner zu stellen und somit die Krone selbst zu erhalten — ad retinendam coronam.

Diese Einberufung und Einwanderung geschah nach dem damals üblichen deutschen Rechte, oder dem sogenannten Jus flandrense, dessen Hauptpunkte waren: Selbstgesetzgebung — Autonomie — freie Municipalverfassung, Eigenthum des Bodens, Einheit des Volkes, freie Wahl der Beamten, Sicherung des Zehnten den Pfarrern, nicht den Bischöfen u. dgl. m. Demnach sind die Sachsen in Siebenbürgen nach Recht, Uebereinkunft und Vertrag freie Staatsbürger und gesetzmäßige Eigenthümer des Bodens, den sie bewohnen.

Sie rechtfertigten das in sie gesetzte Vertrauen der Krone durch Fleiß und Gehorsam. In weniger als einem Jahrhundert erhoben sich in der Wüste — desertum — Städte und zahlreiche Dörfer; der Land- und Bergbau blühte, Rohnau, Klein- und Großschlatten — Zalathna und Abrudbánya — sind sächsischen Ursprungs; Cultur, Industrie und Handel begann, da das Licht der Wissenschaften in ältern Zeiten von Italiens Hochschulen durch sächsische Studirende nach Siebenbürgen drang, und bis in die neueste Zeit aus dem gebildeten Auslande hereingebracht wurde. So gediehen Land und Volk durch einiges, inniges Einssein — unus sit populus — der Sachsen im Alterthume, und erhielten sich bis in die neueste Zeit, durch ihr wohlgegründetes Recht.

Dieses Recht ist nicht etwa ein eingebildetes, oder durch die Länge der Zeit entstandenes Gewohnheitsrecht; es stützt sich vielmehr auf eine unerschütterliche Grundlage, auf den schon bei der Einwanderung gemachten, gegenseitig von König und Volk eingegangenen, von Andreas II. im Jahre 1224 schriftlich verliehenen, von allen Nachfolgern in der Regierung anerkannten, von den großen Königen Ungarns, Ludwig I. und Mathias I. erneuerten, selbst von den einheimischen Fürsten Siebenbürgens geachteten, sogar von den unter türkischem Schutze regierenden nicht vernichteten Staatsgrundvertrag, genannt Andreanum. Dieser durch alle Zeiten zwar vielfach angefochtene, aber aus der Anfechtung stets unversehrt hervorgegangene Staatsgrundvertrag ist bei der, eben auch vertragsmäßig vollzogenen Uebergabe Siebenbürgens an Oesterreich im Jahre 1691 nicht entkräftet, nicht stillschweigend übergangen, nicht geändert, sondern seinem ganzen Sinne und seiner Wesenheit nach beibehalten und neu belebt worden.

Dieser Staatsvertrag enthält im Wesentlichen eine Volksverfassung, die nicht nur Geysa und Andreas II. Ehre macht, sondern selbst den neuesten Zeiten Ehre machen würde; eine Volksverfassung, die das heilige Palladium

Digitized by Google

der ganzen Menschheit: Freiheit, Gleichheit und Recht erprobt und bewahrt hat durch sieben Jahrhunderte, auch andern Völkern zum Vorbilde, wofür die Franzosen schon seit 1789 Ströme Blutes vergossen, und neuerlich das ganze erwachte Europa aufgestanden ist in blutigem Morgenroth. Diese Verfassung werden die Führer und Begründer des volksthümlichen Ungarreiches gewiß nicht übersehen, sondern vielmehr die erprobten Principien derselben, als Männer und Freunde des Volkes, ihrer Aufmerksamkeit würdigen, und dem darnach erzogenen Sachsenvolke zu sichern trachten.

In diesem Urvertrage erscheint das Zehntinstitut als ein Haupthebel zur Erziehung, Bildung und Veredelung der Sachsen, die Mittel darbietend, den ununterbrochenen Verkehr mit dem Auslande in geistiger, wissenschaftlicher und religiöser Hinsicht zu erhalten, dadurch nicht nur der Verflachung zu steuern, sondern auch alle beglückenden Ansichten und Erfindungen des vorgeschrittenen Auslandes auf das schnellste nach Siebenbürgen zu verpflanzen. Dieser Urvertrag berechtigt die Sachsen in Siebenbürgen, nicht nur ihre Beamten, sondern auch ihre Geistlichen frei zu wählen, und den letztern den zehnten Theil des Naturalertrages ihres Feldbaues als Bezahlung zum Lebensunterhalte zu geben. Es konnte das Talent und die Geisteseminenz auch des Aermsten unter ihnen sich geltend machen, durch Fleiß und Wissenschaft ausgezeichnet, als Lehrer und Erzieher segensreich wirken und endlich als Pfarrer für gebrachte Opfer, Entbehrung, Anstrengung und gemeinnützige Verwendung im Schul- und Predigerdienste in der letzten Hälfte seines mühevollen Lebens am Zehnten einigen Ersatz finden; gemachte Schulden bezahlen; das Geopferte ersetzen; vorsehen für die Zukunft; besonders nachdem die Kirchenverbesserung in ihrem Beginne schon in der ganzen Nation schnell eingeführt worden, für hilflose Witwen, bildungsfähige Kinder, insonderheit Söhne, die durch den Erlös vom Zehnten in den Stand gesetzt, den Wissenschaften obzuliegen, nicht selten als tüchtige Männer zu allen Fächern der Verwaltung sich gebildet und fähig gemacht haben.

Es war und ist jetzt noch unerläßliche Pflicht, daß jeder Jüngling, der auf dem Königsboden Pfarrer zu werden wünscht, nicht nur auf inländischen Schulen dem Studium fleißig obliege, sondern auch auf ausländischen Hochschulen, wenigstens zwei Jahre hindurch, mit allem Fleiße sich bilde; wissenschaftliche Kenntnisse und Licht dem Vaterlande zuführe; mehre Jahre hindurch bis zum reifen Mannesalter, oft darüber, an Nationallehranstalten, zu deren Bestand und Verbesserung der Staat, als solcher, nie etwas beigetragen, mit kärglichem, unzureichendem Gehalte diene, erworbene Einsicht und Wissenschaft mittheile und im Schuldienste charakterfest werde für den höhern Wirkungskreis in der Kirche.

Wie wohlthätig nun auch dieses Zehntinstitut auf die Entwickelung der ganzen Nation eingewirkt, so hat es doch gar manchen Kampf bestehen müssen mit mächtigen Gegnern; weil aber auf Gesetz und Vertrag gegründet, ist es siegreich hervorgegangen aus Anfechtung und Gefahr. Päpste, Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und endlich der königliche Fiscus selbst haben es angegriffen und sich aneignen wollen, größtentheils aber hat Gesetz und Recht über Gewalt und Habsucht gesiegt, und den Zehnten vor höhern Richtern den sächsischen Pfarrern als ihr wohlbegründetes Eigenthum bestätigt.

Zum Beweise dafür mögen, anstatt vieler, folgende Fälle genügen:

1) Im Jahre 1361 muß dem Barcenser Kapitel, die durch Lencus, den Comes der Szekler, entrissene Zehntquart auf Befehl Ludwigs, des Ersten zurückgestellt werden.

2) In den Jahren 1393 und 1412 verbietet der Kaiser Sigismund den ausgesandten päpstlichen Collectoren die Zehntenthälfte vom Sachsenboden zu erheben, und schützt die sächsischen Pfarrer gegen Eingriffe der Päpste in ihrem Rechte.

3) Im Jahre 1414 beansprucht das Weißenburger Domkapitel die Zehnthälfte des Schelker-Kapitels. Auf der auf Befehl des Papstes Johann XXII. gepflogenen Untersuchung geht das Utrecht des Domkapitels hervor und das unumstößliche Recht der sächsischen Pfarrer, und der Papst befiehlt, sie in ihrem Rechte zu belassen, bei Strafe der Excommunication. Dennoch rissen leider die Bischöfe später zwei Quarten an sich.

4) In einem Streite über Beziehung des Zehnten von einem Grundstücke zwischen Salzburg und Stolzenburg spricht sogar die Cokstnitzer Kirchenversammlung unter Leitung und Bestätigung Sigismunds vom Jahre 1418 dem Stolzenburger Pfarrer den ganzen Zehnten zu.

5) Desselben Kaisers Entscheidung vom Jahre 1435 theilt den sächsischen Pfarrern den ganzen, zu 3 Theilen streitig gemachten Mostzehnten zu.

6) König Ladislaus der Nachgeborene im Jahre 1454 vorausstehendes Mandat bestätigend, befiehlt dem Bischof Matthäus, die Widerspenstigen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zur Entrichtung des Zehnten an die Pfarrer zu verhalten.

7) Wladislav II. befiehlt 1494 dem Weißenburger Bischof, die sich widerrechtlich angeeignete Zehnthälfte aus

Digitized by Google

3 Ortschaften den Pfarrern, als rechtmäßigen Eigenthümern, zurückzustellen.

8) Zu Anfang des 16. Jahrhunderts sollten auf Anordnung Pabst Julius II. das Hermannstädter und Barcenser Kapitel dem Graner Erzbisthum untergeordnet, und ein Theil des Zehnten von den Pfarrern dem Erzbischof überlassen werden. Nach genauer Untersuchung und Prüfung verbot Wladislav diese Vereinigung als schädlich, und sicherte den Pfarrern das Eigenthumsrecht auf den ganzen Zehnten zu.

So geschah es vor der Reformation. Nachdem aber die ganze sächsische Nation in wenigen Jahren dieselbe angenommen hatte, und der Bischof Vornemisa aus dem Lande ging, säcularisirten 1556 die Stände alle bischöflichen Gefälle, also auch den Zehnten aus den Comitaten, der dazu gehört hatte; der Zehnt aber auf Sachsenboden, außer dem, den die Bischöfe schon früher widerrechtlich an sich gerissen hatten, blieb unangetastet, der evangelischen Pfarrer rechtmäßiges Eigenthum, weil die ganze Nation protestantisch geworden war, und der bisher dem Bischof entrichtete Cathedralcensus allein fiel dem Fürsten zu.

Folgende Punkte zeugen für den rechtmäßigen Fortbestand:

1) Noch vor der Säcularisation befiehlt die Königin Isabella im Jahre 1543: Den sächsischen Geistlichen müssen alle Zehnten, sowohl die großen als die kleinen, entrichtet, und ihre Einkünfte nicht geschmälert werden.

2) Der Diätalartikel vom 1. Juni 1557 ertheilt sogar den ungarischen Kirchen auf Sachsenboden, wenn sie gleicher Glaubensansicht sind, z. B. in Salzburg und Broos, dasselbe Zehnteigenthumsrecht.

3) Isabella sagt in einem Erlasse vom 15. Juli 1558 ausdrücklich: „Volumus, ut nullus se a verarum et justarum et integrarum Decimarum solutione retrahat."

4) Dieselbe befiehlt unter dem 13. Juli 1559: „Vobis Fidelibus nostris etc. universis et singulis mandamus firmiter, quatenus nullus omnino Vestrum Ecclesiarum Saxonicalium Plebanos atque Ministros in suis Juribus et antiquis libertatibus imo etiam perceptione fructuum Decimarum etc. impedire, molestare, aut sub quopiam praetextu et colore in iis inquietare, lacessere, damnificare debeat.

5) Johann II., König von Ungarn, befiehlt im Jahre 1559: „Siquidem dignum sit, Pastores Ecclesiarum — — — justis suis Reditibus et Decimis ornare, hinc unusquisque justas et legitimas Decimas, citra quemlibet fraudem ipsis Parochis et quidem e singulis gelimis singulos duos manipulos electos, e musto vero decimam urnam praestare debeat."

6) Derselbe verordnet im Jahre 1563: „Cum Decimae per Divos Antecessores etc. collatae sint, mandamus, ut omnino in posterum Universas Decimas musti, frugum, avenae ac aliarum a terra nascentium rerum, nec non spum, agnellorum etc. ipsis parochis de jure ab antiquo debentia, tempore debito pure, integre reddere modis omnibus debeatis."

7) Der im Jahre 1578 entworfene Diätalartikel in Approb. Constit. Parte II. Tit. 10 Art. I. sagt: „A' Dézmálás dolgában semmi Ujitás ne légyen."

8) Christoph Báthori bestebt 1575: „Mandamus firmiter etc. ut nullus Vestrorum Pastorum Decimas, Jura et Reditus diminuere, attingere, aut violare audeat."

Im Jahre 1579: „Mandamus, quatenus de universis frugibus Decimas plenarie Pastoribus persolvere debeatis."

Im Jahre 1580 erklärt und befiehlt derselbe: „Piorum nostrorum Antecessorum privilegia non licet, non convenit mutilare aut revocare, nemo sine justa et bene perpensa examinataque causa debet privari suis proventibus vel privilegiis: volo itaque et mando, ut de reliquis regni necessitatibus proponatis et disponatis et Decimas intactas relinquatis.

Aus diesem allen ist deutlich zu erkennen, daß es zwar an Willen und Versuchen nicht gefehlt, den sächsischen Pfarrern ihr Eigenthum, den Zehnten, zu entreißen, doch das Recht den Sieg erhalten hat.

Wem, mit der Siebenbürger Geschichte Vertrauten, wäre es unbekannt, wie der ebengenannte Christoph Báthori, in Geldnoth, eine Quart des sächsischen Zehnten von den meisten Pfarrern aus mehren Kapiteln gegen einen jährlichen Pachtschilling zur fürstlichen Kammer zog? Wem wäre unbekannt, wie Gabriel Báthori sogar zu unredlichen Mitteln griff, den evangelischen Pfarrern den Zehnten zu entziehen, indem er sie des Hochverrathes beschuldigte, und nachdem sich diese Beschuldigung als ungegründet erwies, doch wenigstens ein Quart denjenigen Pfarrern, die sie früher gegen Arende überlassen, abdrang ohne ferner Arende zu zahlen.

Selbst nach der vertragsmäßigen Uebergabe Siebenbürgens an Oesterreich wurden die Zehnten, das rechtmäßige Eigenthum der Pfarrer, trotz beschworener Zusicherung vielfach angefochten:

1) Den Barcenser Kapitularen, welche unter Báthori keine Quart in Arende gegeben hatten, mithin den ganzen

)(

Digitized by Google

Zehnten bezogen, wurden 1752 widerrechtlich drei Quarten ab- und nur eine zugesprochen. Der königliche Fiscus setzte sich 1769 in den Besitz, verleugnete bei der Novisation des Processes die Transmission, und so harren heute noch die Barcenser Pfarrer, ihres Rechtes beraubt, eines gewissenhaften und unparteiischen Richters.

2) Im Jahre 1771 sprach das Productionalforum dem Fiscus durch ein übereiltes Urtheil drei Quarten des großen Zehnten zu, den Pfarrern im ganzen Sachsenlande, außer Szászváros, nur eine Quart belassend, — reformirte aber in den Jahren 1773 und 1777 seinen Spruch und setzte die Pfarrer in den Besitz ihres Eigenthums von 3 Quarten; dem Fiscus blieb nur eine Quart.

3) Im Jahre 1807 mußte der königliche Fiscus dem Bistritzer Kapitel für drei schon 1787 gewaltsam entrissene Quarten des kleinen Zehnten, auf 10 Jahre beinahe hunderttausend Gulden, bezahlen, und die Pfarrer in ihrem Eigenthumsrecht ungehindert belassen.

4) Im Jahre 1823, sowie 1826, wurden die Bistritzer vom königlichen Fiscus desselben Gegenstandes wegen evocirt: die Richter sprachen wiederholt dem Bistritzer evangelischen Clerus das Zehnteigenthumsrecht zu; so auch den wegen drei Quarten des großen Zehnten aufgerufenen Szászväroser Pfarrern.

Und wer hat die sächsischen Pfarrer im rechtmäßigen Besitze und Eigenthume gegen die Anläufe der Päbste, Erzbischöfe, Grafen und des königl. Fiscus u. dgl. geschützt? Etwa sächsische Richter, die man parteiisch nennen könnte? Nein! Diese hatten keine Stimme in eigenen Angelegenheiten. Ungarische und Szeklerrichter waren es immer, die gewissenhaft das anerkannte Zehntrecht der sächsischen Pfarrer durch Jahrhunderte emporgehalten und geschützt haben. Ein ungarischer Richter — Excellenz Herr Reichsgraf Michael Teleki war es, der auf dem vorletzten Productionalforum 1823, als die Gegner der Pfarrer auf die Vortheile der französischen Constitution, die keinen Zehnten gestattet, hinwiesen, geantwortet haben soll: „Noch schwankt die französische Constitution, die Siebenbürger aber hat sich bewährt, die sächsische durch viele Jahrhunderte erprobt und beglückend erwiesen; beneiden wir nicht Frankreich und Amerika, wir sind Siebenbürger, schätzen und schützen wir unsern sichern Besitz."

Dieses in der sächsischen Munizipalverfassung gegründete, von allen Königen und Fürsten nach Andreas II. anerkannte, durch so viele Richtersprüche bewährt gefundene, nicht nur vor der Reformation von den katholischen, sondern auch nach der Reformation von den sächsisch- und einigen ungarisch-evangelischen Pfarrern ausgeübte Zehntrecht, bezog sich, wie die Geschichte lehrt, auf den Zehnten aller den Sachsenboden bewohnenden Nations- und Religionsverwandten ohne Unterschied. Denn schon nach dem Ausspruche des Jus flandrense: „unus sit populus" mußte Jedermann, wenn er auch anderer als deutscher Abstammung war, sobald er unter den Sachsen wohnen wollte, sich gefallen lassen, ihren Rechten und Gesetzen sich zu fügen, also auch den Zehnten den sächsischen Geistlichen zu entrichten, weil aller Sachsenboden der sächsischen Geistlichkeit zehntpflichtig war.

So waren auch die Walachen, welche nach Vaida Michaels Protectorate auch auf Sachsenboden sich vermehrten, verpflichtet, den Zehnten den evangelischen Pfarrern zu geben, nach dem alten Rechtsgebrauche nicht nur, sondern auch nach ausdrücklichen Allerhöchsten, das Recht auf den Zehnten vom Sachsenboden anerkennenden und den Zehnten dem sächsischen und ungarisch-evangelischen Pfarrer sichernden Verordnungen. In letzter Beziehung heißt es:

1) In der am 18. August 1762 wegen der Szászvároser unirten Walachen erflossenen Resolution: „Prudentes et circumspecti etc. Quemadmodum de fundis pure parochialibus, Graeci Ritus uniti Ecclesiastici ab Decimarum onere sunt exemti, ita tamen ex adverso, ex agris non parochialibus in fundo regio Saxonico, quia Capitulo seu Pastoribus Decimae privilegialiter sunt collatae — imo Nobiles Decimas Pastoribus reddere sunt obstricti saxonicis, praelibato Magistratui committitur, quo dictum capitulum in suis Juribus pro sua obligatione conservare tuerique haud intermittat."

2) Als die katholischen Geistlichen zum Nachtheile des evangelisch-sächsischen Pfarrers von Schäßburg sich den Zehnten von den nichtunirten Walachen zueignen wollten, in einer im Jahre 1790 erfolgten Hofentscheidung: „Siquidem parochi evangelici in fundo Regio in possessorio earumdem Decimarum constituti sint, et virtute Altissimae decisionis in causa minorum et majorum fundi Regii Decinarum, die 29. Octobris anni praeteriti Nro. 13,334 latae, in usu cunctarum Decimarum, quarum perceptionem ab anno 1612 abunde demonstrarunt, relicti habeantur; hinc prona fluit consequentia, praedictos Parochos Evangelicos in Decimarum earumdem — a non Unitis praestandarum — perceptione turbari non posse."

Dieses Zehnteigenthumsrecht der evangelischen Pfarrer auf königlich freiem Sachsenboden im Staatsgrundvertrag Andreas II. begründet, von allen königlichen Nachfolgern in der Regierung garantirt, durch gewissenhafte Erkennt-

Digitized by Google

nisse aus fremden Nationen bestallter Richter und weiser Regenten aufrecht erhalten und geschützt, ist aber nicht nur Eigenthum der sächsischen Geistlichkeit im Allgemeinen, sondern auch vorzugsweise und ins Besondere eines jeden einzelnen Pfarrers in seiner Gemeinde, wohl begründet mittels rechtsgiltiger Einzelverträge. Seit der Einwanderung bis heute schloß jeder Pfarrer mit seiner Gemeinde nach vollzogener Wahl einen öffentlich verabredeten, vor ämtlichen Commissarien geistlichen und weltlichen Standes eingegangenen, im Sinne der Gesetze und der Munizipalverfassung schriftlich verfaßten Contract, der die gegenseitigen Verpflichtungen des Pfarrers gegen die Gemeinde, und umgekehrt, der Gemeinde gegen den Pfarrer klar und deutlich ausspricht, worin ausdrücklich die Verpflichtung enthalten, dem Pfarrer für geistliche Pflege den Zehnten willig zu entrichten. Vor Abschluß dieses gegenseitigen Vertrages darf kein Pfarrer sein Amt antreten, und nur nach gehöriger Bekräftigung desselben wird die nach dem Zehntertrag der Gemeinde berechnete Confirmationstaxe in die königliche Kammer erlegt, und der eingegangene Vertrag bestätigt durch Allerhöchstes Diplom. Gleicherweise, wie auf dem freien Sachsenboden, besitzen auch in den Comitaten die evangelisch-sächsischen Pfarrer ihre Zehntquarten, nach gesetzlichen Urkunden und Rechtsverträgen, indem sie gleicherweise nach ihrer Wahl rechtskräftige Einzelverträge schließen und einige sogar Cathedralcensus alljährlich entrichten; alle aber von Allerhöchster Majestät bestätiget werden.

Mithin ist der Zehnt der sächsisch-evangelischen Geistlichkeit seiner ganzen Ausdehnung nach, kein blos durch Privilegium verliehenes Fürstengeschenk, kein Lehn- oder ererbtes Gut einzelner begünstigter Familien, kein Episcopats- oder Patronatsgut, das der Pabst, Erzbischof, Bischof, oder Patron nach Belieben verleihen oder entziehen kann; er ist kein durch Gewohnheitsrechte zugefallener Besitz; der Zehnt der evangelischen Pfarrer ist vielmehr, außer seiner Begründung in dem Staatsgrundvertrag, der Garantie, und den richterlichen Erkenntnissen, als Eigenthum aller evangelischen Pfarrer im Allgemeinen, zugleich und vor allen ein mit schweren Mitteln der Aufopferung, Anstrengung und Verwendung mühsam erworbenes, wohlverdientes, durch unverbrüchlichen Sondervertrag zugesichertes Allerhöchst sanctionirtes Privateigenthum jedes einzelnen im Dienste befindlichen und seinem Amte vorstehenden evangelischen Pfarrers eben so fest, vielleicht noch unbezweifelter begründet, als jede andere Forderung und Verschreibung.

Man hätte glauben sollen, daß ein so wohlbegründetes Recht, wie das Zehntrecht der sächsisch-evangelischen Pfarrer, unwandelbar feststehe; trotzdem ist es unversehens aufgehoben, und wie die Geistlichkeit im Allgemeinen, so jeder einzelne Pfarrer des Zehnteigenthums verlustig erklärt worden. Der letzte Siebenbürger Landtag hat sich am 6. Juni 1848 beeilt, alle, also auch die mit den andern in gar keinem Vergleiche stehenden Zehnten der sächsisch-evangelischen Pfarrer, aufzuheben für ewige Zeiten:

1) Ohne richterliche Befugniß über Mein und Dein zu entscheiden, weil keinerseits ein Kläger war, also auch kein Richter sein durfte; keine der contrahirenden Parteien gesetzlich vernommen und befragt worden ist.

2) Ohne Berücksichtigung der oben angeführten Rechtsgründe für den unantastbaren Besitz; ohne Berücksichtigung der vielen von parteilosen Richtern zu Gunsten der evangelisch-sächsischen Pfarrer gefällten Erkenntnisse; ohne Berücksichtigung der durch Amtspersonen verschiedener Stände verfaßter Rechtsverträge der noch lebenden Pfarrer mit ihren Gemeinden; mithin gegen allen Rechtsbegriff und Rechtsgang; — und, was besonders erwogen zu werden verdient:

3) Bevor ein entsprechender Ersatz ausfindig gemacht; bevor derselbe von den Betreffenden gebilligt und angenommen; ja bevor ein solcher Ersatz von der Regierung als liquid ausgewiesen und gehörig verbürgt worden; also auch ohne alle Vorsicht, Billigkeit und Gerechtigkeit.

Durch diese im höchsten Grade überstürzte Aufhebungserklärung sind die jetzt lebenden Pfarrer:

1) Der Mittel beraubt, ihre vielleicht auf Universitäten zu ihrer Bildung, und als Lehrer an heimischen Schulen wegen kärglicher Besoldung gemachten Schulden zu bezahlen.

2) Außer Stande sich, ihre Weiber und Kinder zu ernähren und letztere zu erziehen.

3) Mit einem Schlage zum Darben verurtheilt.

Gegen dieses Verfahren sah sich die Synode der evangelisch-sächsischen Geistlichkeit nothgedrungen Protest einzulegen, und hofft auf Erhörung und Abhilfe: setzet aber vor Allem Hoffnung und festes Vertrauen auf die Gerechtigkeitsliebe Eines hohen Reichsministeriums und hohen Reichstages, die nach gehöriger Einsicht und Erkenntniß der Stellung und der Verhältnisse der sächsisch-evangelischen Pfarrer in Siebenbürgen, gewiß nicht zugeben werden, daß dieselben, nach Kräften thätige Lehrer und Erzieher des Volkes, sammt ihren unschuldigen Familien darben und verderben.

Wir können nicht voraussetzen, daß Jedermann mit unsern Verhältnissen und Umständen vertraut sei, sind ja selbst die unter uns Lebenden nicht immer gehörig unterrichtet; darum bringen wir Voranstehendes blos um der

Digitized by Google

Aufklärung willen zur Kenntniß Eines hohen Ministeriums und der hohen Stände; und sind dessen gewiß, daß, wenn die Aufhebungserklärung des Zehnten in Siebenbürgen auch bezüglich der sächsisch-evangelischen Geistlichkeit zum Gesetze erhoben werden soll, Ein hohes Ministerium versichert sein wird, daß wir dem für zeitgemäßer Anerkannten uns nicht widersetzen, sondern willig fügen werden, wofern, wie wir zuversichtlich hoffen, ein hohes Ministerium die Art und Weise unserer Entwickelung, Bildung, Dienstleistung und Stellung nicht unberücksichtigt lassen, und einen angemessenen und möglichst vollkommen entsprechenden Ersatz für den Verlust unseres Zehnteigenthums, feststellen und sichern wird, wodurch nicht nur unsern individuellen Bedürfnissen abgeholfen, sondern auch dem Wohle und Verlangen der ganzen Nation entsprochen wird.

Die evangelisch-sächsische Synode in Siebenbürgen stimmt der von der politischen Universität der sächsischen Nation in ihrer Denkschrift ausgesprochenen Entschädigungsart des Zehnteigenthums an die betreffenden Pfarrer bei und wünscht:

I. Daß nach dem Vorgange in der Ablösungsangelegenheit bezüglich der Adelsprärogative, der Staatsschatz die Entschädigung für die sächsischen geistlichen Zehnten in der Weise übernehme, daß von demselben, der nach einer neunjährigen Durchschnittsberechnung der gesammten sächsischen reinen Zehnteinkünfte zu ermittelnde, jährliche Zehntbetrag, als jährliche Rente einer Kapitalsumme, als eine immerwährende nominelle Staatsschuld anerkannt werden, und fortbestehen möge. Diese Durchschnittsberechnung ließe sich leicht aus den über die Zehntquart vorfindigen königlichen Fiscalgehntregistern im Einklang mit den Fassionen der einzelnen Pfarrer ermitteln. Bei dieser Durchschnittsberechnung wäre der Naturalertrag des Zehnten ein für allemal festgestellt, der Betrag desselben in Geld jedoch, wegen Wandelbarkeit des Münzfußes und Geldwerthes von Zeit zu Zeit neu zu berechnen.

II. Daß die von den Sachsen erhobene und in die öffentlichen sächsischen Perceptorats-Cassen eingeflossene Contribution unter den anderweitigen Staatseinkünften namentlich als derjenige Fond bestimmt werde, woraus die in Rentenbezüge verwandelten bisherigen Naturalzehnteinkünfte der sächsischen Geistlichkeit präferenter an die Superintendentur A. C. ausgezahlt werden mögen, weil es ganz billig und folgerichtig ist, daß die aus der Mitte der sächsischen Nation fließenden Staatseinkünfte zunächst zur Erfüllung der für die Nation stipulirten Obliegenheiten verwendet werden, wozu hauptsächlich die Bezahlung der Renten, inmitten der sächsischen Nation, ohne Zweifel gehört.

III. Daß, insoferne die bisherigen Zehnteinkünfte der sächsischen Geistlichkeit durch feste, unantastbare Verträge mit ihren Zehntpflichtigen über alle willkürliche Beeinträchtigung, Seitens dieser, gestellt waren, auch für die Zukunft für ihre zu beziehenden gesetzlichen Einkünfte, so wie für die stipulirten Adelsentschädigungen, Garantien und respective Hypotheken aufgestellt werden mögen, indem vom Verfall der geistlichen Einkünfte, woran alle Bildungs- und kirchlichen Anstalten der sächsischen Nation mehr oder weniger geknüpft sind, der Verfall der sächsischen Nation selbst abhängig ist.

Diese Garantien findet die evangelisch-sächsische Synode, außer den vom Siebenbürgischen Landtage im Allgemeinen für die Bonification der Zehnten verpfändeten Cameralgütern und Proventen, vorzugsweise in der gesammten, von den Sachsen eingehenden Steuer, und wünscht, daß die Geistlichkeit den unmittelbaren Regreß an den Steuerfond der Sachsen habe.

Die Synode hofft auch mit Zuversicht auf die möglichst-schleunige Ermittelung der erforderlichen Durchschnittsberechnung durch Anordnung eines hohen Ministeriums von Commissionen weltlichen und geistlichen Standes, welche auf den Grund obiger Andeutungen unter I. vorzugehen hätten, die seit neun Jahren in allen Prätorialörtern ämtlich aufgenommenen Fruchtpreise aus dem Thesaurariatsarchive in Betracht ziehen, und der Berechnung zum Grunde legen. So könnte bis zum Eintritte des neuen Jahres die zu vollziehende Entschädigungsart ins Leben treten.

Auf diese Art könnte die evangelisch-sächsische Geistlichkeit als die Trägerin der wissenschaftlichen und religiösen Bildung in der Nation und hiedurch die Nation selbst in Betreff ihrer heiligsten Interessen für Schule und Kirche zufrieden gestellt, und somit die Union Siebenbürgens mit Ungarn lebendig wirksam werden, Herzen und Kräfte vereinigen, das Wohl des Einzelnen wie des Ganzen segensreich befördern, und auch die sächsischen Pfarrer ermuthigen, zu einem neuen unermüdeten Eifer für Bildung und Erziehung der ihnen Anvertrauten im Reiche des Lichtes, der Wahrheit und der Tugend.

Im festen Vertrauen sehen wir einer beruhigenden Entscheidung und Zukunft entgegen.

Die Synode der evangelisch-sächsischen Geistlichkeit in Siebenbürgen.

Digitized by Google

Die Gewerbefreiheit und ihre Folgen.

Jetzt, wo das Gesetz über Freizügigkeit und Gewerbefreiheit dem deutschen Parlamente zur Berathung vorliegt, ist es für den gesammten Handwerkerstand sowohl, als auch insbesondere für die Deputirten des Handwerker-Congresses in Frankfurt von der höchsten Wichtigkeit, den Verhandlungen zu folgen, um wo möglich einem Beschlusse vorzubeugen, der von Theoretikern in gut gemeinter Absicht zwar gefaßt, den gesammten Handwerkerstand aber doch gänzlich ruiniren könnte. Ich nehme mir daher die Freiheit, meine Ansicht, auf vieljährige practische Erfahrung begründet, hier auszusprechen, wozu ich mich um so mehr veranlaßt finde, als die Verhandlungen, so weit sie im hohen Parlamente hierüber gediehen, der Befürchtung Raum geben, daß allgemeine Freizügigkeit und unbeschränkte Gewerbefreiheit in das Verfassungsgesetz aufgenommen werden. Ich, ein preußischer Bürger und Handwerksmann, habe mit Erstaunen in der hohen Versammlung die Ansicht aussprechen hören, daß „die Gewerbefreiheit hauptsächlich dazu beigetragen, Preußen zu einem großen und mächtigen Reiche zu machen, und daß dadurch das Volk so gehoben, daß es in der Stunde der Gefahr wie Ein Mann für die Freiheit kämpfen wird.“ Ja, das Volk hat gekämpft und wird kämpfen für die Freiheit; denn es ist ein großes, edles Volk, was viel erduldet und erlitten, und sich dennoch bewährt hat; aber durch die Gewerbefreiheit ist es wahrlich nicht groß geworden; nein, im Gegentheil, diese zügellose Gewerbefreiheit, so wie sie noch heute besteht, hat wenigstens denjenigen großen Theil, der dem Handwerkerstande angehört, unaussprechlich elend gemacht. — Als der große Kampf ausgefochten, der Deutschland von der Fremdherrschaft befreite, der so viele Opfer gekostet und an dem Jeder, der kaum ein Schwert zu schwingen vermochte, Theil genommen, da war das erste Geschenk, was man uns in Danzig gab, die Gewerbefreiheit; sie kam so plötzlich mit ihrem schönklingenden Namen, daß selbst ein großer Theil der betheiligten Handwerker dadurch bestochen wurde; aber bald zeigten sich die Folgen: Gesellen und Lehrburschen verließen ihre Meister, die ihnen auch in den schweren Kriegsjahren Unterhalt und Unterricht gegeben, und der Unbank feierte damals seine schönsten Triumphe, alle Bande waren plötzlich gelöst, ein Jeder wollte selbstständig sein, ohne Befähigung und ohne Mittel den Meister spielen, und dennoch erhielten nur diese Beschäftigung und wurden von allen Seiten unterstützt; allgemein hieß es, man müsse mit der Zeit mitgehen, das Innungswesen habe sich überlebt. — Wohl waren in dem Innungswesen viele Mißbräuche eingeschlichen, und das Ganze bedurfte schon damals einer Reform; doch anstatt einer zeitgemäßen Reform zerstörte man das zwar baufällige, aber in seinen Grundfesten tüchtige Gebäude. Die Zunftmeister versuchten nun alles Mögliche, um mit diesen jungen Leuten zu concurriren; doch war dies schier unmöglich, nicht etwa weil es ihnen an Geschicklichkeit fehlte, nein, sie waren erprobt durch solide Arbeit; aber, eben weil sie solider arbeiteten und durch ihren Grundbesitz viel höhere Abgaben bezahlen mußten, konnten sie nicht mit Denen, welchen es weniger auf Solidität, als nur um schnellen Absatz zu thun war, die auch überdies keine so hohen Abgaben zu entrichten hatten, Stand halten, sie mußten verarmen und verkümmern, die Wohlhabenden gaben ihr Gewerbe gänzlich auf. — Doch auch den so lange Begünstigten traf bald ein gleiches Schicksal; denn es währte nicht lange, so waren durch das Hinzuströmen alle Branchen überfüllt, und nun warfen, um das Maaß voll zu machen, sich Speculanten und Capitalisten auf diese Handwerke, errichteten große Niederlagen und Magazine, gewannen die heruntergekommenen Handwerker für sich, erst durch Vorschüsse, und da sie diese wieder zu bezahlen nicht im Stande waren, wurden sie ihre Sclaven, die mit dem kärglichsten Lohne noch eine Zeitlang ihr elendes Dasein fristeten, um dann im Armenhause ihr jämmerliches Leben zu beschließen; und so gings und so geht es noch heute fort, und mit reißender Schnelle werden immer mehr und mehr in den großen Strudel des Proletariats hineingeschnellt. — Dies ist das wahre Bild der so hochgepriesenen Gewerbefreiheit, die schon deshalb, weil sie als eine Einzelfreiheit isolirt dasteht auf dem noch unculitivirten Boden der Freiheit, nur als ein üppig wuchernder Sprößling emporwachsen konnte und keine Früchte zu tragen vermochte, vielmehr bald mit giftigem Unkraut umwuchert war. Wie sich in Indien die Kasten streng absondern, so auch bei uns, der Handwerker ist hier der Paria, die Beamten und Geldmenschen die Braminen. Dem Handwerker fehlt der gesetzliche Schutz für sein Gewerbe, dahingegen alle Privilegirten ihn in reichem Maße haben; — Keiner, wäre er auch noch so geistesbegabt, darf in ihren Stand eingreifen, wenn er es nicht zunftmäßig erlernt; ja käme, um ein Beispiel anzuführen, der weise Salomo auf Erden und wollte sein Richteramt wieder antreten und in seiner Weise Urtheile fällen, die Rechtsgelehrten würden zu ihm sagen: quod non, erst gehe hin und lerne drei Jahre auf der Universität die Pandecten, und dann erst melde dich zum Auscultator-Examen, und es wäre noch sehr die Frage, ob sie ihn, trotz dem, nicht durchfallen ließen. — Darum, ihr Herren, laßt dem Handwerkerstande auch sein Recht, laßt nur Den-

Digitized by Google

jenigen sein Gewerbe selbstständig betreiben, der es praktisch erlernt, und der Proben seiner Geschicklichkeit aufzuweisen vermag, und bedenkt das alte Sprüchwort: „Kein Meister fällt vom Himmel!“

Frankfurt, den 18. Juli 1848.

(Didask.) Norden, Steinmetzmstr. in Danzig, Deputirter zum Handwerkercongreß in Frankfurt.

Drei Adler*).

Im Land der Schweizer stark und frei,
Da liegt eine Feste gut,
Der sind entstiegen der Adler drei,
Drei Adler mit kühnem Muth.

Der erste Adler Herr Rudolph war,
Von Habsburg zubenannt,
Ein Kaiser, kraftvoll, fromm und wahr,
Ein Retter, dem Volk zugesandt.

Der schirmte mit seinem Heldenschwert
Gar wacker das deutsche Land,
Das Neid und Zwietracht arg verheert,
Zerrissen des Feindes Hand.

Sein mächtig Wort, sein rächender Arm
Wehrte der rohen Gewalt,
Der Friedenssonne Strahl drang warm
In die Herzen jung und alt. —

Der andre Adler Herr Joseph war,
Der Zweite zubenannt,
Deß Geist so wunderkühn und klar
Den Erdball hielt umspannt.

Der schaute mit Augen stark und hell
Zur Sonne der Freiheit empor,
Und schwang sich auf zu des Lichtes Quell,
Zu sprengen das goldne Thor.

Wohl trachtet' ihm nach voll Neid und Spott
Des Sumpfes ekle Brut —
„Mir nach!“ rief er und blickte zu Gott
Mit freudig vertrauendem Muth.

Doch ach! in lichter Sonnenhöh'
Ward's einsam ihm und kalt,
Sein Herz durchzuckt ein schneidend Weh',
Daß keiner ihm nachgewallt.

„Weh' euch, die träg' und lichtscheu ihr
Schautet nur erdenwärts;
Ich wollt' euch führen zum Lichtrevier —
Zerrissen habt ihr mein Herz!“

So starb er trauernd im Lichte klar —
Er mocht' ins Thal nicht zurück.
Manch' Auge suchte den kühnen Aar
Wohl später mit sehnendem Blick. —

Der dritte Adler ist Herr Johann,
Erzherzog von Oesterreich,
Das ist ein echter deutscher Mann,
An Lieb' und Treue so reich.

Der kämpfte gar wacker und muthig zu Roß,
Als Franken uns boten Schmach,
Und jubelte laut, als der fremde Troß
Den deutschen Schwertern erlag.

Wohl sah er das Land befreit zur Stund',
Doch frei sah er es nicht —
Da floh er die drückende Luft im Grund,
Stieg auf zu den Höhen licht.

„Einsam will ich ersehnen hier
Der Freiheit Morgenroth;
Und glüht es empor: ich steh' bei dir,
Mein Volk, in Noth und Tod!“

So weilt er im grünen Alpenland
Bei den Hirten und Jägern fein,
Und Segen strömt von seiner Hand
In die Hütten und Herzen hinein.

Da schallt es plötzlich vom Thal herauf;
„Der Tag bricht an mit Macht!“
Die Völker scharen sich zuhauf,
Steig', Adler, von deiner Wacht!“

Und widerhallt es millionenfach:
„Ich komme!“ ruft er ins Thal,
„Gott segne den jungen Freiheitstag,
Das einige Deutschland zumal!“

Und Jubel geleitet ihn hin zum Main,
Wo getagt das alte Reich;
Gott schenke seinem Werk Gedeih'n,
Zu schirmen das neue Reich!

Eduard Ziehen.

*) Aus dem Frankfurter Conversationsblatt.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 38. **Montag, den 18. September** **1848.**

Aus dem Sachsenland.

Die Candidation zu Pfarrerstellen.

Zwei Drittel von Europa befinden sich seit Monaten in gewaltiger Bewegung, dem Zeitgeist nachzueilen und endlich, nach langer Knechtung und nothgedrungener Ruhe, vorwärts zu gehen und das Versäumte rasch nachzuholen. Bereits sind große Schritte geschehn und, was den launisch-willkürlichen Ministerien der vorigen Jahre in einem Menschenalter kaum abzuringen gewesen wäre, steht da und ist gewonnen, als Ergebniß des ersten Rüttelns an den alten Ketten. Selbst die östreichischen Erbländer, wo die Metternich'sche Willkür sonst einen vortrefflichen Ruheplatz gefunden, haben durch die herrliche Verfassungsurkunde vom Mai d. J. Rechte erhalten, wie sie großentheils selbst in Amerika nicht zeitgemäßer gegeben werden können. Ungern schreitet auf der Bahn der Freiheit und Menschenrechte kraft- und meist taktvoll und männlich fort und schaut einen herrlichen Morgen eines noch schöneren Tages zu feiern. Selbst in der geistig noch so tief stehenden Walachei regt der Zeitgeist gewaltig seine Schwingen und auch von dorther weht uns Morgenluft der europäischen Freiheit zu.

Nur wir Siebenbürger Sachsen, deren Vorfahren doch schon seit 700 Jahren Einrichtungen machten, wie sie jetzt erst in Europa herrschend zu werden anfangen, nur wir scheinen von allen jenen Regungen und Fortschritten fast gar nicht berührt zu sein, sind es in der That nicht, wenn man auf die Sache und That, auf das meritum sieht. Hier bleibt „vor der Hand" noch Alles hübsch beim Alten, nicht beim wahren und guten Alten, sondern bei dem, wie es seit vierzig Jahren beliebt worden und wie es einer kleinen Fraction des Volkes so wunderbar gut behagt. Bei uns ist, ich will nicht sagen gar kein, aber doch fast gar kein bedeutender politischer Fortschritt geschehen, und ohne Frage sind die, welche Deutschland, Frankreich, der Kirchenstaat, Ungern, die Walachei und namentlich Oestreich in diesem Jahre gemacht haben, überall verhältnißmäßig viel tausendmal bedeutender als die unsern, welche dazu ohne Widerrede gar zu sehr nach kindlichen oder kindischen Zuständen schmecken.

Bei uns ist noch immer ein Eldorado der Regulativpunkte, der Zöpfe — welche doch von dem Sturm des Jahres 1848 hoffentlich unaufersteblich niedergeschmettert sind. Bei uns — doch wir wissen es ja Alle und wozu uns unsere Schmach noch umständlich vorhalten? Ich wollte ja von einer einzelnen Seite unseres Volkslebens sprechen. Es sei also!

Daß die Candidationen alle, insonderheit auch die zu Pfarrämtern, eine schlechte, unvolksmäßige, rein bureaukratische Sache sind, daß sie gegen das Andreanum, (wo es ausdrücklich heißt, das Volk solle sich die Geistlichen **frei wählen**) und insonderheit auch gegen den Geist der jetzigen Zeit auf die offenbarste Weise streiten, die Wahl und Wahlfreiheit meist mit Füßen treten, ja zum Spott herabwürdigen, der guten Sache gewöhnlich nur auf sehr zweifelhafte Weise dienen u. s. w. u. s. w., das ist so wahr, so klar, daß es gar keines Beweises bedarf. Und doch besteht diese jammervolle Sache, diese Schmach und Sünde der Väter ꝛc. ꝛc. noch immer und wurde insonderheit in dem hiesigen Kreis von den betreffenden Herren heuer schon einigemal geübt, geübt mit scheinbar rührender Unbefangenheit und als ob an dem Himmel der Menschheit dieses Jahr nicht schon genug Zeichen und Wunder geschehen seien, geübt auf eben so willkürliche, bureaukratische, bevormundende und das Volk knechtende und höhnende Weise als das früher in gewissen goldenen Tagen gewöhnlich war.

Schon mehrmal heuer ist nach den großen Märztagen in diesem Kreis jenes Schauspiel aufgeführt worden, ganz

Digitized by Google

in derselben Weise wie früher und ganz mit demselben Erfolg. Das Volk, an Sklavengehorsam so schlau gewöhnt, hat zwar nicht laut widersprochen und den Candidationszettel nicht unter den Tisch geworfen, aber doch fast immer (wie ja auch sonst) gewählt wie die Wahlgeber nicht wollten. Insonderheit gilt dieses von der letzten nur neulich in unserem Kreise geschehenen Wahl, welche aber, um die sichtbare Absicht ja zu umgehen, zugleich auch so ausgefallen, daß es der betreffenden Gemeinde im Lauf der Zeit schwerlich lieb sein kann.*)

Ist das gut, ist das gesetzlich (libere eligant), ist das volksthümlich, ist das zeitgemäß, ist das geeignet, das Vertrauen neu zu befestigen? Ich meine, und mit mir gewiß viele Tausende wenn sie darüber nachdenken, oder wie ich weiß darüber nachgedacht haben, Keines von dem Allem. Sondern es ist wie absichtlich dazu gemacht, den Druck der Zöpfe noch aufs Neue und härter empfinden zu machen und, wenns noch etwas länger dauert, endlich sehr Schlimmes herbeizuführen.

O, die ihr die Leitung des Volkes in Händen habt, bedenkt die Zeit, legt von den Maßregeln früherer Jahre die Weise nieder, welche in die Gegenwart nicht mehr paßt, knechtet das Volk nicht weiter, namentlich in den höchsten und heiligsten Interessen, lenkt lieber selbst in die Bahn ein, welche das heurige Jahr euch zeigt, und treibt es nicht so weit, bis endlich die Unterdrückten und der uralten sächsischen Freiheit Beraubten mit Trotz und unwiderstehlich ihr Recht zurückfordern — denn dann wird es für euch etwas oder gar „zu spät" sein!

Eine treffliche Stimme in den Blättern hat euch den Weg gezeigt, wie durch wahre Wahlfreiheit die geistlichen Stellen auf die allergeeignetste Weise zu besetzen sind, Folgt ihr, bringt das in Gang, von selbst, unmerklich und ehe des Volkes unüberwindliche Tausende euch oder einige andere Widersprecher zur lauten Anerkennung seiner ewigen und unverlierbaren Rechte nöthigen!

Versammlung der Aerzte des siebenbürgischen Kreises.

Dieselbe fand statt am 4. Sept. im großen Saale des k. Lyceums zu Klausenburg. Vier und vierzig Sachverständige waren erschienen. Der Protomedicus Hr. J. Bariez forderte in einer zeitgemäßen Rede die Anwesenden auf, in Rücksicht des wohlthätigen Einflusses, den eine zweckmäßige Einrichtung des Sanitätswesens und der arzneiwissenschaftlichen Studien, bei der Berathung über diese Gegenstände ihre Meinungen offen auszusprechen. Man schritt zur Constituirung der Versammlung. Einstimmig wurde der Protomedicus zum Vorsitzer, Dr. Joseph Szőcs zum Actuar aufgerufen. Die so constituirte Versammlung erwählte zur Ausarbeitung eines das Sanitätswesen betreffenden vorläufigen Entwurfs mittels geheimer Abstimmung aus ihrer Mitte eine Commission von 9 Mitgliedern unter dem Vorsitze des Protomedicus. Hiermit ging die Versammlung auseinander.

Nachmittags trat die Commission zusammen, und den Vorschlag der Commission der Pesther medicinischen Facultät zur Grundlage nehmend, schritt dieselbe mit Rücksichtnahme auf die bisher erschienenen hierhereinschlagenden Arbeiten an ihr Werk.

Bei der Ernennung des ärztlichen Dienstpersonals wünschte man das Princip der Vertretung aufzustellen, so zwar, daß:

Beüglich der Ernennung der obern Beamten, welche nur mittelbar Einfluß auf das Volk nehmen, oder deutlicher, welche nur die übrigen Aerzte dirigiren und das von diesen zu Geschehende anordnen, das gesammte ärztliche Personal angehört, und dessen Gesammtäußerung als öffentliche Meinung angesehen werde.

Die Ernennung der niederen ärztlichen Beamten, welche directen Einfluß auf das Volk üben, will die Commission dem Volke selbst anvertrauen. Jede andere Weise könnte entweder zur Willkühr oder zur Bureaukratie führen.

Die Ausarbeitung der Regulativvorschriften über das Sanitätswesen des Staates wünscht sie einer aus dem ganzen medicinischen Publikum des Vaterlandes gewählten Commission, wobei Mediciner, Wundärzte, Apotheker in gleicher Weise zu betheiligen wären, zu übertragen, und auf diese Art dem betreffenden Minister ein solches Werk vorzulegen, welches der Ausfluß der erfahrungsmäßigen Kenntnisse von Individuen wären, welche die Bedürfnisse des Vaterlandes praktisch erkannt haben.

Eine hitzige Debatte floß über die Bemessung des wundärztlichen Lehrkurses auf 4 Jahre, aber der Geist der Verständigung stiftete Frieden zwischen der kleinern Zahl unserer Medicinä-Doctoren und den Chirurgen, und es wurde die Promotion der verdientesten und practischsten Wundärzte zu Doctoren als Vorschlag angenommen. Eben so die Vereinigung der bisher unter den Chirurgen üblichen Grade von Magistern und Patronen.

*) Bei freier Wahl hätte sie sich helfen können und — gehol. fen. So aber bewirkt der Zwang oft sonderbare Ereignisse.

Digitized by Google

Die Commission setzte ihre Berathungen am andern Tage, am 5. Sept. Vormittag und nachher bis spät Abends fort, um am 6. Sept. ihre Bemerkungen der Versammlung vorlegen zu können. Das Operat wurde von der Versammlung angenommen, und sowohl dessen als des Pesther Vorschlages Inbrucklegung beschlossen, so daß die wegen der eben herrschenden Epidemie nicht erschienenen Berufsgenossen ihre Bemerkungen bis zu Ende Oktober l. J. an den Protomedikus Joh. Baricz einsenden können, damit dann, wenn die eingelangten Ansichten eine andere Richtung bezeichnen oder erweitertere Aufklärungen bieten sollten, dieselben an einem anzuberaumenden Tage besprochen und sodann dem Herrn Departementschef des Ministeriums eingesendet werden könnten. Hiermit schloß der Protomedikus die Sitzung.

Daß ich mich in eine detaillirte Darstellung der von der Versammlung und der Commission gepflogenen Debatte nicht einließ, findet seinen Grund in dem oben erwähnten Beschlusse, den Vorschlag drucken zu lassen, wo dann der Aktuar alles aufzählen wird. Eine wichtigere Sache als das Medicinalwesen gibt es nicht. — Und doch ist keine andere Angelegenheit im Vaterlande mehr vernachläßigt als eben diese. — Doch wäre es nicht nöthig, weder mit der Ernennung des ärztlichen Personals, noch mit der Regulation der Angelegenheit zu eilen, denn hier sitzt uns kein Feind im Nacken. Ein Arzt. (K. Hirado.)

Graf Stephan Széchenyi.

Theils rohe, theils cynische Gefühle pflegen es zu sein, welche jenen Raum in der Menschenbrust ausfüllen, aus der die Pietät entwichen. Schwindet die Pietät, diese mächtige Triebfeder schöner und hehrer Thaten, aus der Brust einer Nation, so ist dies eine tief betrübende Erscheinung, denn damit werden die zartesten Verbindungsfäden zwischen Vergangenheit und Gegenwart entzweigeschnitten; entzwei auch jene Bänder, die, sich fortspinnend, der Gegenwart die Zukunft gewährleisten. Der schönste Preis des Verdienstes so wie dessen mächtigste Triebfeder gehen verloren. Leider zeigt sich bei uns in neuester Zeit Mangel an Pietät häufig und in hohem Maße. Dennoch hoffe ich, daß in der Mehrzahl meiner Nation noch so viel Pietät lebt, daß dasjenige was in der 151 Nr. des „15. März" steht, als ein öffentlicher Scandal empfunden wurde.

Ich, ein alter treuer Genosse, mitunter auch Handlanger des Gr. Széchenyi, bin schon seit Jahren häufig oder vielmehr meistens in meinen Ansichten und meiner Handlungsweise von den seinigen abgewichen. Die Principverwandtschaft zwischen uns war daher zum größten Theile erschüttert. Mit der persönlichen Freundschaft jedoch, hoffe ich, war dies nie der Fall. Ich mindestens nährte das Gefühl derselben stets treu in meiner Brust. Immer that es mir sehr wehe, daß ich weder vor mir noch vor der Welt es zu entschuldigen im Stande war, daß er in den letzten Jahren jene Sache, deren eifriger Verfechter er so lange gewesen, und Personen, die immer treue Kämpen der guten Sache waren und blieben, schonungslos angriff. Ich kann meine Ueberzeugung nicht verläugnen, daß Széchenyi der guten Sache, der er früher so außerordentliche Dienste geleistet, später — wenn auch in der Absicht zu nützen — viel geschadet.

Indeß — er hat diese Schuld gesühnt. Sein dem Vaterlande treues Herz ist gebrochen im Schmerz um das Vaterland. Und dieser bittere Schmerz umnachtete seine Seele bei dem furchtbaren Anblicke jener — nach seinem Glauben schon unabwendbaren Gefahr, welche ein unglückliches Zusammentreffen der Ereignisse, eine nichtswürdige, teuflische Kabale und unsererseits mancherlei Mißgriffe und Mangel an Klugheit über dies Land heraufbeschworen. Ihn traf der schrecklichste der Schläge, und daß er ihn traf, jetzt traf, wo seine frühere Kraft und Thätigkeit von so großem Nutzen hätte sein können, ist zugleich ein schwerer Schlag für das Vaterland. Und statt der Trauer über diesen Schlag, statt warmer Theilnahme für den, so hohen Dank verdienenden Mann, greift man ihn mit schmähenden, rohen Worten an und benützt die Waffe der Verdächtigung, der Lügen und Verläumdung.

Wenn der Verfasser jenes Artikels glaubt, was er niederschrieb, daß nämlich Széchenyi nicht krank: so erkläre ich ihn und Jedermann für einen niedrigen Verläumder, der da zu behaupten wagte, daß Széchenyi fähig gewesen wäre, die Sache des Vaterlandes wann immer und um so mehr in der Stunde der Gefahr zu verlassen, und vor der Gefahr Reißaus zu nehmen, oder wohl gar bei der schuldbeladenen schändlichen Reaction einen verwerflichen und erniedrigenden Schutz zu suchen.

Wenn aber dem Vers. des Art. der große Schlag, der Széchenyi getroffen, bekannt war und er daran glaubte, so beging er an ihm, seinen Freunden, seiner Familie eine rohe Schonungslosigkeit, indem er fast mit Hohn von einem Unglücke sprach, welches in jeder gebildeteren und nicht verwilderten Brust Mitleid und das Gefühl dessen erregt, daß es eine gesellige und moralische Pflicht unter solchen Umständen so wenig als möglich von der Sache zu sprechen. Es ist, dem Himmel sei Dank, Hoffnung vorhanden, daß

Digitized by Google

wir diesen großen Bürger unseres Vaterlandes, gesund an Leib und Seele, in Kurzem wiedererlangen. Bis dahin wird jeder wahre Ungar sein Loos mit schmerzlicher Theilnahme verfolgen. Im Hinblick auf den angezogenen Artikel aber wird er mit Recht ausrufen: „Armer Löwe, wie weit ist es mit Dir gekommen!“

Nik. Wesselényi.

Mannigfaltiges.

Man erzählt, der Erzherzog Johann sei bei der Anwesenheit mehrer Fürsten zu Frankfurt angegangen worden dem Treiben der Republikaner in Süd-Deutschland Schranken zu setzen. Er habe geantwortet: „Lassen Sie mich nicht zu früh in die Fußstapfen des so eben zu Grabe getragenen Bundestages treten.“

* * *

An einem Dienstage kam eine Irländerin in Glasgow an; am Mittwoch wurde sie wegen Taschendiebstahls verhaftet; am Donnerstag wegen Mangels genügenden Zeugnisses entlassen; eine Stunde darauf wurde sie entbunden und am Sonnabende saß sie mit ihrem Kinde wegen dreier Diebstähle wieder im Gefängnisse.

* * *

Wer hätte geglaubt, als die Schießbaumwolle erfunden war, und die Erde fürchten mußte, durch dieses furchtbare Mittel in die Luft gesprengt zu werden, daß man nach wenigen Monaten in eben dieser Schießbaumwolle das beste Heilmittel für alle Wunden finden würde! Und doch ist es so. Diese Baumwolle bildet, in Aether aufgelöst, und auf die ärgste Schnittwunde gelegt, eine dicht anhängende wohlthätige Bedeckung, welche nicht nur die Wunde besser schützt als irgend ein Verband, sondern auch die Heilung auf das Wunderbarste beschleunigt. Nach der Heilung läßt sie sich ganz leicht abnehmen. Der Entdecker der Betäubungskraft des Chloroforms, Dr. Simpson in Edinburgh, benutzt in ähnlicher Weise Chloroform und Gutta Percha, den bekannten Stoff, der zu Allem gebraucht werden kann, wie es scheint. Die Mischung hat etwa die Dicke flüssigen Honigs, wird in einer Flasche aufbewahrt und daraus auf die Wunde gegossen. Der Chloroform verflüchtiget sich sofort, die Gutta Percha aber bleibt als eine schmiegsame zweite Haut über dem verletzten Theile zurück, Wochen lang, wenn es nöthig ist, ohne daß ein neuer Verband angelegt zu werden braucht, bis man sie ganz abnehmen kann. Wenn wir bedenken, wie vielen Menschen dadurch Schmerz erspart werden wird, wie sehr viele chirurgische Operationen vereinfacht werden können, so dürfen wir diese beiden neuen Erfindungen gewiß zu den wohlthätigsten rechnen, die in der neuesten Zeit gemacht worden sind.

* * *

Der Rücktritt des deutschen Reichsministeriums zu Frankfurt hat in Folge der Bedingungen des Waffenstillstandes mit Dänemark stattgefunden. Diese Bedingungen sind höchst schmählich und haben einen gewaltigen Sturm in der Nationalversammlung hervorgerufen. Preußen selbst hat durch diese Convention mit den Dänen nicht nur in Schleßwig-Holstein, sondern auch in vielen Orten Deutschlands eine erbitterte Stimmung gegen sich hervorgerufen. Der Convention des Waffenstillstandes zufolge treten alle Verordnungen der bisherigen provisorischen Schleßwig-Holstein'schen Regierung außer Kraft und nach einem geheimen Artikel muß der Herzog und der Prinz von Augustenburg, die beide in Schleßwig-Holstein sehr geliebt sind, das Land verlassen. Der frühere tödtlich gehaßte Kanzleipräsident Graf Moltke soll an die Spitze der Regierung treten, was einen fürchterlichen Bürgerkrieg hervorrufen wird. — Die Nationalversammlung in Frankfurt verwarf die abgeschlossene Convention und das Reichsministerium wollte sie in Kraft treten lassen, deßhalb die Auflösung des Ministeriums.

* * *

Ueber die Mission des Ministerpräsidenten Batthyany und des Justizministers Deák nach Wien lesen wir nachträglich in der Preßburger Zeitung: Die Minister begaben sich zum König, um eine Ausgleichung der ungrisch-croatischen Wirren herbeizuführen und die Sanction des Rekrutengesetzes zu erwirken. Der König scheint die Wirren im ungrischen Reich nicht in ihrem ganzen Umfange zu kennen, denn er gab den Ministern beinahe keine Antwort, sondern verwies sie an den östreichischen Kriegsminister Latour, der aber mit den beiden ungrischen Ministern auch nicht mündlich unterhandeln wollte, sondern eine schriftliche Eingabe begehrte, wozu sich natürlich die ungrischen Minister nicht herbeilassen wollten. Bei einer zweiten Audienz, welche Batthyanyi und Deák bei dem Könige durch die Vermittelung des Erzherzog Franz Karl erhielten, eröffnete ihnen der König, daß er bereits dem Erzherzoge Stephan in dieser Angelegenheit geschrieben habe, daß nämlich ein ungrisches separates Finanz- und Kriegsministerium nicht möglich sei, und daß diese im Sinne der pragmatischen Sanction mit den betreffenden Wiener Ministerien vereint werden müßten.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N° 39. Montag, den 25. September 1848.

Abschrift über das zwischen Ungarn und den übrigen Ländern Österreichs bestehende Band der Einigung.

Diese bereits erwähnte Staatsschrift des österreichischen Ministeriums (Landtagsacte Nr. 66) lautet wie folgt:

Seit Jahrhunderten sind die Schicksale der ungarischen Reiche mit den dem Erzhause Österreich angehörigen Ländern in der innigsten Verbindung gestanden; das Band, welches die verschiedenen Kronen an dasselbe Fürstenhaus knüpfte, noch mehr das innere Leben der die Donau anwohnenden Völker kettete dieselben so innig zusammen, daß es schwer zu entscheiden ist, welchem der verbrüderten Völker in einem einzelnen bestimmten Felde der staatlichen oder gesellschaftlichen Entwicklung der Vorzug des Führers oder das Lob einer übertreffenden Nachahmung zukomme. Das Kriegswesen, der Bergbau, die Beschiffung der Donau und die Niederlassung der Gewerbe in den an der Donau gelegenen Städten, dann Maß, Gewicht und Handlungsgebräuche, haben sich wechselseitig verähnlichet und während der österreichisch-deutsche Gewerbsfleiß zu seinen Richtpunkten den bedarf der Ungerländer nahm, gab der Magyar sei, nem reichen Boden jene Bestimmung, wie sie ihm bei dem österreichischen Begehr nach Schlachtvieh, Wollproducten, Tabak und anderen Naturerzeugnissen als die gewinnbringendste erschien.

Nach den Siegen Eugens ward mit der Befreiung und staatlichen Einrichtung des südlichen Ungarns es für den letzten männlichen Sprossen aus dem Hause Habsburg das wichtigste Unternehmen, die von der Natur und dem Genius der Völker ausgesprochene Verbindung auf eine möglichst feste staatsrechtliche Grundlage zu stellen. Der ungarische Reichstag, die Abhäsionsurkunde der Siebenbürger Stände vom 30. März 1722 auf dem Landtage des Jahres 1744 inaugurirt, gleichwie alle Landtage der österreichisch-deutschen Provinzen, namentlich die österreichischen alten Stammlande Böhmen und Tyrol haben mittelst der pragmatischen Sanction nicht nur der Gefahr eines Erbfolgekrieges vorgebeugt, sondern auch die Länderverbindung (indivisibiliter ac inseparabiliter) so fest begründet, daß man seit mehr als einem Jahrhunderte immer nur von Einer Monarchie, Einer Regenten-Familie, und einem Herrn sprechen konnte; und daß bloß trübe historische Erinnerungen an die unglückliche Vorzeit übrig waren, wo noch in Constantinopel oder Versailles in kurzen Perioden Unterhändler ungarischer Malcontenten erschienen waren. Daß Ungarn unter dieser Vereinigung bedeutend geblüht und seine Nationalität so wie seine Municipal- und politische Freiheit bewahret habe, beweiset die stufenweise Umstaltung, welche in der Regierung dieses Reiches seit den letzten drei Decenien eintrat. Wenn früher die politische Freiheit nicht in dem Maße zur Geltung kam, als die Wünsche und Ansichten der Gegenwart es forderu, so muß den vielen Kriegen und der Verheerung, in welcher sich die von den Osmanen erst spät befreiten Landestheile befanden, gebührende Rechnung getragen werden.

Die vorzüglichsten Bestimmungen der pragmatischen Sanction über den Verband der verschiedenen Staaten der Monarchie unter sich sind in den Stellen der einzelnen Landtagsbeschlüsse und Gesetze enthalten, von welchen das beigelegte Blatt eine Zusammenstellung enthält.

Der Ausdruck der pragmatischen Sanction war immer für so deutlich und vollständig betrachtet worden, daß sich hierüber niemals ein Zweifel ergab. Die Einheit in der obersten Staatsleitung, in der Leitung des Gesammt-Finanzwesens in der Verwaltung und Führung des Heeres waren der Ausfluß des obersten Staatsgrundgesetzes der Untrennbarkeit der Monarchie.

Digitized by Google

Ungarn war gegen Außen von Österreich nie abgesondert, nie für trennbar gehalten und nie als abgesondert vertreten. Mit dem Namen Österreich war nie das Erzherzothum allein, sondern auch Ungarn damit vereint, in dem Kreise der europäischen Großmächte geltend gemacht, die gesetzlichen Beweisstellen hiefür 1723 Art. 101, 1741 Art. 11, 1790 Art. 10, 11 und 17, 1792 Art. 8 und 9 bekräftigen dasjenige, was in den Jahrbüchern der Geschichte enthalten ist. Alle äußeren Kriege wurden vereint geführt. Traf Ungarn ein Mißgeschick, sogleich ward demselben von der obersten Staatsbehörde und den übrigen Provinzen Hülfe geleistet, wie dieß noch die Pesther Überschwemmung in Erinnerung bringen wird. War im Lande ein Aufstand, so eilte unverweilt Beistand aus den übrigen Provinzen herbei, und die Ordnung wurde schnell hergestellt. Mit dem Blute der deutschen und slavischen Völker wurde Ungarn dem Feinde der Christenheit entrissen, und die Hinopferung der westlichen Theile der Monarchie konnte allein das östlich gelegene Ungarn vor dem gewaltigen Dränger Napoleon retten. Heldenmüthig und in der vollsten Eintracht mit dem Heere der deutschen und slawischen Völker kämpfte der Ungar, und die Geschichte unterscheidet bei den gemeinschaftlichen Siegen nicht den Antheil, welchen die Treue und Tapferkeit des ungarisch, deutsch oder slavisch sprechenden Kämpfers hatte.

Eben so hat sich Ungarn nie von den Lasten ausgeschlossen, welche in Folge der Kriegsereignisse, dann für die Gesammtbedürfnisse der Monarchie nothwendig entstehen mußten, wiewohl die Beiträge, welche Ungarn an Geld und Gütern lieferte, und dem Gesammtaufwande zu genügen, stets unter dem Verhältnisse der Volkszahl und den Hülfsquellen, welche die Natur diesem reichgesegneten Lande verliehen hatte, geblieben war.

Die Auffassung der pragmatischen Sanction und des innigen Verbandes der die Monarchie bildenden Staaten findet sich noch während des sehr bewegten letzten Preßburger Reichstages selbst in den Verhandlungen vor, bei welchen jene Partei das Uebergewicht hatte, die späterhin das Staatsruder ergriff, und es noch jetzt fortführet. Die in den ersten Märztagen berathene Vorstellung (feliráz) über die Aufgaben des Reichstages (tweudöik) am 14. März 1848 von der Proceres-Tafel angenommen, enthielt unter den Vorschlägen zur Reform auf friedlichem Wege ausdrücklich das Verlangen, Se. Majestät der König möchte nicht bloß Ungarn die öffentliche Rechnungslegung und ein verantwortliches Ministerium gewähren, sondern auch durch Bewilligung constitutioneller Einrichtungen für die übrigen Provinzen der Monarchie die kräftige Verschmelzung mit denselben und den brüderlichen Einklang sichern.

Leider sind die Mitglieder der ungarischen ständischen Deputation, wie sie mit dieser Vorstellung nach Wien kamen, von diesem Geiste der innigen Verbrüderung abgewichen, indem sie bei ihrem Verlangen nach einem verantwortlichen unabhängigen Ministerium dasselbe auch für die Departements des Handels und der öffentlichen Arbeiten, für das Kriegswesen und die Finanzen in Anspruch nahmen, ohne hierbei die Beziehungen zu den übrigen Ländern der Monarchie zu beachten, denen bereits am Tage vor der Ankunft der ungarischen ständischen Deputirten, nämlich mit dem Patente vom 15. März 1848 die Constitution verliehen war.

Die Verhandlungen der ungarischen Stände-Deputation hatten zuerst nur die Berufung des Grafen Ludwig Batthyány zur Bildung eines Ministeriums bewirkt, welcher Minister zwar mit dem Rundschreiben vom 17. März 1848 an alle ungarischen Jurisdictionen seine Wirksamkeit begann, das Ministerium selbst aber nicht früher als am 7. April 1848, wo die Allerhöchste Ernennung der einzelnen Minister erfolgte, definitiv zu Stande brachte.

Vorher schon nämlich mit der Allerhöchsten Entschließung vom 17. März 1848 war die Errichtung eines verantwortlichen Ministerrathes in Wien angeordnet, und mit Allerhöchster Entschließung vom 20. März 1848 für die einzelnen Departements wie für jenes des Handels, des Krieges und der Finanzen waren verantwortliche Minister ernannt.

Dieses in Wien befindliche Ministerium hätte aber wohl nur dann einen bestimmenden Einfluß auf die Stellung nehmen können, in welche Ungarns Rathgeber der Krone dieselbe zu den nicht ungarischen Ländern zu bringen suchten, wenn bei der Schaffung eines eigenen verantwortlichen ungarischen Ministeriums jene Verhältnisse gebührend in's Auge gefaßt worden wären, welche die Einheit der Bestandtheile der Monarchie zu sichern vermochten.

Mit dem Allerhöchsten Handschreiben an den Erzherzog Palatin vom 7. April 1848 wurde zwar die Nothwendigkeit und staatsrechtliche Verpflichtung geltend gemacht, vermöge welcher eine Scheidung der ungarischen Finanzen nicht ohne billige Rücksichtsnahme auf die Theilung der gemeinsamen Staatsschuld Statt finden könne.

An demselben Tage war aber schon, wie dieß bereits zuvor mit aller Anstrengung der herrschenden Partei eingeleitet war, ein eigener ungarischer Finanz- und Kriegsminister eingesetzt, und es konnte daher nur in der Festsetzung eines beschränkteren Wirkungskreises für diese beiden ungarischen Ministerien ein Ausweg gefunden werden, um der Bedeutung der pragmatischen Sanction keinen Abbruch zu thun.

Digitized by Google

Die an demselben Tage, den 7. April 1848 erfolgte Genehmigung des ungarisch-ständischen Vorschlages, zur Deckung der Erhaltungskosten des A. h. Hofes, der Diplomatie und der zu den ung. Truppen erforderlichen verschiedenen Korps gegen nachfolgende Einrechnung an die Gesamt-Finanzen zu entrichten, ließ noch eine Hoffnung zurück, daß die nachfolgende Ausgleichung zwischen den in Wien befindlichen Central-Finanzen all jenes hinwegräumen werde, was auf den Verband der zur Monarchie gehörigen ung. und nicht ungarischen Länder lockernd einwirken könnte.

Mit dem Handschreiben vom 10. April 1848 an den Erzherzog Palatin wurde auch erklärt, daß die Theilnahme der Militärgränze an der Beschickung der Reichstages durch Deputirte die innere Militär-Verfassung der Militärgränze nicht beirre, sondern deren Aufrechterhaltung für die Sicherheit der Monarchie sowohl als des Königreiches Ungarn unausweichlich gefordert und so lange unverändert bleiben werde, als hierin nicht die Gesetzgebung mit Zustimmung Sr. Majestät anders verfügen werde.

So wie die obenerwähnten A. h. Beschlüsse für die österr. deutschen Staaten einige Gewähr für die Beachtung ihrer Interessen und des gemeinsamen Staatsverbandes zu bieten schienen, so liegt auch noch in der Vorrede des letzten Preßburger Reichstags-Gesetzes vom 11. April 1848 ein Stützpunkt daß hierin feierlich von der Aufrechthaltung der gesetzlichen Verhältnisse gesprochen wird, welche durch die pragmatische Sanction eine unlösbare Verbindung Ungarns mit den übrigen österr. Ländern begründen. Allein schon die folgende Bestimmung des III. Artikels §. 2., daß der Erzherzog Palatin in Abwesenheit Sr. Majestät die vollziehende Gewalt ausübe, enthält einen Widerspruch mit der zugleich in das Gesetz aufgenommenen Erklärung, daß die Einheit der Krone und der Verband der Monarchie unversehrt aufrecht erhalten werde, indem diese Uebertragung eines Theils der königl. Macht auf den Erzh. Palatin zu wiedersprechenden Handlungen des ungarischen und nicht ungarischen Ministeriums führen und die Einheit der Monarchie stören und gefährden muß.

Die wenigen gesetzlichen Bestimmungen des gedachten Reichstagsgesetzes lassen es im Unklaren, ob die Finanz- und Kriegsminister der ungar. Regierung das ganze Gebiet des gewöhnlich so bezeichneten Verwaltungszweiges oder nur jene Gegenstände umfassen werden, welche lediglich das Königreich Ungarn allein angehen, während die mit den übrigen Ländern der Monarchie gemeinsamen Interessen noch von einer in Wien befindlichen Centralgewalt geleitet würden. Namentlich war die Unterordnung der Militärgrenze unter das ungarische Ministerium der Landesvertheidigung (hon védelem) im Gesetze nirgends ausgesprochen. Allein mehr als das Reichstagsgesetz verlangte, und gegen die vorausgegangenen königl. Befehle ward später auf möglichst vollständige Absonderung von der Centralgewalt der Monarchie hingearbeitet, und der Ueberblick dessen, was die ungar. Regierung seit der Erlassung des Reichstagsgesetzes vom 11. April 1848 unternahm, zeigt bereits die Gefahren, in welche die Monarchie durch die Beengung der Wirksamkeit der Organe für die Wahrung der Central-Interessen gerathen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Requiescant in pace!

Bukurest, $^{6}/_{18}$ September 1848.

Das organische Reglement und die Archondologia, das goldene Buch der Walachei sind nicht mehr! Das souveräne Volk hat selbe heute im Hofe des Metropoliten durch feierliches Auto-da-fé vernichtet!

Es war ein großer, ein denkwürdiger Tag der heutige in den Annalen unseres Landes, einer jener unvergänglichen Festtage der Romänen-Revolution, der ewig fortleben wird in dem Gedächtnisse Aller!

Als sich die Nachricht verbreitete, daß Romaniens Feinde damit umgingen, dem Volke das verhaßte Reglement wieder aufzudringen, wodurch seit 18 Jahren das Land unter schimpflicher Sclaverei und schnöder Willkürherrschaft schmachtete, versammelte sich das Volk um 11 Uhr Vormittags vor dem Ministerium des Aeußern, und forderte das Reglement und die Archondologia, jenes Buch in das seit undenklichen Zeiten alle adeligen und neugeadelten Familien eingetragen werden und das schon zu 14 dicken Bänden angewachsen war, — um beide dem Feuertode zu weihen. Eine Deputation ward an die fürstliche Lieutenante abgesendet, ihr den Wunsch des Volkes auszusprechen, sowie das Original-Manuscript des Reglements und die gedruckten Exemplare desselben aus dem Ministerium zu verlangen. Dieselben wurden sofort dem Volke sammt den 14 Bänden der Archondologia ausgeliefert, und von dem Volke auf eine mit schwarzem Tuch behangene Todtenbahre gelegt. Die Musikbande stimmte Beethoven's Trauer-Marsch an und der Zug setzte sich mit zahlreichen Tricolorfahnen an der Spitze unter feierlichem Glockengeläute aller Kirchen nach der Wohnung des Metropoliten in Bewegung. Eine daselbst gewählte

Digitized by Google

Deputation verfügte sich zu Sr. Heiligkeit, ihm von dem Wunsche des Volkes in Kenntniß zu setzen; mittlerweile ward in der Mitte des geräumigen Hofes ein Scheiterhaufe errichtet und unter Leitung der Herren Cäsar Bolliak, C. Aristia und mehrer Nationalgarden alle Vorbereitungen zu dem Auto-da-fé getroffen. Herr J. K. Bratiano setzte hierauf vom Balkone des Metropoliten der Versammlung in einer improvisirten Rede die Wichtigkeit der vorzunehmenden Handlung auseinander. Endlich erschien Se. Heiligkeit der Metropolit auf dem Balkon, gab dem Volke seinen Segen und frug nach dessen Begehren. „Tod und Verderben dem Reglement und der Archandologia!" donnerte es aus tausend Kehlen. Se. Heiligkeit gab nun das Zeichen zum Beginn der Ceremonie. Ein Mann aus dem Volke, ein Landmann ward erwählt, den feierlichen Act zu vollziehen; denn der Landmann war es, welcher mehr als jeder Andere gelitten unter dem Drucke des Reglements, ihm gebührte darum auch vor jedem Andern das Recht, die erste Hand zu legen an die Zerstörung dieses verruchten Machwerkes fremder Willkür. Der Bauer hob das kostbar in Sammt und Silber gebundene Reglement hoch empor und schleuderte dasselbe in die Flammen, welche hochaufflackernd ihre ersehnte Beute mit gieriger Hast verschlangen. Tausendstimmiger Jubel schallte durch die Lüfte, als der Wind die schwarz emporwirbelnde Asche des Ungethüms nach allen Richtungen zerstreute; dem Reglement folgten die dickbäuchichen, mottendurchfressenen Ranglisten, die 14 Bände des romänischen libro d'oro, der zum Kinderspott gewordenen Archondologia, und zuletzt forderte das Volk Se. Heiligkeit auf, den Bannfluch über das Reglement auszusprechen. Se. Heiligkeit mit der Stola und allen Insignien seiner Würde bekleidet, das Kreuz des Erlösers in der Hand, sprach nun folgende inhaltschwere Worte: „Ich bestätige meinen am 15 Juni im Freiheitsfelde auf die Constitution geleisteten Eid. Fluch dem Reglement, das wir hier feierlich verbrannten und Fluch über Alle, welche es wieder einzuführen oder nach seinen Gesetzen zu regieren gedächten,—gesegnet sei das Volk der Romänen!"

Während der ganzen Dauer dieser feierlichen Handlung lag das Volk mit entblößten Häuptern auf den Knien, trotz dem naßkalten Regen und dem schmutzigen Boden. Als die Ceremonie zu Ende war, spielte die Militär-Musik die Alles electrisirende Marseillaise.

Auf Verlangen des Volkes verfaßte und unterschrieb Se. Heiligkeit folgendes Document zur Verbreitung im Lande:

Dem Volke der Romänen.

Heute am 6 September dieses Jahres habe ich, Metropolit der Ungrowalachei, in Gemeinschaft mit dem sehr getreuen, hier in meiner Wohnung versammelten Volke der Hauptstadt meinen am 15 Juni im Freiheitsfelde auf die Verfassung geleisteten Eid wiederholt, zu gleicher Zeit sind in unserer Gegenwart sowohl beide Reglements, nämlich das Original Manuscript und dessen zweite Ausgabe, sowie die Archondologia, welche das Land unglücklich machten, feierlich verbrannt worden. Ich habe sowohl das Reglement als alle Diejenigen, welche es wieder einzuführen trachten oder nach dessen Gesetzen das Land zu verwalten, Wunsch und Willen äußern sollten, verflucht und feierliches Anathem ausgesprochen über sie.

Dieses wird hiemit zur Kenntniß des christlichen Romänen-Volkes gebracht, dem ich meinen Segen ertheile, auf daß der Allmächtige ihm Kraft verleihe ausdauern in seiner Treue für die Verfassung, die ihm Gott gegeben, da sie im Geiste des Evangeliums ist.

Neophit, Metropolit der Ungrowalachei.

Im Jahre 1848, den $^{6}/_{18}$ September.

Aus dem Hofe des Metropoliten begab sich das Volk mit der Musik nach dem Hügel der Metropole, woselbst J. K. Bratiano obiges Document den Versammelten vorlas, hierauf wurden vom Piedestale der dort befindlichen Sonnenuhr die Marmortafeln mit ihren die Einführung des Reglements verewigenden Inschriften herausgebrochen und zertrümmert. Von hier kehrte der Zug mit lustig klingendem Spiele nach dem Regierungspallaste zurück, wo sich Alles in der größten Ruhe wieder zu seinen Privat-Beschäftigungen zurückzog.

Es war dieß unstreitig eine der bedeutungsvollsten und muthigsten Demonstrationen der Romänen in einem Augenblick, wo die Jünger des Reglements bereits wieder das Haupt erhoben, ihres Sieges von Rußlands Gnaden wie gewiß. Wer die Religiosität der Romänen kennt, wird ermessen, wie der heutige Tag all' ihre gottvergessenen Hoffnungen für ewige Zeiten vernichtete. Der Pforte, deren Commissär Fuad-Effendi morgen seine Truppen nach der Hauptstadt sendet, diene dieß als ein neuer Beweis, daß es den Romänen Ernst mit ihrer Freiheit ist.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 40. **Montag, den 2. Oktober** **1848.**

Union und sächsisches Volksthum.

I.

Die Frühlingssonne der Freiheit, die mit dem natürlichen Frühling des Jahres über den Völkern aufging, schien auch am alten Stamm unseres sächsischen Volksthums ihre Kraft äußern und neue Zweige und Blüthen austreiben zu wollen. Wohl gab's daran manchen Stumpf todten Holzes, in den Rissen der alten Rindenkruste nistete böses Gewürm, und hie und da gab's Krebsschaden und Brand; doch schien es, als würde des Zeitgeistes scharfes Gärtnermesser all das böse Zeug wegputzen, und die Union als geeignete Baumsalbe die Schnittwunden heilen und den alten Baum verjüngen. Und siehe da, die Operation hat schlecht angeschlagen; die Säfte sind ins Stocken gerathen und gehn zurück; die Baumsalbe scheint nichts gut gemacht, sondern Alles verdorben zu haben. —

Kurz und einfach: die Union und was damit zusammenhängt — und dahinter steckt, hat das ganze Vaterland in Verwirrung und besonders unser Volksthum in Gefahr gebracht. Das kann und will wohl auch Niemand läugnen.

Wie kam es nun aber, daß im Volke selbst sich ein bedeutender Theil dieser uns nachgerade so gefahrdrohend gewordenen Union hinneigte; daß es einer andern Partei, die durch Flugschriften Emissäre ꝛc. ꝛc. operirte, nicht gelingen konnte, irgend eine vom ganzen Volke ausgehende energische Demonstration gegen die unionistischen Bestrebungen zu Stande zu bringen; daß namentlich Kronstadt und seine Zeitung, und in dieser manche Stimme auch aus den übrigen Kreisen des Sachsenlandes sich geradezu für die Union aussprach, ja sich mit den Andersgesinnten und dem Vertreter ihrer Ansicht dem Sieb. Boten in Opposition brachte? Eine Darlegung der Gründe, von denen wenigstens der intelligentere Theil der Männer für die Union ausging, und die namentlich in Kronstadt das Principium movens in dieser Angelegenheit waren, wird — bei den bis noch nichts weniger als erfreulichen Erfolgen — wenigstens die Gesinnung der Betheiligten vor falschem Lichte bewahren.

Von vornherein muß erklärt werden, daß von einer unbedingten Union, von einem Sichergeben auf Gnade und Ungnade nie die Rede war. Daß man sich dabei, daß die Deputirten auf dem letzten siebenbürgischen Landtage nicht Bedingungen stellten, sondern es nur bei Wünschen bewenden ließen, — daß man sich dabei nicht beunruhigt fühlte und in das Zettergeschrei von Nationsverrath nicht einstimmte, darüber weiter unten ein Wort. —

Das erste, was der Unionssache Freunde erwarb, war wohl eine gewisse Unzufriedenheit mit unsern innern nationellen Zuständen, mit den bureaukratischen Fesseln, die unser Volksleben leider heute noch umstricken, der Unmuth über die Erfolglosigkeit des schon seit Jahren vom jüngern freisinnigern Theile der Träger der Volksintelligenz geführten Kampfes gegen die Hemmungen der Entwickelung eines edlen Volksgeistes. Man sehnte sich nach freiern im Geiste der sächsischen Urverfassung liegenden ächt bürgerthümlichen Institutionen, und hoffte diese mit Hilfe des freien Geistes, der sich unter den Führern der Schwesternationen zur Schau trug, zu erringen. Daß nun freilich der von der Winteruniversitätsversammlung dieses Jahres ausgegangene Entwurf einer Reorganisation unserer Institutionen wenig Vertrauen fand, daran war eben nur der Mangel an Vertrauen Schuld. Auch sah die Sache zu sehr oktroyirt aus.

Zu dem kam nun noch die Aufhebung der Urbarialverhältnisse. So lange das ungarische Feudalsystem bestand, konnte von einem Anschlusse eines bürgerthümlichen Volkes an die magyarische Nationalität, die nur im Adel ihr poli-

Digitized by Google

tisch geltendes Element hatte, nicht die Rede sein. Da nun aber dieses unnatürliche, der ächten Freiheit und dem deutschen Geiste widerstrebende Verhältniß von Herr und Unterthan gefallen war, und der Sachse auf dem Ungarboden auch Bürger werden konnte, durfte man vor einer Union umsoweniger zurückbeben als man im Anschlusse an ein freies, stärkeres Volk, sich auf der Grundlage der Freiheit und Brüderlichkeit eben auch freier und kräftiger zu entwickeln hoffen konnte.

Es war ferner die bürgerliche Gleichberechtigung der Walachen auf dem Sachsenboden als von der Zeit und der Gerechtigkeit gefordert, bereits ausgesprochen und anerkannt. Damit hatte der Fortbestand des reinen deutschen Elements in unserem politischen Leben die Garantie verloren. Die ungarische Nation sprach aber viel und begeistert von ihren Sympathien für Deutschland. Konnte das anders als Vertrauen erwecken; durfte man nicht annehmen, daß eine Nation, die in dieser Sympathie für das große deutsche Volk eine Bürgschaft ihrer Zukunft zu sehen behauptete, auch gegen den in ihrer Mitte lebenden, an ihr Schicksal gebundenen, ächten Ableger dieses großen deutschen Volkes gerecht und brüderlich handeln, und ihr ein Schutz sein werde gegen das Andringen fremder, viel roherer Elemente?

Für die deutsche Volksthümlichkeit glaubte man von der Union nichts zu fürchten zu haben. Denn man hätte meinen sollen, die Magyaren seien endlich zur Erkenntniß gekommen, wie es — was vorurtheilsfreiere unbefangenere ungarische Stimmen auch ausgesprochen — eben ihre Magyarisirungsbestrebungen gewesen, die zwischen sie und den übrigen Nationalitäten der ungarischen Länder den Samen der Zwietracht und der Feindseligkeiten gestreut haben; daß sie also, wenn es wirklich ihr Wille war, durch eine aufrichtige Verbrüderung der Nationalitäten ihres Landes ein starkes Bollwerk gegen außen zu schaffen und diese Nationalitäten an ihr Interesse zu ketten, den Vernichtungskampf gegen diese andern Volksthümlichkeiten aufgeben, und in der Union nichts anders erstreben würden, als durch die Räumung der politischen Schranken, welche das Magyarenvolk in Bürger zweier Länder schied, ihrer fremdes Volksthum nicht gefährdenden nationalen Entwickelung eine ebene Bahn zu machen. Und ihnen in dieser Entwickelung, sofern es unbeschadet des eigenen Volksthums geschehen konnte, mehr fördernd als hindernd zu sein, verlangte die Humanität.

Endlich konnte eine unser Volksleben verbürgende Union auch vom Standpunkte unsers historischen Seins nicht füglich abgelehnt werden. Ungarische Könige haben uns gerufen: die ungarische Königskrone ist es, deren Glied auch wir Siebenbürger Sachsen sind, von der, so lange sie auf dem Haupte ruht, welches dieselbe nach Gesetz und Recht trägt, wir uns nicht trennen dürfen. Wer es anders im Sinne hat, ist Verräther an der deutschen Treue. Der König hatte die Willigung der Union bevor sie noch vollzogen, bevor sie noch auf dem siebenbürgischen Landtag verhandelt wurde, schon dadurch ausgesprochen, daß er den darüber handelnden ungarischen Gesetzartikel bestätigte. Was andere in tiefe Geheimnisse Eingeweihte besser wissen wollten, konnte uns nicht beirren. Wir hielten uns an des Königs offen ausgesprochenes Wort! — —

Dies sind die Gründe, welche uns eine unbeschadet unsers Volksthums eingehende Union Siebenbürgens mit Ungarn annehmbar erscheinen ließ. Es wird dieselben schwerlich Jemand entehrend für die Gesinnung derjenigen, die sich durch sie bestimmt fühlten, nennen können.

Daß die Deputirten statt Bedingungen zu stellen nur Wünsche aussprachen, und ihre Handlungsweise von vielen sächsischen Kreisen wenn auch nicht grade gelobt und gepriesen, so doch auch nicht als verrätherisch bezeichnet, sondern gleichsam als ein fait accompli hingenommen wurde, lag theils in der billigen Würdigung der Lage, in der sich dieselben auf dem Landtage befanden, dann in dem Vertrauen auf den allgemein bekannten ehrenwerthen Charakter und die Befähigung vornehmlich der Stimmführer derselben für ihre Stellung, dann aber auch im — gewiß diejenigen, welche es hegten, am wenigsten entehrenden Vertrauen auf die Verheißungen vieler einflußreicher Landtagsmitglieder, die gerechten Ansprüche der Sachsen zu unterstützen. —

Ein Blick auf die trübe Gestaltung unserer Zustände und die Hinweisung auf das — schon von Mescben aus vorgeschlagene Mittel der Rettung und neuen Belebung unsers Volksthums bleibe einer nächsten Mußestunde aufgespart. —

M..... 20. Sept. 1848.

An unsere sächsischen Mädchen.

Voll der festen Ueberzeugung, daß Ihr mir es nicht verargen werdet, holde Schwestern! wenn ich Euren Patriotismus auf die Probe stelle, nehme ich keinen Anstand, Euch an den Altar unsers Volksthums zu laden.

Ihr wißt, auf welch preiswürdige Weise unsere Sachsenjünglinge an jenen feierlichen Augusttagen ihre unverbrüchliche Treue und Liebe zum Deutschthum beurkundeten; Ihr wißt, welch heiligen Bund sie schlossen, um einen körnigen, thatkräftigen Geist inmitten unsers Volksthums zu

Digitized by Google

wecken, zu beleben und zu wahren; Ihr wißt, wie sie sich gelobten, durch die edle Turnerei ihre Leiber zu kräftigen, ihre Geister stets wacker zu erhalten und durch volksthümlichen Germanensang die Prosa des Lebens mit göttlicher Begeisterung zu würzen. Fürwahr! wir müssen ihnen dafür unsere vollkommenste Anerkennung und Liebe zollen! — Aber damit nicht genug! wir müssen es für unsere heiligste Pflicht erachten, ihren heiligen Eifer zu unterstützen und ihren edlen Patriotismus zu beleben. Wenn wir auch nicht dazu geschaffen sind, die Waffen zu üben, das Ger zu werfen und die kräftigenden und erheiternden Turnerspiele zu treiben, so müssen wir doch beweisen, daß uns die deutsche Sitte, das deutsche Lied und der deutsche Geist über Alles werth sind, daß wir ihretwegen unser Heiligstes aufs Spiel zu setzen bereit sind und daß wir unsere Schwestern in Deutschland, die opferwillig ihren Schmuck hingeben, um zu einer Flotte beisteuern zu können, in unserm patriotischen Eifer, wie in allen weiblichen Tugenden nicht nachgeben wollen.

Wohlan denn! laßt uns in einen Bund zusammentreten, laßt uns ihren heiligen Flammeneifer für unser Volksglück durch eine geringe jährliche Beisteuer unterstützen, laßt uns beweisen, daß wir — **deutsche Mädchen** sind! —

Um aber unsere Begeisterung für das edle Streben unserer Sachsenjünglinge gleich werkthätig zu beurkunden und der Gründung des Jugendbundes ein ewiges Denkmal zu errichten, schlage ich vor die Anfertigung eines schwarz-roth-goldnen Banners, das in den jährlichen Versammlungen der beste Turner, der beste Sänger oder der beste Schütze vorantragen und zur Ehre der deutschen Sache schwingen soll.

Zum Schlusse: Hoch die edle deutsche Turnerei! hoch das begeisternde deutsche Lied! hoch der Jugendbund!! —

S. M.

Ueber Bewaffnung und Waffenführung.

In besonderer Beziehung für Bürgermilitair verfaßt

von

Wilhelm Hausmann,
Lehrer der Fechtkunst und Gymnastik.

Die Waffen als Wehr und Zier des Mannes nahmen von jeher seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch, da in neuester Zeit das Recht und die Pflicht Waffen zu tragen, sich auch auf den Bürgerstand ausdehnt, diese zahlreiche und achtungswerthe Corporation, ihrer bisherigen Lebensordnung wegen aber, noch sehr mangelhafte oder wohl gar sehr irrige Ansichten über Waffenführung und Bewaffnung hegen könnte, so möchte es vielleicht nicht unverdienstlich sein, hierüber einiges zu sagen, was auch dem mit der Kriegskunst oder den verschiedenen Fechtmethoden nicht Bekannten, verständlich, faßlich, und vorkommenden Falles auch nützlich sein könnte. — Ein bei freien Männern unbedingt vorauszusetzendes Erforderniß zum Wehrdienste ist Muth und Vaterlandsliebe, die also auch begreiflicher Weise keinem Gardisten fehlen dürfen. Die zweckgemäße Armirung ist indeß nächst der moralischen und physischen Brauchbarkeit des Mannes in ernste Erwägung zu ziehen; sie soll sowohl zum Angriff als zur Vertheidigung geeignet sein gegen Verletzungen der feindlichen Waffen, soll schon so viel wie möglich die Uniformirung decken, vorzüglich ist Kopf und Gesicht schon gegen die leichtesten Blessuren empfindlich, und sollten deßwegen am meisten geschützt werden; wie schlecht aber die verschiedenen Arten der Exakos diese Bedingungen erfüllen ist leicht zu erweisen. Die zu große Dichtigkeit des Filzes oder Lederüberzuges läßt die Ausdünstung nicht, oder nur sehr wenig durch, was besonders bei heißem Wetter große Unbequemlichkeiten veranlaßt. Die unzweckmäßige Höhe der Kopfbedeckungen ist ebenfalls ein großer Uebelstand, denn dem Herabwerfen durch Wind oder sonstige Veranlassungen ist fast nicht auszuweichen, auch erfüllen sie den Zweck zu Decken niemals, weder gegen Sonne, Staub, Regen, Schnee, noch gegen Säbelhiebe oder andere Verwundungen. Alle Bedingungen einer guten und sicheren militärischen Kopfbedeckung erfüllen am besten die sogenannten Pickelhauben, welche in Preußen und mehren andern Staaten eingeführt sind, und sehr zu wünschen wäre es daß diese wirklich schöne Kopfbedeckung auch bei den Bürger-Compagnien angeschafft würden, da auch die Haltbarkeit und Billigkeit derselben nichts zu wünschen übrig läßt. Was die übrigen Uniformstücke anbetrifft, so lassen diese Dank sei es dem immer mehr geläuterten Zeitgeschmacke — schon nicht mehr so viel zu wünschen übrig und an den meisten Orten sieht man nicht nur dauerhafte und gute, sondern auch schöne und geschmackvolle Bürgeruniformen. — Die Verminderung des Riemzeuges ist gleichfalls von wesentlichem Vortheil, die Cartouchartigen Patrontaschen entsprechen ihrem Zwecke vollkommen, nur sollten sie wenigstens beim Feuern vorn getragen werden. —

Das wichtigste Waffenstück des Infanteristen ist die Flinte, oder wie man sie bei dieser Truppengattung meist noch nennt die Muskete. Soll sie ein wirklich brauchbares Werkzeug sein, so muß sie Leichtigkeit mit Stärke, Ein-

)(

Digitized by Google

fachheit beim Laden und möglichste Sicherheit des Schusses in sich vereinigen, durch ein aufgesetztes Bajonett wird sie sowohl zur Fern- als Nähewaffe und darum doppelt nützlich. Das zweckmäßigste Maaß der Gewehrläufe möchte wohl 3 Fuß sein, das Kaliber der Kugeln ist bei den alten Musketen meist viel zu groß, 1 löthige haben dieselbe, und weil sie die Luft weniger hindert als 1 1/4 — 2 löthige Kugeln eine bessere Wirkung als diese, auch ist leicht einzusehen, daß nicht die Größe der Kugel tödtet, sondern ihr richtiges Anbringen auf tödtliche Stellen, auch sind kleine Kugeln deßhalb vortheilhaft, weil sie weniger Pulver fordern, in größerer Anzahl doch noch leicht zu transportiren sind, und keinen heftigen Rückstoß erzeugen. Steinschlösser an Infanteriegewehren erfreuen sich keines Beifalls mehr, und zwar mit Recht, am besten sind die an den sogenannten Kammermusketen angebrachten einfachen Zündkegel, auf welche ein mit Knallsilber gefülltes Kapsel gesetzt wird, und welche durch einen Schlag des Hahnes sich entzünden. An dieser einfachen Maschinerie kann selten etwas geschehen, wodurch das rasche Feuern unterbrochen werden könnte, auch ist die Behandlung derselben den Meisten sehr geläufig, weil auch die gewöhnlichen Jagdgewehre so construirt sind. Die zweite Waffe des Infanteristen — jedoch nicht in allen Armeen — ist ein Säbel als Seitengewehr, am geeignetsten ist hier eine gerade leichte Hirschfängerklinge, welche den Vortheil des Hiebes und Stiches vereinigt, leicht zu putzende, dauerhafte, messing Gefäße, so wie die leichte Führung und das bequeme Tragen, wird sie jedem Einzelnen angenehm machen, auch ist der keine Charge bekleidende Gardist dann nicht genöthiget sich an Paradetagen und bei sonstigen Veranlassungen einen bloßen Prunksäbel anzuschaffen den er sonst nicht braucht, abgesehen davon daß nicht viel feiner Geschmack dazu gehört einen Infanteristen mit Schleppsäbel lächerlich zu finden. Dem Offiziere genüge in den meisten Fällen der leichte gewandte Degen, nur Schade daß diese schöne, brauchbare Waffe, wegen der eingerissenen unbegreiflichen Manie nach Schleppsäbeln, immer seltener wird. Was die übrige Bewaffnung der Offiziere anbetrifft, so sind ihnen wenigstens im ernsten Dienste zwei gute Pistolen so wie ein am Gürtel getragener Patronenbehälter sehr zu empfehlen. — Bürger-Cavallerie möchte in Städten wohl immer seltner sein, indeß auch die auf dem Lande sich bildende hat mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, will sie ihre Stelle auch nur einigermaßen nützlich oder rühmlich ausfüllen. Erstens: ist der angehende Cavallerist genöthigt sich eine nicht unbedeutende Fertigkeit im Reiten zu erwerben, wozu nicht jeder Anlage und Gelegenheit hat. Dann ist die Eskadron oder Zug aus gemischten Leuten zusammengesetzt, kennen sich die Pferde nicht, sind sie gar nicht oder nur mangelhaft zum Cavalleriedienst dressirt, was kann man von einem solchen Cavalleriecorps erwarten? Bildung des guten Infanteristen, selbst ist bei weitem schwerer als beim Infanteristen, dieser verschmilzt so zu sagen mit dem Ganzen, der Cavallerist steht in den meisten Fällen gewissermaßen vereinzelt selbstständig da, seine Aufmerksamkeit ist getheilter, die Gefahr größer. Seine Hauptwaffe ist, soll wenigstens der Säbel sein. Das Säbelfechten zu Fuß ist schwer, sehr schwer, der wirksame Gebrauch des Säbels zu Pferde dreifach schwieriger. Seine weiteren Waffen sind Pistolen und Carabiner. Jeder kann sich denken wie viel dazu gehört, einen Schuß von einem galloppirenden Pferde herunter auch nur mit leidlicher Sicherheit anzubringen, der Infanterist bildet sich eher in 4 Monaten zum sichern Schützen als der Cavallerist in 4 Jahren. Dies alles sind Hindernisse welche die neu sich bildende Bürger-Cavallerie zu überwinden hat, wozu noch das für manchen so schwierige Erlernen der Signale kömmt. Wie schwierig die Führung des Säbels zu Pferde ist, habe ich oben bemerkt, kommt aber nun noch eine Mißgestaltung der Waffe selbst dazu, so ist der Cavallerist übel daran. Soll diese für den Cavalleristen einzig zuverlässige Waffe wirklich brauchbar sein, so müssen auf geraden leichten und starken Klingen schiffförmig gebogene Gefäße angebracht sein mit einem Seitenbügel innen und außen. Man hat alle mögliche Ursache die Hand vor Verletzung zu sichern, denn was ist der Tapferste und Stärkste, wenn ein leichter Hieb ihm die Finger verwundet?

Eine bei Errichtung von Bürger-Cavallerie noch zu berücksichtigende Waffe ist eine leichte nicht über 8 1/4 Fuß lange Lanze, welche bei gewandter Führung treffliche Dienste leistet. Ein großer Fehler ist es wenn die Spitzen so massiv sind daß sie die Führung erschweren, am besten ist es wenn sie den Bajonetten ähneln nur dürfen sie nicht über sechs Zoll sein; an den Lanzen ein Fähnchen anzubringen ist keineswegs überflüßig, denn es dient nicht nur zur Zierde, sondern befördert auch beim Gebrauch das Gleichgewicht, so wie durch das Flattern und Blenden der Fahne dem Feinde das Decken erschwert wird. Daß man Compagnien auf dem Lande mit sogenannten Picken bewaffnet hat, beweißt viel Vertrauen zur persönlichen Tapferkeit und Gewandtheit derer die sie führen sollen, da bekanntlich die Picke zu führen sehr schwer ist; indeß so lange noch nicht genug Gewehre beschafft werden können ist sie doch immer besser als keine Waffe.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Abschrift über das zwischen Ungarn und den übrigen Ländern Österreichs bestehende Band der Einigung.

(Fortsetzung.)

Die Kriegs- so wie die Finanz-Verwaltung bietet eine Reihe von Thatsachen dar, welche von der Spaltung und der anfänglich divergenten später sogar feindlichen Richtung des Ungarischen Ministeriums Zeugniß geben, welches anstatt die Quelle des Uebels, das in der neuen Stellung des Erzherzogs Stephan und in der Einsetzung eines Ungarischen Kriegs- und Finanz-Ministers mit unbestimmten Attributen lag, zu verschließen, sich hinreißen ließ, Maßregeln zu treffen, die wohl vorübergehenden Parteimeinungen schmeicheln, keineswegs aber dem bleibenden Interesse der Ungarischen Völker zusagen, noch weniger aber den großen Zwecken entsprechen konnten, die durch die Pragmatische Sanction verbürgt werden wollten.

Schon zu Anfang des Monates Mai schlug das Ungarische Ministerium Seiner Majestät vor, Befehl an die vier General-Commanden von Ungarn und den damit vereinigten Königreichen zu erlassen, daß der III. Gesetzartikel §. 6 und 8 vom Jahre 1848 dahin zu verstehen sei, daß in Ungarn befindliche Militär habe alle Befehle und Verordnungen nur im Wege des Ungarischen Ministeriums zu erhalten, und dieß finde auch auf die Militärgränze Anwendung. Am 19. Mai 1848 erließ der Ungarische Minister-Präsident einen Aufruf an den Commandirenden in Siebenbürgen, daß er den Anordnungen des Ungarischen Ministeriums Folge zu leisten habe, wo doch die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn noch nicht festgesetzt war, und erst Gegenstand einer Berathung auf dem Klausenburger Landtag werden sollte. Gegen die Königreiche Croatien und Slavonien wurde die Verfügung getroffen, daß ihre legal auf den 5. Juni 1848 einberufene Landes-Congregation aufgelöset, der Ban selbst aber zur persönlichen Verantwortung nach Innsbruck berufen, ja daß er mittelst Kundmachung des Generalen Freiherrn v. Hrabovsky am 3. Juni 1848 seiner Banalwürde entsetzt wurde.

Kaum hatte das in Wien befindliche Kriegs-Ministerium die den von Sr. Majestät feierlich zugesagten constitutionellen Grundsätzen entsprechende Einrichtung vorgenommen, und die Aufhebung des Hofkriegsrathes in seiner frühern Gestalt möglich gemacht, so deutete auch schon das Ungarische Ministerium diesen Schritt der nothwendigen Umgestaltung der früheren Hofstelle in ein verantwortliches Ministerium dahin, als ob hiedurch die Activität der Kriegsverwaltung im Centrum der Monarchie beschränkt und namentlich der Einfluß über die Militär-Gränze aufgegeben worden wäre, ganz im Widerspiele dessen, was Se. Majestät am 10. April 1848 in Absicht auf die unveränderte Belassung der Militär-Gränze in ihrer Grundeinrichtung dem Ungarischen Ministerium zur Pflicht gemacht hatten.

Das Ungarische Ministerium erwirkte ferner die Befehle Sr. Majestät vom 10ten und 15. Juni 1848, daß die Verleihung der bei den Ungarischen Truppen erledigten Stabs-Offiziers- und Generals-Posten unter Contrasignatur des Ungarischen Kriegs-Ministers vor sich gehe, und daß Dislocationen der Ungarischen Truppen im Lande von demselben verfügt werden könnten, wodurch die Einheit des gesammten Heeres eben so wie die Verfügbarkeit desselben wesentlichen Abbruch erleidet und an militärischer Stärke verliert.

Leider haben sich ungünstigere Anzeichen der Spaltung in der Leitung der Heeresmacht darin gezeigt, daß das Ungarische Ministerium während der Dauer des letzten Kampfes mit Sardinien und anderen Italienischen Mächten von Zurückberufung der Ungarischen Truppen und von den Bedingungen sprach, unter welchen allein die Stellung von Recruten oder die Militär-Hilfsleistung Staat finden sollte. Wirklich vermindert sich von Tag zu Tag der Stand der Ungarischen Regimenter, und mit dem Jahre 1850, wo die zehnjährige Dienstzeit der im Jahre 1840 eingetretenen Soldaten zu Ende geht, wird die Auflösung oder die bedeutendeste Verminderung der Ungarischen Regimenter zu erwarten sein.

Noch bedenklicher für die Einheit und Brüderlichkeit der durch die pragmatische Sanction verbundenen Völker und Staaten sind die neueren Vorgänge des Ungarischen Ministeriums und des in Pesth versammelten gesetzgebenden Körpers. Das Ministerium erwirkte die Autorisation zur Aufstellung eines Heeres von 200,000 Mann, einer Macht die weit über das Maß der Landesvertheidigung oder eines Schutzmittels zur Niederdrückung einheimischer Aufstände und Empörung hinausreicht. Es trägt dieser Schritt des Ministeriums eine um so drohendere Farbe an sich, wenn damit zusammengehalten wird, was von demselben in dem gesetzgebenden Körper über die Linie der Politik gesagt worden ist, welche das Ungarische Ministerium dem Frankfurter Parlament und dem Wiener Ministerium gegenüber zu befolgen für gut erachte. Nicht minder bedrohlich und mit dauerhaften schädlichen, die Einheit der Monarchie zerstehenden Folgen begleitet, sind die jüngst gefaßten Reichstagsbeschlüsse zu Pesth über die Art der Bildung des neuen Ungarischen Heeres, eine Reihe gesetzlicher

Digitized by Google

Bestimmungen, wie in Betreff des Ungarischen Commando, des Fahneneids, ohne des dem Könige zukommenden Kaisertitels zu erwähnen, und führen eine Scheidewand zwischen den Kriegsvölkern auf, die bisher in wahrer edler Brüderlichkeit Glück und Unglück theilten, und es wird ohne irgend einen Anlaß, zu gegen die Stimmung des Heeres in daßelbe eine Spaltung gebracht und mit der glorreichen Vergangenheit von Jahrhunderten gebrochen!

Ohne Uebereinstimmung der Kriegseinrichtung und Kriegsgesetze und ohne die bisher festgehaltene Verschmelzung der verschiedenen Truppen-Abtheilungen, wobei die Eigenthümlichkeiten des Ungarischen Volksstammes gehörig beachtet wurden, kann nach solchen Beschlüssen und Bestrebungen von einer Oesterreichisch-Kaiserlichen, und mit ihr vereinten königlichen Ungarischen Armee nicht mehr die Rede sein, und doch liegt es nicht einmal in dem Ausdrucke des letzten Reichstagsgesetzes, daß der Ungarische Kriegs-Minister mehr als die Landes- (hon) Vertheidigung auf sich nehme, und in keiner gesetzlichen Stellung kömmt etwas von dem Verschwinden des Wirkungskreises des Wiener Hofkriegsrathes, an dessen Stelle nun der Wiener Kriegs-Minister getreten ist, vor.

Die Acte, welche von der Ungarischen Finanz-Verwaltung seit 11. April 1848, dem Zeitpuncte der Sanction der letzten Preßburger Reichstagsgesetze unternommen worden sind, bilden eine lange Reihe von Anlässen zu Beschwerden, Irrung und Conflikten zwischen dem Oesterreichischen und dem Ungarischen Ministerium. Einige derselben dürften hier eine Stelle finden:

1. Die in den Cassen Ungarns vorhandenen Geldvorräthe wurden ohne Rücksprache mit der Wiener Central-Verwaltung und ohne Beachtung der darauf haftenden Verbindlichkeiten gegen Private und der gegenseitigen Forderung des allgemeinen Staatsschatzes in Besitz genommen und als Eigenthum der Ungarischen Finanz-Verwaltung behandelt. Auch die sämmtlichen Activ-Rückstände der vorigen Verwaltung, deren Kosten von den gemeinschaftlichen Finanzen bestritten worden waren, werden letzteren vorenthalten.

2. Ein Betrag von 120,000 fl. war bei dem Pesther Salzamte zur Einlösung der Tabakblätter bestimmt, und da dieses Geld von dem Ungarischen Finanz-Minister an sich gezogen wurde, so war die Wiener Finanzverwaltung mit der Zahlung der vertragsmäßigen Tabakpreise in Verlegenheit gebracht. Bei dem Haupt-Zahlamte in Ofen ward eine zur Abfuhr des Monates März bestimmte Ueberschußsumme von 200,000 fl. für nach Ofen überschicktes Silbergeld den Zentral-Finanzen vorenthalten.

3. Die Vorschüsse, welche von den Central-Finanzen an einzelne Bergwerke geleistet worden waren, und wofür die Rückerstattung in Bergwerks-Producten oder Activforderungen geschehen sollten, wurden nicht berichtiget. Ferner wurden an Kupfergeld, das für die Staats-Central-Cassa geprägt und bezahlt war, bei 94,000 fl. eingezogen, und in Carlsburg wurden noch vor der Union Siebenbürgens, nämlich am 3. Juni 1848, 20,000 Ducaten, die nach Wien hätten gesendet werden sollen, zurückbehalten.

4. Der Verschleiß des Oesterreichischen Tabaks wurde untersagt, und die Temesvarer Tabakfabrik sollte, weil sie in Staatsregie betrieben wurde, aufgelöst werden. Vom 1. Juli 1848 an soll vom Zentner sporco des Oesterreichischen Tabakfabrikates bei der Einfuhr nach Ungarn 15 fl. Zoll, nähmlich ein so hoher Betrag entrichtet werden, daß die Einfuhr unmöglich wird.

5. Ohne alle Rücksprache mit der in Wien befindlichen Finanzverwaltung legte der Ungarische Finanz-Minister auf die in den Oesterreichischen Raffinerien aus Colonialzucker erzeugten Raffinate einen Eingangszoll von 4 fl. pr. Ztr. netto auf Syrup 1. fl. pr. Zt. sp.

6. Nicht minder wurde die Beschiffung der Ströme beirrt. Die Donau-Dampfschifffahrt erhielt kein Entgelt für die ihr abgenommenen Schiffe, sie verlor die Verbindung auf der unteren Donau, und auf der Drau wurden Privatschiffe wegen beanstandeter Ladung aufgehalten. Erst nach besonderem Einschreiten und längerer Verzögerung wurden die Bitten der Handeltreibenden berücksichtigt und dem Waarenzuge freier Lauf gelassen.

Noch bedenklicher waren die Maßregeln, welche den öffentlichen Credit, das Geld- und Bankwesen der Monarchie berühren.

Der Ungarische Finanz-Minister gibt den Privilegien der Oesterreichischen Nationalbank zuwider $12^1/_9$ Millionen eigenes Papiergeld aus. Für die Uebernahme eines Theils der gesammten Staatsschuld ist ungeachtet der am 7. April 1848 geschehenen Aufforderung nicht das Geringste unternommen worden, so wenig gegründete Einwendungen dagegen vorgebracht werden können.

Jüngsthin wurde eine neue Hemmung des gegenseitigen Verkehrs zwischen Ungarn und den Deutsch-Oesterreichischen Ländern durch das Verbot ausgesprochen, nicht mehr als 500 fl. Silbergeld nach den Oesterreichisch-Deutschen Ländern mit einem Mahle ausführen zu dürfen. Bei der Gleichheit der Münze, und der innigen Verbindung der Oesterreichischen National-Bank mit allen in Ungarn verbundenen Credits-Unternehmungen ist dieser Schritt voraussichtlich für Ungarn selbst nachtheiliger als für die Oester-

Digitized by Google

reichisch-Deutschen Länder, allein beklagenswerther ist die dadurch sich offenbarende Richtung des Ungarischen Finanz-Ministeriums, sich jedem Impulse des Augenblickes zu überlassen, und auf die freundnachbarlichen Beziehungen zu Oesterreich keinen Werth zu legen. Nicht unbemerkt kann endlich die Beschlagnahme der der öffentlichen Transport-Anstalt anvertrauten Gelder der Privaten wie der Fall des Diamantidi zeigte, gelassen werden, da solche Vorgänge sich von dem Vorwurfe der Eigenmacht oder Unordnung nicht loszählen, und nur auf das öffentliche Vertrauen und den Verkehr lähmend wirken können.

Das Ungarische Ministerium dürfte sich bei der Reihe dieser für die Gesammt-Monarchie nachtheiligen Acte schwer gegen den Vorwurf vertheidigen können, daß hierin ein eigenmächtiges, ja selbst gegen die verbundenen Staaten feindseliges Benehmen liege.

Als Mißtrauen erregend müssen endlich die Versuche erscheinen, welche von dem Ungarischen Ministerium ausgingen, ganz gegen die Verfügung des letzten Reichstags-Gesetzes aus dem Ministerium für die Beziehungen Ungarns zu den übrigen Oesterreichischen Ländern (Art. III. 13 miudazon viszoniok, mellyek a hazát az örökös tartományokkal közösen érdeklik) einen (Külügyminister) Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu machen, was insbesondere durch die Absendung zweier Individuen nach Frankfurt und durch die im Repräsentantenhause zu Buda-Pest abgegebenen ministerialen Erklärungen vorbereitet und zur Ausübung gebracht werden wollte.

Diese Schritte im Zusammenhalte mit denjenigen, die das Ungarische Ministerinm in den einzelnen Zweigen der innern Verwaltung vornahm, haben die Trennung Ungarns von den übrigen Oesterreichischen Staaten weit über diejenige Linie hinausgeführt, innerhalb welcher allein die pragmatische Sanction die beabsichtigten segensreichen Folgen hervorzubringen vermag.

Und doch ist diese allein der gemeinschaftliche von dem Ungarischen Ministerium selbst anerkannte Rechtsboden für die gegenseitigen Verhältnisse beider Staatstheile.

(Fortsetzung folgt.)

Erwiederung.

Es sind nun schon in mehren Nummern des Wochenblattes verschiedene Aufsätze die beiden Vorfälle in der gemeinschaftlichen Sitzung des Magistrats und Communität, wo der Herr Oberrichter einmal 2 und zum andernmale 1 als Juhörer erschienene Individuen abtreten gemacht, des langen und breiten besprochen, darüber viel gefalbadert und die kostbare Zeit des Lesens und der Raum der Zeitung bei den gegenwärtigen Weltereignissen mit solchen Wichtigthuereien in Beschlag genommen worden. Ueber diese Vorfälle selbst und die Art und Weise wie solche in der Zeitung besprochen worden, herrscht hier nur eine Stimme, des Unwillens, wie solche sich auch in der letzten gemeinschaftlichen Sitzung dem pathetischen und arroganten Auftreten jenes gefeierten **einzigen** Communitätsmitgliedes gegenüber einstimmig und bestimmt aussprach. In soferne jedoch das hiesige Wochenblatt auch einen weitern Lesekreis, als blos das hiesige Publikum hat, fühlen wir uns gedrungen, zur Wahrung der verunglimpften Ehre des hiesigen Magistrats, der Communität und des verehrten Hrn. Oberrichters diese Angelegenheit auch unsererseits etwas zu beleuchten.

Daß bei öffentlichen Berathungen die Juhörer abtreten gemacht werden, sobald Dinge zur Verhandlung vorliegen, welche die Versammlung vorberathen will oder zur Oeffentlichkeit nicht für geeignet hält, ereignet sich, wie wir wissen, in Nordamerika, England, Frankreich u. s. w., und um das nur zu nächst vor Augen liegende Beispiel zu erwähnen, beinahe täglich auf dem Reichstag in Ungarn. Bei und hat sich aber noch mehr ereignet, wir sind in dieser Hinsicht allen jenen konstitutionellen Staaten offenbar voraus geeilt.

Es gefiel nämlich einem jungen Menschen F. B., welcher eben vor einigen Wochen seinen Cicero auf dem hiesigen Gymnasium absolvirt hat, nicht nur, als er abtreten geheißen wurde, zu widersprechen, sondern selbst in Nr. 78 des Satelliten dem Magistrat und der Communität, in deren Mitte es freilich viele Männer gibt, die schon damals, als unser Held das Licht der Welt noch nicht erblickt hatte, für unser Volk und unsere Vaterstadt in treuer Pflichterfüllung sich bewährten, öffentlich scharf den Text zu lesen, und so die schönsten Proben praktisch darüber abzulegen, daß er den Cicero nicht nur seinem Style sondern auch seiner tiefen Staatsweisheit nach vollkommen begriffen habe. O Vaterstadt! freue dich des Jünglings, der, wie er selbst in Nr. 75 des Satelliten berichtet, vor Kurzem noch bescheiden im Vorzimmer des Sitzungssaales stand, seit er aber die Nase zur geschlossenen Thüre des Sitzungssaales hineinstreckte, seine Nase mit der Weisheit immer inniger in Berührung gebracht und die Bescheidenheit im Vorzimmer vergessen zu haben scheint.

Was nun jenen vorgedachten **Einzigen** anbetrifft, welcher den genannten Jüngling als er offenbar in herausfordernder Absicht in der gemeinschaftlichen Sitzung am 18.

Digitized by Google

d. M. der einzige Zuhörer, sich wieder eingefunden hatte, unter seinen Schützenden Fittig nahm, so wird sich das Verfahren dieses Communitätsmitgliedes am besten herausstellen, wenn wir die eigenen Worte anführen, womit F. B. in seiner Beleuchtung das Verhalten jenes Communitätsmitgliedes schildert. Er sagt: Herr M., der um Alles, was öffentliche Wohlfahrt anbetrifft, so wohlverdiente Mann, brachte diesen Vorfall zur Sprache und beschuldigte den Herrn Oberrichter, den löbl. Magistrat und die löbl. Communität der Inconsequenz, welche sie sich hätten zu Schulden kommen lassen, indem wie sie selbst wohl wissen würden mehren gemischten Sitzungen Zuhörer beigewohnt hätten, umsomehr wäre ihr Betragen tadelnswerth gewesen u. s. w. Dieser Schilderung können wir nun zwar die Anerkennung der historischen Treue nicht versagen, müssen aber ebenso unumwunden bekennen, daß wir, und wir hoffen noch sehr viele mit uns das Benehmen des Herrn M. nicht in jenem vortheilhaften Lichte sehen können, in welchen sie das dankbare Gemüth seines Schützlings in bengalischem Feuer darstellt. Wir glauben vielmehr, daß die Art und Weise, in welcher bei öffentlichen Verhandlungen ein Gegenstand zur Sprache gebracht wird, von eben solcher Bedeutung ist, wie die Sache selbst, daß der Einzelne wohl Anträge und Anfragen stellen, nicht aber berufen sein kann, in anmaßendem Tone sich zum Richter über eine ganze Versammlung aufzuwerfen, daß endlich sowohl das Benehmen des Hrn. M. in jener Sitzung, welche allgemeine Entrüstung hervorrief, als auch der von ihm herrührende beleidigende Artikel in Nr. 74 nicht geeignet sind, Sympathien für ihn zu wecken, vielmehr diese letzten Vorfälle mit zu jener Reihe von Uebereilungen gerechnet werden mußte, welche Herr M. sich in seinem öffentlichen Wirken schon so oft zu Schulden kommen ließ und welche für diesmal nur aus Schonung hier nicht einzeln aufgeführt werden; Uebereilungen, welche bei aller Anerkennung seines Gemeinsinnes ihn und sein öffentliches Handeln nicht unverdient in Mißkredit gebracht haben. Möge Hr. M. bedenken, daß wer sich selbst auf eine so schwindelhafte Höhe stellt, oder von seiner Kotterie gestellt wird, auch einen guten Kopf haben muß, um sich auf der Höhe behaupten zu können.

Und nun genug, ja schon mehr als genug. So viel werden die verehrten auswärtigen Leser des Wochenblattes schon entnommen haben, daß hier bei uns das Princip der Oeffentlichkeit selbst keineswegs gefährdet ist, daß wir noch immer Oeffentlichkeit haben und uns nicht nur kein Rückschritt droht, sondern wir vielmehr auf dem besten Wege sind, auch noch über die Oeffentlichkeit hinaus davon zu rennen; das wollen wenigstens unsere Ultra's; nun Glück auf den Weg. F. v. G.

Mannigfaltiges.

Ein russischer Censor. Ein neulich in Leipzig erschienenes Werk erzählt folgende russische Censurgeschichte: In Riga war zu Paul's Zeit der Censor Tumanski seines kritischen Geistes wegen eine wahre Famosität. Schiller's Gedichten verwehrte er den Eingang. Er kritisirte das Lied der Freude; der Rarität wegen ist es auf der Stadtbibliothek aufbewahrt.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium — Abgötterei.
Wir betreten freudetrunken — trunken! also besoffen!
Bettler werden Fürstenbrüder — Nach Sibirien mit dem Dichter!
Diesen Kuß der ganzen Welt! — welche Unsittlichkeit!
Und wer's nie gekonnt, der stehle — Kann man die Unmoralität weiter treiben? — stehlen!
Freude trinken alle Wesen — Nichts wie Saufen!
An den Brüsten der Natur! — Die Unverschämtheit wird immer ärger! An Brüsten trinken!
Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein! — Eine Lüge! Die Götter haben gestehlen, verführt, gezankt, gelogen.
Gram und Unmuth soll sich melden — das fehlt noch!
Man hat ohnehin genug zu thun!
Unser Schuldbuch sei vernichtet! — Ah Rosboinik (Bandit)! Schulden hast du, willst nicht bezahlen!
Auch die Todten sollen leben — Offenbarer Frevel, gegen Christus zu prahlen, dasselbe zu können, wie er.
Allen Sündern sei vergeben — Den Teufel auch! Das würde eine schöne Wirthschaft werden!

* * *

Der Philister ist nicht von der Stelle zu bringen; er ist ein Thier, welches sich ewig auf der nämlichen Stelle im Kreise dreht und welches, glaubt man es wirklich einmal nach einem Ziele vorwärts in Schuß gebracht zu haben, sich doch immer wieder umdreht und in den Schwanz beißt. Bei Solchen gilt kein Besserwerden; sie ändern sich nur insofern, als sie seiner Zeit der Strom immer gewaltsam mit fortreißt.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 41. **Montag, den 9. Oktober** **1848.**

Bürgerpflichten.

(Aus der Nationalzeitung der Deutschen).

Mögen die Bürger Deutschlands erkennen, daß nur Einigkeit, Ordnung und strenge Festhaltung des Gesetzes uns jetzt noch vor dem Abgrunde des allgemeinen Umsturzes und Bürgerkrieges retten und zu einem gewünschten Ziele führen können, daß wir die Freiheit nur wahren können durch die Einheit, die Einheit aber nur fest wird durch eine Freiheit, welche auf Gerechtigkeit und Mäßigung sich stützt.

(Flugblätter aus der deutschen Nationalversammlung.

Sonst hörte man oft das Wort: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" gleichsam wie eine Bann- und Zauberformel gegen jede freiere Bewegung aussprechen. Jetzt möchte ich vielmehr den Satz aufstellen: Ruhe ist die erste Grundbedingung des bürgerlichen Lebens. Und um diese zu erhalten und zu bewahren, ist die Pflicht des Bürgers: Wachsamkeit, sowohl nach oben als nach unten, daß die jedesmaligen Machthaber ihre Gewalt nicht mißbrauchen, und wenn dieß dennoch geschieht: Tapferkeit, Entschlossenheit und Festigkeit, um mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Ordnung wieder herzustellen.

Ich sage: Wachsamkeit sowohl nach oben als nach unten, und habe dieß zu erklären. Nach oben: gegen die Fürsten, wenn sie den Vertrag (die Constitution) brechen, willkührlich herrschen, ungerechte Gesetze geben, ihr Volk bedrücken; gegen die Beamten, wenn sie das Recht beugen, wenn sie ihre Untergebenen hart behandeln, ihre Amtspflichten vernachlässigen; gegen die Aristokraten überhaupt, wenn sie übermüthig ihre Vorzüge mißbrauchen wollen. Nach unten: gegen die Vagabunden, gegen die Tagediebe, die heute hier und morgen dort sind und deßhalb keine Heimath haben, weil sie in keiner geordneten Gesellschaft gut thun, — gegen die ehrlosen Subjecte, gegen die Heuchler, die für das Wohl der Arbeiter schwatzen, aber selbst weder arbeiten, noch die geringste Entbehrung ertragen mögen, sondern sich auf Kosten der Gesammtheit wohl sein lassen, — gegen die herrschbegierigen Fanatiker und die eitlen Thoren, welche nur deßhalb die bestehende Ordnung stürzen wollen, um alsdann selbst an der Spitze zu stehen, die nur darum ihre Anhänger fort und fort anreizen und aufhetzen, um sich selbst wichtig und so viel als möglich unentbehrlich zu machen.

Diese Alle sind Feinde der bürgerlichen Ruhe und als solche Feinde des Bürgers. Aber welche Mittel hat der Bürger, um gegen diese Feinde zu kämpfen?

Gegen Uebergriffe von oben schützt uns die Volksvertretung. Ueberdieß muß wohl das Volk (ich meine nicht den tobenden Haufen, sondern die Gesammtheit der Staatsbürger) an dem guten Willen seiner Fürsten nicht gezweifelt haben, da in den drangvollen Stürmen der wildbewegten jüngsten Vergangenheit die Person des Regenten nirgends bedroht worden ist. — Jedoch dieser gute Wille war auch vorher da und hatte nicht genügt, um das Volk vor großen Bedrückungen, den Staat vor großem Schaden zu bewahren. Darum ist die neu eingerichtete Volksvertretung überall als die Hauptstütze unserer politischen Freiheit begrüßt worden.

Und ihren wahren Werth erlangt diese Volksvertretung durch die Selbstthätigkeit des Volks, eben so wie diese Selbstthätigkeit auch gegen die feindlichen Bestrebungen Derjenigen wirksam sein muß, die unter dem heiligen Namen der Freiheit uns die allerschimpflichste Knechtschaft bereiten wollen. Wir dürfen nicht schlafen. Und so nenne ich zuerst die Mittel der geistigen Gewalt.

Die freie Presse mag uns dienen, jedem offenen oder versteckten Angriff auf unsere Rechte entgegenzutreten, freveltafte Thaten, gefährliche Plane an's Licht zu ziehen,

Digitized by Google

irrige Meinungen und Ansichten zu widerlegen, gute Gesinnungen zu befestigen, zweckmäßige, gemeinnützige Unternehmungen zu befördern.

Aber nicht Alle haben Zeit und Muße, die Producte der freien Presse zu benutzen, nicht Alle können Zeitungen und Bücher lesen und Viele von Denen, welche lesen, — verstehen doch nicht immer das Gelesene.

Also muß noch ein zweites Mittel hinzutreten, mündliche Vorträge, vertrauliche Besprechung, wobei die mehr Begabten die Schätze ihres Wissens ohne Anmaßung ihren Brüdern mittheilen, wobei Mißverständnisse, Zweifel oder Bedenklichkeiten sofort aufgeklärt und beseitigt werden können. Hierdurch lernen auch die Wissenden und den minder Geübten ist damit eine vortreffliche Uebung dargeboten. — Der schlichte Verstand des sogenannten Ungebildeten erkennt oft viel schärfer das Richtige, als die Bücherweisheit des bloßen Stubengelehrten. Es fehlt oft nur an der Fähigkeit, das richtig Erkannte auch sofort in das rechte Wort zu kleiden und mit treffendem Ausdruck zu versehen. Der gemeine Mann sagt dann wohl: „ich weiß es schon, aber ich kann's nicht von mir geben."

Nun gerade dieses von sich geben wird kommen, wenn die Einen mit den Andern Geduld haben, wenn gegenseitiges Vertrauen stattfindet, der Starke dem Schwachen brüderlich die Hand bietet und Alle vereint an ihrer Ausbildung arbeiten. — Je mehr auf solche Weise die wahre Aufklärung befördert wird, desto besser werden auch die Geringsten im Volke im Stande sein, selbst zu urtheilen, und werden sich dann nicht mehr so leicht von betrügerischen Schwätzern zu falschen Schritten verleiten lassen. Das Volk wird sich dann nicht mehr blenden lassen durch den äußerlichen Glanz der fürstlichen Macht und Hoheit, die gerade zu nichts werth sind, wenn ihnen die innere Kraft der Wahrheit, wenn ihnen der ernste, feste Wille fehlt, das Wohl des Landes und Volkes zu befördern und zu erhalten. Noch wird es sich blenden lassen durch den Schein von Gelehrsamkeit, den sich manche halbgebildete Volksredner durch häufigen Gebrauch von undeutschen Worten und Redensarten geben möchten, oder durch die Versicherung solcher Herren von ihrer innigen Zuneigung zu dem Volke, dessen heiligste Gefühle sie nur zur Förderung ihrer eigenen selbstsüchtigen Zwecke ausbeuten.

Ein verwandtes Mittel ist das der bürgerlichen Vereinigung (oder mit einem fremden Worte: — Association —). Drohen Gefahren, so mag sich der Bürger mit dem Bürger verbinden, die Sache berathen und Abgeordnete zur Ausführung ernennen. Es werden Vorstellungen entworfen und überreicht, oder bekannt gemacht und überhaupt Alles versucht, was nur innerhalb der gesetzlichen Schranken liegt und mit dem Geiste der Ordnung bestehen kann, um die Gefahr abzuwenden.

Ohne Ordnung gibt es keine Freiheit. Durch Lärm und Geschrei ist noch nie etwas Neues geschaffen worden. Die Mauern von Jericho stürzten nach sieben Tagen ein, als die Israeliten unter Posaunenschall und mit Feldgeschrei gegen sie anrückten. Aber zum Wiederaufbau von Jerusalem brauchte man viele Jahre.

Solch gemeinsames Auftreten hat schon oft heilsam gewirkt. Der deutlich ausgesprochene entschiedene Wille einer ganzen Gemeinde kann von dem Oberhaupte nicht unbeachtet bleiben. Und geht die Störung der bürgerlichen Ruhe, die Gefahr für das allgemeine Wohl — von einer Partei im Volke selbst aus, — bedrohen Räuber unser Eigenthum, — so wird ebenfalls das entschiedene Auftreten und feste Zusammenhalten der gut gesinnten Mehrheit die Feinde oft vor dem wirklichen Angriffe zurückschrecken.

Sind aber endlich alle diese Mittel vergeblich angewandt, so darf der Bürger doch den Kampf nicht scheuen. Es handelt sich dabei nicht um Paraden, oder großartige Manövers. Nein, es gilt der Selbstvertheidigung. Und da muß der Schwache helfen. Ueberhaupt bestehe unsere größte Stärke in der Einigkeit, im festen männlichen Zusammenhalten und gemeinschaftlichen Wirken. — Wenn nun die Ueberzeugung uns beseelt, für eine gerechte Sache zu streiten, dann wird uns auch der heilige Muth nicht fehlen, der fast immer den Sieg verschafft *). Sei es dann gegen innere oder äußere Feinde, gegen Gewaltthätigkeit, von woher immer sie komme, der seines Wollens sich bewußte, in sich einige und geschlossene Bürgerstand wird stets das tüchtigste Bollwerk der wahren Freiheit sein. Die neuesten Vorgänge haben es wiederholt bewiesen, daß weder Königs- noch Rebellenmacht gegen den einigen und entschlossenen Willen der Ordnungsfreunde etwas ausrichten kann.

Und dazu braucht es keiner neuen Institute. Das urdeutsche Recht der Wehrhaftigkeit ist uns wiedergegeben. Scharnhorst's großartige Entwürfe der allgemeinen Volksbewaffnung werden nun vollständig ausgeführt werden, und die Gemeinden sind durch den Drang der Zeit zu neuem Leben erwacht; die Einzelnen haben sich wieder fester

*) „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."

Schiller in W. Tell.

Digitized by Google

aneinander geschlossen und fühlen sich als mitwirkende Glieder Eines Ganzen.

Laßt uns denn mit Hoffnung und Vertrauen in die Zukunft sehen! Unser Erkennungswort sei das Stauffacher's: „Freunde des Landes!“

Betreff der von St. L. Roth, Pfarrer in Meschen, beabsichtigten Schul- und Kirchenzeitung.

Es kann keinem Zweifel unterzogen werden, daß, nachdem im Laufe der Zeit die bisherigen Stützen unsers nationalen Bestandes theils früher schon erschüttert, theils in jüngster Zeit entweder schon gänzlich umgestürzt sind oder noch gebrochen werden wollen, Kirche und Schule als die einzigen Säulen unsers Volksthums, unsers Deutschthümlichen Bestehens und Entwickelns dastehn. Je fester aber diese Wahrheit steht, um so mehr wird auch für jeden Urtheilsfähigen, für jeden warmen Freund seines Volkes, für jeden Verehrer eines unverfälschten Deutschthums in der Mitte desselben die Nothwendigkeit sich herausstellen, daß dieses nunmehr noch allein übriggebliebene Bollwerk unsers Volksthums nicht nur bei seiner bisherigen Verfassung erhalten, sondern fort und fort gebessert, und in erfreulichen Zustand gesetzt werden müsse. Willkommen muß daher auch Jedem, der für ein deutschthümliches Bestehen und Entwickeln seines Volkes warm fühlt Alles das sein, was diese beiden Institute in ihrem festen Bestande und ihrer gedeihlichen Entwickelung fördern kann, weil dieselben ja dadurch immer mehr geeignet werden, ihre hohe Bestimmung immer besser zu erhalten. Wenn nun aber zu den vorzüglichsten Förderungsmitteln beider Institute mit Recht die Eröffnung eines Sprechsaales, in welchem die Interessen derselben allseitig erwogen und besprochen werden können, gerechnet wird; wenn demzufolge nicht nur ganze Länder sondern sogar einzelne Provinzen ihre Kirchen- und Schulzeitungen haben, wenn es bisher als ein großer Uebelstand empfunden wurde, daß wir Sachsen bis noch eines solchen Organes zur Besprechung unserer Kirchen- und Schulangelegenheiten ermangelten: so können wir nicht anders als hocherfreut sein, daß uns jetzt die Befriedigung dieses gerade in unserer Zeit und Lage so hochwichtigen Bedürfnisses geboten wird. Säumen wir nur nicht, durch Wort und That das Entstehen und Bestehen dieses Unternehmens zu fördern! An Euch, denen die immer gedeihlichere Entwickelung und Erhaltung dieser hochwichtigen Institute am Herzen liegt, die Ihr durch Förderung derselben für den deutschthümlichen Bestand Eures Volkes noch eine Zukunft wünscht und hofft, an Euch, Sachsenbrüder allzumal, ergehet darum die dringendste Bitte, die nachdrücklichste Aufforderung, schließt Euch dem wackern Begründer dieses so höchst wichtigen und so höchst nützlichen Unternehmens desselben durch Rath und That an; verwendet all Euren Einfluß, um so Viele als möglich für dasselbe zu gewinnen, und suchet durch Darstellungen der Heilsamkeit und Nothwendigkeit desselben ihm in allen Kreisen Eures Volkes Freunde und Gönner zu verschaffen. Ihr, Mitglieder des Lehrer und geistlichen Standes, seid vor Allen berufen und verpflichtet. Dieses zu thun, Denn es handelt sich hiebei um Förderung der gedeihlichen Entwickelung der Interessen, denen Ihr Eure Zeit und Kraft widmet, die Euch besonders am Herzen liegen müssen, deren Emporbringung Ihr besonders wünschen müsset. Könntet Ihr da kalt bleiben und Euch lässig zeigen, ich weiß nicht, ob Ihr wie dem Vorwurfe der Gleichgiltigkeit gegen den deutschthümlichen Bestand Eures Volkes, so des Miethlingssinnes und Lohndienstes und Pharisäerthumes entgehen könntet. Nein, Alle wollen wir, Jeder nach seinen Kräften und seiner Stellung dieses zeitgemäße Unternehmen durch Wort und That zu fördern suchen; fahren lassen wir alle übergroße Bedenklichkeit, die uns davon abhalten könnte, und rasch zur Hand sein mit Rath und That, um bald durch den Anblick der segensreichen Folgen; die sich durch das Insslebentreten dieses Unternehmens für die gedeihliche Entwickelung und Erhaltung von Kirche und Schule und damit für den deutschthümlichen Bestand unsers Volkes ergeben werden, belohnt, und bei den mancherlei unerfreulichen Erfahrungen, die wir in der nächsten Zukunft in Bezug auf unser nationales Leben machen dürfen, getröstet, gestärkt und aufgeheitert zu werden. Alle lasset uns auf diese Weise an unserm Theile thun, was wir thun können, damit wir auf unsere Nachkommen noch das Deutschthum vererben, damit nicht auch sie einst uns, wenn sie dieses hohen Gutes verlustig geworden sind, eben so der Fahrlässigkeit in Bezug auf Wahrung desselben anklagen mögen, wie wir unsern Vorfahren in mancher Hinsicht die Schuld beimessen können, daß unser Zustand jetzt so unerfreulich, unsere Zukunft so bedenklich sich gestaltet.

Einer im Namen vieler Burzenländer.

)(

Digitized by Google

Die Geſchichte und die Konſervativen.

Dieſe beiden Wörter bezeichneten Gegenſätze, Begriffe, die einander vollkommen widerſprechen. Die Geſchichte iſt fortbildend; was dagegen dem Einfluſſe des Konſervatismus verfällt, das wird nicht fortgebildet, das wird zur Mumie. Die Geſchichte, wie die Natur, iſt organiſch, lebendig, ſie iſt beſtändig ſchaffend; was ſeine Beſtimmung erfüllt hat, das läßt ſie fallen, um aus den Trümmern Neues zu entwickeln; da fallen alte Blätter und es knospen neue, alte Zweige ſterben ab und dafür ſproſſen neue. In der Geſchichte findet ſonach, wie im natürlichen organiſchen Körper, eine ſtete ununterbrochene Erneuerung und Verjüngung ſtatt, die Konſervativen oder Reaktionären (denn das läuft auf Eins hinaus) glauben aber an etwas organiſch Lebendiges gar nicht; ſie können ſich nicht denken, daß etwas *geſchaffen* wird, daß überhaupt ein *Werden* ſtattfindet; ſie glauben nur an ein *Machen* und die Welt dünkt ihnen, wenn's hoch kommt, ein Räderwerk, wie's ein leiblicher Mechaniker machen kann; wie's nun juſt im Augenblicke daſteht, ſo halten ſie's für fertig, ſo ſoll's bleiben, ſie glauben nicht an eine lebendige Fortbildung, ſie erblicken in allen Erſcheinungen nur Mumien und möchten alles zu Mumien machen. Es graut ihnen vor Veränderung und Erneuerung, ſie wollen um jeden Preis *erhalten*, nicht ein Lebendiges, ſondern eine Form, und daher begnügen ſie ſich, wie geſagt, mit dem Einbalſamiren ihrer Gegenſtände, die ſie vor Fäulniß zu bewahren meinen, indem ſie ſie in Spiritus ſetzen; auf ſolche Weiſe aber findet freilich die Erhaltung auf Koſten des *Lebens* ſtatt; — allein was liegt den Konſervativen am Leben?

Es iſt gar keine ſeltſame Politik, welche die Konſervativen befolgen. So oft eine neue Revolution droht, möchten ſie, wenn ſie nur thatkräftig wären, gern Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, um das Neue fern zu halten oder nieder zu dämpfen. Und doch ſind (wider Willen) die Konſervativen ganz allein ſchuld an den Revolutionen. Ließe man Alles nach und nach, aber ungeſtört und ungehemmt entwickeln, ſo könnte ſich nie der Stoff zu Revolutionen ſammeln; dieſer Stoff wäre dann, gleichſam verdünnt und darum unbemerkbar, auf alle Zeit vertheilt. Nun rücken aber die Konſervativen überall ihren Damm vor die Fluth der Entwickelung: dieſe Fluth muß ſich deßhalb anſammeln und von Zeit zu Zeit den Durchbruch gewaltſam erzwingen. Das iſt dann eine Revolution und deren Wirkungen ſind Errungenſchaften. Stehen die letzteren einmal leibhaft da, ſo müſſen auch die Konſervativen ſie anerkennen; dies geſchieht ungern; ſie ſehen den Errungenſchaften zögernd und mißtrauiſch entgegen, aber müſſen ſie dieſelben einmal als thatſächlich Vorhandenes anerkennen, ſo laſſen ſie ſie überhaupt gelten, bemächtigen ſich ihrer ſogar, um ſie, verſteht ſich, — einzubalſamiren! So iſt's immer geweſen; die Konſervativen bekämpfen den Fortſchritt, das Neue, ſobald ſich's vom Weiten zeigt, mit aller Macht; hat es Daſein aber einmal erzwungen, dann ſtellen ſie (die Konſervativen) ſich ſelbſt auf den Boden der Errungenſchaften und ſind unverſchämt genug, die kaum noch hitzig Bekämpften als alte Freunde und Bekannte zu begrüßen. Freilich kommt denn auch gleich der alte Irrthum, die Errungenſchaften nicht für etwas organiſch Lebendiges, was ſich fortbilden muß, ſondern für etwas mechaniſch Gemachtes zu halten, was man flugs in der Vorrathskammer oder im Spiritus aufbewahren muß. Sie rufen dann ſtets aus, wir haben was Neues errungen, aber nun laßt's auch gut und genug damit ſein! nun nicht mehr weiter! — So haben es die Konſervativen von jeher gehalten, ſo haben ſie's jüngſt mit der Preßfreiheit, dem Verſammlungsrecht, konſtitutioneller Regierungsform u. ſ. f. gemacht. Am Tage, vor welchen dieſe Dinge errungen waren, wurden dieſelben von den Konſervativen mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert und bekämpft; am Tage, nach dem ſie errungen waren, wurden ſie von den Konſervativen höchlich geprieſen als theure Güter, jedoch mit dem Zuſatz: Nun laßt's auch hübſch bewenden. Sie, die Konſervativen, werden widerwillen von Stufe zu Stufe mit vorwärtsgeſchoben, ſind ſtets ſo naiv zu glauben, ſie hätten ſelbſt die neue Stufe erſtiegen und dienen ſtets als Hemmſchuh gegen das Erſteigen einer fernen neuen.

Uebrigens iſt den Konſervativen jeder Herr recht, wenn's nur eben ein Herr iſt, denn der Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſind ſie nicht fähig. Sie huldigen jedesmal und überall dem, der die Macht hat, ganz gleichviel wer's iſt. Nach dem Rechte fragen ſie nicht; ſie ſehen eben das Recht nur da, wo die Macht iſt. Sie wollen nur das Träge, das Stehende, keinen Strom, ſondern einen Sumpf, ſie haſſen den freien Flügelſchlag und ſehen gern der gefeſſelten Arm.

Die Erſcheinungen der Geſchichte betrachten ſie durch eine ſeltſame Brille, die ihnen Alles verkehrt vor's Auge führt und ſie gegen das Wahre blind macht. Konſervative und Reaktionäre ſind ſtets verblendet. Sie ſehen einen Sieg da, wo ſie nur eine Niederlage erlitten, wo das Princip der Freiheit ſiegte. Sie ſind in ihrer Verblendung fähig, himmelweit verſchiedene Dinge mit einander

Digitized by Google

zu verwechseln. Die Freiheit ist die Lebensluft der Völker, und daher können die Völker auf die Dauer die Freiheit nicht entbehren, wenn sie nicht untergehen sollen. Aber das begreifen die Konservativen und Reaktionäre bei ihrer Mumienliebhaberei nicht.

Hermannstadt widerruft die Union und stellt sich unter das Ministerium der österreichischen Gesammtmonarchie.

Die Stuhlsversammlung von Hermannstadt, deren gleich ehrenhaften als muthigen Beschluß vom 29. Sept. wir im Sieb. Boten Nro 103 mitgetheilt haben, hat ihre entschiedene und feste Erklärung in einer Denkschrift niedergelegt und selbe dem Magistrat mit der Bitte unterbreitet, sie unverzüglich zur Kenntniß Sr. Majestät des Kaisers, des österreichischen Ministeriums, des constituirenden österr. Reichstages, des hohen siebenbürgischen Generalcommandos und des hohen siebenbürgischen Landesgouverniums, wie auch der übrigen sächsischen Bruderkreise gelangen zu lassen. Wir beeilen uns, dies Aktenstück — für die Nachwelt eine der denkwürdigsten Urkunden in der Geschichte der Sachsen — seinem vollen Inhalte nach, Wort für Wort, zur öffentlichen Kunde zu bringen.

Löblicher Magistrat!

Bereits unter dem 6. d. M. als dieser Stuhlscommunität der Ministerialerlaß betreffend die Aushebung der für eine ungrische Armee geforderten Mannschaft sammt dem hierauf bezüglichen ungrischen Landtagsgesetze bekannt gegeben wurde, äußerte dieselbe ihre Niedergeschlagenheit über die in Folge der unheilvollen Union auch in unserm Vaterland sich theils vorbereitenden, theils aber schon wirklich eingetretenen traurigen Ereignisse und erklärte freimüthig, daß es so nicht mehr lange bleiben könne. Was schon damals vorauszusehen war, ist nun wirklich eingetroffen. Der ungrische Reichstag wie auch das ungrische Ministerium, sich mit den ihm zu Theil gewordenen Errungenschaften nicht bescheidend, hat verwegen eine Bahn betreten, welche dieselben nicht nur von den Herzen der Völker, welche sie für sich gewinnen wollten, sondern auch aus dem Verbande der zur österreichischen Monarchie gehörigen Länder, so wie von der dieselben regierenden Dynastie Habsburg-Lotharingen immer mehr entfernt und dem Lande Ungarn eine, der Gesammtmonarchie feindselige, Richtung gibt. Zwar gibt man vor, noch alles im Namen des Königs Ferdinand V. zu thun, doch hat man den König von Ungarn in eine so feindselige Stellung mit dem, ihm identischen Kaiser von Oesterreich Ferdinand I. zu bringen gewußt, daß eine Vereinigung dieser beiden Kronen auf einem und demselben Haupte bei den dermaligen Conjuncturen nicht mehr möglich ist. Kurz Ungarn hat sich, was man auch immer dagegen einwenden wolle, nicht nur von der Gesammtmonarchie schon faktisch losgerissen, sondern auch eine Richtung eingeschlagen, welche zwischen Ungarn und Oestreich unvermeidlich einen Krieg herbeiführen muß; — die pragmatische Sanction wird von Ungarn nicht mehr anerkannt, der Beherrscher Oestreichs aus dem Hause Habsburg-Lotharingen ist nicht mehr als der legitime, seine Herrschergewalt auch auf seine Nachkommen vererbende Regent von Ungarn anzusehen. Und in Ungarn selbst wie beschränkt, ja wie bis zum bloßen Titel herabgewürdigt, die königliche Macht ein bloßes Aushängschild, hinter welchem eine, dem Königthum abholde Faktion ihre ehrgeizigen, auf den Glanz und die Macht eines einzigen Stammes berechneten und demnach mit dem Heil und Wohl der übrigen zur Krone Ungarns gehörigen Länder und Völkerschaften unverträglichen Pläne zu verwirklichen sich bestrebt. Vor dem nivellirenden Schwerte des rücksichtslosen Magyarismus schützt nicht menschliches, nicht göttliches Recht. Was die Natur jedem ihrer Geschöpfe gegeben hat, jeden Gebrauch der eigenen Stimme, dieses Recht will der Magyarismus nicht nur einzelnen Vernunftgeschöpfen, sondern sogar ganzen Völkerschaften nicht einräumen. Nichts Nichtmagyarisches, weder in Sprache noch in Verfassung, Sitte und Kleidung darf hinfort bestehen, sondern alles muß in dem Schlund des unduldsamen Magyarismus untergehen. Und zur Ausübung dieser furchtbaren Tyrannei hält sich der ungrische Landtag so wie das ungrische Ministerium vollberechtigt, ohne sich um die gesetzlich nöthige königliche Sanction solcher tyrannischen Beschlüsse weiter zu bekümmern. Und nachdem sich gegen solche willkürliche, jedem freien Volke bis in den Tod verhaßte Maßregel ein allgemeiner Schrei der Entrüstung kund gegeben, und zur Abwendung solcher Schmach ein tapferer slavischer Stamm, welcher für den Ruhm und die Ehre Oestreichs auf den Schlachtfeldern schon oft sein Blut vergossen, die Waffen ergriffen hat, so wird uns noch auf das schnödeste unter Androhung von schweren Strafen zugemuthet, zur Bekämpfung dieses heldenmüthigen Volkes nicht nur unser Hab und Gut, sondern unsere ganze kampffähige Jugend, die Hoffnung unserer Nation, zu opfern. Und dieses alles angeblich zum Schutze des Königs gegen die Angriffe wilder Räuber — fürwahr eine Ironie für den gesunden Menschenverstand, wie sie nicht schneidender

Digitized by Google

sein kann, und wozu das überall proklamirte Standrecht als ein würdiges Bollwerk der dem Volke verkündigten neuen Freiheit einen schauderhaften Beleg liefert. — Wenn nun diese Stuhlscommunität die Thatsachen, welche sich seit der Proklamirung der Union Siebenbürgens mit Ungarn zugetragen haben, einer genauen Aufmerksamkeit würdigt und in ernste Erwägung zieht, daß der gegenwärtig in Pesth versammelte ungrische Landtag die pragmatische Sanction nicht mehr für rechtsverbindlich ansieht, daß das ungrische Ministerium gleich einer souverainen Macht Gesandte an auswärtige Mächte schickt und von diesen hinwieder Gesandte in Pesth anzunehmen sich anschickt; daß daselbe im Falle eines Bruchs zwischen Oestreich und Deutschland letzterm Hilfe gegen Oestreich zugesagt, daß der Landtag den Aufstand in Italien gegen Oestreich nicht nur für einen völkerrechtlichen Kampf erklärt, sondern auch die Zurückberufung der aus den Söhnen der verschiedenen in Ungarn wohnenden Völkerstämme bestehenden ungrischen Regimenter aus Italien beschlossen; daß man, um dies Militär zum meineidigen Abfall von seinen Fahnen zu bewegen, die schändlichsten Mittel angewendet; daß man die Errichtung eines ungrischen Nationalheeres beschlossen, um einen brudermörderischen Kampf gegen die heldenmüthigen Kroaten zu führen; daß es ferner auf die politische Vernichtung aller nichtmagyarischen Völker in Ungarn und Siebenbürgen abgesehen sei, und daß man alle diese Beschlüsse ohne die königliche Bestätigung abzuwarten oder auch nur für nöthig zu erachten, in Ausführung zu bringen gesucht hat, — so kann diese Stuhlscommunität nicht im Mindesten mit sich im Zweifel sein, wie sie das Abtreten ihrer Deputirten von ungrischen Landtage zu beurtheilen habe und dieselbe hält sich für verpflichtet, öffentlich zu erklären: daß sie diesen ganz in ihrem Sinne gethanen Schritt ihrer Deputirten nicht nur billige, sondern auch nach Verdienst belobe und ihnen für ihre muthige, im Interesse der Nation und der Gesammtmonarchie beschlossene Handlungsweise danke, ja daß sie es sehr bedaure, daß nicht sämmtliche sächsische deputirte in gleichem Sinne gehandelt haben, wodurch die Schmach vom 30. Mai d. J. wieder hätte abgewaschen werden können. — Indem nun aber diese Stuhlscommunität in ernster Würdigung aller Umstände das Benehmen der abgetretenen Deputirten gut heißt und im Hinblicke auf die bereits bis zu dem Stadium der Rebellion gegen den Kaiser und die österreichische Monarchie gediehenen Wirren in Ungarn den ungrischen Landtag durch keine Deputirten ferner zu beschicken hiemit feierlich erklärt, kann dieselbe es sich nicht mehr verhehlen, daß sie mit dieser Erklärung sich zugleich von dem ungrischen Reichstag und dem ungrischen Ministerium lossagt und daher auch keinerlei von dort ausgehende Beschlüsse und Befehle, mögen solche lauten wie immer, als für sie rechtsgiltig und bindend anerkannt. Es begibt sich demnach diese Stuhlscommunität unter feierlicher Widerrufung der von ihren Deputirten auf dem letzten Siebenbürger Landtag mit Verletzung der ihnen ertheilten Instruction und wider den Willen ihrer Sender angenommenen Union, von diesem Augenblick an wieder in den Schutz des glorreichen kaiserlich österreichischen Doppelaars von welchem das Volk, sowohl das sächsische als auch das romanische eigentlich nie abgefallen ist und unter dessen schirmenden Fittigen, Sachsen und Romanen ruhige und glückliche Tage verlebt haben. In der unauslöschlichen Erinnerung an diese, von dem Hause Habsburg-Lothringen unserm schönen Siebenbürgen als einem nicht unbedeutenden Juwel in der österreichischen Kaiserkrone nach Julassung der Umstände zu Theil gewordenen Wohlthaten vereinigt sich die sächsische und romanische Bevölkerung dieses Stuhls in den tiefgefühlten begeisterten Ausrufe: Hoch lebe das einige, mächtige Oesterreich! Hoch unser geliebter Kaiser Ferdinand I.! Heil und Segen und eine vernünftige, auf den natürlichen Adel des freigeborenen Menschen gegründete Freiheit allen unter Allerhöchst dessen glorreichen Scepter stehenden Völkern! Von diesen heißen und in der Brust jedes biedern österreichischen Staatsbürgers lebenden Gefühlen beseelt, erlaubt sich die Stuhlscommunität die ergebenste Bitte, womit ein löblicher Magistrat die diesfällige ihre homagialste Anhänglichkeit u. Treue gegen das Haus Oesterreich beurkundende Erklärung nebst der ihr so eben aufgelesenen Manifestation der Hermannstädter Bürgerschaft nicht nur Allerhöchst Sr. Majestät unserm innigst geliebten Kaiser und Landesfürsten Ferdinand I. unterbreiten, sondern auch zur Kenntniß des österreichischen Ministeriums, dann des österreichischen Reichstages, wie auch des inländischen hohen k. k. General-Commando und sämmtlicher sächsischer Bundeskreise in kürzester Zeit gütigst gelangen lassen wolle. Und indem wir uns hiemit sowohl von dem ungarischen Landtag als auch dem ungarischen Ministerium feierlich lossagen, stellen wir uns unterein unter das Ministerium der österreichischen Gesammtmonarchie für welche wir eingedenk unsers abgelegten Homagialeides, leben und sterben wollen. Hieraus folgt aber, daß auch von einem löblichen Magistrate alle sowohl auf direktem als auch indirektem Wege an Wohldenselben gelangenden Beschlüsse, Verordnungen, Erlasse und Aufträge, sie mögen was immer für einen Gegenstand betreffen, nicht angenommen werden können, sondern entschieden zurückzuweisen sind, daher denn ein löblicher Magistrat das

Digitized by Google

hochlöbliche siebenbürgische Landesgubernium, dessen gesetzliches Oberaufsichtsrecht, in so weit solches in Uebereinstimmung mit den Verfügungen des Ministeriums der österreichisen Gesammtmonarchie ausgeübt wird, dieser Stuhl in Absicht auf alle nicht von dem ungarischen Reichstag und dem ungarischen Ministerium ausgehenden Beschlüsse und Anordnungen innerhalb der oben angegebenen Grenzen auch fernerhin anerkennt, von dem heutigen Beschlusse dieser Stuhlskommunität mit der Bitte in Kenntniß setzen wolle, womit Hochdasselbe sich nicht auflösen, sondern auch hinfort die Oberaufsicht über das von Ungarn unabhängige Siebenbürgen zum Wohle des Landes und der dasselbe bewohnenden Völker führen möge. — Die wir mit Hochachtung verharren

Eines löblichen Magistrats

gehorsame Diener

Die Hermannstädter Stuhlsversammlung.

(Sieb. Bote).

Union und sächsisches Volksthum.

2.

Was ein großer Theil des sächsischen Volkes, derjenige nämlich, der aus den in Nro. 1 kurz skizzirten — keineswegs unreinen und verwerflichen Gründen der Union nicht entgegen war, von der Union und der neuen Ordnung der Dinge erwartete, nämlich Aufrechterhaltung und Sicherstellung unseres politischen und volksthümlichen Sinnes ist bis noch nicht erfüllt und es ist auch zu dessen Erfüllung wenig Hoffnung vorhanden. Nicht nur sind unsere bürgerlichen Verhältnisse mit hineingerissen in den allgemeinen Strudel, in Verwirrung gerathen, so daß es nur dem ruhigen Geiste des Volkes zuzuschreiben ist, wenn alles noch so ziemlich im Geleise der Ordnung dahin geht; es ist vielmehr durch die neuesten vom Reichstag angenommenen den im Organismus unseres politischen Lebens begründeten Uebereinkünften der sächsischen Nation zuwiderlaufenden Gesetze, namentlich durch das Gesetz über den Unterricht und die Einsetzung der Oberbeamten unsere Volksthümlichkeit mit der größten Gefahr bedroht. Es haben die gerechten, keine andern Nationalität in ihrer Entwickelung beirrenden Aufforderungen der Sachsen für deren Geltendmachung so viele kostspielige Deputationen sehr thätig gewesen bis noch gar keine Berücksichtigung gefunden. Es sieht aus, als wolle man das Dasein der Sachsen als solcher ganz und gar ignoriren. Zu dem allem hat die für das deutsche Gemüth so unerquickliche und lästige feindselige Spannung zwischen dem deutschen und ungarischen Elemente, zu deren Beseitigung viele eben in der Union das erwünschte Mittel sahen, nicht nur nicht nachgegeben, es ist dieselbe vielmehr noch straffer geworden.

Alles das hätte vermieden werden können, und die Losung: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit," wäre nicht zur Ironie geworden wenn der Reichstag über seiner magyarisch nationalen Begeisterung nicht die Forderungen der Gerechtigkeit übersehen hätte. Das aber macht die Lage der sächsischen Nation eben nicht zur angenehmsten und erfreulichsten, und die gedrückte und unzufriedene Stimmung, die sich des Volkes mehr und mehr bemächtigt, ist natürlich. Und was das traurigste ist, der Wechsel der Ereignisse, die immer verworrener sich gestaltenden Verhältnisse, machen es sogar schwer eine feste und bestimmte Richtung für das Handeln zu gewinnen. Das einzige rechte wäre wohl ein energischeres dabei den Rechtsboden streng bewahrendes Auftreten der sächsischen Deputirten im Reichstage, An einem solchen Auftreten aber hat es so viel bekannt, bis noch gefehlt, und am wenigsten dürfte das Benehmen der Deputirten von Hermannstadt, Leschkirch und Mediasch ein solches Auftreten genannt werden können. Wenn auch dem Benehmen dieser Deputirten keine bureaukratisch-reaktionären Influenzen zum Grunde liegen, so kann dasselbe doch kein Beispiel zur Nachahmung sein. Denn so wie sie dem Reichstag vorwerfen, er bewege sich nicht mehr auf dem Rechtsboden, eben so haben sie selbst den Rechtsboden verlassen, indem sie den Reichstag verließen. Es kann doch nicht dem Ermessen des einzelnen Deputirten überlassen sein, den Reichstag für illoyal zu erklären, ja nicht einmal ein Publikum darf auf solchen Grund hin seine Deputirten abrufen, es kann das nur thun, wenn es mit den Deputirten selbst und ihrer Wirksamkeit nicht zufrieden ist. Darum sind eben die Deputirten da, um ihrerseits mitzuwirken, daß nichts ungesetzliches und rechtswidriges geschehe. Es ist des Königs Recht über das gesetzliche und ungesetzliche Vorgehen des Reichstags zu urtheilen und ihn im letzten Falle aufzulösen.

Wie gesagt nur ein innerhalb der Schranken des Rechts und Gesetzes gehaltenes kräftiges Auftreten der Deputirten ist das uns zu Gebot stehende Mittel, auf dem Boden der Politik für unser Volksthum zu kämpfen. Freilich was erkleckliches dadurch errungen würde, wenn nicht wie wir hoffen dürfen, bald günstigere Umstände eintreten, ist eine andere Frage! — Am allerwenigsten ist es gerathen sich irgend einer der aufgeregten Gegenparteien anzuschließen und mit ihr gemeinschaftliche Sache zu machen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ueber Bewaffnung und Waffenführung.

(Schluß.)

Eine bei sicherer Führung sehr gute Waffe ist die gezogene Jägerbüchse oder der Stutzen. Soll diese die Waffe, weil sie die meiste Kunst in der Führung und Behandlung erfordert, wirklich so brauchbar sein als man des sicheren und weiten Schusses wegen erwarten kann, so müssen nur junge scharfschützige, und gewandte Leute sie bekommen, wer nach dem dreißigsten Jahre erst anfangen will ein Büchsenschütze zu werden, wird es selten weit bringen. Bei der Büchse kommt es hauptsächlich auf eine geeignete Proportion aller Theile an, der Lauf soll nicht über 32—34 Zoll lang sein, die Kugel ein Loth schwer. — Wer zuerst auf die unglückliche Idee gekommen ist, Büchsen mit den sogenannten Haubajonetten zu verunzieren ist unbekannt, so viel aber gewiß, daß sie schon vor 60 Jahren in den meisten Armeen Europas wegen allgemein anerkannter Unzweckmäßigkeit abgeschafft worden sind. Die bei manchen so große, aber gewiß ungegründete Vorliebe für Haubajonette, kommt von dem gänzlichen Mangel an Einsicht in das Wesen dieser Waffe, auch muß ich noch bemerken daß keine Waffe so schwer und gefährlich zu führen ist als diese, was ihre Wiedereinführung besonders bedenklich macht. Besser ist auch für den Schützen der früher beschriebene Fänger, und leistet beim Gebrauch auch weit reellere Dienste. Wie die bisher beschriebenen Waffen und unter welchen Verhältnissen sie geführt werden, bleibt jetzt noch zu bemerken. Bei der jetzigen Art der Kriegsführung, steht hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit, die Muskete obenan, soll sie ihre volle Wirksamkeit äußern, so muß man sich dem Feinde auf Visirschußweite nähern, diese ist bei voller Ladung nicht über 90 Schritte. Indeß soll eine wirklich tapfere im Gebrauch des Bajonettes geübte Infanterie sich nie Stundenlang beschießen lassen, sondern wo möglich gleich mit dem Bajonet angreifen, hierdurch werden die Gefechte blutig, aber kurz; das schießen auf 150 und mehr Schritte, erscheint dem Tapferen immer nur als gefährliche Plänkelei, wobei nicht der Muth sondern das Glück entscheidet. Die Offiziere sind wie schon bemerkt hauptsächlich auf den Degen beschränkt, und dieser leistet wenn er möglichst leicht und stark ist, die wesentlichsten Dienste, da er sowohl zu Hieb als Stich geeignet ist; und man mit ihm die schwersten Waffen pariren kann. Wie ungeeignet ein Schleppsäbel aber ist, die Stelle des Degens zu ersetzen, wird durch Anführung folgender Gründe nicht schwer sein zu beweisen. Erstens es beleidigt den guten Geschmack, (?) der Säbel ist unstreitig eine Waffe, die nur der Kavallerie gebührt, das Wehrgehänge an demselbem ist ja nur deßhalb so lang um das herausziehen zu Pferde zu erleichtern und einen freieren Sitz zugestatten. Der Infanterist wird ferner oft zum Recognosciren oder als Schleichpatrouille beordert, will er dann seinen klapperden, wegen der polirten Scheide auf eine viertelstunde weit sichtbaren Säbel zu Hause lassen? — nimmt er eine solche Waffe mit, so setzt er sich und seine Begleiter, durch das Anstoßen an einen Stein, Baum und dergleichen der Gefahr aus, durch das klirren der Waffe, welches das geschärfte Ohr eines Postens besonders bei Nacht, vielleicht 200 Schritte weit hört entdeckt zu werden. Als Plänkler oder wie sie die Franzosen wegen ihrer öfteren Verwendung heißen, Voltigeure — Springer — würde sich ein Schleppsäbelträger doppelt sonderbar ausnehmen; beim schnellen Laufe, beim Angriff und Rückzuge, muß die oft so nöthige linke Hand immer unthätig die Scheide balanciren, damit sie ihren Träger nicht zu Falle bringe. Aber, wird man denken, die angeführten Nachtheile wiegen die Vortheile nicht auf, man haut, sticht, und deckt vielleicht sicherer damit, als mit dem geraden Degen. O nein, alle diese Vorzüge gehen gerade dem Säbel ab, je mehr er sich der Sichelform nähert, der Stich der so wichtig ist, geht ganz verloren, wenigstens fehlt dem Säbel die durchbohrende Wirksamkeit der geraden Klinge, und wo bleibt die Sicherheit des Stoßes? — Je mehr die Klinge gebogen ist um so weiter rückt ihre Hiebweite nach hinten, man muß sich also um wirksam zu treffen, unverhältnißmäßig vorwagen, und wie ist das bei krummen Säbeln — freilich nur Fechtern bekannte Durchschlagen möglich? Von großer Wichtigkeit ist die Frage, wer kann mit krummer Klinge sich gegen Stiche decken welche mit einer geraden geführt werden? — gewiß Niemand, und wäre er der berühmte Robin Hood selbst. Aber, wird nun der unbefangene Beurtheiler fragen: warum behält man noch immer diese gewaltigen Saraffe bei, da wenn der leichte Degen noch bessere Dienste leistet als sie, die Nothwendigkeit nicht vorliegt sie zu tragen? — Hierauf wüßte ich nun wirklich keine genügende Antwort zu geben, denn daß es nur aus Eitelkeit des größeren Geklappers wegen geschehe, scheint mir nicht die auf alle Schleppsäbelträger passende. Die oben erörterten Nachtheile, des Schleppsäbeltragens finden indeß auf den Cavalleristen keine Anwendung, für ihn muß er so sein, die beständige Reibung am Steigbügel fordert eine eiserne Scheide, das lange Gehänge ist, wie schon bemerkt, der bessern Handhabung zu Pferde wegen, und zu Fuße trägt der gediente, bescheidene Cavallerist, seinen Säbel schon der Schonung wegen fast immer im Hacken.—

Was endlich den Nutzen und Gebrauch der Büchsen anbetrifft, so ist dem schon Gesagten nur noch beizufügen, daß man auch damit das schießen auf zu weite Distanzen nicht erlauben sollte, die Visirschußweite der Büchse ist 100—120 Gänge, wollen Schützen weiter feuern so mögen sie bedenken, daß sie nicht allein treffen, sondern auch tödtlich treffen sollen, in der Hitze eines Gefechtes aber, ist manche vielleicht sonst sichere Hand nicht so ruhig, als zu Hause beim friedlichen Scheibenstande, der wohl manche Kugel aufnimmt aber keine zurück sendet.

Wenn es einiger Maßen möglich ist, sollte jeder bedeutendere Ort sich eine wenn gleich geringe Anzahl von Kanonen zu beschaffen suchen, da jeder mit der Taktik nur einigermaßen Vertraute weiß, wie schwierig es ist, ohne Geschütz auch nur ein Dorf, geschweige denn eine Stadt wirksam zu vertheidigen. Indeß glaube Niemand daß es so leicht sei eine Stadt zu nehmen, deren Bürger alle in den Waffen geübt, und gut exerzirt sind, und in deren Mitte Eintracht und Vaterlandsliebe wohnt, sie sind wenn auch nicht groß an Zahl, doch immer jenem schönen Sinnbilde zu vergleichen, welches ein Bündel Pfeile vorstellt mit der Umschrift: **Einigkeit macht stark.**

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Remeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

N 42. **Montag, den 16. Oktober** *1848.*

Noch ein Wort betreff der von Herrn Steph. Lud. Roth herauszugebenden Schul- und Kirchenzeitung.

In der Transsilvania veröffentlicht Herr Michael Schuller, Pfarrer in Schäßburg, sein bei der Synode der Geistlichkeit A. C. geäußertes Bedenken gegen die Ersprießlichkeit und Zulässigkeit der von Herrn Pfarrer Stephan Roth beabsichtigten Herausgabe einer Schul- und Kirchenzeitung. Wir haben dasselbe mit der größten Aufmerksamkeit durchgelesen und überdacht; haben aber nichtsdestoweniger dadurch nicht überzeugt werden können, daß die beabsichtigte Herausgabe einer Schul- und Kirchenzeitung für uns nicht ein höchst heilsames und zeitgemäßes Unternehmen sei. Wir sind vielmehr noch immer unserer schon früher gehegten Ansicht, daß die Ausführung dieses Vorhabens höchst wünschenswerth sei, und daß dieselbe von Jedem, der es mit Schule und Kirche wohl meint, aus allen Kräften gefördert werden müsse. Da es nun leicht geschehen könnte, daß durch dieses, von Hrn. Sch. geäußerte Bedenken auch in weitern Kreisen Mehre gegen das fragliche Unternehmen gestimmt werden könnten*): so erlauben wir uns aus Interesse an der Sache und um ihrer Ausführung nach unsern Kräften einigen Vorschub zu leisten, in den nachfolgenden Zeilen die Gründe des Hrn. Sch. gegen die Ersprießlichkeit und Zulässigkeit der beabsichtigten Herausgabe einer Schul- und Kirchenzeitung einer Prüfung und beziehungsweise Widerlegung zu unterziehen.

Herr Sch. glaubt gegen das fragliche Unternehmen sich erklären zu müssen, weil in der beabsichtigten Kirchenzeitung das Dogma und der subjective Glaube des Einzelnen zur Sprache gebracht werden könnte. Da aber zur Besprechung des ersten eine Zeitschrift keineswegs das geeignete Feld sei, sondern dasselbe nur auf dem Gebiete der Wissenschaft seine gehörige Erörterung finden könne und dürfe, und da über den subjectiven Glauben des Einzelnen Niemand zu Gericht sitzen dürfe: so könnte einerseits, wenn nichtsdestoweniger das Dogma in der beabsichtigten Kirchenzeitung zur Sprache gebracht, und dadurch das große Publikum zum Richter in einer Sache gemacht würde, zu deren Beurtheilung es nicht geeignet sei, bei demselben nur Verwirrung, Zweifel und Unruhe hervorgebracht, und andererseits, wenn über den subjectiven Glauben des Einzelnen in dieser Zeitung zu Gerichte gesessen werden sollte, einer Glaubensrichterei und Glaubensrichterei, einem Denunciations- und Inquisitionswesen bei uns Eingang verschafft, und durch beides der bei uns bis jetzt bestandene tiefe Friede auf dem Gebiete der Religion und Kirche gestört werden.

Obgleich wir Herrn Sch. hierin vollkommen beistimmen, so glauben wir doch die Richtigkeit der Folgerung, welche er daraus zieht, daß eine Kirchenzeitung mehr üble als heilsame Folgen nach sich ziehen würde, und darum die Herausgabe derselben lieber zu unterbleiben habe, bestreiten zu dürfen. Wir glauben unsere gegentheilige Ansicht durch folgende Gründe rechtfertigen zu können.

Wenn man nämlich auch die Möglichkeit zugeben wollte, daß die herauszugebende Kirchenzeitung zur Besprechung des Dogmas und des subjectiven Glaubens des Einzelnen gebraucht werden würde, so würde dieses immer nur ausnahmsweise geschehen, und wäre nichts anders als ein Mißbrauch derselben, der den rechten Gebrauch bekanntlich nicht aufhebt. Der Bestimmung nach, welche der Herausgeber dieser Zeitung geben will, würde diese ihre Spalten für

*) Die Mitglieder der hochwürdigen Synode sollten sich schon auf Veranlassung dieses Bedenkens gegen die Ersprießlichkeit und Zulässigkeit der Herausgabe einer solchen Zeitung geäußert haben.

Digitized by Google

gewöhnlich ganz andern unverfänglichen Gegenständen öffnen, und jene von Herrn Sch. mit Recht für gefährlich und unpassend erkannte Verhandlungen über das Dogma und den subjectiven Glauben des Einzelen würden höchst selten in derselben ihren Platz finden können. Hiezu kommt dann noch, daß, wann immer die Zeitung einer derartigen Besprechung sich öffnen würde, dieses immer nur als ein Mißbrauch derselben, als eine gegen die ihr vom Herausgeber gegebene Bestimmung laufende Verwendung derselben, angesehen werden müßte. Stehet aber dieses fest, so kann auch aus einer solchen nur ausnahmsweisen und mißbräuchlichen Verwendung der herauszugebenden Kirchenzeitung mit Recht kein Grund angenommen werden, die Zweckdienlichkeit derselben überhaupt in Frage zu stellen, und die Herausgabe derselben zu hintertreiben. Wer es nichtsdestoweniger thut, stehet damit keineswegs im Rechte, indem er, uneingedenk des Kanons: abusus non tollit usum eine im Ganzen genommen heilsame Sache um einer nur zuweilen eintretenden und mißbräuchlichen Benützung an ihrem Insichbestehen hindert. Ein Solcher müßte von dem Standpunct, auf dem er sich hiebei gestellt hat, und nach dem Princip, dem er hiebei huldigt, gegen jede Unternehmung, wenn diese auch noch so heilsam wäre, sich erklären, weil wohl schwerlich Etwas von dem, was Menschen Heilsames unternehmen, so beschaffen ist, daß es nicht wenigstens nach einer Seite hin auch nachtheilige Folgen habe, und eine mißbräuchliche Verwendung zulasse. Darum können wir Herrn Sch., selbst wenn wir die Möglichkeit der von ihm vorausgesetzten Verwendung der herauszugebenden Kirchenzeitung zur Besprechung des Dogmas und des subjectiven Glaubens des Einzelen zugeben, in dem Bedenken, welches er gegen die Ersprießlichkeit und Zulässigkeit der Herausgabe der beabsichtigten Kirchenzeitung erhoben hat, nicht beistimmen, und glauben, derselbe sei mit seiner Ansicht im Unrecht.

Noch mehr aber glauben wir die Richtigkeit des von Herrn Sch. gegen die Ersprießlichkeit und Zulässigkeit der Herausgabe der beabsichtigten Kirchenzeitung erhobenen Bedenkens bestreiten zu können, wenn wir die Untersuchung nach der Wahrscheinlichkeit der von Herrn Sch. namhaft gemachten gefährlichen Verwendung der herauszugebenden Kirchenzeitung richten, und die Frage stellen, ist es wahrscheinlich, daß die herauszugebende Kirchenzeitung zur Besprechung des Dogmas und des subjectiven Glaubens des Einzelen verwendet werden werde. Wir glauben diese Frage verneinen und dadurch auch die Unstatthaftigkeit des Bedenkens, welches Hr. Sch. gegen die Ersprießlichkeit und Zulässigkeit der Herausgabe der beabsichtigten Kirchenzeitung erhoben hat, darthun zu können.

Uns scheint es unwahrscheinlich, daß die herauszugebende Kirchenzeitung zur Besprechung des Dogmas verwendet werden werde, weil die derselben gegebene Bestimmung derartige Besprechungen ausschließt, und durch dieselbe Herausgeber und Mitarbeiter, welche doch in ihren Arbeiten an die Bestimmung und den Plan des betreffenden Journals gebunden sind, von vornherein von derartigen Besprechungen abgehalten werden müssen. Außerdem finden wir es unwahrscheinlich, daß in der herauszugebenden Kirchenzeitung dogmatische Verhandlungen vorgenommen werden könnten, weil Herausgeber und Mitarbeiter zu solchen Untersuchungen wenig geneigt und wohl auch wenig befähigt sein dürften. Verfolgen wir nämlich den Gang, welchen die theologische Ausbildung der Mitglieder des geistlichen Standes von den Universitätsjahren an im Allgemeinen nimmt, so werden wir schwerlich auch nur bei Einem ein Vertiefen in theologische Gelehrsamkeit, ein fortwährendes Bewegen auf den Gebieten der exegetischen, historischen, systematischen, practischen Theologie finden. Der Hauptgrund hievon liegt wohl in dem Umstand, daß die Mitglieder des geistlichen Standes vor ihrer Verwendung als Geistliche als Lehrer an den Schulen dienen müssen. Aus dieser Stellung derselben ergibt sich mit Nothwendigkeit, daß sie auf Universitäten zumeist ihrer Vorbildung zum Lehramt obliegen, und die theologische Ausbildung mehr oder weniger zur Seite liegen lassen. Im Schuldienste selbst ist es ganz natürlich wieder beinahe ausschließlich die Qualification zum Lehrerberufe, der sie Zeit und Kräfte widmen und widmen müssen, wenn sie ihrer Aufgabe genügen wollen. So sind sie, wenn sie in den geistlichen Beruf treten, auf den Gebieten des tiefern theologischen Wissens in der Regel mehr oder weniger Fremdlinge, und müssen nun, falls sie Zeit und Neigung dazu haben, entweder beinahe von Anfange dasselbe zu bebauen anfangen, oder können nur nach und nach das in den Hintergrund des Bewußtseins getretene tiefere theologische Wissen wieder aufrufen und ins Bewußtsein zurückrufen. Aus Allem diesem folgt aber ganz natürlich, daß es den Mitgliedern des geistlichen Standes unter und dem größten Theile nach an der Befähigung zu Verhandlungen über Fragen auf dem Gebiete des tiefern theologischen Wissens fehlen dürfte, und daß bei dem Mangel dieser Befähigung auch nicht viel Geneigtheit zu derartigen Verhandlungen in der herauszugebenden Kirchenzeitung sich finden dürfte. Diese Behauptungen scheinen auch durch die Erfahrung bestätigt zu werden. So weit wenigstens des Einsenders Kenntniß der Mitglieder des geistlichen Standes reicht, hat er bei denselben kein besonders tiefes und umfangreiches theologisches Wissen wahrgenommen, und auch von keiner besondern

Digitized by Google

Geneigtheit zu Verhandlungen von Fragen auf dem Gebiete des tiefern theologischen Wissens, sei es in vertraulichen Zusammenkünften zweier oder mehrer Freunde oder in mehr allgemeinen Versammlungen, wie etwa in den vierteljährigen Capitularversammlungen oder in freilich erst ins Leben zu rufenden besondern Predigerconferenzen gehört.*)

Wir glauben demnach nicht zu irren, wenn wir meinen, es sei nicht wahrscheinlich, daß die herauszugebende Kirchenzeitung, weil den Mitgliedern des geistlichen Standes die Befähigung und deshalb auch die Geneigtheit zu Verhandlungen von Fragen auf dem Gebiete des tiefern theologischen Wissens im Allgemeinen abgehen dürfte, zur Besprechung des Dogmas, wie Hr. Sch. befürchtet, verwendet werden werde, und daß deshalb auch das von Demselben gegen die Ersprießlichkeit und Zulässigkeit der Herausgabe der beabsichtigten Kirchenzeitung erhobene Bedenken in Nichts zerfällt.

(Schluß folgt.)

*) Wollte man den Einsender zur Widerlegung dieser Behauptungen auf die frühern Zeiten verweisen, in welchen die Mitglieder der evang.-sächsischen Geistlichkeit wegen ihrer theologischen Gelehrsamkeit selbst außer den Grenzen ihres Vaterlandes geachtet wurden, so daß man selbst von Deutschland aus Gutachten über theologische Fragen von der evang.-sächsischen Geistlichkeit abverlangte, und daß Mitglieder derselben zur Abgabe solcher Gutachten dahin abgeschickt werden konnten: so antworten wir darauf, daß dieses allerdings also sich verhalte, und daß der Grund dieser tiefen und umfassenden theologischen Gelehrsamkeit der damaligen Mitglieder der evang.-sächsischen Geistlichkeit darin begründet war und dadurch möglich gemacht wurde, daß dieselben, obgleich sie auch damals zuerst als Lehrer an den Schulen dienten, doch zu der Zeit auch in dieser Stellung mehr nur als Glieder des geistlichen Standes dastanden, sich selbst nur als solche fühlten, in ihrem ganzen Sein und Verhalten nur als solche sich gaben, auf Universitäten und auch zu Hause als Lehrer nur theologica trieben. Da nun aber dieses in den neuern Zeiten anders geworden ist, da heutzutage die Mitglieder des geistlichen Standes wegen ihrer Stellung als Lehrer auf Universitäten und auch später in den ersten Zeiten zu Hause hauptsächlich ihrer Ausbildung zum Lehrerberufe obliegen, so können sie natürlich heutzutage in der Tiefe und dem Umfange ihres theologischen Wissens mit den Mitgliedern ihres Standes in frühern Zeiten sich nicht messen, und es dürfte sich in der Jetztzeit kaum Einer finden lassen, den man heutzutage mit einer ähnlichen Mission nach Deutschland betrauen, und bei dem man gewiß sein könnte, daß er seiner Aufgabe mit Nutzen und zur Ehre seiner Sender sich entledigen würde. Uebrigens verwahren wir uns hiedurch feierlich gegen jeden Vorwurf einer Herabwürdigung der Mitglieder des geistlichen Standes, den man uns wegen unserm obigen Urtheil über dieselbe etwa zu machen Willens sein könnte. Wenn wir den Mitgliedern des geistlichen Standes aus unsern Wahrnehmungen und Erfahrungen auch ein tiefes theologisches Wissen absprechen, so sind wir doch weit entfernt, ihnen damit auch anderweitige Kenntnisse und die Befähigung zu einer gedeihlichen Führung ihres Amtes abzusprechen. Vielmehr sind wir fest überzeugt, daß es unter den Mitgliedern des geistlichen Standes übrigens recht kenntnißreiche und gebildete Männer gibt, die ihren Kenntnissen nach, die zu einer gedeihlichen Führung des Pfarramtes, wenn nur Lust und Eifer und Begeisterung für dasselbe sich findet, keineswegs eine tiefe theologische Gelehrsamkeit erforderlich ist, zu einer segensreichen Verwaltung ihres Amtes wohl geeignet sind, und dasselbe auch mit Segen verwalten. Es kann übrigens der Mangel an tiefer und umfangreicher theologischer Gelehrsamkeit in den Augen keines vernünftig Denkenden und billig Urtheilenden ihrem Werthe Eintrag thun, da ein Jeder, der die Verhältnisse kennt und richtig beurtheilt, einsehen muß, daß es für die Mitglieder der evangelisch-sächsischen Geistlichkeit in den meisten Fällen eine reine Unmöglichkeit ist, ein tieferes theologisches Wissen sich zu erwerben. Man führe nur die Trennung des Lehrer- vom geistlichen Stande ein, und alsbald wird es anders werden.

Union und sächsisches Volksthum.

(Schluß.)

Aber noch außer der Politik gibt es für uns Sachsen einen Boden in dem unsere Volksthümlichkeit wurzelt und kräftige Lebensnahrung findet. Die „Warnung" von Meschen weiset uns auf diesen Boden, zeigt uns das Asyl das uns gegen alle feindlichen Verfolgungen Schutz gewährt, zeigt uns den Anker, der fest hält, den keine Wogen des Zeitsturmes seinem Grund entreißen. Es ist unsere **freie evangelische Kirche.** Ohnehin ist fa unser Kirchenthum und unser sächsisch-nationales Bewußtsein so ineinandergewachsen, daß wir sie uns getrennt gar nicht denken können. — Diese Kirche, hervorgegangen aus deutscher Glaubensinnigkeit und deutschem Freisinn war seit ihrem Entstehen die Pflegerin deutscher Wissenschaft und Bildung. Sie ist ihrem Wesen nach der Tempel ächter geistiger Freiheit, und eben darum trägt sie den Keim immer schönerer Entwicklung, des Fortschreitens zum Ideale edler Menschlichkeit in sich.

„Drum der Kirche zu — der deinen, der freien, der göttlichen dehne die Schritte, — strecke die Arme — und ziehe mit dem Herzen — du mein gutes und treues, sinniges und deutsches Volk. Hieher auf diese Höhe des Lebens flüchte dich, wenn die Gründe voller Wasser werden, auf diese Burg, wenn der Feinde Menge alle andere Plätze

)(

Digitized by Google

bedeckt. Hieher flüchte dich mit deinen Heiligthümern: Sprache, Sitten und Wissenschaften, da hinauf schlagen keine Wogen, an diesem Felsen prallen alle Pfeile ab:" so ruft die „Warnung."

Und in der That, ist uns unser deutsches Volk theuer, so laßt uns die Burg und Festung für dasselbe in der Kirche suchen. Sie war es bisher, die uns mit dem großen Muttervolke in Verbindung erhielt, die uns den Zufluß des geistigen Lichtes sicherte; sie wird und kann es allein auch in der Zukunft sein, die uns vor Entfremdung bewahrt, den deutschen Geist unter uns erhält und nährt.

Wohl ist auch ihr glückliches Bestehen durch die Zeitereignisse gefährdet, daß dem Vernehmen nach gerade von den sächsischen Deputirten angeregte Zehntgesetz hat sie erschüttert. Aber eben diese Erschütterung hat den Boden gelockert, so, daß wenn wir sie weise benutzen, eben in diesem aufgelockerten Boden der alte Baum unseres Volksthums neue Wurzeln neue Aeste treiben, freudig sich verjüngen und erstarken kann.

Wie? das ist uns rund und unumwunden ausführlich und gründlich von Mescheu aus gelehrt worden, es ist nicht gut, daß der Aufsatz: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in Anwendung auf Wahl und Besoldung der sächsischen Geistlichkeit," der wie wir wissen außerdem, daß derselbe in Nro. 32 der Blätter für Geist, ꝛc. erschien noch in einem besondern Abdruck allen sächsischen Pfarrern zugesendet wurde, bis noch so wenig Sensation gemacht, und wie wir hören selbst in geistlichen Versammlungen der letzten Tage auch nicht mit einem Worte berührt und besprochen worden.—

Freie Wahl der Geistlichen, ohne Beschränkung auf Candidationskreise, gleiche, die Stationenjagd beseitigende, anständige Stellung derselben, das ist die Panacee für unsere Volkseinheit für die lebendige Erweckung unseres Volksbewußtseins. Das wird uns einander näher bringen und verbrüdern.

Die Zehnten, die bisherige gesetzliche Besoldung der sächsischen Pfarrer sind — durch einen Gewaltstreich — ihnen genommen, sie sind aber dem Volk zurückgegeben worden. Am Volk, an seinen Trägern und Leitern liegts nun das verschobene in anderer Weise zurechte zu schieben und dafür zu sorgen, daß nicht durch Verkümmerung seiner heiligsten Interessen, sein ganzes volksthümliches Sein zu Grunde gehe.—

Stellt nur eure Geistlichen kümmerlich, sie, in deren Hand die Erziehung euerer Kinder, des künftigen Geschlechts gegeben ist, sie die euer Schulwesen eure Beamten vorbilden, so —wird wohl selten einer, dessen Talent ihm in einer anderen Laufbahn Fortkommen verspricht, sich freiwillig lebenslänglicher Entbehrung unterziehen. Höchstens reiche Flachköpfe, die sonstwo nicht zu brauchen sind, die doch gerne etwas werden wollen, werden sich der Kirche widmen, und wohin das in wenigen Menschenaltern das Volk bringen würde, das abzusehen bedarf es keiner Prophetengabe, und von Wissenschaft würde dann wohl auch wenig mehr unter uns die Rede sein. Dixi.

(XXXI. Oct. 1834.)

Abweisung der in dem Aufsatze „das Leben eines Beamten auf der Grenze" im Satelliten Nro. 77 enthaltenen Verdächtigungen.

In der Nummer 77 des Satelliten macht sich der Ingrimm eines Herrn Anonymus durch einen confusen Aufsatz Luft, in welchem Kinderunterricht, Metternichische Verordnungen, frisches Obst, Zolltarif, Kontumazen, Landessprache und Constitutionseid in einen unverdaulichen Pudding zusammengeknetet sind; ungeachtet sich der Schreiber jenes Galimathias nach der leider so gangbaren Gewohnheit hinter einem stattlichen X verkriecht, so ragt doch die Kralle des Mephisto aus dem faltenreichen Mantel der Anonimität für die Angegriffenen unverkennbar hervor; dem Publikum aber wird sicherlich so viel klar sein, daß jenes Mann, welcher so unwiderstehliches Verlangen nach frischem Obste trägt, irgend ein Beamter oder wenigstens ein Praktikant auf der Grenze sein muß. Was hat man nun von einem Amts-Individuum zu halten, welches gegen die in Kraft stehenden Dienstesvorschriften und Verordnungen — seien selbe wann und durch wen immer erlassen — selbst öffentlich tadelnd auftritt, und andere neben ihm dienende Beamte wegen strenger Beachtung jener Vorschriften mit gemeiner Bissigkeit anfällt, sie fälschlich eines willkührlichen Fürgehens bei ihren Amtshandlungen beschuldiget, ja sogar in Bezug auf ihre politischen Ansichten grundlos zu verdächtigen sich erfrecht; was soll man dazu sagen, daß der wackere Mann naiv genug ist, seinen zur Publicität gebrachten vehementen Gallenerguß dadurch zu motiviren sucht, daß er sich behindert sieht, für einige Kreuzer frisches Obst und ein Seitel guten Wein etwas billiger zu beziehen; mit welcher Consequenz kann Herr X gegen Neid und Haß declamiren, während er einem Priester seine gebührenden Einnahmen bis auf den letzten Kreuzer nachrechnet, und ihn eben so rücksichtslos als unwahr einer Vernachlässigung seiner Pflichten verdächtiget, weil derselbe der Prätension,

Digitized by Google

den Hofmeister der Sprößlinge des Herrn X zu spielen, nicht bereitwillig zur Verfügung steht!? Hätte sich Herr X zum Besten des Publikums so sehr ereifert und eine Begünstigung des minutienweisen Bezuges von Lebensmitteln für die dürftige Volksklasse oder sonst irgend eine philantropische, wenn auch unpractische Maßregel bevorwortet, so könnte man ihm seine schlechtgebauten Perioden des guten Willens wegen verzeihen, da er aber derartige Ausnahmsgesetze zum Vortheile der Beamten und Amtsdiener somit wohl hauptsächlich für sich selbst — in Anspruch nimmt: so ist Eigennutz sein Beweggrund; und da er in Folge der Regungen des Eigennutzes Andere verdächtiget und verläumdet, so stellt er eine boshafte und verabscheuungswürdige Gesinnung an den Pranger der Oeffentlichkeit. Wir wollen Herrn X darauf aufmerksam machen, daß die in früherer Zeit hie und da bestandenen, schwankenden und von ihm so sehnlich zurückgewünschten Begünstigungen für den zollfreien Bezug der Lebensmittel im Kleinen aus dem Grunde, weil klein und groß relative Begriffe sind und im Sinne mancher Leute eine elastische Definition zulassen, allmählig zu Mißbräuchen, und die Abweisung dieser Mißbräuche zu Collisionen führten, in welchen höchst wahrscheinlich die Veranlassung zu suchen ist, daß man höhern Orts durch strenge Vorschriften und gänzliche Beseitigung aller Anönahmen jede Gelegenheit zu Uebergriffen und ärgerlichen Zwistigkeiten an der Wurzel abschnitt; — wir eröffnen Herrn X ferner unsere Ansicht, daß — wenn auch die Vorschriften irgend einen Spielraum zur Nachsicht und Begünstigung frei lassen würden — gerade die Amts-Individuen selbst am wenigsten davon Gebrauch machen, sondern sich und ihres Gleichen strenger und unnachsichtlicher als jedwede Parthei behandeln sollen, um dem Publikum zum Beispiele zu dienen und den geringfügigsten Vorwand zur Klage und Berufung auf Selbstbegünstigung der Beamten hintan zu halten.

Anbelangend die Aufhebung der Contumazen — auf welche Herr X durch einen saltus ligricus zu sprechen kömmt und welche ihm „zur Befriedigung seines Verlangens“ so wünschenswerth zu sein scheint, — würde die gediegene Erörterung der Gründe und Gegengründe einen besonderen und Umfassenden Artikel erheischen, welchen zu schreiben nicht in unserer gegenwärtigen Absicht liegt. Wir beschränken uns beßhalb darauf, Herrn X zu entgegnen, daß der alte Nil noch immer, wie vor Jahrtausenden alljährlich aus seinen Ufern tritt, hiebei Schlamm und organische Reste über die Fluren Egyptens breitet und der glühende Strahl der afrikanischen Sonne auf jene Residuen zersetzend einwirkt; daß überhaupt bis zum heutigen Tage noch alle Momente gegeben sind, durch deren Zusammenwirken sich das in Egypten und Sirien endemische Pest-Contagium unter begünstigenden cosmischen und tellurischen Einflüssen entwickeln und weiter fortpflanzen kann. Niemand hat nachgewiesen, daß die orientalische Pest, welche vor der Entstehung des Kontumazwesens verheerende Umzüge in Europa hielt, bis nach London vordrang und noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Hauptstadt Wien ihre Opfer würgte, nunmehr für immerwährende Zeiten erloschen sei; in so lange aber dieser beruhigende und wünschenswerthe Nachweis nicht wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit der europäischen Menschheit geliefert ist, wird man sich durch das leichtfertige Vertrauen auf die „gegenwärtigen gefunden Zeiten“ schwerlich zur Aufhebung der bestehenden, mit vielen Unkosten gegründeten Schutzanstalten, sondern eher zur Vervollkommnung und Verbesserung derselben nach den geläutertsten Grundsätzen und Erfahrungen bewogen finden; und wenn ja die Aufhebung der Siebenbürgischen Contumazen in der Absicht der competenten Gewalt liegen sollte, so ist die Ausführung dieses wichtigen, die Interessen des ganzen westlichen Europa's berührenden Schrittes wohl nicht eher zu gewärtigen, als bis sich die so precairen politischen Zustände der Moldau und Walachei auf eine zuverläßige und voraussichtlich andauernde Weise consolidirt haben, hieburch auch die Existenz der Donau-Contumazen hinreichend garantirt ist, und sich die internationalen Verhältnisse derart gestaltet haben werden, daß der österreichisch-ungarischen Regierung ein controllmäßiger Einfluß auf die Administration jener Quarantainen und eine Stimme im Rathe derselben gesichert bleibt.

Indem wir auf den Schluß des in Rede stehenden Aufsatzes kommen, setzen wir uns zu der Frage gedrungen: was haben die Sprachkenntnisse und die nationalen Antipathieen oder Simpathien der Contumaz-Vorsteher mit dem unbehaglichen Grenzleben des Herrn X zu schaffen? welche der Landessprachen will Herr X gemeint haben? Die deutsche Sprache ist doch unstreitig auch eine der Landessprachen Siebenbürgens, und daß Herr X derselben selbst nicht vollkommen mächtig ist, hat er durch seinen ziemlich undeutschen Aufsatz dargethan. Herr X möge beweisen, wodurch er sich auf den Groll der Cotumaz-Vorsteher gegen Manche, und zwar gegen welche? Nation zu schließen berechtiget findet; er möge ferner beweisen, welche constitutionswidrigen und gemeingefährlichen Gesinnungen oder Handlungen der Kontumazbeamten zu seiner Kenntniß gelangt seien, in Folge deren er veranlaßt wird, die Beeidung der letzteren als eine so dringende Maßregel anzurathen und dem Befinden der hohen Behörden anmaßlich vor

Digitized by Google

zugreifen. Herr X muß diese Beweise im geeigneten Wege liefern, wenn es ihm nicht etwa lediglich nur darum zu thun ist, zu den gehässigen Verdächtigungen und Insinuationen, aus deren Erfindung und Verbreitung in diesen traurigen Zeiten der Verwickelungen so viele Niederträchtige ein schändliches Gewerbe machen, sein würdiges Schärflein beizutragen, und eine ganze Classe von Staatsbeamten öffentlich zu begeifern und durch zweideutige Winke dem Mißtrauen der minder unterrichteten Menge bloß zu stellen, um seinem Privathasse Genüge zu leisten. Man kann dieser Verdächtigungs-Manie, dieser wahrhaft epidemischen Verläumdungssucht, wozu insbesondere das edle Institut der freien Presse mißbraucht wird, nicht entschieden genug entgegen treten, da sie es ist, welche nach und nach alle Elemente des Staatsverbandes im Kleinen und im Großen in ein trostloses Chaos von Haß und Partheiwuth auflöst und an der gegenwärtigen Verwirrung und gegenseitigen Verketzerung sonst befreundeter Nationen gewiß nicht die wenigste Schuld trägt.

Herr X, welcher in seinem Dienstesleben bereits so viele Metamorphosen durchgemacht hat, muß bis zu seinem gegenwärtigen abermaligen Verpuppungs-Zustande doch den richtigen Weg kennen gelernt haben, welchen der gerade und ehrliche Mann, wenn er seiner Sache gewiß zu sein glaubt, einzuschlagen hat, um einem wirklichen oder vermeintlichen Eingriffe in seine persönlichen Rechte, einem Fehler gegen Dienstes-Vorschriften oder aber einer dem öffentlichen Wohle gefährlichen Gesinnungs- oder Handlungsweise wirksam zu begegnen. Wir rathen dem Herrn X seine ohnehin durchsichtige Maske abzulegen und seine Beschwerden so wie seinen Verdacht auf dem angedeuteten Wege gründlich und beweiskräftig geltend zu machen, ehe er so unbesonnen in die Posaune der Oeffentlichkeit stößt; es wird dann den Angegriffenen die Möglichkeit geboten sein, sich eben so gründlich und umfassend zu rechtfertigen; — wir rathen Herrn X ferner nachdrücklichst, von seinem Spioniren, Denunziren und überhaupt von seinem bisherigen finstern und gehässigen Treiben abzulassen, ansonsten das Brandmahl der Verachtung eines jeden ehrlichen Mannes nicht die einzige Strafe bleiben dürfte, welche ihn seiner Zeit treffen wird.

Dr. August Benno Mayer,
Contumazdirector.

Abschrift über das zwischen Ungarn und den übrigen Ländern Österreichs bestehende Band der Einigung.

(Fortsetzung u. Schluß.)

Nach dem vorausgeschickten dürfte es nun auf die Lösung nachfolgender drei Fragen ankommen:

a) Stehen die Aenderungen, welche die ungarische Landesregierung seit März 1848 vorgenommen hat, mit der pragmatischen Sanction im Einklange oder im Widerspruche?

b) Sind die Aenderungen dem Gesammtstaate oder dessen einzelnen Theilen zuträglich?

c) War der Monarch berechtigt, jene Zugeständnisse an einen Theil des Gesammt-Staates zu machen.

Was nun die erste Frage betrifft, so müssen die Bestimmungen des Reichstagsgesetzes selbst in zwei Punkten als mit der pragmatischen Sanction unvereinbar erscheinen. Der Wortlaut dieser Letzteren indivisibiliter et inseparabiliter ist durch die Zugestehung eines Wirkungskreises an dem Erzherzog Stephan verletzt.

Denn dieser Wirkungskreis für den Fall der Abwesenheit des Königs vom Lande angedeutet, greift in die Attribute der königlichen Macht, setzt neben dem Könige selbst eine zweite unverantwortliche Person ein, deren Verfügungen nur zu leicht in Widerspruch mit dem Könige selbst gerathen dürften.

Hierdurch ist das **indivisibile imperium** der pragmatischen Sanction verletzt, und es kann diese Bestimmung des Reichstagsgesetzes selbst nicht für gültig und haltbar angesehen werden.

Nicht minder müssen jene Bestimmungen des Reichstagsgesetzes, welche einen besonderen Handels-, Finanz- und Kriegsminister einsetzen, ohne die Beziehungen zum Gesammt-Staate festzustellen, zur Auflösung des die Monarchie umschlingenden Bandes führen. Die Trennung des Heeres, des öffentlichen Credits, der dahin gehörigen öffentlichen Einrichtungen ist bereits eingeleitet, und das **Imperium inseparabile** würde selbst in den äußern Verhältnissen bald zur Unwahrheit, wenn die Aeußerungen, die im ungar. Reichstage zu hören waren, und die von einer eigenen äußern Politik der ungarischen Krone sprachen, in Erfüllung gehen sollten.

Alle jene Verfügungen, die das ungarische Ministerium in Absicht auf den Oberbefehl des Heeres bei Sr. Majestät selbst ohne Wissen der österreichischen deutschen Ministeriums erwirkte, sind wie vorgedacht, eine Entfernung von dem Geiste und Zwecke der pragmatischen Sanction,

Digitized by Google

noch beklagenswerther aber stellen sich die vom ungarischen Ministerium für sich allein gewählten Maßregeln der Kriegs- und Finanz-Verwaltung, dann im Handelswesen als Abweichungen von dem Gange dar, zu welchem die pragmatische Sanction verpflichtete. Ueber die Beantwortung der Frage: ob dieser seit März 1848 befolgte Vorgang des ungarischen Ministeriums segenvolle Wirkungen äußerte, oder nicht, kann kaum Jemand im Zweifel sein, welcher die Lage des Königreiches in dem jetzigen Augenblicke näher erforschet.

Die österreichisch-deutschen Länder könnten nur freudigen Theil nehmen, wenn Ungarn rascher als bisher aufblühen und von einem eigenen verantwortlichen Ministerium alle gehofften Vortheile erlangen würde. Allein in dieser Art ausgeführt, von der pragmatischen Sanction und ihrem wahren Sinne sich entfernend, hat die neue ungarische Regierung über das eigene Königreich Verwirrung, Geschäftsstockung, Unsicherheit des Geldwesens mit allen traurigen Folgen desselben, Mißtrauen und Furcht der Besitzenden und Redlichgesinnten, endlich selbst Bürgerkrieg herbeigeführt. Das traurige Bild wird durch die neuesten Ereignisse an der untern Theiß und Donau jedem Vaterlandsfreunde vorgehalten. Dieselbe Fahne wird von den Truppen des ungarischen Ministeriums und von den Reihen seiner Gegner in den Kampf getragen, dieß- und jenseits fechten Soldaten, die nach ihrem Eide sich als Brüder einigen sollten, namentlich gilt dieß sogar von den Abtheilungen eines und desselben Regiments, wie z. B. des 5. Artillerieregimentes. Was ist künftighin von dem militärischen Geiste eines so gespaltenen Heeres zu erwarten? und können diese Gräuel, diese anarchischen Wirren gebuldet oder irgendwo vertreten werden?

Für die Feinde des Kaiserthums ist auf solche Weise der Triumph in Aussicht gestellt, der Zerfall der Macht des Reiches, die Ausbreitung des Bürgerkrieges und der Verwirrung des öffentlichen und Privat-Credites demnächst zu erblicken. Auf diesem vom ungar. Ministerium eingeschlagenen Wege der Absonderung ist weder für Ungarn noch für die ihm verbrüderten Nachbarstaaten ein Heil zu erwarten, und sind es nicht Feinde von Außen, so werden innere Kämpfe die blutige Lehre geben, daß die pragmatische Sanction nicht blos ein auf Pergament geschriebenes Wort, das man nach Willkür deuten und einseitig beinahe auf nichts zurückführen kann, nein! daß sie ein in die Herzen der Völker geschriebenes, die Grundbedingung ihrer Wohlfahrt, Ruhe und Zufriedenheit enthaltenes Gesetz ist, gegen das Niemand eine frevelhafte Hand ungestraft erheben darf.

Die beengte Ansicht, von welcher das ungarische Ministerium bei der Auffassung und Anwendung der pragmatischen Sanction ausgehen zu wollen scheint, kann durchaus nicht als haltbar und gedeihlich betrachtet werden. Es liegt in diesem heiligen Pacte der alten Stände und Landesvertreter nicht bloß die Gewähr dafür, daß die Krone Ungarns, dann Oesterreichs, Böhmens u. s. f. auf einem und demselben Haupte vereint ruhe, und daß die verbündeten Völker und Staaten sich gegenseitig wider innere und äußere Feinde schützen und kriegerischen Beistand leisten, es muß der alte Bund auch in dem alten Sinne noch ferner dahin gedeutet und hoch geachtet werden, daß ein Volk dem andern in seinem Streben nach Wohlstand und geistiger Entwickelung behilflich sei, daß es die bisherigen gemeinsamen Förderungsmittel nicht zerstöre, sondern ausbilde, und jeden Zwiespalt und Keim des Streites entfernt halte.

In Absicht auf die wichtigste Frage über die rechtliche Grundlage der seit März 1848 in der ungarischen Regierung eingetretenen Aenderungen kann das österreichisch-deutsche Ministerium sich nur auf die Erwähnung einiger Hauptmomente beschränken: Eine Aenderung der Hauptbeziehungen, in welche die österreichisch-deutschen Lande durch die pragmatische Sanction zu Ungarn gesetzt waren, konnte selbst vor den Märzereignissen des Jahres 1848 von dem Kaiser von Oesterreich nicht für sich allein und ohne alle Vernehmung der Stände der einzelnen Provinzen vorgenommen werden. Die früher unbeschränkte kaiserliche Macht war nie in solcher Ausdehnung vorhanden und geübt worden, daß feierlich geschlossene Recesse und ständische Beschlüsse für sich allein geändert oder aufgehoben worden wären. Zu den wichtigsten öffentlichen Rechten gehörte aber die Festsetzung der Erbfolge. Die pragmatische Sanction ist jenes Grundgesetz, durch das der Monarch zu dem Throne der Gesammtmonarchie gelangt ist. Die unverbrüchliche Aufrechterhaltung dieses Gesetzes und nicht eine Aenderung desselben nach eigenem Gutbefinden ist in dem Berufe des Staatsoberhauptes gelegen. Dieses gilt noch viel entschiedener für die Zeit seit dem 15. März 1848.

Mit dem Patente vom 15. März 1848 haben nämlich Se. Majestät die Verleihung einer Constitution für alle deutschen, slavischen und italienischen Provinzen ausgesprochen. Die legislative Gewalt war von diesem Zeitpunct an nicht mehr in der frühern Art bei der Monarchie allein. Eine Aenderung oder Beschränkung der pragmatischen Sanction der Grundverhältnisse und Rechtsbeziehungen der deutsch-österreichischen Provinzen zu Ungarn konnte daher von diesem Zeitpunkte an nicht mehr als eine definitiv geltende Norm betrachtet werden, und die Stände Ungarns mußten

Digitized by Google

bei Fragen des staatsrechtlichen Verhältnisses zu den übrigen österreichischen Ländern diese wichtige durch das Patent vom 15. März 1848 eingetretene Aenderung wohl ins Auge fassen, um so mehr, als, wie die Reihenfolge der Thatsachen nachweiset, vorerst das österreichisch-deutsche verantwortliche Ministerium errichtet und die Ansprüche wegen der Theilung der Staatsschuld geltend worden, bis späterhin dem Preßburger Reichstagsgesetze die königliche Genehmigung ertheilt worden ist. Diese Bemerkungen genügen, um zu zeigen, daß den Rechten der österreichisch-deutschen Völker nicht durch Einrichtungen des ungarischen Ministeriums zu nahe getreten und daß das Kaiserthum nicht durch einseitige Beschlüsse eines Theils der Monarchie auseinander gerissen oder in Spaltungen gebracht werden dürfe.

Der Bestand eines von dem österreichischen Kaiserthume getrennten Königreiches Ungarn muß als politisch unmöglich bezeichnet werden: die Berührung beider Ländermassen und der sie bewohnenden Völker sind zu innig und häufig. Jahrhunderte haben mit unzähligen Fäden des inneren gesellschaftlichen Lebens die Bewohner aneinander gerückt, daß eine Trennung nicht ohne gefährliche Erschütterung abliefe. Eine Vereinigung und zwar eine innigere als die frühere, würde wiederholt und selbst gewaltsam versucht werden, und solche Kämpfe nicht anders als zum Anlasse dienen, daß fremde Eroberungssucht oder industrielle Nebenbuhlerschaft den österreichischen und ungarischen Landen den Schaden zufügen. Mit der Schwächung Oesterreichs, seiner Theilung in zwei Staaten, deren jeder für sich einen eigenen Weg einschlägt, sänke das Kaiserthum und Ungarn auf eine solche Stufe der Schwäche im Innern und gegen Außen herab, daß daraus nothwendig eine Störung des Gleichgewichtes in Europa hervorginge, und daß die fremden Mächte, denen an der Erhaltung eben dieses Gleichgewichtes gelegen wäre, diese Schwächung Oesterreichs nicht dulden könnten.

Es stellt sich sonach die unbedingte Nothwendigkeit heraus, die seit März 1848 in der ungarischen Regierung angenommenen Einrichtungen nach den Bedürfnissen der Gesammtmonarchie und nach dem Wortlaute und Sinne der pragmatischen Sanction zu ändern, und solche Vorkehrungen gemeinsam mit dem österreichisch-deutschen Ministerium zu treffen, daß die Einheit der Monarchie gesichert, die Zwecke der pragmatischen Sanction vollständig erreicht und eine vereinte oberste Staatsleitung wieder hergestellt werde.

Mannigfaltiges.

Struve ist nicht hingerichtet worden, sondern vor die ordentlichen Gerichte zur Aburtheilung überwiesen worden.

* * *

Manifest an das italienische Volk. In der Hoffnung binnen kurzem die Ruhe in allen Provinzen des lombardisch-venezianischen Königreichs wieder hergestellt zu sehen, und beseelt von dem Wunsch ihre Völkerschaften aller der Freiheiten, welche die übrigen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates genießen, theilhaftig zu machen, fühlen Wir uns gedrungen schon jetzt Unsere dießfälligen Absichten kundzugeben. Wir haben bereits allen Bewohnern des lombardisch-venezianischen Königreichs ohn Unterschied für den Antheil den sie an den politischen Ereignissen des laufenden Jahres genommen haben mögen, volle Verzeihung gewährt, indem Wir verordnet, daß gegen sie keinerlei Untersuchung oder Strafe eintreten solle, nur mit Ausnahme der Rücksichten die man bei der Bestätigung öffentlicher Aemter zu nehmen geeignet finden mag. Gleicherweise ist es Unsere allerhöchste Willensmeinung daß die Einwohner des lombardisch-venezianischen Königreiches eine Verfassung erhalten, welche nicht weniger ihrer relp. Nationalität und den Bedürfnissen des Landes, als ihrer Einigung mit dem österreichischen Kaiserstaat entspreche. Zu diesem Ende werden Wir, sobald erst Friede und Ruhe hinreichend gesichert sind, an einen noch zu bestimmenden Ort Vertreter der Nationen zusammenrufen, welche von allen Provinzen des lombardisch-venetianischen Königreiches frei zu wählen sind. Gegeben in Unserer Residenzstadt Wien, heut am 20. September 1848. Ferdinand m. p. Wessenberg m. p.

* * *

In Innsbruck wurde am 26. Sept. die Räumung der Jesuiten- und Ligoriauerklöster vollzogen.

* * *

In Oesterreich erscheinen neue Kupferzwölfkreuzerstücke und Sechskreuzerstücke aus Silber, um die Scheidemünze zu vermehren.

* * *

In Pyrmont hat das Volk seine Fürstin verjagt, weil sie die im März gegebenen Verheißungen nicht erfüllt und das Land ausgesaugt hat. — Auch in Hohenzollern-Hechingen ist gegen die Dynastie eine Revolution ausgebrochen, welche vermuthlich mit der Flucht der ganzen Fürstenfamilie enden wird.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 43. Montag, den 6. November 1848.

Ein Schuldgefängniß.

Skizze aus dem Leben von Herrmann Walden.

„Sie haben nicht mehr Erbarmen in sich, als ein mänlicher Tiger — Milch in seinem Körper." =
Shakespeare. Coriolan.

— „Von dieses Kerkers
„Geheimnissen wollt ich dir Kunde geben.—
„Wovon das kleinste Wort die Seele dir
„Zerreißen würde, — wär' nicht verboten —
Shakespeare. Hamlet

1.

Es regnete nicht, aber es war trüb und feucht. Der Himmel hatte sein graues Nebelkleid angezogen und schien traurig auf die schmerzerfüllte Erde hernieder zu blicken. Von den Dächern fielen einzelne Wassertropfen auf die Straße hinunter — diese Wassertropfen waren die Thränen, welche mitleidige Wolken während der verflossenen Nacht auf die schlafende Erde niedergeweint hatten, als sie in ihrem Fluge über die niedrigen Häuser armer Vorstadt-Bewohner den Jammer und das Elend der Menschen erblickten und die schmerzlichen Wehklagen der Armen zu sich heraufstönen hörten.

Der Monat Oktober neigte sich zu Ende; er hatte seine gewöhnlichen Begleiter, eine Anzahl rauher Winde mitgebracht, und diese fegten mit wildem Gebrause durch die Straßen und trieben große Haufen vergelbter und abgefallener Blätter vor sich her, welche der alternden Erde ihren vergangenen Sommer verkündeten und sich ihr als Leichensteine ihres entschwundenen Lenzglückes zeigten.

In einem niedrigen Giebelhause, in einer der Vorstädte einer großen Residenz, dem dunkle Eisengitter, welche seine Fenster selbst in den beiden oberen Stockwerken verunzierten, ein eigenthümliches düsteres Aussehen verliehen, waren schon am frühen Morgen sämmtliche Fenster geöffnet, während die aller Nachbarhäuser im grellen Gegensatze zu ihm fest und dicht geschlossen waren.

Die Zimmer dieses Hauses waren von einer dicken, ungesunden Atmosphäre angefüllt, seine Thüren waren sämmtlich geschlossen, und in den Oefen brannte ein großes Feuer, — wie es sich manche arme Familie wohl kaum so groß im streng-kalten Januar gewünscht haben würde. Die Luft wurde in diesen Zimmern daher immer dicker und ungesunder, und die geöffneten Fenster sollten die fast unerträgliche Hitze ableiten helfen.

In einer Paterre-Stube dieses Hauses saß ein kräftiger, starker Mann vor seinem von Akten angefüllten Schreibtische, — er blätterte in einem großen Buche, das er vor sich aufgeschlagen hatte, schrieb dann einige Bemerkungen hinein, und murmelte zuletzt still für sich hin: „Funfzehn Personen, — dann kommt noch der Tischler, der mir angemeldet worden, und mein Haus ist gefüllt, — ich kann nun Niemanden mehr aufnehmen!"

Der dicke, starke Mann im Schlafrocke erhob sich von seinem Schreibpulte, schlug das vor ihm liegende Buch zu, öffnete dann eine kleine Kassette und nahm aus dieser fünfzehn Zweigroschenstücke heraus.

„Das heutige Traktament für meine Einwohner," — sagte er lächelnd zu seiner Ehehälfte, welche ihm mit freundlichem Blicke ein großes Schlüsselbund entgegenbrachte, —

Eine große altmodische Wanduhr verkündete in diesem Augenblicke die siebente Morgenstunde; — der dicke Mann verließ seine Stube, stieg eine enge finstere Treppe hinauf, ging an verschiedene Thüren, öffnete dieselben und gab in jeder derselben einige von seinen Zweigroschenstücken an die daselbst harrenden Zimmerbewohner ab. — Nur in einen der Zimmer trat er hinein. Es war ein kleines niedriges Stübchen mit einem Fenster. Vier Bettstellen standen

Digitized by Google

darin, und zwischen ihnen war ein enger Durchgang. Oben zu beiden Seiten des Fensters standen zwei Tische, welche mit Büchern, Töpfen, angeschnittenen Broten, einigen Butterresten, einer Kaffeemaschine und verschiedenen Papieren belegt waren. An den Tischen standen vier roh gearbeitete hölzerne Schemmel, und über einem der Tische war ein kleiner Rechen, von dem sehr viele Kleidungsstücke hernieder hingen, während auf der andern Seite — ein an der Mauer in Bindfaden hängendes Brett sich befand, auf dem ein Licht in einer ausgehöhlten Kartoffel, und mehrere Flaschen standen. — Ueber den Bettstellen, in denen sich eine Matratze, ein Kopfkissen und eine wollene Decke befand — waren an verschiedenen Stellen Nägel eingeschlagen, an denen Hüte, Stiefeln und andere Kleidungsstücke hingen. Ein auf der Erde stehendes Waschbecken, neben welchem ein grauer thönerner Krug sich befand, vollendete die Ausstattung dieses kleinen dumpfigen Zimmers, in welchem vier Menschen ihren beständigen Aufenthalt haben sollten.

Und diese Stube war die beste und wohnlichste des Schuldgefängnisses zu N., denn sein Fensterchen ging auf die Straße hinaus, und sein Ofen, in dem eben ein großes Feuer flackerte, ließ keinen Rauch in die enge, trübe Wohnung der Gefangenen.

Drei von diesen standen eben von ihren Betten auf und grüßten den eintretenden starken Mann mit dem Schlüssel bunde und den Zweigroschenstücken mit einem freundlichen: „Guten Morgen, Herr Inspektor!" —

Der Vierte der Gefangenen blieb ruhig auf seinem Lager liegen. Er sah blaß und abgemagert aus, — sein Bart schien schon seit einigen Wochen die Bekanntschaft mit der Scheere vergessen zu haben, — seine Augen waren trüb und starr auf die niedrige Zimmerdecke gerichtet, — und seiner Brust entflohen von Minute zu Minute schwere Seufzer

Der Inspektor trat an das Lager des blassen Mannes.

„Wie geht es Ihnen?" — fragte er theilnehmend, — „will Ihre Krankheit noch immer nicht weichen?"

Der blasse Kranke richtete sich einen Augenblick in die Höhe. „Man müßte nicht Mensch sein" — sagte er — „könnte man hier, umgeben von diesem Elend, — ange, widert von der edlen Grausamkeit einzelner Menschen, gesunden. — Wenn diese dumpfige Stickluft, welche uns hier umzibt und jeden Lebenskeim angreift, auch die Reconvaleszenz unseres Körpers nicht unmöglich machte: so muß doch ein fühlendes Herz verbluten, wenn es die tausend Wunden sieht, welche hier durch die schamlose Geldgier den Menschen — von Menschen geschlagen werden, die oft nicht einmal werth sind, die schreckliche Luft einzuathmen, welche uns hier unser durch die roheste Gewalt getrübtes Leben erhalten soll."

Der Kranke fiel auf sein hartes Kopfkissen zurück. „Ich würde den Herrn" — fuhr er fort — die fortwährend von christlicher Liebe u. s. w. schwatzen, rathen, einmal die Diogenes-Laterne anzuzünden, — um Menschen zu suchen unter jenen reichen Gläubigern, — welche, um ihre strotzenden Geldkisten noch voller zu machen, ihre verarmten Schuldner der Freiheit, — großer Gott — das Einzige, das der Arme zuletzt noch besitzt, — der Freiheit, — der großen, gewaltigen, schönen, goldenen Freiheit, und mit ihr — des Lebens, berauben. — Sie sollten mit der Diogenes-Laterne unter diesen — Menschen suchen, — und sie würden statt ihrer — Blutegel finden, — oder Leute, die einen leeren, sehnsüchtig blickenden Geldsack hängen haben, wo ein Herz — ein menschlich fühlendes Herz liegen sollte.

Die Gefangenen nickten traurig ihre Beistimmung der Rede ihres leidenden Gefährten, und der Inspektor murmelte etwas von Gesetz und Gehorsam. — Dann reichte er dem Kranken die zwei und einen halben Silbergroschen, welche ihm zum Lebensunterhalte für diesen Tag ausgesetzt waren.

Dieser fuhr noch einmal in die Höhe, — in seiner Rechten hielt er das Geldstück, und indem er es mit höhnischem, starrem Blicke betrachtete, sagte er: „Seht her! Klebt an diesem Gelde nicht Blut? Ja, ja, es muß so sein! Es muß so sein! Es ist mein Herzblut, das mir gerinnt, — das mir die Macht eines Menschen, und die Macht dieses lumpigen Silberstückes raubt. Mein Blut erstarrt — entflieht, mit ihm mein Leben, und wenn ich doch diese Qualen erträge, die hier meine Brust zerreißen, — wenn ich endlich mich der Freiheit einst wieder erfreuen kann — wenn mein Gläubiger ohne Herz doch einmal einsieht, daß auch das Gefängniß meinem leeren Beutel, — meiner erwiesenen Armuth kein Geld erpressen kann: dann, ja dann wird man dieses Geld, das mir jetzt schon mein Leben raubt, noch einmal von mir fordern, — dann soll ich für das Vergnügen bezahlen, das ein harter Gläubiger empfand, als er mich hier einsperren ließ, — dann muß ich bezahlen für die Leiden, die mir hier bereitet wurden, — bezahlen meine eigenen Schmerzen, oder — mich noch einmal eingesperrt sehen."

Die Gefangenen sprachen etwas von Unrecht, — der Inspector bedauerte seine traurige Pflicht, und verließ und verschloß dann das Zimmer. —

Die Gefangenen rückten ihre Stühle an das Bett des kranken Gefährten, welcher sich freundlich zu ihnen herumwandte.

„Es wäre eine seltsame traurige Geschichte," — begann er, — „wollte man einmal alle die Leiden aufzeichnen, und zusammenstellen, — welche diese Mauern schon gesehen,

Digitized by Google

und was noch mehr — erschaffen haben. — Wie Viele auch immer hieher kommen, die ihren nagenden Schmerz hinter einem fröhlichen Aeußeren zu verstecken suchen, — wie Viele auch immer durch tolle, ausgelassene Lustigkeit in diesen Räumen die Stimme ihres Grames zu übertönen suchen, — der Kummer, die Sorge, — das Elend wohnt dennoch in ihrem Herzen, — und die Sehnsucht und die Trauer zerstöret doch ihr inneres Sein. Wie Viele hat ein trübes Schicksal hier schon zusammengewürfelt, die einander im Leben fern standen, und die erst hier, wo die Noth zusammengepfercht wird, einen Fremden als tröstenden, helfenden Freund in der Noth erkennen lernten." —

„Wir sind hier in diesem Zimmer nur unserer Vier," — sagte einer der Gefangenen, — „wir haben uns im Leben früher kaum gekannt, — denn Jeder verfolgte einen anderen Lebensweg. Sie zum Beispiel waren Kaufmann, — dieser Herr Privatlehrer, — dieser Herr ist ein Lohnfuhrmann, — und ich bin ein Brauer nach meinem Gewerbe; aber wir Alle haben Unglück gehabt, — Jeder auf seine Weise, — und nichts meine Herren, macht so vertraut als gemeinsames Unglück. Darum, glaube ich, kömmt es, daß uns hier das Leiden in kurzer Zeit befreundeter machte, — als ein glückliches frohes Leben in Jahren hätte thun können; — und daher, glaube ich, kömmt es auch, daß die Armen im Allgemeinen weit mehr Gefühl offenbaren und weit mehr Mitleid bei dem Unglücke Anderer zeigen, — als die Reichen und Glücklichen." —

Ein Wagen, der in diesem Augenblicke unten vorfuhr, unterbrach das Gespräch. Die Gefangenen liefen an das Fenster, und der Privatlehrer steckte einen zerbrochenen Spiegel durch die Eisengitter, um auf die Straße, und wer angekommen sei, sehen zu können.

„Der Doctor — der Doctor!" rief er nach einigen Augenblicken, dann zog er den Spiegel wieder zurück, und die Gefangenen gingen an das Bett des Kranken.

„Ach! dem Himmel sei Dank!" sagte dieser „endlich, endlich kommt er nun einmal zu mir, — es sind jetzt bald acht Tage, daß ich seinetwegen eine Eingabe eingereicht habe. Ich war sehr krank während dieser Zeit," — „und" — fügte er traurig hinzu — „ich hätte auch sterben können!" —

Es vergingen einige Minuten in spannender Erwartung. Die Gefangenen hofften, jeden Augenblick die Schritte des Arztes auf der Treppe zu vernehmen. — Alles blieb still. Unten hörte man eine Thür auf und zu machen, — wieder einige Minuten — die Gefangenen sagten — „der Arzt besucht erst unten den kranken Schuhmacher" — dann hörte man die Hausflur öffnen — wieder zuschließen und endlich einen Wagen schnell davon fahren.

Der Privatlehrer eilte wieder ans Fenster. „Er fährt fort!" rief er schnell. —

Der Kranke drehte seinen fiebernden Kopf nach der Wand. „Dann muß ich wieder warten," seufzte er. —

Draußen verkündeten die nahen Kirchenglocken die achte Morgenstunde. Der Tritt des Inspectors wurde auf der Treppe hörbar, — er öffnete die Thür der Gefangenstube. „Freistunde!" rief er in kaltem Amtstone hinein. Die Gefangenen stürzten an die Thür. „Warum kam der Doctor nicht herauf zu Herrn N.?" fragte Einer.

„Hat noch keinen Bericht empfangen;" entgegnete der Inspector, — „er kommt nie zu einem Kranken, bevor er nicht die gehörige Ordre vom Gläubiger erhalten hat, und die zögern in der Regel etwas lange, — denn sie müssen ihm den ersten Weg immer mit einem Reichsthaler bezahlen."

Die Gefangenen gingen hinaus auf den Vorsaal. Der Inspector öffnete auch die andern Zimmer, dann ging er in seine Amtsstube hinunter, — und die Gefangenen durften sich in ihrer „Freistunde" erholen.

(Fortsetzung folgt.)

Noch ein Wort betreff der von Herrn Steph. Lud. Roth herauszugebenden Schul- und Kirchenzeitung.

(Schluß.)

Eben so unwahrscheinlich erscheint es uns, daß die herauszugebende Kirchenzeitung zur Besprechung des subjectiven Glaubens des Einzelnen verwendet werden, daß in derselben ein Denunciations- und Inquisitionssystem sich erheben, und in unserer Mitte Glaubensrichterei und Glaubensrichterei Eingang finden werde. Gegen die Wahrscheinlichkeit einer solchen tadelswerthen Verwendung der herauszugebenden Kirchenzeitung spricht schon der bekannte ehrenwerthe Character des Mannes, der sich an die Spitze dieses Unternehmens stellt. Wir können es als gewiß annehmen, daß Herr Steph. Roth ein solches Verketzern, Richten und Verdammen eines Andern um seiner etwa abweichenden Glaubensüberzeugung willen als höchst unpassend, unrecht und unerlaubt ansieht, und aus voller Seele wißbilligt und verabscheut, und daß er demzufolge seine Zeitung nie zu einem derartigen tadelnswerthen Gebrauche hergeben wird. Wenn nun aber der Herausgeber der fraglichen Kirchenzeitung, weil er selbst einem solchen verwerflichen Treiben abhold ist, sein Journal nie zu einem Denunciations- und Inquisitions-

)(

Digitized by Google

tribunal herabwürdigen lassen wird, wie soll es da wahrscheinlich sein, daß die von Herrn Sch. befürchtete Verwendung derselben zu einem solchen eintrete? — Außerdem spricht gegen diese von Herrn Sch. namhaft gemachte Gefahr bei der herauszugebenden Kirchenzeitung, selbst wenn nicht schon die Person des Herausgebers die vollkommenste Garantie dagegen darböte, der Geist, der unter den Mitgliedern des geistlichen Standes herrscht, die Gesinnung, welche dieselbe belebt. Unsers Wissens beseelt die Mitglieder der evangelisch-sächsischen Geistlichkeit durchweg ein viel zu vernünftiger, billiger, rechtlicher Sinn; es huldigen dieselben viel zu sehr einer rationalen Auffassungsweise des Christenthums; es sind dieselben des Ausspruches Christi: „was richtest du einen fremden Knecht, ein Jeder steht und fällt seinem Herrn" viel zu sehr eingedenk, als daß sie zu Verdächtigungen und Verketzerungen ihrer Mitbrüder geneigt sein, als daß sich unter ihnen auch nur Einige finden sollten, die, von Glaubensfanatismus eingenommen, in der herauszugebenden Kirchenzeitung ein Tribunal für ihr inquisitorisches Gelüste sich zurichten sollten. Zu dieser Annahme berechtigt das bisherige Verhalten der Mitglieder unserer Geistlichkeit vollkommen, indem bis noch in der Mitte derselben, so viel wir wenigstens erfahren haben, noch nirgends ein derartiges Verketzern und Anfeinden um etwa abweichender Glaubensansichten willen weder factisch hervorgetreten ist, noch die Neigung dazu sich gezeigt hat. Wenn nun aber die muthmaßlichen Mitarbeiter der herauszugebenden Kirchenzeitung zu dem von Herrn Sch. befürchteten Richten und Verketzern des Mitbruders um der etwa abweichenden Glaubensüberzeugungen willen nicht geneigt sind; wie ist es dann als wahrscheinlich anzunehmen, daß in der herauszugebenden Kirchenzeitung ein solches Unwesen Eingang finden und Platz grifen könnte? Darum stellt sich auch von dieser Seite her, die von Herrn Sch. befürchtete tadelnswerthe Verwendung der herauszugebenden Kirchenzeitung als unwahrscheinlich, und sein aus diesem Grunde erhobenes Bedenken gegen die Ersprießlichkeit und Zulässigkeit der Herausgabe der beabsichtigten Kirchenzeitung als nichtig dar.

Wenn Herr Sch. um seine Befürchtung einer solchen tadelswerthen Verwendung der herauszugebenden Kirchenzeitung zu rechtfertigen, auf das Beispiel der evangelischen Kirchenzeitung, welche allerdings einem solchen verwerflichen Treiben ergeben ist, sich beruft: so glauben wir, daß seine darauf gebaute Folgerung, es könne mit der bei uns herauszugebenden Kirchenzeitung auch also gehen, in der Luft schwebt. Denn einmal ist es in Bezug auf das verwerfliche denunciatorische und inquisitorische Treiben der evangelischen Kirchenzeitung, auf das Verketzern und Verdammen der Andersglaubenden in derselben nicht zu übersehen, daß diese Zeitschrift von ihrem ersten Entstehen an die Bestimmung hatte, der Reaction in der evangelischen Kirche zu dienen, die Herrschaft des Rationalismus zu stürzen, der Orthodoxie und Unterolatrie wieder Raum zu verschaffen, die abgestandenen und gerichteten Dogmen zu reprästiniren und zu neuer Geltung zu bringen, kurz den evangelischen Jesuitismus auf alle nur mögliche Weise zu fördern und emporzubringen. Bei dieser Bestimmung dieses Journals ist es nur als strenge Consequenz anzusehen, wenn dasselbe zu Denunciation und Inquisitionen, zum Verketzern und Verdammen Andersgläubiger sich hergegeben hat. Aber daraus folgt doch keineswegs, daß auch in der bei uns herauszugebenden Kirchenzeitung ein solch' verderbliches Treiben Eingang finden werde; vielmehr ist es als gewiß anzunehmen, daß dergleichen in derselben nicht geschehn werde, da sie von Anfang an nicht die Bestimmung hat, der Sprechsaal einer Verfinsterungspartei unter uns zu sein, sondern dazu dienen soll, vernünftigen Ansichten auf dem betreffenden Felde unter und Eingang und Geltung zu verschaffen, und zur Vernichtung und Wegschaffung des Unrechten, Unvernünftigen, Mangelhaften auf dem einschlägigen Gebiete beizutragen. Würde nicht schon die ganz entgegengesetzte Bestimmung, welche der bei uns herauszugebenden im Vergleiche gegen die evangelische Kirchenzeitung gegeben worden ist, von vorn herein gegen die Wahrscheinlichkeit der von Herrn Sch. befürchteten tadelnswerthen Verwendung derselben sprechen: so würde die Berufung des Herrn Sch. auf die evangelische Kirchenzeitung zur Rechtfertigung seiner Befürchtung auch darum nicht Stich halten können, weil, was von der einzelen Art gilt, darum nicht auch von der ganzen Gattung gesagt werden kann, weil, wenn eine Kirchenzeitung zu solch tadelswerthem Treiben ihre Spalten öffnet, dieses darum nicht auch von andren bereits herauskommenden oder noch herauszugebenden geschehen muß. Zum Beweise dieses Letztern dient neben vielen andern Kirchenzeitungen und ähnlichen Journalen einzeler Länder und Provinzen euch die vielgelesene „allgemeine Kirchenzeitung." Ist bei dieser seit ihrem Bestehen jemals dergleichen geschehn, das Herrn Sch. mit Recht an der evangelischen Kirchenzeitung anstößig ist? Gewiß nie, vielmehr hat sich diese Zeitschrift von jeher von solch verwerflichem Treiben fern gehalten. Wir haben dennoch wohl Grund anzunehmen, daß es möglich sei, daß, da nicht jede Kirchenzeitung eine solche tadelnswerthe Richtung einschlägt und einschlagen muß, auch die unter uns herauszugebende Kirchenzeitung von solch unlauterm Geiste sich ferne halte, und solch unlöblichem Treiben sich nicht ergebe. Gewiß, es steht nicht zu befürchten, daß die unter uns herauszugebende

Digitized by Google

Kirchenzeitung ein Parteiblatt wie die evangelische Kirchenzeitung werde, und es verliert auch das von Herrn Sch. vor die Seele seiner Leser hingestellte Schreckgespenst dieser letztern viel, wenn nicht Alles, an der Beweiskraft, welche ihm Herr Sch. zur Rechtfertigung seiner Behauptung beilegen will.

Fassen wir nun das Ergebniß unserer Untersuchung noch einmal zusammen, so glauben wir, daß sich nach derselben Dieses als gewiß heraus stellt, daß es nicht wahrscheinlich sei, daß in der von Herrn Roth herauszugebenden Kirchenzeitung das Dogma und der subjective Glaube des Einzelnen zur Sprache gebracht, und in Folge dessen Verwirrung, Zweifel, Unruhe unter den Gemeindegliedern hervorgerufen, und der Glaubensrichterei und Glaubensrichterei, dem Denunciations- und Inquisitionswesen bei uns Eingang verschafft werde, und daß demzufolge auch das von Herrn Sch. gegen die Ersprießlichkeit und Zulässigkeit der Herausgabe der beabsichtigten Kirchenzeitung erhobene Bedenken ungegründet und nichtig sei. Darum können wir Herrn Sch. auch keineswegs beistimmen, wenn er wünscht, es möge nur ja nicht zur Herausgabe der beabsichtigten Kirchenzeitung kommen. Vielmehr sprechen wir unsererseits den innigsten Wunsch aus, es möge Herr Roth nur recht bald zur Ausführung seiner Absicht schreiten können. Wir erlauben uns deßhalb die Bitte an ihn zu richten, er möge sich durch alle Hindernisse und Schwierigkeiten, die ihm von Uebelwollenden auch jetzt noch in den Weg gelegt werden könnten, nicht abhalten, durch alle Bedenklichkeiten, welche allzu ängstliche Gemüther gegen die Zweckmäßigkeit seines Unternehmens erhoben, nicht beirren lassen, sondern muthig in der Wegräumung der entgegenstehenden Hindernisse fortzufahren, ungesäumt die nöthigen Einleitungen und Vorkehrungen zur Verwirklichung seines Unternehmens zu treffen, und die erforderlichen Vorarbeiten zu beginnen, damit wir in der kürzesten Zeit in den Besitz dieses in unserer jetzigen Lage so überaus wichtigen Organs gesetzt werden. Aber eben so erlauben wir uns, an alle Mitglieder des Lehrer- und geistlichen Standes die dringende Aufforderung ergehen zu lassen, ihrerseits ebenfalls Alles, was die allbaldige Ausführung dieses so heilsamen Unternehmens befördern kann, zu thun, und zu dem Ende in ihrer Umgebung durch empfehlende Worte demselben Freunde und Gönner zu erwecken, Abnehmer zu verschaffen, Mitarbeiter anzuwerben. Möge sie hiezu der Gedanke an die überaus heilsamen Folgen, welche aus dem Inslebentreten dieses Unternehmens für uns sich ergeben werden, antreiben und begeistern, denn es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß durch eine Schul- und Kirchenzeitung Schul und Kirche, hinfort für uns die einzigen Stützen unseres nationalen Bestandes, in ihrer gedeihlichen Entwicklung überaus gefördert werden müssen. Befinden sich aber Schule und Kirche unter uns in blühendem Zustande, so steht die Hauptwurzel unsers Volksthums gesund und kräftig da, und kann zum Wachsthum ihres Stammes, ihrer Aeste und Zweige immer frischen Saft und neue Nahrung zuführen, und es wird der ganze Baum immer mehr erstarken, immer schönere Blüthen treiben und immer reichere Früchte bringen. Gewiß, nur wenn Schule und Kirche unter uns in immer blühendem Zustande erhalten werden, so darf unser Volk noch eine Zukunft hoffen, so kann das Deutschthum unter uns noch lange erhalten werden. Darum säumen wir ja nicht; seien wir ja rasch und willig mit Rath und That zur Förderung und Unterstützung Alles dessen zur Hand, was zur gedeihlichen Entwicklung dieser beiden Institute beitragen kann.

Friedr. Paul.

Ein Lebenszeichen des Vereines zur Hebung der praktischen Bienenzucht in Siebenbürgen und insbesondere im Kronstädter Distrikte.

Das fortwährende Schweigen von der Wirksamkeit des in der Ueberschrift genannten Vereines dürfte bei Manchem der sich für den eben so gewinnreichen als angenehmen und lehrreichen Oekonomiezweig der Bienenzucht interessirt den besorglichen Gedanken erwecken, als wäre dieser Verein entweder lau in seiner Wirksamkeit oder schwach in seinen Kräften, oder liege gar in Todesnöthen. Lange habe ich gewartet, es möchte ein fähigeres und würdigeres Mitglied unseres Vereines für denselben in diesen Blättern die Feder ergreifen, jedoch vergeblich. Die warme Liebe zur Bienenzucht, verbunden mit dem Wunsche, diese und damit den Zweck des Vereins nachdrücklich gefördert zu sehen, bestimmt und drängt mich, den Verein und sein Thun und Treiben aus dem bisherigen engen Kreise der Besonderheit und Abgeschlossenheit heraus in das weite Bereich der Oeffentlichkeit einzuführen. Es geschieht Solches, um sowohl ein Lebenszeichen von sich zu geben und dadurch obige Besorgniß zu heben, als auch und hauptsächlich aus der Ueberzeugung, es werde die Oeffentlichkeit wie immer und überall so auch jetzt und in diesem Falle ihren anregenden und zeitigenden Einfluß nicht verläugnen. Denn verhandelt man über irgend einen gemeinnützigen Gegenstand in

Digitized by Google

foro, so wird die Aufmerksamkeit Vieler auf ihn hingelenkt, es werden auch Viele veranlaßt, an den Verhandlungen selbst Theil zu nehmen. Die natürliche Folge davon ist, daß die Sache mehr Leben gewinnt, daß die Erfahrungen Einzelner, die sonst verborgen geblieben wären ans Tageslicht kommen, daß durch das Erörtern, Sichten und Abwägen von mancherlei Meinungen und Ansichten das Wahre, Wesentliche und Stichhaltige leichter, schneller und sicherer sich ermitteln läßt.

So lasse ich denn getrost und voll guter Wünsche und Hoffnungen für meinen geliebten Pflegling, die Kunde von dem dermaligen äußern Bestande und dem innern Leben unseres Vereins oder, was bis jetzt darin gethan und besprochen worden ist, wenn auch nur auszugsweise, in die Welt hinaustreten. In letzterer Beziehung gedenke ich besonders einige Gegenstände der Bienenzucht, welche nach meiner geringen Einsicht von wesentlicher Bedeutung für dieselbe sind, zur Sprache zu bringen, und das um so mehr, da sie bei dem alten Schlendrian, von dem Viele Bienenzüchter sich noch immer nicht haben befreien können, harten und vielfachen Widerspruch gefunden haben, ich auch von Mehren in der Nähe und Ferne aufgefordert worden bin, darüber mich durch eben dieses Organ auszusprechen. Mögen nun meine unmaßgeblichen Ansichten als wahr und richtig erkannt oder als falsch und irrig verworfen werden, so soll es mir zur Freude gereichen, da in beiden Fällen die Sache, um die es sich handelt, nur gewinnen kann.

Unser Verein besteht zur Zeit aus 64 Mitgliedern, worunter sich fast alle gegenwärtig in Kronstadt und im Distrikte die Bienenzucht mit Wärme betreibende und gemeinnützig denkende Individuen befinden. Jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag von 50 kr. CM. Diese Beiträge bilden das Vereinsvermögen, woraus alle Ausgaben zu bestreiten sind. Zweimal im Jahre den 3. Mittwoch im Mai- und den 1. Mittwoch im September tritt der Verein laut den von Allerhöchst Sr. Majestät bestätigten Statuten zusammen. In der Frühjahrsversammlung werden alljährlich die Vorsteher durch Stimmenmehrheit gewählt. Die letztere 3 Jahre waren und sind dermalen noch 1. Vorsteher Tittelherr Friedrich Boemches, Senator in Kronstadt; 2. Vorsteher, Herr Friedrich Wenzel, emeritirter Forstmeister in Kronstadt; Cassier, Herr Johann Plajer, Tonsetzer in Kronstadt; und Actuar Johann Foith, Prediger in Heldsdorf. Was die Betriebsamkeit des Vereins anbelangt, so giebt es unter den Mitgliedern desselben Oekonomen, welche auf eignem Bienenstande 200 bis 300 Bienenstöcke zählen, weswegen sich unter allen Vereins-Mitgliedern nicht selten weit über 2000 Bienenstöcke befinden. Aber doch bleibt diese Summe noch weit hinter jener zurück, welche unsere Altvordern im 18. Jahrhundert und später in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in unserm viel gesegneten einen großen Garten ähnlichen Distrikte aufzuweisen hatten, indem es Familien besonders in Kronstadt gab, welche allein an 2000 Bienenstöcke unter ihrer Pflege hielten. Noch stehen heute viele Bienengärten, in welchen einst nicht blos Milch sondern auch der edelste Honig floß, von Bienen leer, und ungenützt vertrocknen auf ihrem Stengel die vor wie nach und dermalen ungezählten Kelche duftender Blumen, aus denen das fröhliche und emsige Bienenvölkchen den Honig sog, der seinen Pflegern manchen Thaler einbrachte, — nun aber für das gesammte Vaterland verloren geht. Doch es ist zu hoffen, daß unser Verein, wenn er seine gemeinnützigen Bestrebungen, immer tiefer in die Geheimnisse, welche die Natur in die kleine Welt der Bienen gelegt hat, einzudringen und seine Entdeckungen, wie auch eine zweckdienliche Behandlung der Bienen zum Gemeingute zu machen, rastlos verfolgt, den jetzt so sehr verfallenen Oekonomiezweig wieder emporbringen werde. Zwar ist es auch mit diesem Zweige wie mit allen andern, daß selbst bei Kenntnissen und Thätigkeit, wenn die Natur unüberwindliche Hindernisse entgegenstellt, oft wenig, oft gar nichts errungen wird; allein ich muß es aus 26jähriger Erfahrung aufrichtig gestehen, daß nur in äußerst seltenen Jahren die Arbeit des Bienenzüchters unbelohnt bleibt, und daß, wenn öfter unwissende und thörigt handelnde Bienenzüchter klagen und die Bienenzucht verschreien, der Einsichtvolle noch immer zufrieden sein kann. Einen Beleg für meine Behauptung hat unser Verein im letzt verflossenen Jahre geliefert. Derselbe kaufte nämlich im Herbste des Jahres 1846 aus dem Vereinsvermögen zur Anlegung einer gemeinschaftlichen Bienenpflanzschule, in welcher später auch junge Leute zu praktischen Bienenzüchtern herangebildet werden sollen, 10 Bienenstöcke, im Preise von 90 fl. WW. deren Pflege und Besorgung ein Vereinsmitglied zur Förderung der guten Sache unentgeltlich übernahm. Ob nun gleich das Jahr 1847 nach dem Urtheile des gesammten Vereins in der 1847ger Herbstversammlung für ganz Siebenbürgen in Hinsicht der Schwärme sehr schwach und in Hinsicht des Honigertrags unter der Mittelmäßigkeit war, so trugen demungeachtet genannte 10 Bienenstöcke dem Vereine 172 fl. WW. Mithin brachte ein Capital von 90 fl. WW. in einem Jahre einen reinen Gewinn von 82 fl. WW. Sollte diesem nach die Bie-

Digitized by Google

nenzucht nicht lohnen? Sollte sie nicht alle Beachtung verdienen? — Der Verein hat für die nächsten 3 Jahre die vorhandenen nunmehr 26 gemeinschaftlichen Bienenstöcke einem andern Vereinsmitgliede, welches die Hälfte vom reinen Betrage beziehen soll, mit dem Auftrage und der Verpflichtung übergeben, einige der anzuhoffenden Schwärme in theilbare Stände nach Csaplowitz, und einige in Reisestöcke von Zähne einzufassen, um so nach und nach die Zweckdienlichkeit aller bisher bekannten Bienenwohnungen in dieser gemeinschaftlichen Bienenpflanzschule zu erproben.

In der Regel wandern alle Vereinsmitglieder unseres Distrikts, in deren Bereiche kein Haidekorn angebaut wird, gegen Ende Juli, um welche Zeit die Stöcke bereits abgeschwärmt haben, zur Nachtzeit mit ihren Bienenstöcken Alten und Jungen, auf den eine gute Stunde von Kronstadt im Südosten unsers Burzenthales befindlichen sogenannten Honigbach, allwo mitten im Felde 7 geräumige nahe aneinander gelegene Bienengärten sich befinden in deren Umgebung im Monat August eine unabsehbare Menge Haidekorn seine aromatischen Blüthen entfaltet und übergeben selbe den Gärtnern gegen eine gewisse, schon aus den ältesten Zeiten bestimmte Bezahlung, zur Obhut. Doch scheint in der neuesten Zeit der vermehrte Anbau des Wälschkorns, das Haidekorn zum großen Nachtheile der Bienenzucht, verdrängen zu wollen. In der Mitte Septembers beginnt die Honigernte. Es werden demnach die Honigschweren Bienenstöcke, worunter es in bessern Jahren sogar über 80 Pf. schwere gibt, theils Stockweise gleich vom Stande verkauft, theils werden sie vermittelst Schwefel getödtet, der Honig sammt Tafeln zerstoßen, dann mit dem Honig-Eimer, welcher in unserm Distrikte 33 Maaß mißt, veräußert. Mehrere Bienenzüchter tödten ihre Bienen nicht, sondern trommeln selbe aus und vereinigen sie mit solchen, die sie zur Zucht bestimmt haben. Noch andere Vereinsmitglieder trommeln die Bienen aus ihren Honigschweren Körben, und geben dieselben in solche Stöcke, welche mutterlos sind, dabei aber doch wenigstens 20 Pf. wägen, und eben zu dieser Absicht die Bienen aus denselben früher, schon gegen Ende August abgeschwefelt worden waren. Auf letztere Art verfährt Einsender selbst mit dem besten Erfolge. Doch ist zu merken, daß nur wenigen Bienen auf diesem Wege das Leben gerettet werden kann, indem ein verständiger und achtsamer Bienenoekonom nur selten und sehr wenige mutterlose Stöcke ohne Beistand läßt, vielmehr den meisten bei guter Zeit zu einer Mutter verhilft. Uebrigens hat das Tödten honigreicher Bienenstöcke in unserm Distrikte seinen guten Grund, indem wir unter den noch obwaltenden Umständen weit besser und sicherer fahren, als wenn wir die Bienen, welches wohl auch möglich ist, alle am Leben zu erhalten gedächten. — Haben unsere Vereinsmitglieder die Auswahl der einzuschlagenden Bienenstöcke vorläufig getroffen, welches gewöhnlich bis 1. Mittwoch im Sept. geschieht, so wird, da an diesem Tage, wie oben erwähnt, Vereinsversammlung gehalten wird, vorerst gemeinschaftlich über die Güte oder Schwäche des nunmehr abgelaufenen Jahres geurtheilt, darnach einerseits beiläufig bestimmt, wie hoch im Preise der Honigeimer oder ein schlaggerechter Bienenstock zu stehen kommen können, und wie hoch im Preise andererseits im Verhältnisse zum Honigpreise ein anzukaufender Bienenstock zur Zucht stehen müsse. Diesem Verhältnisse nach beweist und bestimmt dann jeder Einzeln seine Honigernte, oder das Einschlagen seiner Bienenstöcke. Hier gibt es nun aber gewöhnlich eine Stimme des Anstoßes.

Unser Verein im Kronstädter Distrikte bezieht nämlich alle seine Bienenstöcke zur Zucht, welche im Herbst angekauft werden bald nach unserer Honigernte, theils aus dem Repser Stuhl, theils aus dem Schäßburger und Großschenker Stuhl, auch nicht wenige aus dem Fogaraścher Kreise. Denn in diesen Gegenden können die Bienenzüchter nur als dann ihre Stöcke, welche selten eine ausnehmende Schwere erlangen, sondern in den meisten Jahren blos zur Zucht taugen gehörig verwerthen, wenn sich viele Abnehmer derselben im Burzenlande in unserm Lande vorfinden. Soll aber die Bienenzucht durch diesen Verkehr blühen und beiden Theilen Gewinn bringen; soll überhaupt dieser Verkehr auf die Dauer bestehen, und wie zu wünschen noch mehr gesteigert werden; sollen sich so fort viele Käufer und Abnehmer im Burzenlande, namentlich in unserm Vereine vorfinden, so dürfen die Bienenstöcke zur Zucht in genannten Gegenden nicht im Mißverhältnisse zum vorjährigen Honigpreise im Kronstädter Distrikte stehen, dann müßte der Burzenländer Bienenzüchter seine honigschwären Bienenstöcke und seinen gewonnen Honig überhaupt wohlfeil veräußern, zur Zucht aber eben so theuer oder noch theuerer Bienenstöcke ankaufen, so wär das höchst unökonomisch, und er kann nicht bestehen. Unter solchen Umständen behält er alsdann weit lieber seine eigenen honigreichern Stöcke zur Zucht, ohne leichtere anzukaufen. Dadurch aber wird in obigen Gegenden unsers Vaterlandes die Bienenzucht behindert und zurückgehalten. Die größte Schuld dieses Mißverhältnisses tragen jedoch die Zwischenhändler und Verkäufer. Diese in obengenannten Stühlen wie auch im Fogaraścher Kreise wohnende Spekulanten, durchziehen vorzeitig und voreilig jedes Dorf, und verhandlen die Bienenstöcke wie sie dieselben eben treffen, oft mehr schwache und

Digitized by Google

ungesunde, als zuchtgerechte und gesunde; eben daher auch in verschiedenen, theils niedern, theils höhern Preisen, belegen dieselbe wohl auch mit einem unbedeutenden Reugeld, welches sie sammt den Stöcken wieder aufgeben, sobald sich in unserm Vereine keine Abnehmer wollen angeln lassen; haben sie aber doch im Burzenlande hie und da einen der Sache unkundigen Käufer (denn nur zu eifrig suchen sie nach Solchen, welche noch uneingeweihte Anhänger sind) gefunden, so schaffen sie alsdann jene erhandelten Bienenstöcke als sehr gemischte Waare ins Burzenland, unter dem Vorwande, alle Stöcke in einem und demselben Preise bezahlt zu haben. Auf diese Art treiben jene Speculanten und Zwischenhändler die bessern Bienenstöcke, weil sie selbe mit schlechtern untermischen in die Höhe, vervortheilen die Abnehmer und bringen der Bienenzucht nicht geringen Nachtheil. Denn die Folge ist, daß in Burzenland bis zum Frühjahr zum Mißmuthe und Schaden der Käufer von den angekauften Bienenstöcken sehr viele absterben, welche, wären selbe unverkauft an Ort und Stelle geblieben, und nicht so weit zu Wagen übersiedelt worden, weit weniger Nahrung gebraucht und der Bienenzucht erhalten werden können. Diesem der Bienenzucht höchst verderblichen Uebelstande abzuhelfen, hat unser Verein bereits den Wunsch ausgesprochen, daß sich wenigstens in jenen 3 Stühlen und im Fogaraſcher Kreise Zweig-Vereine bilden, aus denselben alsdann zwei ihrer Mitglieder, wenigstens zur Herbstversammlung in unsern Stamm-Verein entsendet werden möchten, welche sodann aus eigner Anschauung sich vom wahren Bestande der hiesigen Bienenzucht und Honigpreise überzeugen, und den Bedarf der Stöcke zur Zucht aus jedem Zweig-Vereine selbst abliefern könnten. Gewiß würde die Bienenzucht dadurch nur gehoben werden; denn es würde jedem Zweig-Vereine selbst darum zu thun sein, nur zuchtgerechte Bienenstöcke an den Stammverein zu liefern, und der Stammverein würde nicht anstehen, auch den Zeitumständen entsprechenden besten Preis zu geben. Möge denn in jenen Gegenden unſers Vaterlandes bald Hand ans Werk gelegt werden, indem ja jeden Herbst wenigstens 2000 Bienenstöcke aus jenen Gegenden ins Burzenland unter die Vereinsmitglieder eingeführt werden dürften, welches gewiß kein unbedeutender Verkehr ist; denn rechnet man jeden einzelen Bienenstock auch nur zu 6 Gulden W. W. so hätten die Zweig-Vereine doch jährlich wenigstens 12000 Gulden zu gewärtigen.

(Fortsetzung folgt.)

An das Volk der Sachsen.

Ich habe Manches nun zu lesen,
Zu sehn, zu hören mich bestrebt;
Ich bin im ganzen Land gewesen
Und habe Manches drin erlebt;
Ich pilgerte zu seinem Norden,
Zu seines Südens Wärme hin,
Was ist mir nun dafür geworden?
Was ist der Pilgerschaft Gewinn?

Nun möcht ich gehen um zu weinen,
Daß die Gewalt das Recht besiegt;
Daß Wahrheit selten darf erscheinen,
Daß unser Geist in Ketten liegt,
Daß Schwachheit oft und Herrschsucht thronet
Wo Kraft und Tugend herrschen soll,
Daß Selbstsucht in den Herzen wohnet
Wann's Vaterland ist kummervoll.

Und weinen möchte ich vor Allen
Um dich mein theures Vaterland,
Daß deines Nothrufs lautes Schallen
Auch jetzt nur taube Ohren fand;
Daß du ertrankest an den Wunden
Die die die schnöde Selbstsucht schlägt,
Und daß noch nicht ein Geist verbunden
Die Söhne die dein Boden trägt.

Doch weinen will ich nicht noch klagen,
Denn Besseres giebt es noch zu thun,
Für's Rechte will ich Alles wagen
Will nimmer weichen, nimmer ruhn;
Und wenn wir Alle redlich wollen
Und treulich schlagen Hand in Hand,
Dann wird's — wie auch die Feinde grollen —
Stets besser hier im Vaterland.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 44. Montag, den 13. November 1848.

Denkschrift,

über eine durchgreifende Hebung der arbeitenden Klassen, namentlich durch die Bildung eines internationalen Kongresses von Gewerbtreibenden.

Unter diesem Titel finden wir in dem vortrefflich redigirten „Central Organ für Handel, Gewerbe und Politik" folgenden höchst beachtenswerthen kurzen Aufsatz, den wir besonders den Gegnern unseres Zunftinstituts zum gefälligen Nachdenken empfehlen.

„Jede Regierung muß als eine ihrer Hauptaufgaben anerkennen, die Lage der arbeitenden Klassen durchgreifend zu verbessern. Die vielfachen Untersuchungen, welche sich bisher mit der Lösung dieser Aufgabe beschäftigt haben, kommen fast alle darin überein, daß für die überhandnehmende Massenarmuth (Proletariat) die letzte Ursache in der sogenannten freien Konkurrenz zu suchen sei. Noch vor nicht langer Zeit pflegte jene Beschränkung dieser freien Konkurrenz als eine dem Gesammtwohlstande nachtheilige und der individuellen Freiheit feindliche Maßregel angesehen zu werden; gegenwärtig aber, wo die Prüfung eine gründliche geworden ist, beginnt sich bereits eine entgegengesetzte Ansicht geltend zu machen. Es können hier die sozialistischen und kommunistischen Theorien bei Seite gesetzt werden; auf dieselben ist schon deshalb nicht einzugehen, weil bisher ihre praktische Ausführbarkeit sich nicht bewährt hat, und eine Regierung unverantwortlich handeln würde, mit dem Wohlstande der Staatsangehörigen Experimente anzustellen, deren Erfolge möglicherweise unsägliches Unglück über Alle bringen könnten. Aber auch bei Anerkennung der Grundpfeiler unserer gesellschaftlichen Zustände, des Eigenthumes und der Familie gelangen vorsichtige und gründliche Staatsökonomen zu dem Resultat, daß die freie Konkurrenz in der gegenwärtigen Form nicht länger ohne Gefährdung des Ganzen fortbestehen könne. Und in der That läßt sich dieselbe als ein Zustand der Unfreiheit nachweisen."

„Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts finden wir unter den Europäischen Völkern neben der politischen Organisation auch eine gewerbliche bestehen; erstere auf den Ständen, letztere auf den Zünften beruhend. Diese Organisation, für die früheren Verhältnisse ausreichend, hatte sich im Verlaufe der Zeit als mangelhaft erwiesen. Die französische Revolution zertrümmerte zunächst das feudale Ständewesen, setzte an dessen Stelle den Grundsatz der allgemeinen politischen Gleichheit, und organisirte durch die auf diesem Grundsatze beruhende Verfassungen die politischen Verhältnisse der Gesellschaft in anderer als der bisher bestandenen Weise. Die Revolution hob ferner die bisherige gewerbliche Organisation auf, sie vernichtet das ganze Zunftwesen, und proklamirte den Grundsatz der sogenannten freien Arbeit, d. h. der freien Konkurrenz. Hier aber blieb sie stehen. Sie unterließ, an die Stelle der zerstörten gewerblichen Verfassung eine andere treten zu lassen, wie dieß bei der politischen geschehen war. Dadurch wurde der Zustand der Anarchie, welcher stets zwischen dem Umsturz einer alten und dem Aufrichten einer neuen Verfassung eintreten muß, für die gewerblichen Verhältnisse ein bleibender."

„In gleicher rein destruktiver Weise wurde in England (wenn gleich hier nur nach und mit vorläufiger Ausschließung der Boden-Industrie,) so wie im größten Theile Deutschlands und des westlichen Europas verfahren. Ueberall wurde durch die Vernichtung der bisherigen gewerblichen Organisation ohne Substituirung einer neuen die gewerbliche Anarchie herbeigeführt."

Digitized by Google

Ein Schuldgefängniß.

Skizze aus dem Leben von Herrmann Walden.

(Fortsetzung.)

2.

Eine halbe Stunde später ertönte die große Hausglocke des Schuldgefängnisses. — Der Inspector beeilte sich die Thür aufzuschließen, er hatte einen Executor mit dem bereits früher angemeldeten Tischler kommen sehen; jetzt wollte er ihn in Empfang nehmen.

Vor der Hausthür stand der Executor, in der einen Hand den Klingelzug, — in der andern den Thürdrücker; sein Gefangener stand neben ihm.

Dieser war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, fein — wie es schien — von vielen Leiden stark markirtes Gesicht, war trüb zur Erde gerichtet, — sein langes schwarzes Haar hing wirr darüber hin, — seine Kleidung war ärmlich, aber gut gehalten, seine Haltung war gebückt. Das augenblickliche Elend schien allzuschwer auf ihm zu lasten, schien ihn niederzudrücken.

Als der Executor so dastand, sich nach seinem Gefangenen nicht umsehend, — drinnen im Hause der helle Ton der Glocke erschallte, — tönte dieser im Herzen des armen Tischlers tausendfach wieder. Er schrack zusammen, als er ihn vernahm, — er mahnte ihn an das Elend des Gefängnisses, an den Schmerz seiner daheim gelassenen Frau, an den Hunger seiner verlassenen Kinder. Der Gedanke an Freiheit durchzuckte ihn plötzlich, wie die leuchtende Sternschnuppe den nächtlichen Himmelsraum durchfährt. Noch könnte er sich retten — so dünkte es ihm — sein Gehirn war ja von Gram und Leiden befangen, — seine Gedanken waren nicht frei; aber er wollte frei sein — sein Herz sehnte sich nach Freiheit, — und nach den verlassenen Seinigen. Drinnen, — nein nur nicht hinter diese kleine eichene Thür, — da hört das Leben auf — fort — fort! —

So war sein Gedankenflug, — und er folgte ihm und stürmte hinweg. — Hinter ihm her tönte der Ruf des Executors: „Haltet auf! Haltet auf!" —

Nach einigen Minuten war er wieder Gefangener, einige gutmüthige Menschen hatten ihn aufgehalten, er konnte ja ein Dieb, — ein Verbrecher sein!

Unter Spott- und Hohngelächter ward er in das Schuldgefängniß hineingeführt. — Der Inspector zeigte dem Neuangekommenen sein Zimmer an, und gab ihm seine Alimente für diesen Tag, — seine zwei Groschen. —

Der arme Tischler warf sich auf sein Bett, — sein Inneres war plötzlich eine ganze Welt geworden, — aber eine Welt voll Fluch und Schrecken, — eine Welt, die noch schlimmer als die Wirklichkeit ihm entgegenstarrte. Sein Herz glich dem ausgebrannten Krater des Vesuvs, — das Feuer seines Lebens war erloschen, — aber er selbst war zerrissen; — die Welt war ein Abgrund, er stürzte hinein — und schwebte stundenlang in den Lüften, — und spürte stundenlang die Schrecken des entsetzlichen Falles. Er hätte gern träumen wollen, aber auch der Traumgott ließ sich nicht zu ihm hernieder, um ihm wie den andern Menschenkindern den allersüßesten Trost zu bringen, den des — Vergessens.

Armer Mann! Wie viel hattest du verschuldet, — oder vielmehr, wie viel warst du schuldig? —

Sechs Thaler hatten ihn in dieses Elend gestürzt. Er hätte sie ja so gerne, — ach, wenn es möglich gewesen wäre, mit seinem Herzblute bezahlt, da erkrankte seine Frau, dann kam ein schlechter Schuldner, der ihm mit einer größeren Summe davon lief, dann — ach Gott, dann kam noch verschiedenes anderes Unglück. Wer kann die kleinen Leiden alle aufzählen, die so oft — nach und nach — das Glück eines Lebens, einer Familie zerstören!

Sechs Thaler hätten ihn und seine Familie retten können. — Wie oft verpufft sie der Reiche in einigen Flaschen gaumkitzelnden Champagners! Wie oft wirft er sie weg, um der Laune eines Augenblicks zu genügen, — um der Göttin Mode zu huldigen. Er fährt in prunkender Karosse an dem Elende vorüber, — er sieht es nicht; die Hufe seiner Rosse bespritzen mit Koth die Kleider des Armen — er sieht nicht sein trauerndes Gesicht; die Livreen seiner Bedienten strotzen von Gold und Silber und er hört nicht die Klage des entblößten frierenden Kindes, das unter Weinen und Jammer seinem schnell dahin brausenden Wagen nachläuft. — —

O ich könnte noch Bogen, — viele Bogen lang über dieses Thema fortschreiben; aber das Herz blutet mir, wenn ich über all' das Elend nachdenke, — das gemildert werden könnte, — mich all' der Thränen erinnere, die getrocknet werden könnten, — durch die Entsagung der Glücklichen — für einen einzigen Tag. — Es ist mir, als wär ich ein Kind, das sich scheut in die Nacht hineinzuwandern, — das die Nachtgebilde fürchtet, weil die eintretende Abenddämmerung ohnehin schon die Welt und ihre müden Gestalten mit dunklen, ungewiß verschwimmenden Umrissen und Farben zeichnet. —

Die Mitgefangenen des Tischlers suchten diesen zu ermuntern, — er hörte nichts von ihren Trostworten, — seine Gedanken waren anderweitig beschäftigt, — er glaubte das Weinen seiner Kinder zu vernehmen.

Digitized by Google

Als er endlich halb und halb zu sich selbst zurückkam, fühlte er das ihm vom Inspector gegebene Geldstück in seiner Hand, — und er warf es von sich. — Er hatte am heutigen Tage noch nicht gefrühstückt, er hungerte und der Hungertod kam ihm in den Sinn. Er freute sich darauf, er wolle verhungern. Die Mitgefangenen lachten ihn aus, und ihr Gelächter klang ihm wie der Hohn harter Menschen, die seinen Kindern eine Gabe verweigerten. —

Am Nachmittage kam seine Frau in das Gefängniß, sie brachte ihr jüngstes Kind mit. Es war ein schmerzvolles Wiedersehn, — aber die unglückliche Frau wußte doch den süßen Trost der Liebe in das Herz ihres armen Mannes zu senken. Er fing wieder an, sich mit dem Leben zu versöhnen, er wollte sich seiner Familie erhalten, und aß die kärgliche Mahlzeit, die seine Frau ihm bereitet hatte. Dann hielten sie mit einander Rath, — das treue Weib wollte mit ihrem Kind im Arme noch heute das Herz des reichen Gläubigers zu bewegen suchen, die Hoffnung kehrte in ihre Herzen zurück. Gewiß, — dachten sie! wird jener Mann mit uns fühlen, — die Menschen sind doch gut!

Die Menschen sind doch gut! Ich glaube, sie gleichen den Blumen, wie sie eben überall über die Erde verbreitet sind, — große und kleine, — duftende und stinkende, — nützliche — heilsame und giftige, — und die Erde gleicht dem Leben, und der Arme dem Schmetterling. Einem Jeden ist ein Theil der Erde angewiesen, — ein Stückchen Land bringt viel Rosen und Sonnenblumen hervor, während das andere nichts als giftigen Fingerhut und Schierling zeugt. Da kommt es nun darauf an, ob der Schmetterling auf seinem Lebenswege viel Sonnenblumen findet, und sich ihnen groß saugt, — oder ob er sich den bunten Farbenmantel an den vielen Brennesseln versengt, die er auf seinem Pfade antrifft. — Menschen und Blumen! Hat schon Einer jemals nachgezählt, — ob die duftigen Blüthen mehr gedeihen, — oder ob es mehr wuchernde Giftpflanzen giebt?

3.

Im Hause des Kaufmanns B. war ein sonderbares Treiben. Sämmtliche Zimmer waren auf das Prächtigste beleuchtet. Die Thüren standen auf, als ob man eine große Anzahl von Gästen erwartete. Ein Paar Bedienten rannten Trepp auf, Trepp ab. In einem der Zimmer erblickte man eine mit vielen Speisen besetzte und reich verzierte Tafel, an der entgegengesetzten Seite ein großes Buffet, von dem eine Anzahl silberblinkender Champagner-Hälse lockend herunterſahen. Im Hausflur war eine Garderobe eingerichtet, und die Thüren des Hauſes waren weit geöffnet. Herr B. hatte ein glückliches Geschäft in Aussicht; das heutige Fest, zu dem er viele seiner Hausfreunde geladen hatte, sollte ihm vollends dazu verhelfen.

Seine Frau trat eben in sein Arbeitszimmer, er schien verdrießlich, und ein Gerichtsdiener stand vor ihm, und wartete auf seine Unterschrift.

„Nichts als Quälereien!" rief er, indem er widerstrebend ein Blatt unterzeichnete und es dem Gerichtsboten übergab. „Aber demungeachtet wende ich noch dreißig Thaler daran, und er muß sitzen, — oder Geld schaffen!"

Der Gerichtsbote entfernte sich. —

„Was trübt Dir heute Deine Laune?" fragte die Frau des Kaufmannes schmeichelnd, — „man muß das fröhliche Gesicht vornehmen, wenn man Gäste empfangen will, und Du bist doch sonst als guter Gesellschafter bekannt."

„Ach nichts als Geld möchte ich schaffen!" — sagte der Kaufmann ärgerlich, — „nichts als Geld! Da ist wieder der bankerutte Herr Scholz im Gefängnisse erkrankt, — und ich muß ihm einen Arzt halten oder ihn frei lassen. Unsere Gesetze sind darin zu mild — viel zu mild. Wer hieß den Herrn Scholz spekuliren? Die Armen sollten gar nicht spekuliren, — man müßte es ihnen verbieten; — das Geschäft wäre dann in sicheren Händen, und die Konkurrenz würde vermindert. Ich habe ja hier den sichersten Beweis in Händen, daß nur die Armen das Geschäft verderben, und uns Sorgen und Kummer bereiten. Hätte Scholz nicht spekulirt, nun freilich — wer weiß, wie ich die schlechten Papiere los geworden wäre, — die er für baares Geld von mir annehmen mußte, aber ich brauchte ihm doch jetzt keinen Arzt zu halten, und" —

Herr B. wollte in seiner erbaulichen Auseinandersetzung fortfahren, als die Thür jenes Arbeitszimmers sich wieder öffnete, und die Frau des Tischlers ihr Kind im Arme eintrat.

Die arme Frau sah bleicher und trauriger aus, als am Tage, wo sie die Trostspenderin ihres leidenden Mannes gewesen war. Der Schritt, den sie eben jetzt that, schien ihr sehr schwer zu werden, und sie blieb einige Augenblicke in schüchterner Entfernung von dem Kaufmann sprachlos stehen.

„Was wollen Sie?" — herrschte sie dieser an, — „hat man auch des Abends noch von den Bettlern keine Ruhe?"

„Verzeihen Sie" — sagte die Frau etwas gefaßter, — „ich bin die Frau des armen Tischlers, den Sie heut früh wegen sechs Thalern, die er Ihnen als Rest auf dreißig schuldete, und" —

„Und? Nun! Nun nur schnell!" fiel ihr der Kaufmann

Digitized by Google

in die Rede, „Was wollen Sie? Bringen Sie Geld? — Sie sehen, ich habe keine Zeit!"

„Ich wollte — sagte die zitternde Frau aufs Neue eingeschüchtert und stockend, — „ich wollte Sie um die Freilassung meines Mannes anflehen."

„Dann," sagte Herr B. kalt, — „ersparen Sie sich Ihre Mühe und verderben Sie mir meine Laune nicht. Ihr Mann bleibt im Gefängnisse, bis er zahlt."

„Barmherzigkeit!" rief die arme Frau, indem sie einen Schritt näher trat, und die Thränen ihr Auge füllten, — „üben Sie Barmherzigkeit, und denken Sie an die Gnade Gottes und an meine armen Kinder, — die ohne ihren Vater dem Hungertode entgegen gehen, — denken Sie — o Gott, ich weiß nicht mehr, was ich Ihnen vor Ihre Sinne führen soll, um Ihr Mitleid zu erwecken."

„Würde Ihnen ohnehin alles nichts nützen," sagte der Kaufmann, „das sind verbrauchte Mittel, die eine alte Frau rühren können, — die aber einen Geschäftsmann nicht befriedigen."

„Barmherzigkeit!" — wiederholte die Frau, — „lassen Sie meinen Mann frei, und er wird arbeiten, — Tag und Nacht arbeiten, bis er Ihnen ihre Schuld abzutragen im Stande ist. — Mein Gott — er hat Ihnen ja schon viel bezahlt, — freilich war es ihm im letzten halben Jahre unmöglich, seine Termine pünktlich einzuhalten, aber gewiß — gewiß, wir wollen Alle darben, so lange entbehren, bis Sie bezahlt sind. — Haben Sie Mitleid!"

„Ach! welch ennuyantes Gewäsch!" rief Madamme B.

„Narrenspossen! sagte der Kaufmann, — „man kennt diese Redensarten. Damit wird nicht geholfen. Schaffen Sie Geld, — Ihr Mann bleibt im Gefängniß — bis er zahlt. Und nun lassen Sie mich, — ich bin beschäftigt, und meine Geduld ist zu Ende."

Die arme Frau war der Verzweiflung nahe, sie vermochte kein Wort mehr zu sprechen. Noch einmal trat sie näher an Herrn B. heran, sie wollte sich vor ihm niederstürzen, — er stieß sie zurück, und hieß sie gehen. Sie zauderte, — da wollte er seine Bedienten rufen — und sie schlich trostlos und still aus dem festlich geschmückten Hause.

Als sie weg war, schellte Madame B. ihre Dienerschaft.

Ein Stubenmädchen trat ein.

„Bringe uns einige Schaalen Eis," sagte Madame B., „wir haben uns echauffirt."

Das Eis wurde gebracht. Herr B. schlug seine Handlungsbücher zu und leistete seiner Frau Gesellschaft. — Sie sprachen von dem heutigen Feste — von den vornehmen Gästen — und nebenbei von den großen Kosten. Die Frau des Tischlers war vergessen.

4.

Zwei Monate später verließen an ein und demselben Tage zwei Gefangene, die wir schon früher kennen gelernt haben, das Schuldgefängniß zu N. .. Es war der kranke Kaufmann und der Tischler.

Ihr Gläubiger schien das fortwährende Geldausgeben für Alimente und so weiter endlich doch überdrüssig geworden zu sein. Seine Einzahlungen hörten plötzlich auf, — und seine Schuldner waren frei — frei wie der Vogel, dem die Flügel abgeschnitten wurden, und der im Winter aus seinem Käfig entlassen worden ist, um draußen zu erstarren.

Der Tischler eilte nach seiner Wohnung. Seine Frau hatte ihn sonst täglich besucht, — sie hatte ihm erzählt, daß sie von dem Erlös ihrer kleinen Habseligkeiten sammt ihren Kindern lebe, — sie hatte ihn zu trösten gesucht, und ihm ihre eigene Trauer, ihr eigenes Elend doch größtentheils verschwiegen. Jetzt war sie schon seit einigen Tagen nicht im Gefängnisse gewesen, — dunkle, trübe Ahnungen hatten die Seele des Tischlers während dieser Zeit erfüllt. — Wie er nun aus dem Kerker trat, und die Erde in ein unendliches Leichentuch gehüllt erblickte, wie ihn auf jedem Tritte Tod und Erstarrung angrinsten, — da fühlte er, daß auch über seine Natur, über sein Leben, der Winter hereingebrochen war, — da führten jene Ahnungen grelle, ungewiß schwindende Bilder vor sein Inneres, — und er verdoppelte seine Schritte, er wollte ihnen entfliehen, oder sie verwirklicht sehen.

Bald hatte er seine Wohnung erreicht. Vor dem Hause war Alles wie in früheren, besseren Tagen. — Die Menschen drängten sich an ihm vorüber wie sonst, — und wenn sie geahnt hätten, daß das Elend seine Schreckenswohnung darin aufgeschlagen habe: so würden sie noch schneller an ihm vorübergeeilt sein.

(Schluß folgt.)

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Remeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 45. Montag, den 13. November 1848.

Des Sachsenvaterlandes Klage über seine Söhne.

Was sinnest du und trauerst mein Sachsenvaterland?
Den Blick auf deine Kreise mit stillem Schmerz gewandt?
Sprich, haben Wetterstürme den Siegeskranz entlaubt,
Der seit Jahrtausend schmücket dein ruhmumstrahltes Haupt?

Du Vaterland der Eichen bist ja dasselbe noch,
Das einst mit Löwenstärke zerschlug der Türken Joch,
Als Jeder für die Freiheit das Schwert der Rache schwang,
Und durch die Eichenwälder der Schlachtenruf erklang.

Du hist's das deinen Kreisen der Wahrheit Licht gebracht,
Als Luther aufgestanden, ein Stern in dunkler Nacht;
Die Bande sind zerbrochen, in welche Wahn u. Trug,
Des Irrthum Nachtgestalten, den freien Geist dir schlug.

Blüht nicht in deinen Gauen die Kunst und Wissenschaft?
Lebt nicht in deinen Söhnen der großen Ahnen Kraft?
Erglüht nicht nah und ferne bei deines Namens Klang
In jedem deutschen Herzen der Liebe heißer Drang?

Du bist es, das gebrochen der Ungarn Uebermuth,
Als bei Marienburg strömte der Helden-Ahnen Blut,
Du hast den fremden Knechten den Siegeskranz geraubt,
Und frei und kühn erhoben dein ruhmbekränztes Haupt.

Noch strahlen deine Berge im frischen Morgenglanz,
Mit Reben hier geschmücket, dort mit der Eichen Kranz,
Noch glänzt durch gold'ne Auen der Ströme Silberband,
Du bist ja noch dasselbe, das freie Sachsenland.

„Wohl strahlen meine Berge im frischen Morgenglanz,
„Mit Reben hier geschmücket, dort mit der Eichen Kranz;
„Wohl glänzt durch meine Auen der Ströme Silberband,
„Doch ich bin nicht dasselbe, das freie Sachsenland.

„In meinen Kreisen lebet ein anderes Geschlecht,
„Nicht kühn wie sonst entflammet für Freiheit Pflicht und Recht;
„Die Liebe ist entflohen aus meiner Söhne Brust,
„Ich bin nicht mehr, wie früher, ihr Stolz u. ihre Lust.

„Die Kraft, sie ist gebrochen, die einst den Feind bezwang,
„Der Geist, er ist gebannet, der einst mich kühn durchdrang;
„Es ward in Sclavenketten mein edler Leib geschmiegt,
„Es ward in Todesschlummer mein kühner Geist gewiegt.

„Es ward aus meiner Krone ein Kleinod mir geraubt;
„Drum senk' ich schmerzbeladen mein kummervolles Haupt;
„Ihr habt mich preisgegeben dem fremden, schlechten Tand,
„Ich bin nicht mehr dasselbe das alte Sachsenland.

„Ach meiner Söhne Herzen sind von mir abgewandt,
„Die Selbstsucht hat gelöset der Eintracht heil'ges Band;
„Nicht lebt in meinen Kreisen Ein Geist, Ein Herz, Ein Sinn;
„Weh' mir, daß ich verlassen von meinen Söhnen bin!

„O daß mein tiefes Leiden, o daß mein herber Schmerz
„Durchglühe eure Seele, entflamme euer Herz,
„Ihr Söhne Einer Mutter, vom hohen Burzenland,
„Bis wo die Bistritz fließet an Siebenbürgens Rand!

„O ruft die deutsche Sitte, die deutsche Kraft zurück,
„Daß neu in meinem Schooße erblühe euer Glück;

Digitized by Google

„Knüpft neu der alten Liebe, der alten Treue Band,
„Und lernet wieder lieben das Sachsenvaterland.

„Ihr Sachsenmänner aber, in denen deutsche Kraft,
„Und Biedersinn und Treue noch lebet unerschlafft;
„O haltet fest zusammen und schwört mit Herz u. Hand
„Den Schwur der Lieb und Treue dem Sachsenvaterland.

„Ihr Sachsensänger alle, voll Kraft und voll Gemüth,
„In deren Männerherzen die heil'ge Flamme glüht;
„Nehmt alle Kraft zusammen, u. weckt im stärksten Ton
„Der Sachsen Ahnentugend, eh' gänzlich sie entflohn.

„Und ihr, ihr Sachsenfrauen, so keusch und treu und zart,
„Bewahrt im treuen Busen die alte deutsche Art!
„Laßt nimmer Euch verlocken von fremder Völker Tand,
„Bleibt treu den deutschen Sitten u. eurem Vaterland.

„Und du o Sachsenjüngling, gedenke deiner Kraft,
„Blüh' auf in deutscher Tugend und ächter Wissenschaft;
„Und du, o Sachsenjungfrau, so rein und keusch u. hold,
„Willst du um Flitter tauschen das reine ächte Gold?

„Ihr Kinder Einer Mutter voll Lieb' und Biedersinn,
„Was blickt ihr auf das Fremde mit Buhlerblicken hin?
„Der Hauch des fremden Lasters vergiftet euer Herz!
„O fühlet meinen Kummer und heilet meinen Schmerz.

„Blickt hin auf eure Kreise an Gottes Segen reich!
„Welch and'res Land der Erde ist wohl dem euren gleich;
„Das Gottes Vaterliebe mit Allem reich geschmückt,
„Was nähret u. was lebet, was Aug u. Herz erquickt?

„Hier schneebedeckte Alpen in Abendrothes Glüh'n,
„Dort sanfte Hügelketten mit saft'ger Reben Grün,
„Hier heerdenreiche Triften und Wiesen voll von Duft,
„Dort korngeschmückte Felder, bewegt vom Hauch der Luft.

„Wo flammte höher, reiner des Glaubens heil'ge Gluth?
„Wo strömte für die Freiheit so vieler Helden Blut?
„Welch' Land bewahrte reiner der Treue Heiligthum?
Welch' Land ist mehr verherrlicht durch edler Ahnen Ruhm?

„Und dieses Land des Ruhmes ist euer Vaterland,
„Das ihr, o meine Söhne, undankbar oft verkannt.
„O lernt es wieder lieben mit stolzerfüllter Brust,
„Daß ich mein Haupt erhebe mit neuer Jugendlust.

„Bewahrt in euren Herzen der deutschen Sitte Schmuck,
„Auf daß euch nicht vernichte der fremden Knechtschaft Druck!
„Es mach' euch ernstes Streben an echter Tugend stark,
„Auf daß nicht ganz verschwinde des Lebens Kraft und Mark.

„Vom hohen Burzenlande bis an des Landes Rand,
„Verknüpf euch fest und fester der Eintracht heil'ges Band,
„Und deutsche Kraft und Treue stark wie der Eichen Stamm,
„Sei gegen fremde Knechtschaft ein Felsenfester Damm.

„Dann bin ich noch dasselbe, das alte Sachsenland,
„Dann wird mit Stolz mein Name vom deutschen Volk genannt,
„Dann stehet fest gegründet in jedem Sachsenmann
„Mein heiliger Thron, den nimmer ein Sturm erschüttern kann."

Im Juni 1848.

Tr. . . . . s

Ein Lebenszeichen des Vereines zur Hebung der praktischen Bienenzucht in Siebenbürgen und insbesondere im Kronstädter Distrikte.

(Fortsetzung.)

Was dem Aufschwunge der Bienenzucht in unserm Vereine einen nicht unbedeutenden Impuls gegeben und diese Oekonomie zur Zeit fast doppelt gewinnreich macht: ist das bessere Ueberwintern der Bienen und der nicht genug zu empfehlende Schwarmsack zum Einfangen der Schwärmer.

Daß die Ueberwinterung der Bienenstöcke in der Bienenzucht eine Hauptsache ist, wird kein praktischer Bienenökonom in Abrede stellen. Die Erfahrung hat den Einsender dieses, wie die mehrsten Vereinsmitglieder sattsam belehrt, daß in unserm Vaterlande, bis noch keine bessere Ueberwinterung bekannt geworden, als wenn die Bienenstöcke in ein Nebenzimmer, durch welches aus dem eigentlichen Wohnzimmer die Heitzung vermittelst Röhren durchgeführt wird, aufgestellt werden; in Ermanglung dieses aber, das Einpacken der Bienenstöcke in trockenes Heu. Die Bienenstöcke werden

Digitized by Google

nämlich im Herbste so spät als möglich vom Stande in eine trockne, entweder aus Holz oder Ziegeln ja nicht von Steine gebauten Wohnstube oder Kammer gebracht, welche von Mäusen rein, wenn möglich gegen Süden liegen, nie geheizt und ganz dunkel gehalten werden muß. Hier werden die Bienenstöcke ja nicht auf den Fußboden, sondern auf erhöhten aus trocknen Brettern bestehenden Etagen, ohne zugebunden zu werden, dicht neben einander gestellt und mit trockenem Heu, vorerst die Wände, soweit nämlich in der Wohnung die Bienenstöcke zu stehen kommen, alsdann die Bienenstöcke rund um und über mit Heu belegt und verpackt. Wird die Temperatur gegen Ende Februar und Anfangs März im Freien milde, so muß frische Luft zugelassen werden. Solche Ueberwinterungsart verwahrt die Bienenstöcke nicht allein vor Schimmel, sondern gewährt denselben auch eine gleichmäßigere Wärme, befördert den im Februar beginnenden Brutsatz, und nur selten zeigt sich, auch da nur bei solchen Stöcken die Ruhr, welche schon im Herbste kränklich waren.

Wie die Ueberwinterung in der Bienenzucht zur Hebung derselben höchst wichtig ist, so ist es nicht minder das Einfassen der Schwärme. Schon bei kleinen Bienenständen ist es nichts seltenes, daß so mancher Schwarm, auf welchen der Bienenzüchter mit Sehnsucht wartet und im Voraus schon den Platz gerichtet, welchen der neue Ankömmling einnehmen soll, während derselbe wirklich den Mutterstock verläßt und fröhlich in die Luft sich erhebt, verloren geht. Entweder zieht derselbe in seiner Schwärmlust ohne Aufhalten sogleich in alle Welt und läßt den Bienenvater in betrübten Nachblicken stehen, oder er setzt sich auf einen sehr hohen Baum oder an einen sonnigen Ort, allwo er nicht Lust hat auf das Einfangen zu warten und ehe man sichs versieht, verliert er sich in den Lüften. Ein anderer Schwarm kommt lustig aus dem Mutterstocke, hat aber eine sehr alte oder schwere oder flügellahme Mutter, welche nicht im Stande mit dem Schwarme sich zu erheben bald auf die Erde oder ins Gras oder in ein Wasser fällt, vielleicht auch von einer Schwalbe weggeschnappt und verzehrt wird, und der ganze Schwarm kehrt zurück. Glücklich nun, wenn er seinen Mutterstock wieder findet, aber nicht selten vertheilt sich derselbe auf andere Stöcke und wird von denselben aufgerieben und todt gestochen. Ein dritter, vierter, fünfter und oft mehre Schwärme, welche in einer und derselben Sekunde zu schwärmen beginnen, verwirren sich in der Luft unter einander, setzen sich endlich entweder an einen oder zwei Orte und sind es sogar Vor- und Nachschwärme, so entsteht der grausamste Krieg, und während sich die Bienen fortwährend morden, mühet sich der Bienenzüchter den ganzen Tag mit Einfangen derselben ab, um Abends gar keinen oder blos einen zusammen gestoppelten elenden Schwarm zu haben. Die andern sind verloren. Ist nun der Bienenstand zahlreicher, so daß etwa 30 oder 50 oder 100 bis 200 und mehre Bienenstöcke beisammen stehen, so ist der Verlust der Schwärmer fast die Hälfte. — Dieses alles verhindert einzig und allein der Schwarmsack.

Da Einsender dieses früher, in den Jahren 1821 bis 1831, ohne Schwarmsack, weil er die Idee eines geeigneten Schwarmsackes damals selbst noch nicht verwirklicht hatte, mit unsäglicher Mühe und vielem Verluste eine zahlreiche Bienenzucht betrieben, bereits seit 16 Jahren aber durch Hülfe mehrer Schwarmsäcke mit halber Mühe und großem Vortheile wenigstens 1500 Schwärme eingefangen hat, seinen Wissens auch in der Litteratur der Bienenzucht bei keinem Schriftsteller von einem derartigen Schwarmsacke die Rede ist, durch seine Vermittelung nun aber nicht allein im Kronstädter Distrikte jeder größere Bienenzüchter, sondern selbst im Schäßburger Stuhle hie und da ein warmer Bienenfreund mit Schwärmsäcken weit wärmer und glücklicher die Bienenzucht betreibt, so steht derselbe nicht an, auch alle übrigen Bienenzüchter im Vaterlande auf das Vortheilhafte ja unentbehrliche Mittel die Bienenzucht mit Nutzen und Vergnügen betreiben zu können, aufmerksam zu machen. — Der Schwarmsack hat eine ganz runde, Cylinder ähnliche, ½ lange und ½ weite Form; ist aus gelbem Drath so schütter gewirkt, daß keine Biene herausbringen kann. An der obern Oeffnung desselben ist etwas Leinwand befestigt und dient zum Zubinden. An der untern Oeffnung ist ein Deckel dergestalt zugerichtet, daß derselbe die Oeffnung zwar schließt, aber durch ein leichtes Drehen weggenommen werden kann. Mit diesem in der Hand wird der Augenblick abgelauscht, in welchem der Schwarm aus dem Mutterstocke aufbrechen will, welches jeder nur etwas praktisch geübte Bienenzüchter leicht wissen und an den Vorposten d. i. an den einzelen erscheinenden Drohne abnehmen kann. Welchen Tag der Schwarm in der Regel kommen kann, weiß ja der Bienenzüchter ohnehin schon 10 Tage früher. Bricht der Schwarm auf, so wird der Schwarmsack sogleich, mit jener Oeffnung wo kein Deckel, sondern blos die Leinwand befestigt ist, vor das Flugloch angehalten, und hat der Mutterstock keine sonstige Oeffnungen, worauf schon früher Bedacht genommen werden muß, so zieht der ganze Schwarm, ohne zu merken was ihm geschieht, in den leichten Schwarmsack gleichsam wie ins Freie zur angenehmsten Beschauung und Freude des Bienenzüchters ein. Hat der Mutterstock gänzlich abgeschwärmt und folgen nur noch einzelne Bienen, so wird der Schwarmsack wegge-

)(

Digitized by Google

nommen, mit der Leinwand zugebunden, an einen kühlen Ort getragen; ist es möglich in den Keller, oder in Ermangelung desselben, in eine zu dieser Absicht in die Erde gemachte Grube, einer Eisgrube ähnlich, — dort von oben wo er zugebunden nach unten geräntelt, wodurch alle Bienen hinunter zum Deckel fallen, der Deckel weggenommen und unverweilt der Schwarm in die für ihn bestimmte Wohnung geschüttet, hierauf sogleich mit einem bei der Hand zu habenden Tuche zugebunden, und so gestellt wie der Stock auf dem Stande stehen soll. Abends werden alle auf diese Art eingefangene Schwärme aus dem Keller auf ihren Stand in Bienengarten getragen und die ganze Sache ist beendigt. In der Wirklichkeit geht alles dieses weit geschwinder, als auf dem Papier angezeigt werden kann, zumal wenn man schon einige Fertigkeit darin erlangt hat. Bei solchem Verfahren ist im Bienengarten immerfort die schönste Ruhe, kein Schwarm vermischt und verwirrt sich mit einem zweiten oder dritten und vierten, kein Schwarm geht in alle Welt und verloren, keine Bienen finden ihren Tod, keine Muttertiene fällt auf die Erde oder ins Gras u. s. w. Das mühsame Einfangen von hohen Bäumen oder Zäunen und sonstigen unbequemen Orten wird umgegangen, und bis auch nur Ein Schwarm ohne Schwarmsack eingefangen und zur Ruhe gebracht wird, sind mit dem Schwarmsacke auch 10 Schwärme von Mutterstöcken weg abgefangen, und bauen am kühlen Orte bis Abends schon in ihre neue Wohnung an. Den Schwarmsack kann sogar ein Kind von 10 Jahren oder ein Frauenzimmer handhaben, während solche von unbequemen Orten den Schwarm nicht einfangen können. Wer also eine weit angenehmere, leichtere und gewinnreichere Bienenzucht betreiben und die Bienenzucht im Vaterlande sicherer mehren will, als es ohne Schwarmsäcke möglich sein kann, der probire und ich bin gewiß, es wird ihn nie gereuen. Wollte aber jemand in dieser Beziehung oder jeder andern nähern Aufschluß haben, insbesondere den vielseitigen Gebrauch des Schwarmsackes näher kennen lernen, dem steht Einsender vermittelst frankirten Briefen willig zu Diensten. Schwarmsäcke werden nach der verbesserten Einrichtung im Kronstädter Distrikte blos in Heldsdorf, am zweckmäßigsten von einem Webermeister Georg Klein, im Preise von 3 Fl. C.Münze verfertigt.

Nun wende ich mich zur nächsten Veranlassung dieser Mittheilungen, zu den in unserm Vereine absonders gepflogenen Besprechungen.

Neben manchem rein Praktischen, wovon in jeder Versammlung mitunter die Rede ist, war vorerst das Hauptaugenmerk des Vereins auf die Naturgeschichte der Bienen gerichtet, um alsdann desto sicherer zum praktischen Theile schreiten zu können; denn eine praktische Bienenzucht ist nur alsdann richtig, wenn man die Natur der Bienen, ihre verschiedenen Gattungen, ihre Eigenschaften und die Bestimmung jeder Bienengattung in einem Bienenstocke erkannt hat. Daher muß es wohl die Aufgabe auch unsers Vereins sein und bleiben, immer tiefer in die Natur dieser wundervollen Geschöpfe einzudringen, damit wir selbe selbst dann naturgemäß behandeln, wenn wir kunstgerecht mit ihnen verfahren. — Was nun die Natur der Bienen betrifft, hat sich der Verein über die Gestalt, Gliedmaßen, Triebe und Sinne der Bienen bald verständigt und zu Protocoll genommen, welches ich mit Stillschweigen übergehen zu können glaube. Nicht so leicht aber kam es zu einer Vereinigung der Stimmen, als von der Verschiedenheit der Bienengattungen in einem Stocke die Rede war. Doch kam es zum Resultat, daß es vier Gattungen der Bienen geben müsse:

1. Die Mutterbiene oder Königin.
2. Männliche Arbeitsbienen.
3. Weibliche Arbeitsbienen.
4. Drohnen, nebst ihrer Abart den sogenannten Buckeldrohnen.

Am schwierigsten ging es mit der Beantwortung der Frage: welches ist die Bestimmung jeder Bienengattung? Allerdings hat die Natur dem menschlichen Geiste und Forschen auf dem Felde der Bienenzucht dieses am tiefsten verborgen und die erfahrensten Bienenökonomen selbst in Deutschland stellen gleichfalls über diesen Satz immer neue Ansichten auf und können denselben zur Zeit nicht vollständig lösen. Doch nur vorwärts, wo es dämmert kommt die Sonne immer näher und zuletzt das Licht in seinem vollen Glanze.

Die Bestimmung der Mutterbiene ist nach der Einsicht der Mehrzahl unsrer Vereinsmitglieder (inprotokollirt Pag. 24) die Eier zu allen vier Gattungen der Bienen im Stocke zu legen. Von ihr entstehen Mutterbienen, männliche und weibliche Arbeitsbienen und die wahren Drohnen. Daher die aufopfernde Liebe, welche alle Bienen zu derselben haben, sie liebkosen, ihr die Speise reichen, ihr Leben für sie lassen; daher die stete Begleitung, die ihr von einigen Bienen zwischen den Tafeln im Stocke zu Theil wird, daher auch der Name Mutterbiene, Bienenmutter oder Königin des Bienenstaates. Ist sie krank so leidet ihr ganzer Staat im Stocke, denn er kann sich nur nach der Mutter schwachen Kräften schwach vermehren. Ist sie todt und nicht mehr vorhanden, und sind schon vor ihrem Absterben alle von ihr gelegte Eier als Bienen ausgelaufen, so hängt das Band

Digitized by Google

des Staates nur leise zusammen, es kann keine Mutter, keine Arbeitsbiene weiter erzeugt und erbrütet werden. Das Volk des Staates vermindert sich täglich; es wird keine Ordnung, keine Wachsamkeit weiter beobachtet, der Staat steht den Raubbienen Preis gegeben, und findet endlich, kommt ihm nicht die Hand des Bienenzüchters auf eine künstliche Weise zu Hülfe, seinen unausbleiblichen Untergang.

Nun war die Frage: wie, wo und von welcher Gattung der Bienen wird die Mutter befruchtet? Ueber das Wie? läßt sich mit Bestimmtheit bloß so viel sagen, daß die junge noch unbefruchtete Mutter, weil Viele aus ihrem Gefolge an ihrer Befruchtung Theil nehmen wollen, knäulähnlich von Bienen umklammert wird, welche alle die Mutter zu belocken scheinen. In diesem Knäule wird die Mutter gewöhnlich einen Tag und eine Nacht gehalten, und dieser Akt erfordert ihrerseits fast eine erschöpfende Anstrengung, weswegen die Mutter nicht selten diesem Akte erliegt und der Stock mutterlos wird. Manche Mutter sucht zu entwischen und eilt aus dem Stocke ins Freie; daher sieht man dann und wann eine junge Mutter ausfliegen, was eben den Irrthum hervorgerufen hat, als müßte die Mutter in freier Luft befruchtet werden. Kehrt die Mutter in den Stock zurück, so wird sie sogleich wieder erfaßt und in den Knäul genommen und muß sich dem Akte der Befruchtung aufs Neue unterwerfen. Viele von jenen Müttern, welche diesen Akt scheuen und entwischen, finden ihren Stock nicht wieder, und der Stock wird mutterlos. Hierin liegt die Ursache, daß so viele Nachschwärme und abgeschwärmte Mutterstöcke mutterlos werden. — Wo die Mutter befruchtet wird, ist schon aus Gesagtem ersichtlich. Sie wird nicht in der Luft befruchtet, sondern im Stocke selbst, und man muß sich ja hüten, die Mutter aus jenem Bienenknäule, der die Mutter umgibt, wegzunehmen; sonst macht man sich den Stock selbst mutterlos, wie ich es selbst in ersteren Jahren oft erfahren habe, und nicht zweifle, daß es auch Andere erfahren haben werden. Ich fürchtete, die Bienen würden die Mutter als eine überflüssige tödten, nahm sie aus dem Knäule weg ins Mutterhäuschen, sah mich aber bald genöthigt dieselbe wieder in den Stock zurück zu geben.

Von welcher Gattung der Bienen die Mutter befruchtet werde, darüber kann nach Vorhergehendem kein Streit sein. Der Knäul, welcher die junge Mutter umgibt, besteht aus männlichen Arbeitsbienen. Schon hundertmal habe ich diesem Akte zugesehen, aber noch immer waren es Bienen und nie eine Drohne, wie einige Schriftsteller wollen dabei thätig gesehen oder auch nur in der Nähe bemerkt. Seit 26 Jahren bin ich selbst Pfleger und Züchter meiner Bienen, und habe zu Zeiten einen Bienenstand von 300 Stöcken besorget, habe manches erfahren, aber doch nie eine Drohne mit einer Mutterbiene in näherm Umgange bemerken können, sondern immer die männlichen Arbeitsbienen.

(Schluß folgt.)

Ein Schuldgefängniß.

Skizze aus dem Leben von Herrmann Walden.

(Fortsetzung.)

Die Hoffnung kehrte aufs Neue in die Brust des Tischlers zurück. Der Arme, Unglückliche hofft so gern.— Es ist ihm sonst nichts von den Annehmlichkeiten des Lebens übrig geblieben, — er hat sich der Hoffnung hingegeben schon von Kindesbeinen an, sie ist mit ihm groß gewachsen, — er würde ohne sie jetzt nicht mehr leben. — Sie ist diejenige Macht, welche die Gaben ausgleicht, die die Gottheit den Menschen verliehen, — sie muß dem Armen das ersetzen, was ihm an irdischen Glücksgütern abgeht, — und die Träume, mit denen sie die Herzen der Unglücklichen erfüllt, werden ihnen zu Schätzen, deren glänzendes Nichts sie erst erkennen, wenn die Pforten des Grabes sich ihnen eröffnen, und die kalte Erde ihre Thränen und ihre Hoffnungen zudeckt.

Der Tischler suchte seinem Gesichte die möglichste Heiterkeit aufzuprägen, er wollte seinem lieben, duldenden Weibe mit fröhlichen Zügen entgegentreten, — ihr sagen, daß die Noth jetzt ihr Ende erreicht habe. — Er war ja frei und wollte wieder arbeiten. Gewiß, das Lebensglück mußte wieder in ihre Wohnung zurückkehren, — sein Wille war ja so kräftig, — seine Grundsätze waren rein und gut, — und seine Hausfrau war sorgfältig und sparsam. Er freute sich auf das glückliche Entgegenkommen seines Weibes, auf den Jubel seiner Kinder. Wie wollte er mit ihnen jubeln, wie wollte er sie zerküssen!

Er klopfte an seine Stubenthür, — kein Herein gab ihm Antwort, — über sein Herz zog die Kälte des Todes. Er pochte lauter und stärker, — alles blieb still und ruhig nur seine eigenen Glieder zitterten, und er hörte das laute Klopfen seines eigenen Herzens.

„Sie werden ausgegangen sein" — dachte er, und ein letzter Hoffnungsstrahl erwärmte seine Brust, wie im fernen Westen noch einmal das Tageslicht aufflammt, ehe die Sonne in ihr Flutenbett niedersinkt.

Digitized by Google

Er zauderte einen Augenblick, dann suchte er zu öffnen; die Thür gab seinem Drucke nach, sie war offen und er trat ein.

Aber schon an der Thür hielt ihn der Schrecken festgebannt.

Das Zimmer war halb leer, es schien noch kälter darin zu sein, als draußen auf der Straße. Aus der Ofenthür blickte ein zur Hälfte verbranntes Stuhlbein hervor, die andere Hälfte schien man vergessen zu haben, in den Ofen hineinzuschieben, und das Feuer war daher ausgegangen.— Ein Theil des Tischlerwerkzeuges, das sonst die Wände geschmückt hatte, lag in Unordnung auf dem Boden umher, — der andere Theil war von den suchenden Blicken des Tischlers nicht zu erspähen, — ach, er wußte ja auch, daß es von dem Elende aufgezehrt worden war. Die Bettstellen standen leer, — selbst die Strohsäcke waren aus ihnen entschwunden, und die Wiege seines jüngsten Kindes lag leer und umgestürzt am Boden.

Der arme Tischler trat weiter in das Zimmer hinein, er ließ seine Blicke ängstlich darin umherschweifen und drehte sich dann um, — ein neues Bild des Schreckens zu empfangen.

In einem der hintern Winkel des Zimmers war ein sonderbares Lager auf der Erde ausgebreitet. Es bestand aus ein paar neben einander gelegten Strohkissen, ein einziges Federbett war als Kopfunterlage darüber hinausgebreitet. — Verschiedene Kleidungsstücke deckten ein Paar Kinder von ungefähr vier bis sechs Jahren, die eng aneinander gedrängt, sich auf diese Weise gegenseitig gegen die Kälte zu schützen suchten. — An der anderen Seite des Lagers erblickte man den oberen Theil eines ungefähr zweijährigen Knaben, mit blassen lieblichen Gesichtszügen und blondem lockigtem Haar. Die Augen des Kindes waren gebrochen, — der Tod war über sein junges Leben mit trübem Hauche hingegangen, seine blau aufgelaufenen, erstarrten Lippen waren weit geöffnet, als hätte er noch im Tode sprechen und die Macht anklagen wollen, die ihm sein Blüthenleben geraubt hatte. Quer über das Kind hingeworfen, also seinen Unterkörper bedeckend, lag die Frau des Tischlers. Sie hatte ihr Gesicht in das Strohkissen verborgen, ihre Arme waren weit ausgestreckt, und wie sie so regungslos dalag, schien sie erstarrt und todt.

Aber sie war es nicht — der Schlaf hatte nur für einige Augenblicke ihren Schmerz verdrängt. — Als sie vor einigen Augenblicken ihr krank gewordenes Kind neben sich ersterben fühlte, hatte sie sich im wilden, brennenden Schmerze des Augenblickes über dasselbe hingeworfen, — sie wollte sein fliehendes Leben zu erhalten suchen, — sie wollte es mit ihrem eigenen Körper vor Kälte waren, aber sie fühlte es unter sich erstarren und sterben. Der Schmerz hatte ihre Thatkraft geraubt, — sie blieb über die geliebte kleine Leiche hingestreckt liegen, — sie verbarg ihr Gesicht in den Strohkissen, und weinte — und weinte, bis sie ein wohlthätiger Schlummer ihrem Schmerze entrückte.

So muß dem armen Opferthiere zu Muthe sein, das von den jauchzenden Jägern zu Tode gehetzt wird. Nach langem Schmerze erreichen seine schwindenden Kräfte ein schützendes Asyl, — es glaubt sich der Wuth seiner Verfolger entzogen zu haben, — das entfliehende Leben fängt ihm wieder an lieber, theuerer zu werden, — denn dort am Bergesabhang erreicht der Wald sein Ende, dort auf der grünenden Wiese winkt ihm die Freiheit. Es stürzt aus der Waldnacht heraus, es sucht Glück und Freiheit — und findet den Tod, den ihm aufgestellte Jäger mörderisch entgegensenden.

Einige Augenblicke stand der sonst kräftige Mann stumm und sprachlos, — dann fühlte er, wie seine Glieder schwächer wurden, er glaubte zusammensinken zu müssen, seine Kniee bebten, — er hätte gern geweint, — vielleicht hätten die Thränen seiner schmerzbewegten Brust Erleichterung verschafft, — aber er konnte nicht weinen, — und es preßte seinen Hals zu und drohte ihn zu ersticken.

Dann fing er an sich seiner Schwäche zu schämen, — er glaubte sich gar nicht so schwach, — er richtete sich stolz auf, und wollte kräftiger, viel kräftiger sein.

Seine Hände ballten sich, — ein wildes, ungewisses Gefühl durchströmte seine Brust. — „Was habe ich verbrochen?" — rief er laut und heftig und schlug die geballte Faust an seinen Kopf, als wollte er sich gewaltsam einer Schuld erinnern, die ihm dieses Elend bereitet habe.

Die schlafende Frau war bei seinem Ausrufe erschrocken in die Höhen gefahren. — „Frei! frei?" — rief sie glücklich und erfreut ihrem Manne zu. „Gott sei Dank, du bist ja wieder bei uns, — und alles wird gut werden!"

Sie schien sich einen Augenblick zu besinnen, — dann sank sie auf ihr Lager zurück, und mit bebender, schwacher Stimme sagte sie: — „Nein! es wird nicht Alles wieder gut werden, — unser Kind — unser Emil ist ja todt!"

„Todt! todt!" wiederholte der Tischler dumpf.

Die Frau schwieg einen Augenblick, dann richtete sie sich ein wenig in die Höhe und sagte mit irren, klagenden Tönen: — „du könntest unserem Emil einen Sarg zimmern — aber wir haben keine Bretter zum Sarge unseres Kindes, und draußen ist's so kalt, — der Emil wird frieren!"

„Ich werde ihm einen Gesellschafter bringen!" — raste der Tischler auf, und sein Gesicht wurde blutroth. — „Ich

Digitized by Google

will dich rächen!" rief er, indem er sein todtes Kind in die Höhe hob, „und meine Schuld bezahlen!"

„Sechs Thaler! Sechs Thaler!" sagte die Frau halb irr und bewußtlos.

Der Tischler küßte sein Kind, legte es behutsam wieder auf das Strohlager, und rief, indem er sich erhob: „Jetzt zu deinem Mörder!"

Dann stürzte er aus dem Zimmer.

Als er die Thür hinter sich zuschlug, erwachten seine beiden Kinder.

„Mutter!" rief das eine, „mich friert!"

„Mich hungert, liebe Mutter!" klagte das andere. — „Seht her!" sagte die arme Frau, — „Emil hungert nicht mehr!" — Aber fügte sie hinzu — und ihre Stimme zitterte und ihr Auge hatte den Blick einer Wahnsinnigen, „er friert! er friert!"

Und sie warf sich wieder über das todte Kind hin und suchte es mit ihren Küssen zu erwärmen. —

5.

Wir kehren in das Haus des Kaufmanns B. zurück.

Er saß wieder in seinem Arbeitszimmer, mehrere große Folianten vor sich aufgeschlagen, in denen er still und gedankenvoll blätterte. — Seine Stirn war gefurcht, — er schien eben nicht viel Freude bei dem Durchblättern dieser Bücher zu erleben. — Aus dem Nebenzimmer, in das eine Glasthür führte und in welchem seine Commis arbeiteten, guckten hin und wieder neugierige Gesichter herein, die auf das Ergebniß der Betrachtungen des Herrn B. gespannt zu sein schienen.

Eine große Wanduhr rief eben mit heiseren Schlägen die neunte Morgenstunde aus. — Herr B. wandte sich etwas seitwärts, und sagte still für sich: „Heute sind zwei meiner Schuldner freigelassen worden. Verdammte Geschichte, so schwindet das Geld." —

Dann blätterte er ruhig in seinen Büchern weiter.

Nach einigen Minuten trat seine Frau in das Arbeitszimmer, sie führte ein paar rothwangige und sehr geputzte Kinder herein.

„Bringt dem Papa einen guten Morgen," — sagte sie, — „gebt ihm einen Kuß und bittet ihn!" —

„Gewiß Geld, und immer Geld!" — brummte der Kaufmann.

„O die Kinder brauchen neue Anzüge und neue Hüte, — und dann hast du noch die Neujahrsgeschenke für ihre Lehrer und für ihre Gouvernante vergessen," sagte Madame B. „Einige Louisd'or dürften heute kaum ausreichen."

Herr B. öffnete seine Kasse.

„Und dann," fuhr seine Frau fort, „muß ich auch um mein Wirthschaftsgeld für diese Woche bitten. — Da wäre es durchaus nöthig, daß ich eine kleine Zulage erhielte, die Lebensmittel fangen an sehr theuer zu werden."

Der Kaufmann zählte seiner Frau hundert Thaler hin.

Diese strich das Geld ruhig ein, und indem sie dann einige Papiere aus der Tasche zog, sagte sie nachlässig: — „Es sind auch noch einige Rechnungen eingelaufen, die du bezahlen mußt."

Herr B. sah sie flüchtig durch. — „Für Wein, Putzsachen — und neues Pferdegeschirr" — sprach er, „macht hundert und siebenzig Thaler zusammen." Er ging an die Kasse und zählte seiner Frau das Geld hin, die es ruhig zu sich steckte.

Dann wollte sich Madame B. entfernen.

Draußen im Vorzimmer hörte man jetzt plötzlich einen lauten Wortwechsel. Madame B. sah durch die Glasthür hinein, um die Ursache dieses Lärmens zu erkunden.

„Ein Betrunkener, wie es scheint, ist drin," sagte sie, indem sie ihren Kopf von der Thür zurückzog.

„Aber Herr B. ist beschäftigt und nicht zu sprechen," erschallte es aus dem Nebenzimmer, und eine kräftige, laute Stimme antwortete schnell, „Mich muß Herr B. sprechen — ich muß zu ihm!" —

Dann flog die Thür auf und vor Herrn B. stand einer seiner Schuldner, — der arme Tischler.

„Was wollen Sie?" — fuhr ihn der Kaufmann an, — „bringen Sie Geld?"

„Nein!" antwortete der Tischler ruhig, „aber ich komme mir welches zu holen."

Herr B. sah seinen Schuldner erstaunt an.

„Ich komme mir Geld, viel Geld zu holen," fuhr dieser fort, — „ich will mein Kind bezahlt haben, das Sie mir tödteten, — ich will mein Lebensglück wieder erstattet haben, das Sie mir raubten, — ich will Schmerzensgeld für meine Frau, die Sie halb wahnsinnig gemacht haben!"

„Sie scheinen schon ganz wahnsinnig zu sein," sagte der Kaufmann.

„Noch bin ich es nicht, aber bald — bald könnte ich es werden!" entgegnete der Tischler. — „Sie haben mich ja lange genug gefoltert, — haben das Herz mir zerrissen und mich gelehrt, grausam und fühllos zu sein. — Der volle Becher muß endlich überschäumen, und die Qual und der Gram, die das lange duldende Herz erfüllen und zerfleischen, müssen endlich ihren Ausweg finden."

Herr B. erhob sich. „Ich kann hier keinen Sittenprediger brauchen," — sagte er. „Sie stören mich! Wollen Sie sich entfernen?"

Digitized by Google

„Mich entfernen?" wiederholte der Tischler. — Sie stören mich! — das heißt: Sie haben mich gestört, Sie haben meine Existenz gestört, — mein Lebensglück gestört, — das Leben meines Kindes und den Verstand meiner Frau gestört! Ich will Sie nicht stören, — aber ich will fordern — fordern — Alles, was Sie mir entrissen haben, Glück, Freiheit und Leben!"

„Entfernen Sie sich!" — rief der Kaufmann hitzig, — „oder ich rufe meine Leute, und lasse Sie hinauswerfen!"

„Hinauswerfen?" sagte der Tischler mit Hohn, — „so wie Sie meine bittende Frau wollten hinauswerfen lassen. Mich werden Sie nicht so leicht zum Weggehen vermögen, — nicht so leicht bändigen!" —

Herr B. klingelte, ein paar Hausknechte traten in das Zimmer und fragten nach seinen Befehlen.

Der Tischler sah sie ruhig an, dann wendete er sich an seinen Gläubiger. — „Herr B.," sagte er, auf die Kinder des Kaufmanns deutend, wenn Ihnen ein Kind verhungerte und Sie wären Tischler und hätten kein Brett, um Ihrem Kinde einen Sarg daraus zu machen, würden Sie das ertragen?"

„Was sollen diese Thorheiten?" fuhr Herr B. auf. „Lassen Sie mich — gehen Sie! Es ist mein letztes Wort!"

„Ich will Bretter zum Sarge meines Kindes haben!" schrie der Tischler, und seine bisher erzwungene Ruhe war gänzlich verschwunden, und sein Gesicht blutroth geworden. — „Bretter zum Sarge meines Kindes, das Sie unbarmherzig mordeten! Sie haben mir Alles geraubt, Alles, Alles, Alles! Sie können mir nichts wiedererstatten, nicht einmal die Thränen und die schlaflosen Nächte, die Ihre Grausamkeit mir verursachte, — aber mein Kind — mein Kind müssen Sie mir bestatten helfen!"

„Unerträglich!" rief Madame B., „der Mensch ist allzulästig!" —

„Werft ihn hinaus!" sagte der Kaufmann kalt zu seinen Leuten.

Die Diener drängten sich an den Tischler heran.

„Ein Brett, Herr B.," sprach dieser flehend, — „ein Brett zum Sarge meines Kindes!"

„Fort, fort!" rief der Kaufmann seinen Dienern zu.

Diese packten den Tischler fester, — der aber riß sich schnell von ihnen los, zog ein offenes Messer aus seiner Tasche, — und indem er auf den Kaufmann zusprang, stieß er ihm dasselbe mehrere Male in den Körper. — Madame B. fiel in Ohnmacht. — Die Kinder schrieen Mord und Zetter, — die Arbeitsstube war augenblicklich von Leuten angefüllt und der Tischler nach einer Minute heftigen Widerstehens entwaffnet und gefesselt.

Man holte Aerzte und Polizei. Der Tischler wußte nicht mehr, was rund um ihn her vorging, — er ließ fühllos alles mit sich geschehen. — Eine dumpfe Betäubung war seiner vorherigen Aufregung gefolgt, — und vor seinen Sinnen schwebten in wechselnden Bildern, — das enge Schuldgefängniß, — sein todtes Kind, — seine wahnsinnige Frau, — der fühllose Kaufmann.

Herr B. erholte sich nach einigen Minuten von seinem Schrecken und aus seiner Betäubung. Der Arzt kam. Die Wunden bluteten, aber er fand sie nicht gefährlich.

Als man dem Kaufmann einen Verband anlegte, sagte er ruhig: „das hat man davon, wenn man gegen schurkische Schuldner zu milde verfährt! Ich hätte den Kerl noch ein paar Monate sollen sitzen lassen."

In sehr kurzer Zeit erschienen Polizeibeamte, es wurde sogleich ein Protokoll aufgenommen. — Der Tischler hatte einen Mordanfall versucht, — man brachte ihn in das Gefängniß, und er ließ alles ruhig mit sich geschehen.

Als sie ihn an seiner Wohnung vorbeiführten, fuhr er aus seinem dumpfen Hinbrüten auf, — er blieb einen Augenblick vor dem Hause stehen, dann wendete er sich an einen der Polizeibeamten.

„Mein Herr," — sagte er zu ihm, — „in diesem Hause, parterre, hinterhaus, ist eine kleine Stube — da hat sich seit zwei Monaten das Elend eingenistet. Da liegt ein todtes Kind, — eine wahnsinnige Mutter — und neben dieser noch zwei andere Kinder, welche verhungern und erfrieren."

Dann schritt er ruhig weiter, und nach einer Viertelstunde schloß sich hinter ihm die Gefängnißthüre.

Am Nachmittage fuhr vor dem vom Tischler bezeichneten Hause ein Wagen vor. Ein Paar Herren stiegen aus und begaben sich in das kleine Hinterzimmer.

Sie fanden darin noch alles so, wie es der Tischler verlassen hatte. Die Mutter lag noch über ihr todtes Kind hingestreckt, abwechselnd weinend und betend, — die Wiege war noch umgestürzt, und im Ofen steckte noch der halbverbrannte Stuhl, — nur die beiden größeren Kinder schliefen nicht mehr, sondern sie saßen eng aneinander gedrängt in Winkel ihrer Lagerstätte, und weinten und käueten langsam an einem Stückchen vertrockneten und gefrorenen Brodes.

Die fremden Herren ließen die arme Frau in ein Krankenhaus und die beiden Kinder in eine Erziehungsanstalt bringen, — das kleine Zimmer wurde gerichtlich versiegelt, und der todte Emil begraben.

(Schluß folgt.)

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Digitized by Google

Blätter

für

Geist, Gemüth und Vaterlandskunde.

№ 46. Montag, den 20. November 1848.

Aus den hinterlassenen Schriften des sel. Johann v. Schankebank langjährigen Orators der hiesigen städtischen Communität.

Puncta

Amplissimi Magistratui L. R. Civitatis Bistvigore et auctoritate officii Comitatis a S. C. R. Magestate, principe Transilv. Clementissime, collati ad observandum commendata, et ab eodem omni studio effectui mancipanda.

Nachdem es bei jetzigen jämmerlichen Beschaffenheit des menschlichen Geschlechtes, nach dem kläglichen Sündenfall mit allen Umständen des menschlichen Lebens, und allen deroselben Verrichtungen, eine solche Bewandniß hat, daß wie alles voller Unvollkommenheit Glück- und Stückwerk ist, also auch alle Umstände des menschlichen Lebens, und gemeinen Wesens, einer beständigen Arbeit, und Application zu unaufhörlicher Verbesserung gebrauchen. So hauptsächlich auch wahr befunden wird, daß keine Sache in der Welt, und keine zum Heil des gemeinen Wesens abzielende Verrichtung so gut und vortrefflich ist, daß sie nicht sollte können in bessern Stand gesetzet, und mehr und mehr perfectioniret werden, gleich wie entgegen die beste und nützlichste Ordnungen und Instituta auch zu verfallen und zu Grunde zu gehen pflegen. Dieses erfahren diejenige, welchen die Aufsicht und Besorgung des gemeinen Wesens anvertrauet ist, dannenhero auch nicht zu verwundern, daß derjenige, dem die Beihaltung eines guten Gewissens, und die Wohlfahrt des gemeinen Wesens und seines Nächstens nach Erforderung der christlichen und Amtsschuldigkeit lieb und angelegen ist, sich stets dahin befleißiget, wie in der vergangenen Zeit vorhergegangene Versehen und Fehler bemerket und gebessert, gute nutzbare Ordnungen und Gesetze aber beibehalten, vermehret und so viel möglich perfectioniret werden mögen.

Es haben unsere seel. Voreltern Sächs. Nation, bei Einrichtung des gemeinen Wesens, derer k. Städte und Stühle in Siebenbürgen, nachdem sie viel guter und heilsamer Nachricht, zusammt andern Künsten und Wissenschaften aus Deutschland mit hereingebracht, unter sich selbst sehr löbliche und zur Erhaltung und Beförderung der Wohlfahrt menschlicher Gesellschaft nützliche und diensame Gesetze, Statuta, Gebräuche und Ordnungen eingeführt, mit denen wir guten Theils noch bis auf den heutigen Tag leben, und dero Nutzen unter Gottes Segen empfinden. Gleichwie aber die Zeiten und Umstände der Zeiten über uns, und wir Menschen selbst unter uns steter Veränderung unterworfen sind, also ist nicht zu läugnen, daß manche alte gute Statuta und Ordnungen von Zeit zu Zeit gemehret, gebessert, auch wohl nach Erforderung der Zeiten sind geändert und reformiret worden. Welchen falls wir unsere liebe Vorfahren um so viel desto weniger verdenken können, je mehr wir es selbst aus der Erfahrung empfinden, daß auch unsere Zeiten und die, bei denenselben erlebte Conjuncturen, Einrichtungen Anlaß gegeben, ja wohl dieselben unumgänglich nothwendig erfordert haben. Denn das Gute ist nicht deswegen gut weil es alt ist, denn sonst müßte das Böse auch gut sein, weil es alt genug ist, sondern die Güte eines Dinges ist daraus zu schließen, wann die Sache in gottgefälliger Ordnung stehet, aus guten nützlichen Principiis und Absichten herrühret, Gottes Ehre und die gemeine Wohlfahrt zum Zwecke hat, und endlich durch redliche rechtschaffene Mittel befördert und erhalten wird, also daß weder das Alterthum dem Bösen patrociniren, noch die Neuheit dem Guten praejudiciren kann. —

Aus diesem erhellet und kann leicht erachtet werden,

Digitized by Google

daß da man zur bessern Einrichtung des gemeinen Wesens dieser k. freien Stadt Reesen, und des derselben gehörigen Distrikts ein und anderes was entweder vor alters bräuchlich gewesen, aber in Vergessenheit und Abnehmen kommen, wieder hervorzusuchen und zu erneuern, oder aber auch ganz von Neuem einzuführen gedenket, solches nicht dahin geräumet sei, die alten löblichen Bräuche und Ordnungen, die billig aller Ehren werth sind, in Verachtung zu bringen, sondern vielmehr was darunter nützliches und diensames sein wird, aufzurichten; was aber mangelhaft sein möchte, zu verbessern, oder von neuem zu ergänzen. Werden demnach auf selbsteigene Approbation und Gutbefinden des hiesigen löblichen Magistrats, nachdem mit demselben alles in discurse praevio pro et contra ventiliret und wohl überlegt worden ist, nachfolgende Statuta und Articuli zukünftiger beständiger Observantia gestiftet, welchen auch ein jeder entweder in Senate et Communitate centum virali, oder bei der Bürgerschaft ein nützlich Mitglied ist und sein will, in soweit ihn dieselben Articuli concernieren, und verbinden werden, getreulich nachzuleben und denselben sich zu conterminiren haben wird, bei widrigenfalls gewiß nicht ausbleibender Animadversion und nach Befund der Sachen, auch erfolgenden Verlust seines Amtes und Ehren.

Articuli.

1. Weil nach dem Ausspruch Gottes in der heiligen Schrift, die Furcht des Heiligen der Weisheit Anfang ist, und es dem wohlgleichetben muß, der den Herrn fürchtet, mithin auch in menschlichen Verrichtungen unsere Vernunft und natürlicher Verstand seine gute Geschicklichkeit von Gott haben muß, wo nicht lauter thörichte und schädliche Actiones herauskommen sollen; also Fundament auch des zeitlichen Glückes der Segen Gottes bleibet, dessen sich die Gottesfürchtigen zu getrösten haben: so ist höchst nöthig, daß Jedermänniglich sich eines vor Gott von Herzen frommen, tugendhaften, unsträflichen Lebens befleißigen und in allem seinem Thun und Lassen Gott als den gerechten und allmächtigen Richter, der alles vergelten wird, vor Augen haben möge. Woraus erfolgen wird, daß Er auch mit seinem Nächsten ehrlich und friedfertig leben, seiner Obrigkeit und gemeinen Wesen treu sein, vor sich aber und im Hause sich eines tugendhaften, nüchtern, keuschen Wandels befleißigen, und also der Schuldigkeit eines redlichen Christen, ehrlichen Bürgers und frommen Mannes nachkommen wird. Wer sich aus göttlichem Beistand also nicht hält, der ist keiner Ehren werth und soll auch zu keinem Amt befördert werden.

2. Ihro heil. und k. Majestät unserm Allergn. Erblandesfürsten und Herrn, als seiner höchsten Landesobrigkeit, wie auch ohne Landesgubernio, soll ein Jeder nach Inhalt des abgelegten Homagii und Eides, treu und unterthänig, seiner Nations- und Stadtobrigkeit gehorsam und redlich sein, die Bürden und Lasten mit Geduld tragen, und Alles was der Mühe werth ist, der Obrigkeit und Amtsherrn ohne Vorzug offenbaren.

3. Weil die Einigkeit unsere Volks unter göttlicher providenz und Beschirmung, die einzige Ursache ist, daß bei so vielen Veränderungen, unsere Nation noch so kümmerlich stehet, hingegen man Exempla hat, daß durch Uneinigkeit ganze Communitäten verwüstet, oder auch a Corpore Nationis abgerissen worden und weggefallen sind; so soll jedermänniglich zur Beibehaltung der Eintracht und guten Verständniß, alles mögliche beitragen, Anlaß zum Zank und Streit verhüten, und aus dem Weg räumen, seine privat Affecten und Passione gegen andere, dem gemeinen Heil und Wohlfahrt nicht vorziehen, aus Gunst und Freundschaft weder dem Bösen überhelfen oder dasselbe schützen, noch aus Feindschaft und Rachgier oder andern Absichten, das Gute hindern und hemmen. Insonderheit soll ein Jeder darob sein, daß die Einigkeit der Nation erhalten und keine undeutsche Nationes einschleichen und sich in die Bürgerschaft mengen und gefährliche Risse machen, und Consequentien verursachen mögen.

4. Wie es mit Erlangung des bürgerlichen Rechts gehalten werden soll, wer dessen fähig, wie indigenae possessionati et non possessionati, Städter die kein Eigenthum haben, ingleichen Abvend oder Fremdlinge tractiret werden sollen und sich zu verhalten haben, ist aus den bei der k. Stadt schon gebräuchlichen und bekannten Articulis zu ersehen, den auch nachgelebt werden soll.

5. Damit ein Jeder der zu contribuiren schuldig ist, nach proportion seines Vermögens tragen möge; so soll ein löbl. Magistrat mit einer löbl. Communität bei der Bürgerschaft die Lother jährlich von neuem gewissenhaft einrichten und in pleno die Contribution anschlagen, außer den privilegirten Personen, ohne höchstdringende Noth, als zum Exempel, wann die Exemtion Jemanden anstatt eines billig zu reichenden Salarii und Besoldung angedeihen sollte, Niemanden von der Contribuon freihalten, im Distrikt aber sowohl durch die dazu verordneten Hr. Inspectores, als die Beamten der Dörfer, eben auch die Lother und Regulam Contribuonis, jährlich von neuem einrichten lassen, damit ein Jeder wie es die Gerechtigkeit und Billigkeit erfordert contribuiren und sowohl zwischen den Dorfschaften, als auch in den Dörfern zwischen den Einwohnern eine gerechte Proportion gehalten werde. Hiezu gehöret auch, daß keinem Menschen freistehen solle, er mag Obrigkeitsperson

Digitized by Google

oder sonst wer sein, in den Dorfschaften oder auf derselben territoriis, Häuser, Meierhöfe, Aecker, Weingärten, Meierleute, Seléren, Vieh zu halten, und mit einem Wort Wirthschaft zu treiben, es sei denn, daß von allen solchen, vornehmlich zwar die Zehnten, sodann die darauf von rechtswegen fallende Contribution und Gebühr wie solche ein anderer Inwohner entrichtet gegeben und bezahlt werde. Denn weil der Fundus Regius contributionalis und Censualis ist, so soll von dem Genuß desselben auch ein jeder das seine geben und bezahlen. Denn ein Sachs kann wohl ein Edelmann sein und davor geehret werden, aber in Fundo Saxonico keine adeligen Güter besitzen, sintemal es in privilegiis klar enthalten ist: „inter eos praedium nemo habeat, aut emere praesummat.

6. Weil bei dieser l. Stadt bisher nur ein Officialis nämlich der Hr. Stadtrichter gewesen und auf dessen Schultern der ganze Last der Administration des publici inclusive aller Kleinigkeiten, gelegen; so ist vor heilsam und nöthig befunden worden, ad Exemplum sämmtlicher l. Freistädte und Stühle, daß dem publico sehr nützliche und unentbehrliche Stadthannenamt einzuführen, um dadurch dem Hrn. Judici primario die Bürde leichter zu machen und alle bei der Stadt sich ereignenden Vorfallenheiten desto besser bestreiten und besorgen zu können. Es soll aber

I. Die Wahl des Hrn. Stadthannen geschehen auf die Art, wie die Wahl des Hrn. Richters und unter des neu erwählten Hrn. Richters praesidio, also zwar, daß Hr. Stadtrichter sammt dem Hrn. Orator, einer l. Communität, 3 Hrn. Senatorels als Candidaten benennen, von denen die gesammte l. Communität den einen durch freie Stimmen zum Hrn. Stadthannen erwählen soll.

II. Die Schuldigkeit und Pflicht des Hrn. Stadthannen soll in Folgendem bestehen: Er soll unter seiner Inspektion das Bauwesen, sowohl in- als außer der Stadt, nämlich Stadtmauern, Wassergräben, Stadthäuser, Damm Stadtteiche, Mühlen, Landstraßen, Brücken, Wege, Feldbrunnen und dgl. haben, damit alles in gutem Bau und Stand erhalten werde, ingleichen die Weingärten und Wälder, damit kein Schaden darinnen geschehe, ingleichen die Einkünfte von Ziegelschennen, Stadtwiesen und Feldern. Wenn im Feld Schade geschiehet, soll Er die Schuldigen zu strafen, nach der eingeführten Ordnung Macht haben. Wie aber diese Accidentia zwischen ihm und seinem Subordinirten aufgetheilt werden sollen und was Er, Hr. Stadthann, für ein Salarium haben soll, wird Einem l. Magistrat zu benennen überlassen. Ferner, wenn militärische Execution, oder andere Fremde in die Stadt kommen, welchen Quartier zu geben, Victualia oder andere Naturalia zu reichen sind; so sollen alle diese Praestationes unter Inspektion des Hrn. Stadthannen sein; solchem wird das Quartierwesen und die Ausgaben von Victualien anvertraut, also zwar, daß Er, gleichwie der Hr. Judex primarius, von allen seinen perceptis et erogatis zur Zeit richtige Rechnung geben soll, anstatt daß die Marktrichter bisher ausgegeben und ratiociniret haben. Unter seiner Inspektion stehen aber und haben die Dependenz von ihm, die Marktrichter, Mühlherrn, ein bauverständiger Hundertmann (wo man dessen Dienst nöthig erachten wird), item die Quartiermeister, Thorhüter, Feldschalten, Garten- und Waldhüter (wo einige sind), Weiherwarter- und Brunnenmeister.

Es soll aber der Hr. Stadthann keine merkliche Ausgabe resolviren, oder einen wichtigen Bau anfangen von sich selbsten, sondern wie allezeit von Hrn. Judice und l. Magistrat Befehl erwarten, also von seinen Verrichtungen jederzeit wieder Report abstatten soll.

7. Damit das gemeine Wirthschaftswesen und Ausgab der gemeinen Gelder, desto besser und richtiger jedoch soviel möglich mit wenigerer Distraktion der dabei interessirten Personen, fließen möge, so ist abgeredet und beschlossen worden, wird auch zu beständiger Observans pro lege gehalten werden, daß das Cassaamt unter der Obsicht des Hrn. Stadtrichters als Capitis aus 4 Personen bestehen solle, welche sind: ein Senator als Cassainspektor, Notarius, ein ehrlicher 100 Mann der Schreiben und Rechnen wohl verstehet und ein geschworner Ammanuensis, welcher ebensowohl und wie der Notarius, percepta und erogata einschreiben und Protokoll halten helfen soll. Und bei diesem Amt soll auch die Einschreibung der den Dörfern angeschlagenen Naturalien in ihren Zinsbüchlein geschehen, wie auch wenn Sie von denen Commissariis, welche Getreidt, Haber, Heu empfangen, Bescheinigungszettel bringen, ihnen in gedachte Büchlein, die geschehene Administration eingeschrieben und Sie zu ihrer Sicherheit quittiret werden sollen.

Hieher gehöret, daß denen Exakteribus der Stadt ihre denen Bürgern angeschlagene Bote, nichts auf schlechtes Papier ausgegeben, sondern in förmliche Zinsbücher eingeschrieben werden sollen, in welche Bücher auch wenn Sie etwas administriren, das solutum toties quoties, specifice sub dato eingezeichnet werden soll, damit sich kein Exaktor entschuldigen könne, er habe einen oder andern Cassazettel verloren und könne deswegen Rechnung nicht geben, wie man dergleichen Exempel hat.

8. Damit das Justizwesen nicht weniger befördert, sondern auch leichter gemacht werde, so ist vor gut und

Digitized by Google

nützlich befunden worden, auch geschlossen, die Judicialia auf folgende Art zu traktiren, nämlich:

1. An beiden gebräuchlichen Gerichtstagen.
2. In loco publico auf dem Rathhause wie bishero. Jedoch
3. daß entweder der Hr. Judex oder pro Judex, oder ein Senior, den der Hr. Judex substituiren wird, präsidiren möge.
4. Assessores sollen sein: 4, 5 bis 6 ex Senatu und nicht nöthig, daß der ganze Senat da sein, es sei denn in gravioribus et criminalibus.
5. Der Notarius wird Protokoll führen, jedoch assidente Secretario jurato, welcher die übrige Arbeit in juridicis besorgen wird, als: rein Protokoll halten, copias denen Parteien ausgeben, dieser kann auch in casum morbi vel absentiae anstatt des Notarii allein fungiren.
6. Mit denen proventibus von denen Gerichtsstrafen bleibet die vorige Ordnung.

9. Damit alle diejenige, welche gemeine Gelder und andere Einkünfte in Händen haben, nach ihrer eidlichen Pflicht auch zeigen mögen, daß Sie ehrlich gehandelt, so sollen Sie wie vordem und nicht wie in den letzten Jahren geschehen ist zu rechter Zeit, nämlich: alle zwei Jahre vor der Erwählung der Hrn. Officialium richtige Rechnung geben. Damit aber Eine l. Gemein desto gewisser versichert sein könne, daß bei der Rechnung alles treulich zugegangen und nichts auszusetzen sei, so sollen die Rechnungen, bevor dieselbs öffentlich dem ganzen Rath und Gemein vorgelesen werden, voran zahltüchtigen, der Schreiberei und Rechenkunst erfahrenen Personen, aus Rath und Gemein, derer 10 bis 12 sein sollen, übergeben werden, welche sich Zeit dazu nehmen, alle Posten und Zahlen namentlich und specifice examiniren und mit den Protokollen, Zinsbüchern, Stuhlbüchlein, Quittungen und andere Documenten conferiren sollen, damit Sie sehen, ob alles just und solche demnach glaubwürdig hierüber attestiren sollen. Sollte ja ein unvermuthetes oder unvermeidliches Hinderniß einfallen, daß die Rechnungen zur Zeit nicht abgeleget werden könnten, so soll solches doch die neue Erwählung nicht hindern, sondern es soll nichts destoweniger ein neuer Hr. Stadtrichter und Stadthaun erwählet und unter der neuen Regierung, die vorigen Hrn. Officiales, schuldig sein ihre Rechnungen abzulegen, der Hr. Stadtrichter aber ist, wie von dem gemeinen Geld, also auch von den perceptis et errogatis Nationalium Rechnung zu geben schuldig, oder werde Consensu communi vor die Nationalia ein anderer ehrlicher Senator als Inspektor und Natiocinant verordnet.

Hieher gehöret, daß die in den nächstverflossenen 5 Jahren in Unrichtigkeit stehende und noch nicht liquidirte und quittirte Rationes publicae durch ohnausgesetzte Veranstaltung des gewesenen Hrn. Judicis des W. W. Hrn. Samuelis Beddei innerhalb zwei Monat Zeit sollen und müssen fertig gemacht werden und zur Censur des Officii Comitialis fertig stehen, bei widrigenfalls unausbleiblichen Animadversion und Erstattung dessen, was das Publikum von rechtswegen zu fordern haben wird.

10. Damit nicht denen Contribuenten, welche einestheils folgsam und willig, anderntheils aber moros und ungehorsam sind, entweder übergeholfen und nachgesehen, oder die Last unbilliger Weise vermehret werde, so ist jeder Zeit auf die Restantien so viel möglich Sorge zu tragen, damit sie nicht stecken bleiben und evaneséciren, oder in alicujus privatos usus convertiret werden mögen. Was demnach auch vor jetzo von Restantien in der Stadt und Distrikt noch anstehen möchten, ist je eher je besser herauszusuchen, was nur möglich auszutreiben, damit was gänzlich impracticabel von Einem l. Magistrat cassiret werden möge, um künftige Confusion zu verhüten, von allem aber sobald der Effekt erfolget Officium Comitia zu informiren.

Hieher gehöret, daß, wenn Jemanden von seiner restirenden Contribution, etwas aus erheblichen Ursachen zu erlassen ist, solches von Einem ganzen löbl. Magistrat, wie bisher geschehe.

11. Ein löbl. Magistrat soll sorgen, damit die dem löbl. Militär und andern zu leistenden Contributiones nicht an die Dörfer per Assignationes mögen angewiesen und mit großem Beschwerniß und Unkosten der armen Leute exequiret werden, sondern der löbl. Magistrat soll sie selbst eincassiren und durch Commissarios administriren lassen.

12. Weil bei den so sehr hoch angewachsenen Schulden Standt des Publici dieser Stadt und Distrikts nicht möglich ist, Hrn. Creditores mit Contributionsgeldern, so die arme Untergebene entrichten, zu befriedigen, sondern bleibfalls ordinaria media erdacht und angewendet werden müssen. So wird hiermit, der von ziemlich vielen Jahren in Effekt zu bringen recommandirte und committirte heilsame Vorschlag, wegen Sammlung nonarum oder Neundten Haufen und Eimers, der aber zum unersetzlichen Schaden dieser Stadt nicht practiciret, sondern wegen Nachlässigkeit und schändlichen Eigennutzes eines oder des andern schädlichen Subjecti bis diese Stunde versäumt worden ist, hiermit efficacissime dem löbl. Magistrat zu bewirken recommandiret, et auctoritate Officii a. S. C. Regiaque Majestate concrediti nachdrucksambst anbefohlen. Also zwar, daß, wofern jemand künftig dawieder sich setzen und

Digitized by Google

solches nützliche institutum hindern und zurücktreiben wollte, ein solcher Mann als pestis reipublicae nicht allein nicht gehöret und attendiert, sondern auch eo ipso seines tragenden Ambts, Ehre und Reputation verlustig sein solle und welchem man zur Zeit ex Officio schon zu finden und zu bestrafen wissen wird.

Sollte Ein löbl. Magistrat außer obigen Mitteln auch noch einige andres, als mit Anbauung der Früchte, Sammlung von Heu und andern veranstalteten Viehzucht auf gemeine Noth erdenken und ans tappet bringen können, jedoch ohne des Publici oder auch privater Leute nachtheil, so wird die Sorgfalt und gute Wirthschaft, dem löbl. Magistrat nicht allein permittiret, sondern auch inständig recommandiret. Alles dieses aber zum gemeinen Nutzen und zu Bezahlung der gemeinen Schulden. Ueber welcherlei Wirthschaft auch jedesmal jährlich richtige Berechnung zu geben sein wird.

13. Was andere dem Publico gehörige Einkünften anbelangt, als von der Mauth, Weingeld bei dem Thor, proventus des Meden von Stadt-Erd, Einkünften von Mühlen, oder was ausser diesem noch sonsten befindlich sein, und sich ereignen möchte: Solcher aller insgesammt fleissige Absicht wird dem Herrn Stadtrichter, die treue Administration aber denen die solche proventus unter Händen haben, sorgfältigst recommandieret, also zwar daß sie gehalten sein sollen von allem richtige Berechnung zu geben. Wie denn zugleich anbedeutet wird, daß die bisherige Ratiocinanten über gedachte Einkünfte sich stets fertig halten sollen ihre rationes hervor zu langen, wenn man solche fordern wird. —

14. Diejenigen Certiculi, Statuta und Verordnungen, welche bishero bei der königl. Stadt im Brauch und Observanz gewesen, als in Specie die, welche unter dem Notariat Titlherrn Johanis Klein Seel. verfasset, und wieder die, welche unter desselben Judicat Nr. 1710. den 2. August gestiftet worden sind, werden in vigore erhalten, es sei denn daß einiges derselben sich auf diese Zeit und Umstände nicht räumen sollte.

15. Der Titlherr Judex und gesammter löbl. Magistrat soll fleißig Obsicht tragen, daß die Theilherren ihre Schuldigkeit thun, und Jedermann insonderheit Wittwen und Waisen Recht wiederfahren lassen, ordentliche Protokolle halten, und dieselbe wenn sie vollgeschrieben sind, aufs Rathhaus liefern, und in allen ihren Verrichtungen gewissenhaft handeln.

16. Bei gegenwärtigen ohnedem schweren Zeiten und höchstverarmten Zustand, wird ein löbl. Magistrat darauf fleißige Sorge zu tragen haben, daß sowohl die Zünften und Nachbarschaften die unnöthige und schädliche Collationes und Mahlzeiten, als auch insonderheit bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen alle Weitläufigkeiten und vergebliche Unkosten, mögen eingestellet werden und bleiben. —

17. Gleich wie es schließlichen ein wahres altes Sprichwort ist: Ordo est anima rerum, indem auch sogar der hellige Allerweisseste und Allmächtige Gott, alles in Zahl, Maaß und Gewicht, d. i. in einer vollkommenen und allerschönsten Ordnung geschaffen hat: Also ist gewiß, daß wenn gute Ordnung aufhöret, alles zu Grunde gehen muß. Welches bei Respubliquen geschehen zu sein, mehr als zu viel traurige Exempel beweisen. Also wird letzlichen sowohl dem Titlhern Judici primario, pro Judici und Stadthannen und einem löbl. Magistrat, als auch einer gesammten löbl. Communität und Bürgerschaft die Beibehaltung guter Ordnung fleißigst und nachdrücklichst recommandieret und anbefohlen. Ein Herr Richter soll seine Senatores wie es recht und gebrauchlich ist, in Ehren halten, diese hingegen, wie auch die 100 Männer, ihrem Hrn. Richter Respekt, Ehr und in allen billigen Dingen Gehorsam und parition leisten. Würde Hr. Officialis etwas exorbiriren, so weiß man wie und wo derselbige zu beklagen. Werden aber die Hrn. Senatores oder Centum viri ihre Schuldigkeit nicht thun und wider ihren Eid und Pflicht handeln, so soll Hr. Officialis gebührende Auctorität brauchen, und da es nöthig nicht nur glimpflich, sondern auch mit Ernst strafen und mit gut Befund des Senats, die so es verdienet ammovieren und sitzen lassen. Und dieses alles zu keinem andern Ende, als den höchsten Landes-Herren-Dienst und das gemeine Heyl zu befördern, ohne einige Passion, Haß und Feindschaft, oder privat Rach ausznüben.

Wann eine Rathsstelle erledigt wird, so soll dieselbe ohne Verzug im Fall nur Hr. Officialis und löbl. Magistrat zu Hause sind und zum längsten bis nächstkünftigen Sonabend ersetzet werden.

Actum Bistricii die 13a. Martii Ao. 1720.

Andreas Teutsch,

S. C. Rg. Matt. Consiliarius N. Saxon Comes et J. R. Cibiniensis.

Digitized by Google

Ein Lebenszeichen des Vereines zur Hebung der praktischen Bienenzucht in Siebenbürgen und insbesondere im Kronstädter Distrikte.

(Schluß.)

Die Bestimmung der dritten Bienengattung, der weiblichen schwarz glänzenden Arbeitsbienen ist, daß sie in Gemeinschaft der männlichen Bienen in und außer dem Stocke fortwährend arbeiten, wobei sie sich besonders als emsige Haushälterinnen, aber auch bei fremden Stöcken, als emsige Näscher zeigen, von denen sie als weibliches Geschlecht, so lange sie einzeln und ohne männliche Bienen erscheinen, eingelassen werden, und auf diese heimliche Art ganz im Stillen fremde Stöcke oft ihres Honig-Vorraths gänzlich entleeren. Diese weiblichen Arbeitsbienen sammt den männlichen sind es, welche den Blumenstaub auf den Fluren und das Wasser an Bächen sammeln und dem Stocke zutragen, Wachstafeln bauen und die junge Brut mit Nahrung versehen; sie sind es, die den edlen Honig, diese köstliche und heilsame Medicin, aus den Kelchen der Blumen saugen in ihrem Honigblächen in den Stock bringen und in die Zellen niederlegen; sie sind es, welche die Wachen am Eingang in den Stock zu besorgen und freche Räuber abzuwehren: endlich alle gelegten Eier der Bienenmutter zu erbrüten, und wenn die Jungen Bienen aus den Zellen am 21. Tage auslaufen, zu mustern, und wenn selbe nicht an allen Gliedern gesund sind, aus dem Stocke hinauszujagen haben; denn Krippelhafte Bienen werden in diesem Staate keine geduldet. Noch ist die besondere Bestimmung der weiblichen Arbeitsbienen, daß sie in jenem traurigen Nothzustande, wenn die Mutter, ohne Eier zurück zu lassen, abstirbt und der Stock mutterlos ist, sich von den männlichen Arbeitsbienen befruchten lassen, die Stelle der Mutterbienen übernehmen und Eier legen müssen, damit das Band noch einige Zeit lang lose erhalten werde, welches den Bienenstaat zusammen knüpft. Doch ist wohl zu merken, daß aus der Eierlage dieser weiblichen Arbeitsbienen, bloß eine Abart von Drohnen (Buckeldrohnen) hervorgeht, und weder eine Mutterbiene noch eine Arbeitsbiene erzeugt werden kann. Diese Buckeldrohnen sind kleiner als die eigentlichen wahren Drohnen, und weil sie müssige Honiggehrer sind, führen sie ganz bestimmt nach und nach den gänzlichen Untergang des Stockes herbei.

Die vierte Gattung der Bienen in einem Bienenstocke endlich, sind die Drohnen. Was die eigentliche Bestimmung dieser trägen und müssigen Bienengattung ist, darüber sind die Meinungen zur Zeit noch so verschieden, daß selbst in unserm Vereine kein unfehlbares Resultat zu Stande gekommen, daher dieser Punkt für aufgeschoben erklärt und weiterm Forschen überlassen worden ist.

Einfender dieses wagt seine individuelle Meinung über diesen Gegenstand in folgendem auszusprechen.

Daß die Drohnen, wie einige ältere Bienenschriftsteller wollen, Wasserträger wären, ist irrig. Groß und stark wären selbe zwar genug dazu, aber noch nie wird ein Bienenzüchter eine Drohne wassersaugend an irgend einem Wasser gefunden haben, wohl aber die Arbeitsbienen in Menge. Und frage ich, wer trägt denn alsdann das Wasser zu, wenn noch keine Drohnen im Stocke erbrütet sind? — Nach Andern sollen sie zur Erzeugung der Wärme im Stocke, mithin zum Ausbrüten der jungen Bienen oder der Brut nöthig sein, damit die Bienen an ihre Arbeit auf Wiesen und Felder gehen könnte. Auch dieses ist irrig. Denn wäre dem also, so würden ja grade die an Bienen schwächern Stöcke, und im April schon, Drohnen erbrüten, da eben zu jener Zeit der Kälte wegen die mehrsten Bienen im Stocke bleiben müssen, um die Brut zu erwärmen. Aber grade die schwächern, an Volk arme, Stöcke erbrüten am spätesten und ja nicht eher Drohnen, bis sie nicht ebenfalls stark am Volke sind. Ja verirrt sich eine Drohne, ihren Stock verfehlend, in einen schwachen Stock, so wird sie augenblicklich herausgejagt oder getödtet. Ein sprechender Beweis, daß sie zur Wärme und zum Brüten nicht nothwendig sind. — Noch Andere und die Mehrheit sagen, die Drohnen seien die Männchen und wären mithin bestimmt, die Bienenmutter zu befruchten. Welche Bienengattung jedoch die Mutter befruchte, davon ist schon oben gesprochen worden. Die Drohnen sind es gewiß nicht, denn schon oft sind junge Bienenmütter einzig und allein mit Bienen eingesperrt, und zu einer Zeit, wo noch auf dem ganzen Stande keine Drohne erbrütet worden war, befruchtet worden.

Meine Meinung ist nun, daß die Drohnen bloß dazu bestimmt sind, durch ihr starkes weit tönendes Gesumme, welches sie in freier Luft von sich hören lassen, die Führer und Leiter der Schwärme auf ihrer Wanderung nach einem oft zwei Stunden weiten bequemen Anbauplatze in einem hohlen Baume oder einer Felsenspalte, welchen sie sich instinktgemäß aufsuchen müssen, zu sein. Diese Ansicht unterstütze ich dadurch, weil

a. Kein gesunder Bienenstock eher Drohnen erzeuget, bis er nicht stärker am Volke ist, und eben durch diese Zunahme an Volksstärke den Trieb in sich fühlt, nach kurzer Zeit Schwärme abstoßen, neue Kolonien anlegen zu wollen. Weil

b. Jeder Stock, wenn anhaltende ungünstige Witterung

Digitized by Google

eintritt, die Bienen vielleicht eine ganze Woche hindurch nichts eintragen können, die schon ausgebrütete Drohnen herausjagt, ja sogar die noch in Zellen in nacktem Zustande sich befindenden junge Drohnen herausreißt und aus dem Stocke schafft. Ein Zeichen, daß der Stock den Willen zu schwärmen aufgegeben hat, und der Drohnen mithin zu Führern nicht bedarf. Weil

c. Kein gesunder Steck ohne Drohne schwärmt, wenigstens ich in 26 Jahren noch keinen Drohnenlosen Schwarm erhalten habe. Weil

d. Kein Stock schwärmt, welchen man keine Drohnen erzeugen läßt. Die Erzeugung der Drohnen kann man verhindern, wenn man alle Drohnen in den Zellen köpfet, welches aber jeden dritten Tag erneuert werden muß. Weil

e. Kein Schwarm eher abzieht, bis nicht die Drohnen sich im Flugloche zeigen und ihr Getöse beginnen.

f. Weil sich die Bienen eines Schwarmes, wenn sie schwärmend in der Luft kreisen, immer sehr nahe zu den Drohnen halten, um ja nicht vom Schwarme abzukommen. Endlich

g. Weil jeder gesunde Stock, wenn nach dem Laufe der Natur die Schwarmzeit aufhört, sämmtliche Drohnen tödtet, als weiters unnütze Zehrer.

Dies meine Ansicht über die Bestimmung der Drohnen. Ich überlasse es jedem Bienenökonomen zu urtheilen, in wie weit dieselbe wahr oder falsch ist. Aus dieser Ansicht folgt jedoch für jeden Bienenzüchter eine goldne Regel der Bienenzucht, sie heißt: **„Willst du den Fleiß deiner Bienen, den edlen Honig, nicht von Müssiggängern oder Drohnen aufgezehret sehen: so köpfe alle bedeckelte Drohnen im Stocke, sobald der Vorschwarm abgezogen ist."** Denn ist der Vorschwarm abgezogen, so bleiben noch hinlänglich bereits ausgelaufene Drohnen im Stocke, um auch als Führer des einen Nachschwarms und sogar dritten Schwarmes zu dienen; der Mutterstock aber wird durch jener Drohnentöpfe von mehr als 1000 Drohnen auf einmal befreit, und erhält dadurch Raum, bis zum Nachschwarme, die durch das Köpfen der Drohnen leer gewordene weite Drohnen-Zelle mit Honig anzufüllen. Auf diese Art behandelt, nimmt der Stock durch das Schwärmen, an Gewicht oft gar nichts ab; denn eben die Scharmzeit ist auch die beste Zeit zum Honig sammeln, und der Stock nimmt täglich an Gewicht zu, wenn die unnöthigen Vielfresser beseitiget sind.

Ich hoffe hiedurch ein hinlängliches Zeichen gegeben zu haben, daß unser Verein noch lebe und rüstig sein Ziel verfolge. Sollte ich die Geduld manches Lesers zu sehr in Anspruch genommen und ermüdet haben, so bitte ich um gütige Entschuldigung, es war nicht so gemeint; meine Absicht war und wird immer sein durch dieses Organ so wie sonst, dem Allgemeinen nützlich zu werden.

Joh. Foith,
Prediger in Heldsdorf.
Actuar des Vereins.

Ein Schuldgefängniß.

Skizze aus dem Leben von Herrmann Walden.

(Schluß.)

6.

Wieder war es Herbst und der Wind trieb die abgestorbenen Blätter durch die Straßen, wieder war es feucht und neblig, und die Erde hatte ihr Sterbekleid angezogen, und wieder standen die kleinen Fenster des Schuldgefängnisses N. . weit geöffnet. —

Es war Alles in demselben noch wie ein Jahr vorher, wo wir diese Erzählung eröffneten, die Treppen in ihm noch so eng und finster, die Zimmer noch so klein und dumpfig, und die Atmosphäre in ihnen noch so ungesund. Alles hatte in ihm noch sein früheres trübes Kerkeraussehen behalten, und die Eisengitter an den Fenstern schienen nur noch finsterer auf die Straße hinabzublicken. —

Nur die Bewohner dieses Gefängnisses hatten gewechselt, wie die vorüberziehenden Bilder einer Laterne magica. Die früher darin geweint und gebuldet hatten, hatten Anderen Platz gemacht, und nur Wenige von ihnen waren zum zweitenmale in diese enge Mauern zurückgekehrt.

Aber unter diesen Wenigen finden wir einen unserer früheren Bekannten; es war der kranke Kaufmann, der nur kurze Zeit das Glück der Freiheit hatte genießen können. Jetzt war er schon wieder seit einigen Monaten gefangen, aber wir finden ihn nicht mehr so träb wie ehedem, er war im Gegentheile der lustigste Gesellschafter im Gefängnisse, und Alle hatten ihn lieb wegen seiner launigen Einfälle und wegen des freundlichen Zuvorkommens, das er gegen alle Neuangekommenen übte.

Einige von den Gefangenen sagten, er hätte sich bereits an die Gefängnißluft gewöhnt, und sie hatten Recht. Singt doch selbst die Nachtigall in ihrem Käfig ihre traurigen Liebeslieder, wenn sie sich erst an diesen Käfig gewöhnt hat, warum sollte ein Mensch nicht im Gefängnisse singen und lustig sein, um wenigstens den Gram und den Schmerz zu verscheuchen, warum sollte er nicht lustig sein und lachen, um, wenn ihn trübe Gedanken überkommen, und er weinen

Digitized by Google

muß, sagen zu können, seine Laune habe ihm die Thränen ins Auge getrieben. Er lügt dann nicht einmal!

Aber noch einen unserer früheren Bekannten finden wir im Schuldgefängnisse wieder. Es ist Herr B., der reiche Kaufmann.

Gläubiger und Schuldner hatten eine Stube bekommen, und die Mitgefangenen sagten: Herr Scholz sei immer am fröhlichsten, wenn er Herrn B., seinen jetzigen Leidensgefährten, betrachte. Sonst waren Beide gute Stubennachbarn, nur hatte der Gläubiger manchmal viel von dem Witze seines Schuldners zu leiden.

Herr B. war bankerutt, er konnte und wollte auch nicht zahlen, Seine große Haushaltung ging indeß fort, und seine zärtliche Gattin, der er pro forma sein ganzes Vermögen verschrieben hatte, kam täglich in ihrer eleganten Equipage vor dem Gefängnisse vorgefahren.

Es war, wie wir schon oben bemerkt haben, ein trüber Herbsttag, von den nahen Kirchthürmen trug der Wind den Schall der Glocken herüber, welche die zehnte Morgenstunde verkündeten, und vor dem Schuldgefänisse hielt eine prächtige Equipage, es war die der Madame B.

Der Inspektor ging langsam mit seinem großen Schlüsselbunde die Treppe hinauf, die gewöhnliche Frei- und Besuchsstunde der Gefangenen war vorüber, er wollte die Thüren schließen.

Als er dieses Geschäft an mehreren Zimmern verrichtet hatte, kam er in die Stube unserer Gefangenen.

„Zehn Uhr!" rief er herein, Niemand hörte, die Schuldgefangenen hatten sich dicht an das Fenster gedrängt, an das sie ein seltsames Schauspiel gelockt hatte.

„Zehn Uhr!" rief der Inspector nochmals, — Keiner antwortete, und er trat ebenfalls in das Zimmer, um zu sehen, was auf der Straße vorgehe.

Unten kam langsam ein Wagen vorübergefahren, es war ein Transport Gefangener darauf, welche in ein entfernt gelegenes Zuchthaus gebracht wurden. Es mußten arge Verbrecher unter ihnen sein, denn vor und hinter ihnen saßen Soldaten, welche geladene Gewehre neben sich stehen hatten.

Drüben am gegenüberstehen Hause saß seit einigen Wochen eine Wahnsinnige, eine blasse, bettelnde Frau, die den Vorübergehenden von ihrem todten Kinde erzählte, und um eine Gabe für die lebendigen bat, weil auch diese sonst verhungern müßten.

Als der Wagen mit den gefangenen Verbrechern vor dem Schuldgefängnisse vorbeifuhr, richtete sich einer derselben starr in die Höhe, er blickte das Haus mit trüben, weinenden Augen an, — er hatte dort das Grab seines Lebensglückes gefunden.

Es war der arme Tischler.

Als er so als ein überführter Verbrecher, eines Mordanfalls geständig, von seinem Wagen auf das Haus sah, dessen finstere Eisengitter ihm schon vor einem Jahre so drohend entgegenblickt hatten, zogen an seinem Gedächtnisse die Bilder der Vergangenheit in leuchtenden, bunten Farben vorüber, sie waren nicht mehr wirr und verwischt wie ehedem, sie standen klar und gräßlich vor seiner Seele.

Da war der Executor neben ihm, er hatte die Schwelle des Unglücks noch nicht überschritten, er wollte entfliehen — und wurde gewaltsam hineingestoßen, dann kam sein Leiden im Schuldgefängniß, und seine Entlassung aus demselben sein todtes Kind, seine verrückte Frau, seine Verzweiflung und seine Rache, zuletzt, ganz zuletzt — die traurige Gegenwart, und eine noch traurigere Zukunft.

Wie der Tischler sich erhob, um das Gefängniß noch einmal zu sehen, das seine Zukunft begraben hatte kam der Transportwagen an dem blassen Bettelweibe vorüber.

Die arme Wahnsinnige sprang schnell von ihrem Sitze auf, und starrte mit ihren großen, glanzlosen Augen den gefesselten Tischler an.

Der Verstand schien für einen Augenblick in ihr vom Schmerz zerrüttetes Gehirn zurückzukehren, der Wagen war schon an ihr vorbei, sie wollte ihm nacheilen, — „August! August!" rief sie mit schmerzerstickter Stimme, dann stürzte sie leblos zusammen.

Der Tischler hatte den Schmerzensruf gehört, er drehte sich schnell um, dann sank er sprachlos auf seinen Strohsitz zurück; er hatte in der wahnsinnigen Bettlerin seine Frau erkannt.

— — — — — — — — — — — —

Droben im Schuldgefängnisse deutete Scholz, der kranke Kaufmann, auf das unten vorgehende Schauspiel, und mit erstickter Stimme sich zu Herrn B. wendend, sagte er, „das ist Ihr Werk!"

„Zehn Uhr!" rief der Inspector in gemessenem Tone.

Madame B. entfernte sich, der Inspector schloß das Zimmer, und nach einigen Minuten hörte man den fortrollenden Wagen der Frau des bankerutten Kaufmanns.

Fabel.

Der Zwerg und der Riese.

Ein Zwerg sagte zum Riesen: ich habe mit dir gleiches Recht. Der Riese erwiderte: Freund! das ist wahr: aber du kannst in meinen Schuhen nicht gehen.

Verlag von Johann Gött und Wilhelm Nemeth. — Druck: Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

NATIONAL-BIBLIOTHEK WIEN

Digitized by Google

ÖSTERREICHISCHE
NATIONALBIBLIOTHEK

ÖNB

+Z136

P. 38

Digitized by Google